

Frankfurter zeitgemäße Broschüren.

Herausgegeben

von

Dr. Johann Michael Raich.

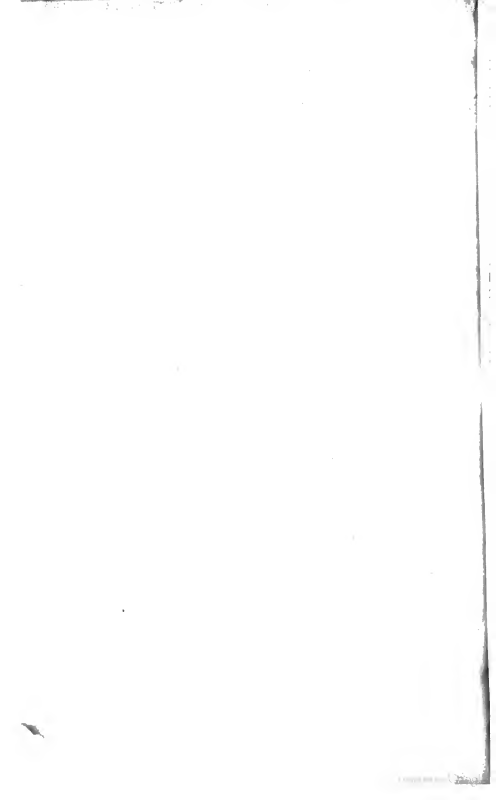
Neue Folge.

Band XII.

Frankfurt a. M. und Luzern.
Druck und Verlag von A. Foesser Nachfolger.
1891.

Inhaltsverzeichniß.





Reichensperger—Janssen

und

der Kunsthistoriker Prof. Doctor Wilh. Lübke.

Zur Kennzeichnung neuester Kunstschriftstellerei, namentlich in Sachen der im sechzehnten Jahrhundert in Deutschland eingeführten „antikisch-wälschen Kunstmanier", genannt „deutsche Renaissance."

Ego sum Phaëton.
Wilhelm Lübke's Erklärung (vgl. unsere Angabe S. 19).

Man „erfüllt nur eine vaterländische Pflicht", wenn man „einen Mann, dessen Wirksamkeit vom Uebel ist, auf seinen Nennwerth zurückzuführen und möglichst unschädlich zu machen" sucht.
Ludwig Pfau, Zur Charakteristik des Herrn Lübke (Stuttgart 1884) S. 7.

Der „große" Kunsthistoriker Professor Doctor Wilhelm Lübke ist einmal vor einer langen Reihe von Jahren zum Beweise seiner Freisinnigkeit und aufgeklärten Kunstanschauungen in Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst gegen den „ultramontanen" August Reichensperger zu Felde gezogen, um dessen verderbliche Wirksamkeit auf künstlerischem Gebiete zu brandmarken. Reichensperger blieb ihm die Antwort nicht schuldig. In dem Organ für christliche Kunst wies er den phrasenreichen Kunstschreiber derb zurück und stellte, wenn Lübke noch weitere Invectiven vorbringen werde, die Veröffentlichung von Briefen in Aussicht, in welchen derselbe beim Beginn seiner Laufbahn mehrfach um seine Protection nachgesucht habe. Daraufhin hüllte sich Lübke in vieljähriges beredtes Schweigen. Erst vor Kurzem hat er dasselbe gebrochen und in einem Feuilleton der Berliner Nationalztg. Nr. 374 unter der Ueberschrift „Ultramontane Kunstforschung" von Neuem eine Lanze gegen Reichens-

perger eingelegt. „Unbeschadet des Respektes", höhnt er, „den ein guter Katholik doch vor einem Priester haben sollte", sei Reichensperger wider einen „würdigen Priester aus Oesterreich", der „die verlästerte Renaissance in Schutz genommen" habe, aufgetreten. Es handelt sich dabei um einen Aufsatz Reichensperger's in der Zeitschrift für bildende Kunst, in welchem eine Broschüre dieses würdigen Priesters: „Ueber eine Kunstanschauung", des Näheren gekennzeichnet und überhaupt die ganze Schwärmerei der modernen Renaissanceanbeter gebührend charakterisirt wurde. Dadurch fühlte sich Lübke in's Herz getroffen und er griff zur Feder, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß Reichensperger von seinem Artikel in der Nationalzeitung niemals Kenntniß bekommen werde. Außer mit diesem aber macht sich Lübke noch mit einem viel schlimmeren Finsterling zu thun, nämlich mit Janssen, der im sechsten Bande seiner ‚Geschichte des deutschen Volkes' sehr eingehend die verhängnißvolle Einwirkung der sogenannten Renaissance oder vielmehr der in Deutschland einführten „antikisch-wälschen Kunst" auf das deutsche Kunstleben und Kunstschaffen dargestellt und sich sogar nicht entblödet hat, in einer ziemlichen Anzahl von Anmerkungen auf Herrn Lübke's eigene Kunstschriftstellerei einige unliebsame Streiflichter zu werfen. Die Strafe dafür durfte nicht ausbleiben. Unfähig, Janssen's lediglich auf Thatsachen gegründete Darstellung sachlich zu widerlegen, warf sich Lübke nach berühmten Mustern auf's Schimpfen und Denunciren. Rechnend auf einen Leserkreis, der die ‚Geschichte des deutschen Volkes' nicht aus eigenem Studium kennt, erklärt er: Janssen habe „das ganze Werk der Reformation" für eine „That Belial's" ausgegeben und ebenso die „Renaissance" für „ein Werk des Teufels"; er sei ein Gesinnungsgenosse „des braven Tartüffe", voll grober Unkenntniß oder „großer Perfidie" u. s. w. Gemeinsam sind Reichensperger und Janssen in seinen Augen „arme blinde Tröpfe", welche „im Sinne des unsterblichen Münchhausen (!) gegen Windmühlenflügel kämpfen" u. s. w. „Lassen wir sie", sagt Lübke, „in ihrer selbstgewählten Blindheit; offenbar kommen sie sich darin ganz besonders gottwohlgefällig vor; warum sollten wir sie in diesem geistreichen Vergnügen stören?" Er stört sie aber doch, weil sie nicht allein „arme blinde Tröpfe" sind, sondern auch zu den „Ultramontanen" gehören, welche „den Staat und unser ganzes Culturleben bedrohen."

Sehen wir nun einmal zu, was diese culturbedrohlichen „armen blinden Tröpfe" dem lichten Schatzbewahrer ächter Kunst

und Cultur erwidern können, und geben wir zunächst Reichensperger das Wort.

I.

„Von einer längeren Reise heimkehrend," schreibt Reichensperger in dem Sonntagsblatt der Berliner Germania vom 3. August dieses Jahres, „fand ich in diesen Tagen die Nr. 374 der National-Zeitung. Unter der Ueberschrift: ‚Ultramontane Kunstforschung' läßt sich in derselben aus Anlaß einer, zwischen dem Professor Graus in Graz und dem Unterzeichneten stattgefundenen Polemik, betreffs des Charakters der Renaissance, der Kunstschriftsteller W. Lübke vernehmen. Er bezeichnet jene Polemik als „eine neue Auflage des Froschmäusekrieges, einen Streit de lana caprina" und begreift nicht, wie „anscheinend vernünftige Männer sich damit abgeben können, gegen Windmühlen zu kämpfen, mit blindem Eifer den Mond anzubellen." Dem Bilderreichthum, in welchem die Phantasie des Herrn Lübke sich da ergeht, alle Anerkennung zollend, kann ich nicht umhin, meiner Verwunderung darüber Ausdruck zu geben, daß derselbe, im weiteren Verfolge von seiner olympischen Höhe herabsteigend, auf das eifrigste sich an dem „Froschmäusekrieg" betheiligt. Unzweifelhaft als Frosch, schon im Hinblick auf dessen bevorzugtes Organ, führt er Stoß auf Stoß gegen die armen Mäuse. Die Stöße treffen aber nur einen von ihm geschaffenen Popanz. In der Hitze des Kampfes nimmt man es leicht nicht besonders genau mit den Mitteln. So jedenfalls Lübke mit der Wahrheit. Er bezichtigt uns Ultramontane des „Versuchs, Schande zu werfen auf jene gewaltige Renaissanceperiode, welche die höchsten Namen der Kunstgeschichte (folgt ein Dutzend Namen von italienischen Illustrationen, zumeist aus der Periode der Früh-Renaissance, mit dem Zusatz: „und viele Andere") zu Vertretern" habe. Dieser Vorwurf, welchem wo möglich noch stärkere gleicher Art sich beigesellen, ist einfach ein Phantasieprodukt, gelinde ausgedrückt, des Herrn Lübke. So ziemlich das gerade Gegentheil davon ergiebt meine, seitens desselben angefochtene Streitschrift gegen Graus. Mehrmals findet sich darin betont, daß sie nur bezwecke, die Wiedergeburtskunst als dem Geiste und der Tradition der Kirche entfremdet, der heidnischen Antike bald mehr, bald weniger sich zuneigend, zu kennzeichnen. In den Augen des Herrn Lübke und der großen Mehrzahl unserer Kunstliteraten kann Letzteres ihr ja aber nur zur Ehre, wahrlich nicht zur „Schande" gereichen. Wörtlich habe ich erklärt, ich sei „weit davon entfernt, zu behaupten, daß nicht sehr

Anerkennenswerthes, in seiner Art Vollendetes, Reizvolles, namentlich während der Periode der Früh-Renaissance, geschaffen worden" sei. Von all' den großen, seitens des Herrn Lübke namhaft gemachten Meistern habe ich nur auf zwei, Michelangelo und Raphael, hingewiesen und betreffs derselben gesagt, daß deren Verirrungen auf Grund ihrer seltensten Genialität zu entschuldigen seien.[1]) Herr Lübke ging anscheinend von der wohl begründeten Annahme aus, daß die Leser der National-Zeitung die Zeitschrift für christliche Kunst, welche mir als Organ gedient hat, nicht zu Gesicht bekommen würden.

Soviel zur Charakterisirung der ersten Hälfte des Lübke'schen Elaborates. Darauf im Nu ein ganz anderes Bild. Auf die idyllische Landschaft, mit der Windmühle im Vordergrund, lagern sich schwarze Gewitterwolken, die nur „anscheinend vernünftigen" Mondanbeller und Streiter um des Kaisers Bart verwandeln sich in finstere Verschwörergestalten. „Wer, wie der Unterzeichnete im Katholicismus aufgewachsen ist", so läßt sich Herr Lübke vernehmen, „der kennt auf das Genaueste jenes rastlos fortschreitende Unterminiren, jene consequente Maulwurfsarbeit, mit welcher der Staat und unser ganzes Culturleben bedroht ist." Das lautet ganz wie eine Selbstanklage des Herrn Lübke. In dieser Annahme finde ich mich bestätigt durch meine Rückerinnerung daran, daß Herr Lübke sein zu Anfang der fünfziger Jahre erschienenes Erstlingswerk ‚Die mittelalterliche Kunst in Westfalen', wie ich aus seinem Munde weiß, dem damaligen Bischof von Münster, Herrn Müller,

[1]) Wenn Herr Lübke annimmt, erst seit den vierziger Jahren sei von Ultramontanen von solchen Verirrungen geredet worden, so wird wohl Folgendes schon zur Widerlegung dieser Annahme genügen. Im Jahre 1811, bald nach seinem ersten Eintreffen in Rom, schrieb Peter Cornelius in einem Brief an seinen Freund Heinrich Mosler (abgedruckt in der Köln. Zeitung 1867 Nr. 142): „Ich sage Dir und glaube es fest, ein deutscher Maler solle nicht aus seinem Vaterland gehen. Lange mag ich nicht unter diesem warmen Himmel leben, wo die Herzen so kalt sind; ich fühle es mit Schmerz und Freude, daß ich ein Deutscher bis ins innerste Lebensmark bin. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß hier viel an Kunstmitteln zu holen ist, aber auch die Verführung ist hier, und zwar die feinste; im Raphael selbst liegt das gefährlichste Gift und ein Empörungsgeist in höherem Maße, als ich gedacht hatte. Man könnte blutige Thränen weinen, wenn man sieht, daß ein Geist, der das Allerhöchste, gleich jenen mächtigen Engeln am Throne Gottes, geschaut, daß ein solcher Geist abtrünnig werden konnte." So stark hat sich meines Wissens noch kein Ultramontaner unserer Zeit über Raphael ausgesprochen.

als seinem Gönner und Förderer, zu widmen beabsichtigt hatte.[1]) Auch mir ward der Vorzug zu Theil, daß er meine Beihilfe in Anspruch nahm, obgleich ich damals ebenso ultramontan gesinnt war, wie jetzt, und namentlich der Renaissance gegenüber meine heutige Stellung einnahm, wie dies meine in jener Zeit erschienenen Schriften [2]) darthun. Was immer aber Herr Lübke in seiner Jugend als Ultramontaner gesündigt haben mag, jedenfalls verschuldet man ihm das Zeugniß, daß er dafür gründlich Buße gethan, es an sich nicht hat fehlen lassen, um dem Ultramontanismus den Garaus zu machen. So auch jetzt wieder. Insbesondere denuncirt er im weiteren Verfolge seines Artikels die ultramontanen Kunstschriftsteller als Mitschuldige an besagtem verderblichen Vorgehen gegen den Staat und unser ganzes Culturleben. Die ultramontane Kunstgeschichtschreibung, so sagt er u. A., habe sich „die Aufgabe gestellt, auf diesem so wichtigen Gebiete dieselbe Parteilichkeit und einseitige Tendenzsucht walten zu lassen, wie in der Darstellung der politischen Geschichte." Als Hauptstreiter wird der Historiker Johannes Janssen namhaft gemacht, hier im Hinblick auf den im 6. Band seiner ‚Geschichte des deutschen Volkes' enthaltenen Abschnitt über den Zustand der deutschen Kunst während des 15. und 16. Jahrhunderts. Um die Rohheiten und Gemeinheiten dieser Periode zu beschönigen, stellt Lübke unsere Zeit als eine „zimperliche, prüde, geleckte, wohlerzogene" uns vor Augen. Er selbst zeigt sich in der Art, wie er mit den Ultramontanen, ganz insbesondere mit Janssen, umspringt, hocherhaben über diese Zeitschwächen. Schon im Eingange des Artikels gießt er die volle Schaale seines Zornes über den letzteren aus. Im weiteren Verfolge erschöpft er sich so zu sagen in denselben herabwürdigenden Prädikaten. Mit deren Aufzählung will ich den Leser verschonen."

„Für meinen Freund Janssen", fährt Reichensperger fort, „ist solche Art übrigens nichts Neues und läßt ihn sehr kalt. In dem Maße, in welchem sein großes Werk bei den unbefangen Urtheilenden, wahrhaft Gebildeten Anerkennung und Verbreitung fand, mehrten sich die Angriffe auf dasselbe von Seiten solcher, deren

[1]) Nachdem Herr Lübke zu Kugler, dem damaligen Decernenten für die Kunstangelegenheiten im Cultusministerium, in Beziehung getreten war, änderte er seine obengedachte Absicht dahin, daß er das Buch dem genannten Herrn und dem Kunsthistoriker Schnaase widmete.

[2]) Meine in erster Auflage 1853 erschienene Schrift: ‚Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart' und die 1854 erschienene: ‚Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst'.



Geschichtsanschauung durch die von Janssen ans Licht geförderten Thatsachen als eine falsche sich herausstellte. Nachdem mehrfach versuchte wissenschaftliche Widerlegungen in allem und jedem gescheitert waren, verlegte sich ein Theil der Widersacher auf das Verunglimpfen der Person des Historikers. In dieser Beziehung leistet nunmehr Herr Lübke das Aeußerste. Es ist dies um so befremdlicher, als sein eigenes schriftstellerisches Renommée sich auf sehr schwache Füße gestellt findet. Als Beleg hierfür sei eben nur eine 1884 unter dem Titel: ‚Zur Charakteristik des Herrn Lübke' erschienene Schrift von Ludwig Pfau bezogen, welchen Herr Lübke wohl als einen der hervorragendsten Kunstkritiker wird gelten lassen müssen, der gewiß des Ultramontanismus durchaus unverdächtig ist, übrigens auch noch vier andere Kunstautoritäten als Eideshelfer namhaft macht. Die Schrift bezweckt, wie Pfau sagt, ‚den Mann, dessen Wirksamkeit vom Uebel ist, auf seinen Nennwerth zurückzuführen'. Ich versage mir die Mittheilung einer Blumenlese aus derselben, wie piquant solche auch sein würde. Nur das Bouquet, welches zum Schluß dem Herrn Lübke gewidmet wird, mag hier Platz finden. ‚Herr Lübke', so heißt es da, ‚verfügt über das große seit Jahrhunderten angesammelte Material der Kunstliteratur; er besitzt Kenntnisse, die man sich durch Lesen, Sehen und Reisen erwerben kann, und weiß dieselben in handwerksmäßiger Weise auszubeuten. . . . Ohne Zweifel erfüllen die Schriften des Herrn Lübke als Schul- und Nachschlagebücher ihren Zweck, sie stehen auf der Höhe guter Conversationslexika und sind als solche ganz brauchbar für ihre Specialitäten. Mit Hülfe des heutzutage vorliegenden Materials könnte es einem gewitzten, stilfertigen Obergymnasiasten nicht allzu schwer fallen, Vorlesungen à la Lübke mit den schönsten Tiraden über die Vortrefflichkeit der großen Meister und die Herrlichkeit ihrer Werke zusammen zu klauben. . . . In all' den Bänden, die Herr Lübke aufgehäuft hat, ist weder eine neue Idee, noch ein eigener Gedanke zu finden, nichts als dasselbe fade Schönheitswasser, dasselbe eau de Lübke, in dem alles ertränkt ist.' So Ludwig Pfau.

„Ungefähr das letzte Fünftel von Lübke's in Rede stehendem Artikel bezweckt ein Reinwaschen der Reformation von der Schuld (Janssen behauptet nur deren Mitschuld) am Verhalten der Kunst während der oben gedachten Periode, sowie eine Vertheidigung derselben gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit und Unfläthigkeit. In letzter Beziehung meint Herr Lübke, unser heutiges Schicklichkeitsgefühl ‚dürfe

man nicht als Maßstab für die Leistungen einer Zeit anrufen, die einen ganz anderen Katechismus des Wohlanständigen besessen habe.' Leichter noch nimmt er es mit den Nudidäten-Malern und -Meißlern jener Zeit. ‚Die unbekleidete menschliche Gestalt', sagt Lübke, ‚habe Gott bekanntlich nach seinem Ebenbilde erschaffen, und mit Recht werde es stets eine der höchsten Aufgaben der Kunst sein, sie dem Schöpfer mit aller Versenkung in die Schwierigkeit dieser Aufgabe nachzuschaffen.' Stehe dem Herrn Janssen das Werk des Schneiders höher, als die Schöpfung Gottes, so will er seiner Anschauung diese Geschmacklosigkeit nicht verdenken Ueber jene besondere renaissanceistische Art der Gottesverehrung will ich mit Herrn Lübke nicht rechten, ebensowenig fällt es mir ein, die so gründlich eingehenden Darlegungen Janssen's gegen die von Herrn Lübke hingeworfenen Sätze oder Redensarten in Schutz zu nehmen. Dem Ruhm Janssen's und der Werthschätzung seines Werkes werden dieselben keinen Eintrag thun."

„Zum Schluß glaube ich noch dem Professor Johann Graus gegenüber meinem Beileid darüber Ausdruck geben zu sollen, daß Herr Lübke im Eingang seines Artikels ihn als seinen Verbündeten in Sachen der Renaissance freundlichst willkommen heißt."

Soweit Reichensperger. Mehreres von ihm über Herrn Lübke's Kunstgebahren nur kurz Angedeutete wollen wir später im Einzelnen näher ausführen, zuerst aber noch aus der erwähnten Broschüre des gewiegten Kunstkritikers Ludwig Pfau einige weitere Stellen mittheilen, und zugleich hören, welches Zeugniß ein anderer deutscher Kunsthistoriker, Hermann Riegel, dem Herrn Lübke ausgestellt hat.

II.

„Ein Schönsprecher und Vielschreiber", betont Pfau, „ausgestattet mit jener Beredsamkeit, von welcher Strauß sagt, sie wisse immer noch Worte zu finden, wenn ihr längst die Gedanken ausgegangen, hat Lübke eine Anzahl von Geschichten, Handbüchern, Grundrissen, Leitfäden, Sammelsurien und Lobspenden aller Art geliefert, wovon immer das eine dem andern aus dem Leibe wächst wie jene niederen Organismen, welche, der Zeugungskraft entbehrend, sich durch Theilen und Sprossen in's Endlose vermehren." „Wie beim Wurstler, der seine ausgebeinten Fleischbrocken klein hackt und in Därme füllt, wie beim Garkoch, der über jeden Braten dieselbe Sauce gießt, ist auch bei Fabrikation solch' geschriebener Schwartenmägen der Verdienst gewöhnlich größer als das Verdienst. Herr Lübke ist weder Philosoph, noch Aesthetiker, noch Historiker, und mit

dem geistigen Inhalte seiner „Elaborate" ist es karg bestellt. Wo er philosophische Fragen streift, macht sich augenblicklich bemerklich, daß er nur Schulphrasen nachspricht, ohne in das Wesen der Begriffe eingedrungen zu sein; wo er Geschichte docirt, wiederholt er blos, was andere vor ihm gesagt haben, und ohne ihm eigenes Forschen zuzumuthen, bemüht man sich vergeblich, eine Spur von neuen Gesichtspunkten oder eigenthümlichen Auffassungen in seinen Arbeiten zu entdecken." Bei der Lektüre von Lübke „bleibt so viel wie nichts in Herz und Gemüth zurück; das Gedächtniß selber wird rebellisch gegen das monotone Geplätscher dieses rhetorischen Wasserfalls, und sogar der Verstand weiß zuletzt nicht mehr, was mit Dingen anzufangen, die weder Hand noch Fuß haben und nirgends zu packen sind. Ein solches Gebräu ist keine gesunde, naturwüchsige Nahrung, das ist ein chemisches Präparat, das weder den Durstenden tränkt, noch den Hungernden speist, sondern den Magen zum Besten hat."

„Trotz alle dem", schreibt Pfau weiter, „erfreut sich Herr Lübke eines ausgebreiteten Rufes, der allerdings zum Theil eine Frucht seines literarischen Fleißes und eine Folge der Verbreitung ist, welche seine Bücher — gerade als bequeme. nicht allzu tiefgehende Compendien — gefunden haben. Den größten Theil desselben verdankt er jedoch einer mehr geschäftlichen als wissenschaftlichen Rastlosigkeit, mit welcher er den Erscheinungen des artistischen Buchhandels seinen Begleitschein in Form von Textbeilagen, Einleitungen, Vorreden, Empfehlungen und Zeitungsartikeln mit auf den Weg zu geben pflegt. Man kann fast keine Anzeige solcher Bildwerke mehr lesen, ohne auf den Namen Lübke zu stoßen, der sich auf diese Art, ähnlich wie die fortlaufend wiederholten Inserate und Reclamen gewisser Fabrikanten, allen Augen aufdrängt, jedem Gedächtniß einbohrt und schließlich eine gewisse Notorietät erlangt, welche mit der Gediegenheit des Fabrikats nichts zu schaffen hat. Eine Zeit lang läßt sich das Publikum die Unterschiebung der Quantität an Stelle der Qualität gefallen; aber früher oder später kommt der Tag der Erkenntniß, und die durch kritiklose Lobhudelei aufgetriebene Ruhmesblase platzt."

Bis jetzt aber ist dieser „Tag der Erkenntniß" noch keineswegs überall angebrochen, obgleich es Herrn Lübke mit seiner Kunstschriftstellerei, Reklamen und Empfehlungen wiederholt schon übel genug ergangen ist, und ihm Dinge vorgeworfen werden konnten und vorgeworfen wurden, welche genugsam geeignet waren, dem Publikum über sein Gebahren die Augen zu öffnen.

So gerieth er einmal in Folge öffentlicher „freundlicher Empfehlung" eines von einer Dame angefertigten „Leitfadens für den Unterricht in der Kunstgeschichte", den er „genauer durchgesehen" haben wollte, in öffentlichen Scandal durch Hermann Riegel, Professor der Kunstgeschichte in Braunschweig, aus dessen ‚Grundriß der bildenden Künste' jener Leitfaden mit Entstellung des Inhalts und Verstümmelung des Stils schülerhaft und halb sinnlos zusammengeschrieben war. Riegel forderte ihn zur Rechenschaft auf, aber statt sich die bewiesene Leichtfertigkeit zu Gewissen zu nehmen, fing Lübke zu schimpfen an, und erhielt nun von Riegel in einem ‚Offenen Brief'[1]) eine gebührende Antwort: „Sie sind wegen eines beispiellosen Benehmens zur Rechenschaft gefordert: und was thun Sie? Sie beschimpfen und schmähen den, der Sie zur Rechenschaft zieht." „Wußten Sie nicht, daß ein kluger Mann den Gegner, der im Rechte ist, nicht durch Schmähungen und Beleidigungen noch mehr in's Recht setzen sollte? Was konnte Sie so verleiten, daß Sie, unter Verleugnung aller Wohlanständigkeit, mit Beschimpfungen und Verdächtigungen meiner Person wider die Macht der begründeten Thatsache und der erwiesenen Wahrheit sich auflehnen konnten?"

Offen und ehrlich wolle er Lübke erwidern und dabei dessen Kunstschriftstellerei bloslegen. Denn „soll darum alles Mark und alle Offenheit, alle Geradheit und Natur, alle Ehrlichkeit aus unserer Sprache verjagt werden, damit die kopflosen Bücherplünderer, die literarischen Communisten, mit den Ruhmeskränzchen ihrer so und so vielten Auflagen geschmückt, sich zwischen den anständigen Schriftstellern breit machen dürfen?" Habe doch Lessing alle, denen noch Sinn für Wahrheit, Ehre und Pflicht innewohnt, aufgerufen, das Schwert nicht in der Scheide zu halten. „Wenn ein so precario, so dolose berühmt gewordener Mann sich mit dem stillen Besitz seiner erschlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwisch, den man zum Meteor hat aufsteigen lassen, nunmehr auch lieber sengen und brennen möchte, wenigstens überall um sich her giftige Dünste verbreitet: wer kann sich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, dessen Umstände es erlauben, ist nicht verbunden, seinen Unwillen öffentlich zu bezeugen?"

Nachdem dann Riegel die ganze Oberflächlichkeit Lübke'scher Schriftstellerei charakterisirt, demselben eine ganze Reihe von stilistischen Fehlern und historischen Verstößen, von gröbsten Un-

[1]) Hannover bei Carl Rümpler, 1874.



richtigkeiten, Kopf- und Sinnlosigkeiten nachgewiesen hat — wir werden später einige derselben kennen lernen — schließt er das Sündenregister mit den Worten: „Ihre Fehler sind nicht die unschuldigen Irrthümer eines redlich strebenden Mannes, sondern es sind die schülerhaften Fehler, die ein leichtfertiger Schnellarbeiter gemacht, und in all den ‚verbesserten und durchgearbeiteten‘ Auflagen immer wieder vorgebracht hat. Oder wollen Sie wirklich noch prahlen, mit welcher Gewissenhaftigkeit Sie gearbeitet, wie Sie nicht Mühe und Zeit gespart haben, als sie jene groben Verstöße gegen die Grundkenntnisse in der Geographie, Geschichte, Mathematik und Physik, jene ästhetischen Gedankenlosigkeiten und Widersprüche, jene logischen Glanzstellen schrieben?“ „Wahrlich,“ ruft Riegel aus, „Sie können niemals sich bemüht haben, sich über das Wesen der Kunst, auch nur in Hinsicht der allernothwendigsten Grundgesichtspunkte, ernstlich zu belehren. Das kann freilich bei einem Schriftsteller nicht Wunder nehmen, der niemals auch nur in ein einziges wahrhaft tief angelegtes und in classischen Formen ausgestattetes Kunstwerk, niemals in das Leben, die innere Werkstätte und die geschichtliche Bedeutung eines einzigen Künstlers mit selbstständigem Geiste und ernster Hingabe eingedrungen ist. Nennen Sie mir eine einzige solche Leistung von Ihnen, eine einzige Leistung, die eine eigene, gereifte und schöpferische Kunstempfindung bekundet: — und ich will Ihnen alle Ihre compilirten Grundrisse, Abrisse, Vorschulen, Geschichten, oder wie sonst die von Ihnen geschriebenen Handbücher heißen mögen, vergeben.“ (S. 2—24.)

„Treffliche Worte,“ sagen wir mit Ludwig Pfau (S. 21), „schwächen wir sie durch keine Randglosse ab.“

III.

Auf eine Herrn Lübke neben seiner Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit „anhaftende schriftstellerische Eigenschaft,“ welche Pfau übergangen, Riegel nur an einer Stelle (S. 24—25) bemerklich gemacht hat, wollen wir, da dieselbe zweifelsohne zu den größten Calamitäten eines Büchermachers gehört, die Aufmerksamkeit unserer Leser noch näher hinlenken, nämlich auf die zahllosen Widersprüche, in welche sich Lübke in all seinen „berühmten“ Elaboraten verstrickt. Nicht mit Unrecht hat ihn der Aesthetiker Vischer einmal „einen Meister in Widersprüchen“ genannt.

Schreibt Ja, schreibt Nein,
Schreibt kreuz und quer,
Ohn' eigene Gedanken.

Holt Phrasen links, holt rechts sie her,
Ohn' festes Urtheil, eignen Grund,
Ist er in stetem Wanken.

Und zwar nicht allein in minderwichtigen, sondern auch in den wichtigsten Fragen.

Zum Beispiel in der Frage: Woher stammt der gothische Baustil?

In den sechziger Jahren citirte Reichensperger in seiner Schrift ‚Eine kurze Rede und eine lange Vorrede über die Kunst‘ folgenden Satz aus einem Artikel Lübke's in der Westermann'schen Monatsschrift: „Der gothische Stil ist keine deutsche Erfindung, sondern ein französisches Fabrikat, der erste brillante Luxusartikel, mit welchem die Werkstätten von Paris (!) das folgsame Abendland überschwemmt haben, das monumentale Denkzeichen der französischen Mode in Europa." Dagegen sagt derselbe Lübke in seiner ‚Geschichte der Architektur‘ (4. Auflage S. 458): in der gothischen Kunstweise spiegele sich das Wesen des germanischen Geistes, der, in seiner ganzen freien Kraft sich fühlend, kühn es unternommen habe, alle bisherigen Schöpfungen an Großartigkeit zu überbieten; zum erstenmal habe sich da die nationale Phantasie völlig frei von den Schranken fremder Formgesetze gefunden. Während der Jahre des Culturkampfes schrieb Lübke in einem Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung den Mangel gothischer Bauwerke in Rom dem Hasse Roms gegen den germanischen Geist zu[1]).

In seinem vollsten Glanze zeigt sich Lübke bezüglich der Entstehung des gothischen Stiles durch einen Ausspruch, den Riegel S. 27 citirt und glossirt hat. „Unter den Germanen", orakelt Lübke, „sind es wieder die beweglichen, erregbaren, neuerungsbegierigen Franzosen, und zwar die stark germanisirten des nördlichen Frankreichs, welche als die Schöpfer des gothischen Stils sich erwiesen haben." Dazu Riegel: „Die Franzosen gehören nach Ihnen zu den Germanen, und dennoch reden Sie von stark germanisirten Theilen dieser Lübke'schen Franzoso-Germanen! Wie kann, wenn das Ganze germanisch ist, ein Theil desselben germanisirt genannt werden? ‚Unter den Pferden sind es wieder die trägen, dummen, beharrungssüchtigen Esel, und zwar die stark mit Pferdeblut gemischten Esel des Maules ....‘ Sie lachen über diesen Blödsinn, und wer lachte nicht mit Ihnen! Und doch ist dieser Satz genau dem Ihrigen

[1]) Vergl. Kölnische Volkszeitung 1890 Nr. 219 I. Bl. Feuilleton.

nachgebildet. O Logica und alle Musen! Kommen Sie noch einmal und pfuschen Sie in die Wissenschaft, Sie, der Sie noch nicht einmal wissen, daß die Franzosen keine Germanen sind. Oder wußten Sie das Richtige doch, und schrieben nur in der Eile leichtfertig und gedankenlos jenen Satz aus irgend einem Buche eines Dritten, den Sie nicht verstanden, zusammen?" Die noch folgenden derberen Zurechtweisungen Riegel's wollen wir aus Mitleid mit Lübke übergehen, dafür aber noch einen andern Punkt berühren, bei welchem sich „der berühmte Kunsthistoriker" ebenfalls in seinem vollen Glanze zeigt.

Wer der richtigen Ansicht ist, daß die katholisch-mittelalterliche Weltanschauung in der Gothik, in deren Geistigkeit, innern Geschlossenheit und unerbittlichen Folgerichtigkeit ihre künstlerische Verkörperung gefunden habe, kann sich auf Lübke berufen. „Die gothische Architektur", sagt dieser im Jahre 1880 in seiner ‚Geschichte der Plastik' (3. Aufl. Bd. 2, 678), „war die reinste Tochter des mittelalterlichen Geistes." Wer dagegen den „gothischen Baustil für einen Vorläufer der Reformation" ausgeben will, kann sich ebenfalls auf ihn berufen, indem er gleichzeitig an einer andern Stelle schreibt: „Mit gutem Fug ist die Gothik als künstlerischer Ausdruck jener Gesinnung zu bezeichnen, die später im Protestantismus sich mächtig Luft schaffte und die Gemüther von dem starren Dogmenbau und der Priesterherrschaft zu befreien suchte." [1])

Von mehreren anderen Beispielen Lübke'scher Widersprüche, welche Janssen verzeichnet, sei folgendes erwähnt. In seiner ‚Geschichte der Renaissance Frankreich's' läßt Lübke S. 182 sich vernehmen: schon seit der spätern Zeit des Renaissancebeförderers Franz I. († 1547) habe „die französische Baukunst die letzten Spuren des Mittelalters abgestreift"; dagegen führt er in demselben Werke S. 289—300 als erstaunlichstes Beispiel „von dem zähen Festhalten am gothischen Stil und von dessen unverwüstlicher Lebenskraft", die nach ihrer Zerstörung durch die Hugenotten seit dem Jahre 1601 „ganz nach mittelalterlicher Anlage und im gothischen Stil" erneuerte Cathedrale von Orleans an. „Man sieht aus diesen Thatsachen", fügt er hinzu, „daß die alten Bauhütten noch lange in Kraft blieben, und daß die Meister der gothischen Kunst, gestützt auf die Anhänglichkeit des Bürgerthums und der kirchlichen Corporationen an den Stil des Mittelalters, denselben gegen die eindringende Renaissance zu behaupten wußten" — also noch 1601 gegen dieselbe Renaissance,

[1]) Citirt bei Reichensperger, Zur neuen Geschichte des Dombaues in in Cöln (Cöln 1881) S. 53.

durch die bereits vor 1547 „die französische Baukunst die letzten Spuren des Mittelalters abgestreift hatte!"

Auch bei einzelnen Künstlern beweist Lübke seine „Meisterschaft in Widersprüchen", z. B. bei dem Straßburger Baumeister Wendel Dietterlein. Ueber dessen „Architectur und Austheilung der fünf Säulen", von welcher der Kunstforscher J. Waßler behauptet: die italienische Kunstliteratur habe kein Buch aufzuweisen, das diesem „in Uebertreibungen und Extravaganzen nur im Entferntesten nahe käme", Dietterlein sei „ein wahrer architectonischer Höllenbreughel", spricht sich Lübke in seiner ‚Geschichte der Renaissance in Deutschland' (2. Aufl., Bd. 1, S. 170) zuerst ähnlich wegwerfend aus. Er eifert gegen Dietterlein's „wahren Hexensabbath des in der schönsten Blüthe der Flegeljahre sich befindenden Barockstils." Aber für diesen Hexensabbath des protestantischen Baumeisters macht er keinen Geringern verantwortlich als — den Jesuitenorden. „Es war die Zeit", schreibt er, „da der Jesuitenorden für den neu aufgewärmten Katholicismus alle Mittel, erlaubte und unerlaubte, in Bewegung setzte. Die schwülen Ausgeburten des Barocco paßten trefflich in diese Richtung." Die Jesuiten also trugen wohl Schuld daran, daß Dietterlein in seinen „Extravaganzen" Hirschfüße aus einem Hermenpfeiler herauswachsen läßt, während der Kopf eines Hirsches mit Geweihen nebst einem Jagdhorn als Capitäl dienen muß; daß er Pilasterhermen als Bauern erscheinen läßt, mit einer Weinbütte so umkleidet, daß nur die Füße mit Holzschuhen und der Kopf mit einem Handfaß als Capitäl herausschauen; daß ein andermal ein feister Koch bei ihm als Atlant erscheint, welcher als Capitäl zwei Schüsseln auf dem Kopfe trägt, am Gürtel zwei Bündel mit Schnepfen u. s. w. Solche Speisen verlangte wohl „der aufgewärmte Katholicismus"! Jedoch nicht überall feiert Dietterlein bei Lübke seinen jesuitischen Hexensabbath. Hundert Seiten später (S. 270) schreibt er blos „einflußreiche Kunstwerke", und S. 376 avancirt er sogar „zu den tüchtigsten Künstlern der Zeit"! — etwas bedenklich für Herrn Lübke, da der Leser, der sich noch des Dietterlein'schen Hexensabbaths erinnert, auf die Vermuthung kommen könnte, die Jesuiten hätten auch bei seinem Avancement „zum tüchtigsten Künstler" hilfreiche Hand geleistet.

Am köstlichsten ist, was Janssen an sich direct widersprechenden Aeußerungen Lübke's über den Geist und die Schöpfungen der „Renaissance" beibringt. Wir wollen einige dieser Aeußerungen neben einander drucken:

Lübke:[1]

Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts „hat alle nationale Selbstständigkeit in der Kunst für lange Zeit ein Ende erreicht. In Ermangelung der wahren Gesetze der Kunst lehnte man sich an die falschen Vorschriften des Manierismus. Die Affektation entsprang im letzten Grunde daraus, daß die Kunst nicht mehr mit dem Volksgeiste zusammenhing. Geistige Interessen gab es nur noch in den höheren Kreisen der Gesellschaft. Losgelöst vom Boden des Volksbewußtseins mußte dieses geistige Leben in sich selbst vertrocknen. Die Kunst am meisten; denn sie bedarf der Erfrischung aus den Fluthen des Gesammtlebens. Jetzt wurde sie vornehm, höfisch, diente nur der Verherrlichung der Macht. Daher Mangel an Ideen, Ueberfluß an Phrasen; daher Kälte u. ein äußerliches Spiel mit Formen ohne Seele."

Lübke:[2]

Was der „deutschen Renaissance" abgeht „an künstlerischer Harmonie, an organischer Durchbildung, an ewig gültiger Gesetzmäßigkeit," das ersetzt sie „reichlich durch eine geradezu unerschöpfliche Fülle, Mannigfaltigkeit, Frische und Lebenskraft. So viel auch Italien, Frankreich und die Niederlande damals auf unsere Kunst eingewirkt haben, so ist sie doch von einer originalen Kraft, daß sie alles in eigenes Fleisch und Blut verwandelt und von etwa 1530 bis zum Ausbruch des unseligen dreißigjährigen Krieges eine Welt der mannigfaltigsten Schöpfungen hervorbringt, in denen eine wahre Lust am Schaffen, ein fröhliches Gefühl, ein kraftvolles Behagen" u. s. w.

Welche von diesen sich direkt widersprechenden Aeußerungen über die Renaissance sind nun die richtigen?

IV.

Lübke's lobhudelnde, oben rechts mitgetheilte Angaben finden sich in einem Artikel desselben in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung 1887 No. 357; in derselben Zeitung spendete Lübke vor Kurzem den neuesten kunsthistorischen Arbeiten von R. Dohme und W. Bode (in der Geschichte der deutschen Kunst, Berlin 1885—1889) reiches Lob und that nicht anderes, als stimmten dieselben

[1] Bei Janssen VI, 88 Anmerkung.

[2] Bei Janssen VI, 109 Anmerkung.

in ihren Anschauungen über „deutsche Renaissance" mit ihm überein. Nun schreibt aber Dohme, diese Kunst mit der des Mittelalters vergleichend: „Die mittelalterliche Entwickelung ergibt ein Bild fortschreitenden Ausreifens einem bestimmten Ziel zu, an dessen Verwirklichung die Künstler der verschiedenen Zeiten und Gegenden unbewußt arbeiten. Mit der Renaissance aber tritt an Stelle dieser Zielstrebigkeit ein planloses Umhertasten. Ganz Deutschland vermag in dieser Zeit nicht ein einziges groß concipirtes und groß durchgeführtes Werk aufzuweisen, wie es unter vielem Andern aus romanischer Zeit etwa die Burganlage Heinrich's des Löwen zu Braunschweig, aus gothischer das Haupthaus des Deutschen Ordens zu Marienburg ist. Die Einwirkung des Kunsthandwerkes auf die architectonische Arbeit wirkt nicht zum Vortheil derselben. Es fehlt dem ganzen Stil der feste, die Ornamentik in bestimmte Bahnen bannende constructive Hintergrund; in der That ist derselbe nur eine willkürliche, die bisherigen Formen verdrängende Decoration, welche mit dem inneren Wesen des jedesmaligen Baues nichts zu thun hat."

Entschiedener noch drückt sich W. Bode aus über das „Schlagwort: Deutsche Renaissance," mit welchem Lübke so viel Unfug getrieben hat. „Man glaubt," schreibt Bode, „in der Architectur und Ornamentik des sechszehnten Jahrhunderts ein echt nationales Element entdeckt zu haben, dessen Entwicklung unsere deutsche Kunst zu neuer eigenartiger Blüte zu führen im Stande sei — eine Täuschung, die gegenüber der Verwilderung, welche sie bereits hervorgerufen hat, schwerlich lange anhalten wird." „Die gefeierte Zeit der Hochrenaissance und die folgende Spätrenaissance ist in Deutschland für die Plastik, um es kurz zu sagen, die Zeit des tiefsten Verfalls: ein allmähliches Ausklingen bildnerischer Thätigkeit in leerer, oberflächlicher Formenschönheit, die schließlich zum Absterben fast aller selbstständigen Triebe derselben führt." Die in Deutschland aus dieser Epoche vorhandenen hervorragenden Denkmäler „wurden fast ausnahmlos von fremden Bildhauern ausgeführt: ein schlagender Beweis für die Unfähigkeit der heimischen Kunst. Schon ein halbes Jahrhundert, ehe Deutschland zum verödeten Tummelplatz des Ehrgeizes und der Kämpfe fremder Herrscher gemacht wurde, anerkennt es unumwunden seine Ohnmacht und Abhängigkeit von der fremden Kunst. Die große Mehrzahl der einheimischen

Arbeiten verdient keiner Erwähnung, geschweige einer eingehenden Würdigung."[1])

So verhält es sich mit der von Lübke gepriesenen „Frische und Lebenskraft" der „deutschen Renaissance", mit ihrer „originalen Kraft, die alles in eigenes Fleisch und Blut verwandelte" und „bis zum Ausbruch des unseligen dreißigjährigen Krieges" ein „fröhliches Gefühl und kraftvolles Behagen" offenbarte!

Die Urtheile so gründlicher Forscher, wie Dohme und Bode, zeigen übrigens in erfreulicher Weise, daß es in Deutschland zu lichten beginnt betreffs der Leistungen des von Lübke und seinen Nachbetern verherrlichten „goldenen Zeitalters der Renaissance", das heißt der an Stelle der alten großartigen einheimischen Kunst eingeschleppten „antikisch-wälschen Manier", welche alles wahre Leben und Kunstschaffen verkümmerte, zerrüttete und schließlich zu Grunde richtete. Bald wird wieder allgemein das Urtheil von Lotz zur Geltung kommen: „Man warf alle die reichen Mittel bei Seite, welche die christliche Baukunst in einer Entwickelung ohne Gleichen während vieler Jahrhunderte errungen hatte. Mit seltenen Ausnahmen entbehren die Werke der ‚Renaissance' des wahren Lebens, der innern Nothwendigkeit und tragen das Gepräge willkürlicher Aeußerlichkeit oder geistloser Nüchternheit."[2])

Schärfer als Dohme, Bode und Lotz hat sich Janssen, den Lübke in der Nationalzeitung an den Pranger zu stellen versucht, über diese Werke „deutscher Renaissance" oder „die Wiedergeburt der Antike" überhaupt nicht ausgesprochen. Was aber die „Renaissance" betrifft, so kann man der Wahrheit nicht ärger in's Gesicht schlagen, als Lübke es thut mit seinem Satze: „nach Janssen ist die Renaissance ein Werk des Teufels".

Man spricht doch nicht über „ein Werk des Teufels", wenn man wie Janssen (Bd. 6, S. 55) schreibt: „Für die italienischen Künstler lag in der ‚Wiedergeburt der Antike' ein gewisser Zauber. Die Anschauungen und Ueberlieferungen der römischen Vorzeit waren in Italien während des Mittelalters nie völlig untergegangen; die vielen noch vorhandenen und im fünfzehnten Jahrhundert neu ausgegrabenen Denkmäler erinnerten überdies lebhaft an die Zeiten der römischen Weltherrschaft; sie wurden als Erzeugnisse der einheimischen,

[1]) Diese Aussprüche sind angeführt bei Janssen VI, 70—72 Anmerkung und 82 Anmerkung 3.

[2]) W. Lotz, Statistik der deutschen Kunst des Mittelalters und des sechzehnten Jahrhunderts Bd. I, 15—16.

durch die Gothik verdrängten Kunst betrachtet. Dieser alten einheimischen Kunst wollte man, so gut wie der alten Literatur, für welche die Humanisten eine unbegrenzte Begeisterung verbreitet hatten, zur Wiedergeburt verhelfen." An einer späteren Stelle, wo Janssen die italienische Renaissance mit der deutschen vergleicht, heißt es S. 60: „In Italien konnte die Vorliebe für ‚die Antike‘ sich auf alte volksmäßige Ueberlieferungen berufen, besaß sie eine gewisse geschichtliche Berechtigung; in Deutschland dagegen fehlte ihr jegliche nationale Grundlage: die neue Kunstweise wurde als eine völlig fremde dem deutschen Wesen aufgepfropft. In Italien war sie unter Führung der bedeutendsten Künstler während ihrer kurzen Blüte reich an Werken gediegener Pracht und vollendeter Technik; in Deutschland hatte sie, wenigstens auf dem Gebiete der hohen Kunst, nicht einen einzigen Meister ersten Ranges aufzuweisen und brachte auch nicht ein einziges Kunstwerk zu Stande, welches an wahrer Größe und Schönheit und an unvergänglichem Werthe mit den vollendeten Schöpfungen der alten einheimischen Kunst einen Vergleich aushalten könnte."

So Janssen über die „Renaissance" als „Teufelswerk".

V.

Was Lübke's Urtheile über die Werke „deutscher Renaissance" im Einzelnen betrifft, so erscheinen seine Ruhmredereien über dieselben nicht selten geradezu lächerlich, wenn man sie mit den Urtheilen tüchtiger und gründlicher Spezialforscher vergleicht. So will er, um nur auf ein einziges Beispiel hinzuweisen, entdeckt haben, daß auf dem von dem Mainzer Erzbischof Albrecht von Brandenburg angelegten Friedhofe zu Halle sämmtliche Pilaster und Zwickelflächen „mit Ornamenten der besten Renaissance" geschmückt sind und überdies noch „eine große Einheit der Ornamentik", eine „erstaunliche Erfindungsgabe" darin sich kund thut. Und was thut sich dort in Wahrheit kund? Das kann man in der im Auftrage der historischen Commission der Provinz Sachsen von G. Schönermark herausgegebenen „Beschreibenden Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler" finden, wo „die gespenstige Magerkeit und Manierirtheit" des von Lübke gefeierten Werkes hervorgehoben wird. „Die Hauptmotive", sagt Schönermark, sind „der Blechtechnik entnommen und in Stein nachgemeißelt. Schrauben, Nieten und Nägel sind nachgebildet, und zwischendurch ziehen sich Schnüre und Gehänge von Blumen, Früchten, Tüchern, auch Figuren, Masken, Unthiere u. s. w. mischen sich in die krausen Formen. Im All-

gemeinen kann die Verzierung, so groß auch ihre Mannigfaltigkeit ist, keinen Anspruch machen, mehr als von handwerklicher Erfindung und Ausführung zu sein." [1])

Ergötzlicher noch gibt der französische Kunsthistoriker Palustre den „célèbre critique allemand" der Lächerlichkeit preis in Bezug auf ein von diesem in seiner „Geschichte der Renaissance Frankreichs" besprochenes Gebäude, welches unter dem Namen „Haus Franz des Ersten" bekannt ist. „Bedauerliche Erfindungen von Restauratoren" des neunzehnten Jahrhunderts hält Lübke für Perlen ächter Renaissance des sechzehnten Jahrhunderts! Ebenso erklärt er die königlichen Bildnisse in sieben Medaillons, Dinger „von einer sehr mittelmäßigen Ausführung", „schlechte unter Carl X. verfertigte Nachahmungen", für eine Schöpfung „des sechzehnten Jahrhunderts". „Das heißt doch", sagt Palustre, „wahrhaftig mehr als billig auf die Gutmüthigkeit seiner Leser bauen; wir kennen wenig Irrthümer, welche dem soeben verzeichneten gleichkämen." Ludwig Pfau, der die Abfertigung Lübke's durch Palustre ausführlich zum Besten gibt, bemerkt dazu: „Der deutsche Compilator, der nicht gewohnt ist, mit eigener Aesthetik und selbständiger Forschung Verschwendung zu treiben, ist zu beklagen, daß er, für einmal, da er sich derartigen noblen Passionen überläßt, mit derselben das Pech hat, die ‚gewissenhafte' deutsche Kritik vor der ‚oberflächlichen' französischen zu blamiren." [2]) Nicht weniger arg ‚blamirt' sich Lübke vor den Franzosen mit seinen Angaben über „deutsche Tapisserien", worüber Pfau S. 15—17 zu vergleichen.

Und wie arg hat sich „der berühmte deutsche Kritiker" nach dem Ausweis des Freiburger Kunsthistorikers F. X. Kraus (in dessen: ‚Kunst und Alterthum in Elsaß-Lothringen," Vorwort zur zweiten Hälfte von Bd. 2, XIX) vor den Italienern blosgestellt! Es ist Lübke, schreibt Kraus, „in seiner Geschichte der Plastik (2. Aufl. S. 383) das Mißgeschick zugestoßen, daß er die um das Bild Christi stehende, jedem A n f ä n g e r in den christlichen Antiquitäten geläufige Inschrift EGO SV̄ AL PHA ET O wundersamer Weise E g o s u m P h a ë t o n las und daran recht m e r k w ü r d i g e E r ö r t e r u n g e n ü b e r d i e M y t h o l o g i e d e r c h r i s t l i c h e n K i r c h e k n ü p f t e." Kein Wunder deshalb, daß „italienische Archäologen demselben seither jede Befähigung absprachen, in Dingen der christlichen Kunstarchäologie überhaupt mitzureden." „Immerhin", meint

[1]) Citirt bei Janssen VI, 86 Anmerkung 2.

[2]) Zur Charakteristik des Herrn Lübke S. 10—14.



Kraus, „sollte Jemand, dem solche Menschlichkeiten begegnen, sich vor Ueberhebung ernstlich bewahren.“

„Ego sum Phaëton“ wäre, scheint uns, ein ganz geeigneter Spruch für das Siegel des Herrn Lübke.

VI.

Wenn Ludwig Pfau an der von Reichensperger angezogenen Stelle[1]) sagt: „Mit Hilfe des heutzutage vorliegenden Materials könnte es einem gewitzten, stilfertigen Obergymnasiasten nicht allzu schwer fallen, Vorlesungen à la Lübke mit den schönsten Tiraden über die Vortrefflichkeit der großen Meister und die Herrlichkeit ihrer Werke zusammenzuklauben“, so kann man dieser Behauptung vollständig beistimmen, man muß aber noch hinzufügen, daß selbst einem „Obergymnasiasten“ eine Ignoranz, oder eine ganz unglaubliche Leichtfertigkeit in historischen Angaben, wie sie bei Lübke häufig zum Vorschein kommt, sehr übel vermerkt werden würde. So hat Janssen zum Beispiel darauf aufmerksam gemacht, daß man nach einer Angabe Lübke's annehmen muß, die Stadt Straßburg sei schon gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts von Deutschland losgerissen und mit Frankreich verbunden gewesen. Der „große Kunsthistoriker“ rechnet es nämlich den Straßburger Meistern jener Zeit hoch an, daß sie „fortwährend noch in lebhaften Beziehungen zu Deutschland gestanden“; einer von ihnen sei sogar nach Stuttgart berufen worden! Wer sich so flott um ein ganzes Jahrhundert irrt, dem könnte leicht einmal etwas Aehnliches zustoßen wie dem Kunstschriftsteller Carl Grün, der es dem Fra Angelico da Fiesole († 1454) sehr übel deutete, daß er bei seinen Arbeiten im Vatican die Werke Rafael's, welche er dort neben sich hatte, nicht besser studirt habe!

Bei einem „gewitzten Obergymnasiasten“, der Vorlesungen à la Lübke halten wollte, müßte man doch voraussetzen, daß ihm aus der Geschichte „der Reformation“ bekannt geworden: im Ulmer Münster seien im Jahre 1531 über 50 Altäre, alle Heiligenbilder an Säulen und Wänden, selbst die zwei prachtvollen Orgeln in schmählichster Weise zerstört worden, — eine der beklagenswerthesten Zerstörungen alter Kunst — Lübke aber rechnet, wie bei Janssen nachzulesen, dasselbe Münster zu denjenigen Kirchen, welche „den alten Bestand ihrer Denkmäler aus dem Mittelalter noch unversehrt bewahren“! Was soll man von einem solchen „Professor der Kunstgeschichte“ sagen?

[1]) Vergl. oben S. 6.



Noch ungleich viel ärgere Verstöße Lübke's, die man kaum einem Tertianer oder Secundaner, geschweige einem Obergymnasiasten, verzeihen könnte, deckt Riegel S. 26—32 auf. Nur drei derselben wollen wir erwähnen.

In seinem ‚Grundriß der Kunstgeschichte' versichert Lübke über China: „Der Buddhaismus begann um das Jahr 50 nach Christus in dem ungeheuren Reiche sich auszubreiten und gelangte allmählich zur ausschließlichen Herrschaft." Wie? fragt ihn Riegel: „Der Buddhaismus ist in China zu einer ausschließlichen Herrschaft gelangt? Haben Sie denn nie von einem Manne Namens Confucius gehört? nie gehört, daß die Lehre dieses Kong-fu-tse die Staatsreligion des chinesischen Reiches ist, der gegenüber die Bekenner des Buddhaismus nichts sind, als eine geduldete Secte? So ein recht geistreicher, gewissenhafter Schriftsteller, wie Sie, schweigt den Confucius durch 6, sage und schreibe sechs, Auflagen seines Buches todt, erhebt den Buddhaismus durch 6, sage und schreibe sechs, Auflagen zu der in China ausschließlich herrschenden Religion. Denn jenen Ihren märchenhaften Satz haben Sie wirklich durch alle sechs Auflagen gehetzt."

Dort, wo Lübke über die maurischen Denkmäler in Spanien spricht, stellt er die Behauptung auf: die pyrenäische Halbinsel sei vom Beginn des achten Jahrhunderts an „bis zum Falle von Granada im Jahre 1492 unausgesetzt über sieben Jahrhunderte lang im Besitze der Mauren geblieben!" Auch dieses Hirngespinnst der Unwissenheit wird von Riegel gebührend abgefertigt und Lübke nothwenig belehrt, wie man einen Tertianer oder Secundaner belehren würde: „Niemals ist das ganze Spanien von den Arabern beherrscht worden. Die in der Schlacht von Xeres de la Frontera im Jahre 711 überwundenen Gothen setzten sich in den nordwestlichen Gebirgen fest, gründeten das Königreich Oviedo und erweiterten dasselbe schon im 10. Jahrhundert zu dem Königreich Leon. Immer weiter schritt die christliche Rückeroberung vor, und es entstanden außer Leon die Reiche Castilien, Aragonien und Navarra, dann aber auch zu Anfang des 12. Jahrhunderts das selbständige Königreich Portugal, bis endlich durch die Schlacht von Tolosa im Jahre 1212 alles spanische Land außer den Reichen von Cordova und Granada den Mauren abgenommen wurde, so daß diese auf den bei weitem kleineren Theil der Halbinsel beschränkt blieben. Einzig und allein das letzte maurische Reich, Granada, fiel im Jahre 1492. Sie werden also



wohl einsehen, was für ein Bewandniß es mit Ihren Geschichtskenntnissen hat, wenn Sie solche weltbekannte Thatsachen nicht kennen und in selbstbewußter Unwissenheit durch sechs Auflagen hindurch sich mit der Behauptung, daß ‚die pyrenäische Halbinsel bis 1492 unausgesetzt 700 Jahre lang im Besitze der Mauren geblieben‘, lächerlich machen."

Das Alles aber hat für Lübke Nichts zu sagen. Wie oft getröstet er sich in den Vorreden neuer Auflagen seiner Bücher, daß er diese „verbessert, bereichert, abgerundet" habe und „abermals vertrauensvoll mit dem Ergebniß gewissenhafter Arbeit vor das Forum einer urtheilsfähigen Kritik treten" dürfe.

Wohl auch mit folgender Musterleistung, welche sich in vier Auflagen seiner ‚Geschichte der Architectur‘ vorfindet, und schon nicht einmal mehr in das Pensum der Tertia oder Secunda eines Gymnasiums, sondern in das der Quarta gehört.

„Als die Ostgothen", heißt es bei Lübke, „dem weströmischen Reich ein Ende machten, schlug auch ihr König Theodorich seit 493 seine Residenz in Ravenna auf." Aber, Herr Lübke, erwidert Riegel, „haben Sie denn in der Schule nicht gelernt, haben Sie niemals gehört oder gelesen, daß das weströmische Reich im Jahre 476 durch Odoaker, den Führer der Heruler und Rugier, gestürzt wurde! Die Elementarkenntnisse der allgemeinen Geschichte fehlen Ihnen. Die Ostgothen unter Theodorich hätten dem weströmischen Reich ein Ende gemacht! Und im Jahre 493! Jeder ordentliche Quartaner hätte Sie eines Bessern belehren können. An Ihrem ganzen Märchen ist nur wahr, daß Theodorich im Jahre 493 seinen Sitz in Ravenna aufschlug."

Angesichts aller dieser Musterleistungen Lübke'scher Schriftstellerei werden schwerlich selbst die gutmüthigsten Leser für ihn so eingenommen sein wie der Lehrer Uvermann in Dortmund, der nach Lübke's eigenem selbstherrlichen Bericht über dessen literarische Arbeiten „zu sagen pflegte: ‚Wenn man solche Sachen lesen wolle, müsse man seinen Sonntagsrock anziehen, sich eine Pfeife feinsten Tabaks stopfen und dazu eine Tasse Mokka trinken.‘"[1])

VII.

Bisher sind wir milde verfahren mit dem Kunsthistoriker, Professor und Doctor Wilhelm Lübke, jetzt müssen wir einmal etwas

[1]) Lübke's Jugenderinnerungen, in der Monatsschrift: Nord und Süd, Septemberheft 1890 S. 359.



ernster mit ihm in's Gericht gehen, weil es sich in Folgendem nicht mehr allein um blos „künstlerische Dinge": gröbste Verstöße gegen die Grundkenntnisse in der Geschichte, tolle Widersprüche, Kunsttiraden, „Fabrication geschriebener Schwartenmägen" und dergleichen handelt, sondern um religiös-sittliche Fragen, deren Beantwortung für „den Staat und unser ganzes Culturleben", welche Lübke, wie wir hörten, durch den „Ultramontanismus" für bedroht erklärt, keineswegs gleichgültig ist.

„Die Renaissance", sagt Lübke in seinem Artikel in der National-Zeitung, ist „eine der glänzendsten Erscheinungen der Kunstgeschichte", welche „die christlichen Ideen mit dem tiefsten Naturgefühl und der Schönheit des classischen Alterthums zu verschmelzen wußte". Die ultramontanen Verächter derselben, diese „blinden Tröpfe", „welche dies alles nicht sehen" wollen, erinnern ihn an die Salesianerinnen in Rom, in deren sonst „unzugänglichem" Kloster er einmal, „durch besondere Gunst" einen Besuch habe abstatten können. „An diesem herrlichsten Punkte Roms herrschte das Schweigen des Todes; die Wege des verwilderten Gartens waren mit Moos und Gras so dicht bedeckt, daß man sah, sie wurden niemals betreten." Diese hermetische Abschließung von der weiten Gotteswelt „hielten die frommen Nonnen für eine gottwohlgefällige Kasteiung." Wie „diese armseligen Dinger" verfahren nach Lübke die gemeinschädlichen Ultramontanen bezüglich der Renaissance; sie schließen sich aber überdies noch von allen „nationalen Geistesschätzen" ab, haben „das katholische Volk in Deutschland daran gewöhnt, aus besondern kirchlich approbirten Quellen seine Geistesnahrung zu schöpfen". „Gewiß gibt es", ruft Lübke aus, „jetzt auch schon katholische Rechenbücher, in welchen bei Leibe nicht etwa solche Exempel vorkommen dürfen, wie: Wenn Dr. Martin Luther am 10. November 1483 geboren und am 18. Februar 1546 gestorben ist, wie alt ist er dann geworden?" Fürchterlich!

Besonders anstößig für Lübke ist, daß die Ultramontanen, Janssen obenan, den Cultus der renaissanceistischen Nacktheit nicht anerkennen wollen. Um diese Blindheit recht zu kennzeichnen, betritt Lübke das theologische Gebiet und erweist sich als Bibelkundigen seltenster Art. „Die unbekleidete menschliche Gestalt", verkündigt er, „hat Gott bekanntlich nach seinem Ebenbilde geschaffen, und es wird mit Recht stets eine der höchsten Aufgaben der Kunst sein, sie dem Schöpfer mit aller Versenkung in die Schwierigkeiten dieser Aufgabe nachzuschaffen. Steht Herrn Janssen das Werk

des Schneiders höher als die Schöpfung Gottes, so wollen wir seiner Anschauung diese Geschmacklosigkeit nicht verdenken."

Aus diesen Worten geht deutlich hervor, daß Lübke, der „im Katholicismus aufgewachsen ist", nicht allein alle katholische, sondern überhaupt alle positiv-christliche Lehre über Bord geworfen hat. Was mögen wohl Protestanten, die noch irgend was auf die hl. Schrift halten, zu seiner heidnischen Begriffsverwirrung sagen? Hat denn Lübke, wie schon in einem Artikel der „Trierischen Landeszeitung" (1890 Nr. 218) betont worden, nie gelernt oder gehört, daß die natürliche Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott am allerwenigsten in seiner leiblichen Gestalt, sondern vielmehr in seiner mit Vernunft und freiem Willen begabten unsterblichen Seele zu suchen ist; hat er nie gelernt oder gehört, welche sittlichen Folgen die Erbsünde hatte, durch die der Mensch die ursprüngliche Unschuld verlor? Man sollte doch meinen, daß der gelehrte „Professor", der allerlei Kunstbücher schreibt und die Jugend durch Vorlesungen in der Kunst unterrichtet, wissen müßte, wie der gefallene Mensch nach dem Berichte der Bibel sich seiner Blöße schämte und sie zu bedecken suchte, ja wie Gott selbst es nicht unter seiner Würde hielt, dem sündhaften Menschen Gewänder zu machen und ihn zu bekleiden. Ist das für Lübke nicht Fingerzeig genug, wie Gott der Schöpfer sein Ebenbild in unserem heutigen Zustande aufgefaßt und dargestellt wissen will? Weiß Lübke Nichts von dem Fluche über Cham, der den entblößten Vater angesehen hatte? In der Bibel selbst wird so die Renaissance als Kunst der idealen Nacktheit, wie Lübke sie predigt, verurtheilt.

Und ferner: weiß Lübke nicht, wie die heidnischen Griechen auf der Höhe ihrer Kunstthätigkeit die Nuditäten vermieden und als eine Entweihung der Kunst betrachteten? wie sie erst zur Zeit ihres sittlichen und künstlerischen Niedergangs zu diesen verwerflichen sinnlichen Reizmitteln griffen? Es wird dem gelehrten Professor unmöglich sein, etwas dagegen einzuwenden, was Janssen über die Kunst der Griechen während ihrer Glanzperiode schreibt: „‚Die Kunst', sagte man, sei ‚eine Gabe der Götter', sie ‚müsse ihres Ursprungs stets eingedenk sein': auf keinem ihrer Gebiete solle sie niedern Zwecken fröhnen, sondern veredeln und erbauen. Diese Gesinnung durchdrang zur Zeit der höchsten Kunstblüte Griechenlands auch die Bildner und Maler und befähigte sie zu jenen religiösen Gebilden, welche, frei von verführerischem Reiz und üppigem Sinn, Strenge und Keuschheit athmen und in der ihnen innewohnenden edlen Ruhe und Schlichtheit, ähnlich den Meisterwerken des Mittel-



alters, das Geheimniß ihrer Größe enthüllen. Die Standbilder wurden, wie in der christlichen Kunstepoche, bekleidet dargestellt; nicht allein Zeus und Hera, Apollo und die Musen und andere Götter und Göttinnen waren mit Gewändern angethan, sondern selbst Venus, die Göttin der Liebe, erschien stets bekleidet; erst in den Zeiten des Verfalls kamen die nackten Venusbilder auf." Nachdem einige Künstler „angefangen hatten, die Aphrodite völlig unbekleidet darzustellen, verfielen die Bildner bald in schrankenlose Lüsternheit" u. s. w.

„In der Malerei wurden zwar noch religiöse Stoffe zum Vorwurf genommen, aber in ihrer Behandlung trat vielfach eine komische, zum Possenhaften geneigte Richtung ein, wenigstens wurde das Heilige nicht mit heiligem Ernste erfaßt. Die meiste Nahrung fand die Malerei in der Ueppigkeit und Prunksucht des Zeitalters, in dessen vorherrschender Neigung für den sinnlichen Reiz der äußern Erscheinung und in der allgemeinen Sittenverwilderung, welcher die Schaustellungen nackter, oft unzüchtig dargestellter Körper zur liebsten Augenweide dienten."

Durchaus dieselben Erscheinungen finden sich in der von Lübke gefeierten „Kunst" der sogenannten „Renaissance", und es ist eine reine Spiegelfechterei, wenn er, um diese in Schutz zu nehmen, schreibt, „daß in unserer deutschen Kunst bis tief in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts hinein die ungeheure Mehrzahl der künstlerischen Schöpfungen, besonders im Holzschnitt und Kupferstich, den populärsten und produktivsten Gattungen unserer Kunst, also den Penz, den Beham, Altdorfer, Aldegrever bis zu Virgil Solis, Jost Ammann, Tobias Stimmer, Christoph Maurer und wie sie alle heißen, die religiösen und damit verwandten Darstellungen immer noch die ungeheuere Mehrzahl bilden."

Daß „die ungeheuere Mehrzahl" — „die ungeheuere Mehrzahl bildet", ist echt Lübke'scher Stil. Doch darauf wollen wir nicht eingehen, wir fragen nur, wie waren denn größtentheils diese „Schöpfungen" religiöser Art beschaffen? Hat W. Lecky, nicht etwa ein „Ultramontaner", sondern bekanntlich ein sogenannter freisinniger Protestant, Recht oder nicht, wenn er schreibt: „Sobald die katholische Denkungsart zu erbleichen begann, verschwand der religiöse Gedanke aus den Malereien, und diese wurden rein weltlich, wenn nicht sinnlich in ihrem Tone. Die Religion, einst die Herrin, wurde jetzt die Dienerin der Kunst. Ehemals suchte der Maler seine Geschicklichkeit dadurch zu beweisen, daß er einen religiösen

Gedanken verschönerte und erhöhte; jetzt diente ihm ein religiöser Gegenstand zum Vorwand für die Darstellung einer blos weltlichen Schönheit. Er malte gewöhnlich seine Geliebte als die Jungfrau, stattete sie mit dem reichsten Gewande aus und umgab sie mit allem möglichen Glanze." [1])

Mit Vorliebe wählten, wie des Näheren bei Janssen nachgewiesen worden, die beiden Beham, Penz u. s. w. in der Behandlung biblischer Stoffe verfängliche Vorwürfe des Alten Testamentes, welche zu schamlosen Darstellungen benutzt werden konnten: Susanna vor den lüsternen Alten, Bethsabee, von David beobachtet, das Buhlen Loth's mit seinen Töchtern, Potiphar's Frau und Joseph, die nackte Judith, Abraham und Hagar u. s. w. Mit widerlicher Scheinheiligkeit fügten sie ihren aller Sitte hohnsprechenden Gebilden moralische Sprüche hinzu, bisweilen aber auch Sprüche ganz anderer Art. So trägt zum Beispiel ein nach Georg Penz angefertigter Stich „Abraham die Hagar liebkosend" die Unterschrift „Optimus est ludus cum virgine ludere nudus." Tobias Stimmer brachte in seinen Holzschnitten zu einer Baseler Bibelausgabe fast auf jedem Blatte Nuditäten an; mehr als zwanzigmal erscheint in den Randverzierungen die fast nackte Eva mit der Schlange; viele Blätter sind wider allen Anstand. Urs Graf stellte die heilige Familie, die Gefangennehmung Christi, den Drachenkampf des heiligen Georg in Zerrbildern dar; er verspottete den Engel des jüngsten Gerichtes. Eine possenhafte Kreuztragung Christi von Peter Breughel dem Aeltern gleicht einer Kirmeß. Der Nürnberger Formschneider Stephan Hamer verfertigte ein Bild von dem Propheten Jonas; sieht man das Bild quer an, so erscheint ein Mann, der sein natürliches Bedürfniß verrichtet. Maria Magdalena erscheint auf einem Blatte zu den Füßen des Heilandes mit fast nacktem Oberkörper in den üppigsten Formen; „denn dem Reinen," sagt eine Unterschrift, „ist alles rein und schön." Der Heiland selbst erscheint oft völlig entblößt; ein Kupferstecher vom Jahre 1603 entblödete sich sogar nicht, denselben darzustellen, wie er, während die heilige Jungfrau abseits schaut, eine der heiligen Frauen umarmt, und fügt dazu die Unterschrift: „Die Lieb," spricht Sanct Paulus, „überwindet alles, die Lieb macht alles gut." Nicolaus Manuel benutzte selbst eine „Auferstehung Christi," um eine unzüchtige Scene anzubringen.

Das sollten „religiöse Darstellungen" sein.

[1]) Gesch. des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. (Leipzig 1873) Bd. I, 188.



Wer daran Anstoß nimmt, wird von Lübke zu einem Anhänger des „modernen Ultramontanismus" gestempelt, „der von einer bedenklichen Prüderie wie von einem bösen Aussatz angesteckt ist." Nun waren aber schon, wie aus den von Janssen beigebrachten Zeugnissen erhellt, ehrbare Deutsche des sechzehnten Jahrhunderts, Katholiken wie Protestanten, von diesem „bösen Aussatz angesteckt." Sie sprachen ihren tiefen Unmuth aus über die naturalistische Entartung jener Maler, Bildhauer und Bildschnitzer, welche heilige Gegenstände „unzüchtig, spöttlich oder ärgerlich" darstellten. „Was ich insonders," sagt der Verfasser eines katholischen geistlichen Unterrichtsbuches, „an all dieser Kunst, so dem Göttlichen und Heiligen vorgeblich dienen soll, zu beklagen weiß und oftmals von vielen christlichen Männern und Weibern beklagen hörte, ist die große Zuchtlosigkeit und Unehrbarkeit, der sich die Maler, Stecher und Bildner gleichwie mit großer Mühe befleißigen. Stellen uns die frommen Frauen und Heiligen nicht mehr wie auf alten Bildern ehrbar dar, alle Glieder bedeckt, so daß keiner keine böse Gedanken und Begier daraus schöpfen könne, sondern unverschämt nackt und unehrbar, so daß man wohl meinen möchte, sie hätten solches mit Vorbedacht zur Reizung des Bösen gethan." Die naturalistische Entartung der Kunst wurde von einsichtigen Männern als eines der schlimmsten Zeichen eines tief gesunkenen religiös-sittlichen Gefühles angesehen. Es sei, schrieb ein protestantischer Prediger im Jahre 1557, ein „unsägliches Unglück," daß „die Kunst, so Gott dem Herrn und aller Ehrbarkeit dienen" solle, „eine Dienerin der Sünde" geworden sei.

Zur Beschönigung der Nuditäten-Malerei und Sculptur — diese Beschönigung erinnert lebhaft an die vor einigen Jahren in Berlin stattgefundenen Scandalgeschichten der Graef'schen Bilder, wogegen die Polizei einzuschreiten hatte,[1]) — führt Lübke an: „Das heutige Schicklichkeitsgefühl darf man nicht als Maßstab für die Leistungen einer Zeit anrufen, die einen ganz andern Katechismus des Wohlanständigen besaß."

Dieser „ganz andere Katechismus" war, wie wir bereits hörten, wirklich „wohlanständigen" Leuten jener Zeit ein Gräuel; aber es ist nicht zu läugnen, daß sich ein solcher unter den furchtbaren Wirrnissen des sechzehnten Jahrhunderts und dem wachsenden allgemeinen Sittenverfall immer weiter und tiefer in Deutschland ein-

[1]) Darauf weist schon die oben citirte Trierische Landeszeitung vom 9. August 1890 hin.

bürgerte und „Leistungen" hervorrief, vor welchen man erschrecken muß. Lübke aber beruft sich, wie jener oben erwähnte lascive Kupferstich, auf das Wort: „dem Reinen ist alles rein".

Andere neuere protestantische Schriftsteller nehmen dagegen starken Anstoß an dem damals eingeführten „Katechismus des Wohlanständigen" und sagen von den damaligen „Leistungen" aus, daß sie „in der Jetztzeit das energische Einschreiten der Wohlfahrts- und Preßpolizei herausfordern würden". So äußert sich A. Kirchhoff im Archiv für Geschichte des Buchhandels Bd. 10 S. 124. „Man erstaunt", fügt er hinzu, „beim näheren Studium der Buchornamentik, welche Lüsternheit und Lascivität sich gelegentlich in derselben bemerklich macht", wie Initialen mit Darstellungen „bedenklichster Art selbst in theologischen Werken Verwendung fanden". Wurden doch zum Beispiel Hans Holbeinische Initialen von geradezu schmutzigem Charakter für theologische Werke benutzt.

Selbst solche Bücher, welche für den religiösen Unterricht des Volkes und für die Jugend bestimmt waren, versah man mit anstößigen und unsauberen Verzierungen. Eine Schrift von Luther über das heilige Abendmahl führt als Titelumrahmung, von Lucas Cranach geliefert, allerlei abenteuerliche nackte Figuren vor. In einer von dem Prediger Johann Spang im Jahre 1544 „für die jungen Christen" herausgegebenen Sammlung „Geistlicher Lieder und Lobgesänge von der Geburt Christi" erblickt man unter Anderm ein nacktes Weib mit einer Sanduhr, ein anderes nacktes Weib, das sich einen Dolch ins Herz stößt u. s. w. Ueber die „bedenklichen" Holzschnitte, welche in lutherischen Katechismen für die Schuljugend „dem Auge der kleineren und größeren Schüler nahe gebracht wurden", sagt der Protestant Löschke (vgl. Janssen VI, 130): „Beim ersten Artikel findet sich häufig eine Eva, noch ganz im Stande der Unschuld, mit Adam Hand in Hand an dem verbotenen Baum stehend und dem Beschauer das Gesicht zuwendend. Die Kindespflichten sollen beim vierten Gebot durch das warnende Beispiel Hams, der die Blöße des schlummernden Vaters nicht verdeckte, eingeschärft werden. Noah erscheint auch auf dem Katechismusbilde unverhüllt, wie ihn Ham gesehen, und es ist nichts Außerordentliches, gebrauchte Katechismen zu finden, in denen die lascive Hand eines Knaben dem Xylographen nachgeholfen hat. Beim zehnten Gebote ist Potiphar's Weib dargestellt, auf einem Ruhelager sitzend und den hebräischen Jüngling am Kleide festhaltend, oder in schamloser Entblößung ihm nacheilend. Das „Keusch und züchtig leben" soll

Bethsabee empfehlen. Sie befindet sich im Vordergrunde des Bildes im Bade und fern von ihr auf einem Söller der König Daniel, das Auge ihr zuwendend. Ihre Enthüllung ist zwar nicht die unkeuscheste, aber eine schamlose Invention des Bildermachers war es, daß dieser dem Bassin, in welchem sie badet, das Wasser zuströmen ließ aus einer auf hohem Postamente aufgestellten Statue, der ein Feigenblatt fehlt, das allerdings, ohne ihren Zweck zu vereiteln, nicht anzubringen war."

Dieser Art waren größentheils die „religiösen und damit verwandten Darstellungen", welche Lübke als Erzeugnisse einer „überkräftigen Epoche" der jetzigen „zimperlichen, prüden, geleckten, wohlerzogenen Zeit" entgegenstellt.

Und wie sah es mit jenen „religiösen Darstellungen" der von Janssen näher besprochenen zahlreichen „Teufelskünstler" aus? Findet Lübke Gefallen zum Beispiel an Lucas Cranach's Darstellung der Hölle mit ihren ungeheuerlichen, auch unzüchtigen Scenen? Oder an jenen vielen Bildern anderer Künstler, in deren großen Teufelsküchen die Verdammten gekocht und gebraten werden, oder die mit sinnlichem Behagen dargestellten Weiber von den Teufeln zerkratzt, zerbissen, zerfleischt und verbrannt werden? Solche „religiöse Darstellungen", in Wahrheit Ausgeburten einer grauenhaften und schmutzigen Einbildungskraft, konnten doch einem religiösen Zwecke nicht förderlich sein: statt Furcht und Grauen zu erregen und das Gemüth zu erschüttern, mußten sie, sagt ein protestantischer Kunstforscher in Egger's Deutschem Kunstblatt, Ekel hervorbringen und die Idee der allwaltenden göttlichen Gerechtigkeit selbst in's Possenhafte herabziehen. [1])

Was dann gar die Behandlung weltlicher Stoffe in jener von Lübke in Schutz genommenen, unserer „zimperlichen, prüden, geleckten und wohlerzogenen Zeit" entgegengestellten „überkräftigen Epoche" anbelangt, so finden sich darüber bei Janssen viele Hunderte von Belegen für ihre völlige Rohheit, äußerste Gemeinheit und Sittenlosigkeit. Man sollte doch meinen, daß ein „Kunsthistoriker", auch wenn er nicht „zimperlich, prüde, geleckt und wohlerzogen" ist, sich abgestoßen fühlen müßte von den in jenem „goldenen Zeitalter der Renaissance" zahllosen Darstellungen der wilden Gelage und Raufereien betrunkener Bauern, der rohesten Sinnlichkeit auf Hochzeiten und Kirmessen, namentlich sich abgestoßen

[1]) Bei Janssen VI, 133—134.

fühlen müßte von jenen Gebilden, auf welchen die „Künstler" aller Welt vor Augen führten, was in den Schmutzwinkel der feilen Schande gehört.

Wenn Lessing auf diese „Leistungen" einmal zu sprechen gekommen wäre, würde er sich dabei noch ungleich schärfer ausgedrückt haben, als über die von Pauson und Peiraeikos aus der Zeit des Verfalls der griechischen Kunst. Mangel an „Freisinnigkeit" wird Lübke schwerlich Lessing zum Vorwurf machen, ihn schwerlich einer „bedenklichen Prüderie" und „Zimperlichkeit" beschuldigen wollen; und doch wollte Lessing von einer „Kothmalerei" und „Kunst der Unzucht" Nichts wissen, und hielt für nothwendig, daß „die Obrigkeit es ihrer Aufmerksamkeit nicht für unwürdig erachte, den Künstler mit Gewalt in seiner wahren Sphäre zu erhalten." „Wir lachen", schrieb er in seinem Laokoon, „wenn wir hören, daß bei den Alten auch die Künste bürgerlichen Gesetzen unterworfen gewesen. Aber wir haben nicht immer Recht, wenn wir lachen. Die bildenden Künste insbesondere, außer dem unfehlbaren Einfluß, den sie auf den Charakter der Nation haben, sind einer Wirkung fähig, welche die nähere Aufsicht des Gesetzes heischt."[1])

Konnte etwa die deutsch-niederländische „Kothmalerei" des sechzehnten Jahrhunders eine günstige Wirkung ausüben? Walter Rivius war nicht dieser Meinung, als er im Jahre 1548 gegen „die vielen Unfläter" sich ereiferte, „welche zu einer Schand des Malers unmenschliche Dinge, die ein verständig Gemüth billig erschrecken sollten, reißen und malen", zum Beispiel „tolle, volle Bauern, die hinter dem Zaun speien und . . . ." Auch die zu vielen Tausenden und Abertausenden unter das Volk verbreiteten häßlichen, ekelhaften und scheußlichen Gebilde, Mißgeburten von Thieren und Menschen, Gespenstern, Hexen u. s. w. konnten nur zur Verwilderung des Gemüthes und des Geschmackes beitragen; und sogar für diese „Leistungen" seiner angeblich „überkräftigen Epoche" kann sich Lübke

[1]) Gleiche Anschauungen vertritt neuerdings eine allgemeine Conferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine, zu welchen auch der „Berliner Männerbund zur Bekämpfung der Unsittlichkeit" gehört. Sie richtet an den Reichstag eine Eingabe, in welcher gefordert wird, daß § 184 des Strafgesetzbuches dahin verschärft werde: wer Druckwerke oder Bildwerke, welche in sittlicher Beziehung Aergerniß zu geben geeignet sind, zur Verbreitung herstelle und verbreite, nicht allein mit schwerer Geldbuße, sondern auch mit Gefängniß bis zu sechs Monaten bestraft werde, und selbst dem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte unterliegen solle. Wird Lübke auch hier Anklage auf „bedenkliche Prüderie" erheben?

nicht einmal auf „originale Kraft" deutscher Kunst berufen. Selbst in der Darstellung der „Ungethüme und Gespenster bietet der vaterländische Boden", heißt es im Deutschen Kunstblatt von Eggers Bd. 8 S. 141, „höchstens ein abschreckendes Beispiel, wie wenig bloße Willkür ohne eigentlich schöpferische Kraft zu gestalten vermag. Es gibt nichts sinnlos Widerwärtigeres" als zum Beispiel „die hieher schlagenden Blätter des Wendel Dietterlein", den Lübke doch[1] den „tüchtigsten Künstlern der Zeit" beizählt.

Will man aber auch absehen von all' diesen zahllosen Erzeugnissen einer entarteten Kunst, so kann doch ein „Kunsthistoriker" unmöglich mit Stillschweigen übergehen die ebenso zahllosen Erzeugnisse der „Kunst der Unzucht," welche, wenn jemals, dann in jener Zeit Alles überwucherten. Kennzeichnend für diese ganze Richtung ist des Bauern-Breughel's „Nackte Luxuria auf dem Schoß eines viehischen Geschöpfes." Die anstößigsten Buhlschaftsscenen aus der Mythologie wurden mit vollem Behagen behandelt, und in der Auffassung und Darstellung von Liebesscenen verfiel man häufig in eine förmliche Bordellmalerei. Namentlich thaten sich Nicolaus Manuel, Urs Graf, Heinrich Aldegrever, Albrecht Altdorfer, die beiden Beham u. s. w. als „Nuditäten-Künstler" hervor. Aldegrever konnte nicht einmal den Sprung des römischen Helden Marcus Curtius darstellen, ohne fünf nackte Frauen dabei abzubilden. Von Hans Sebald Beham sagt Svoboda in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1885 No. 200: er läßt von nackten Weibern „Moral dociren," und „springt dabei in's Lascive." „Zuweilen gibt er das Heucheln auf und empfiehlt das ungescheute Würdigen (!) der Frauenschönheit auf einem Kupferstich, welcher die geflügelte Venus und einen Amor darstellt: ‚Venus selbst unterstützt die Kühnen?'" Man malte ganze Gastmähler unbekleideter Männer und Frauen. Hans Torrentius ging in der Bordellmalerei so weit, daß „selbst die Wüstlinge vor seinen Compositionen erschracken." Auch Lucas Cranach stieg in seinen Nuditäten, Venusgestalten, schlafenden Nymphen und dergleichen tief in die Gemeinheit herab. Seine Venusbilder waren meist Porträte. Auf eine ihm „als Modell dienende Anna kommt ein lateinisches Epigramm," schreibt J. Wessely in seiner Schrift, das weibliche Modell S. 63, „in verschiedenen Variationen vor, deren manche sich kaum citiren lassen. Das unschuldigste noch ist das folgende:

---

[1] Vergl. oben S. 13.

Anna venusta vocor, utque est versatile nomen,
Sic corpus poterat vertere quisque meum.

Die Variationen kann der Leser in der Bibliothek zu Wolfenbüttel nachsehen." Der Kunstschriftsteller Woltmann erklärt „lasciven Humor, der recht unschuldig thut und doch selbst die Lüsternheit nicht verschmäht," als „dem sächsischen Hofmaler eigen." Treffend bezeichnete Cranach selbst die Verkommenheit seiner Zeit wenn er unter ein Lucretienbild den Spruch setzte: „Lucrezia, hab Dank deiner Ehr, itzt erstiecht sich darum keine mehr."

Daß Janssen, um von dieser Verkommenheit ein allseitiges Bild zu entwerfen, auch die ganze nach „antikisch-wälscher Manier" sich richtende, entartete „Kunst," die völlige Verzerrung der religiösen Kunst, die Kunst des Gräßlichen, des Grausamen, des Unzüchtigen, ausführlich in das Bereich seiner Darstellung gezogen und mit vielen Hunderten von Belegen in's rechte Licht gestellt hat, wird ihm von Lübke in der National-Zeitung ganz besonders übel genommen. Nur mit Schimpfworten weiß Lübke darauf zu erwidern und will dem Publikum der National-Zeitung glauben machen, es handle sich nicht um eine sittliche Entartung der Kunst, sondern nur um einige wenige anstößige „Werke," die „hie und da vorhanden sind," um vereinzelte „Auswüchse"; „der wahre Kunstfreund aber" werde sich daran „nicht stoßen, vielmehr auch hier die oft bewunderungswürdige Kunst anerkennen."

Es ist kaum möglich, das Publikum schlimmer irre zu führen, als Lübke es hier zu thun für gut findet. Man könnte versucht sein, hier auf ihn die Prädikate anzuwenden, welche er gegen Janssen gebraucht: „grobe Unwissenheit", „große Perfidie" u. s. w. Nein, es handelt sich nicht um vereinzelte „Auswüchse", um „Werke", die nur „hie und da vorhanden" sind, sondern um eine vorherrschende Richtung der damaligen Kunst, wie aus den noch jetzt vorhandenen „Werken" hervorgeht, und wie wir noch ungleich besser erkennen würden, wenn nicht ein großer, man darf wohl sagen der größte Theil, der damaligen „Werke" zu Grunde gegangen wäre. Die Aussprüche von Zeitgenossen, welche Janssen aus dem sechzehnten und dem beginnenden siebenzehnten Jahrhundert anführt, lassen darüber keinen Zweifel bestehen.

In Stuttgart, wo Lübke so lange Jahre der Jugend seine Kunstanschauungen beigebracht hat, eiferte der Prediger Erasmus Grüninger im Jahre 1605 in der Hofkapelle wider „allerhand buhlerische Inventiones, Veneris und Cupidinis Bilder, auch an-

dere leichtfertige und ärgerliche Gemälde," welche man von Malern, Kupferstechern, Formschneidern anfertigen lasse, „unschuldige Herzen zu verkehren." Ein anderer Prediger klagte schon ein halbes Jahrhundert früher: „So Jemand Gelegenheit hat zu gewahren, was in den Wohnungen so vieler Fürsten und Herren, üppiger Kaufleute und selbs Handwerker zum Zierrat dienen soll, was auf Jahrmärkten verkauft wird und durch Hausirer, Briefträger, Spielleut und ander Gelichter herumgetragen wird, so möchte er die jetzig Kunst wohl für eine Schule der Unzucht ausgeben."

„In den Gärten, in den Lusthäusern und fast allenthalben bei den Brunnen, sogar auf den Trinkgläsern" findet man, schrieb der Tiroler Hippolytus Guarinoni „nackte Abgöttinnen". „Die mehrsten Maler bilden sich ein, man könne sonst die Kunst im Malen nicht bezeigen als an nackten Bildern"; „diese unzüchtigen Maler aber seien „rechte Werkzeuge der Laster, der Ueppigkeit, Teufelsjäger, die ihm das Wild durch solche Netze fangen und zujagen." Der fürstlich Salzburgische Rath Johann Fickler, sagt in einer im Jahre 1581 erschienenen Schrift: Wenn „die leichtfertigen Poeten, welche allerlei Schandverse zusammenflicken, hinter die hungerigen Fliegen, die Buchdrucker, Buchführer, Briefsudler, Landsterzer kommen, so schämen sie sich nicht, damit ein jeder ein schändliches Gwindl davon bringe, allerlei stinkende Draktätel mit den allerunzüchtigsten Figuren auszubreiten, umzuführen, unter die Leut zu bringen, damit zur Verführung und Beschmeißung menschlicher Sinne und Gemüther nichts abgehe: und ist nit genug, Jungen und Alten das Gift durch's Lesen in's Herz einzugießen, man muß ihnen die Unzucht auch für Augen malen, damit, was sie nit genug verstanden, dasselbig auch im Augenschein erlernen und schier greifen können. Was auch die Natur selbst hat wollen verborgen halten, das entblößen sie und stellen es den Leuten ohne alle Scheu vor Augen: mit solchem Griff schlagen sie desto mehr auf die Bücher und schmieden so viel desto mehr Gelds daraus." Der heidnische Schriftsteller Plinius habe sich über unflätige Maler seiner Zeit beklagt, „wenn aber Plinius jetzunder sähe, wie man die Häuser ausmalet, was man für schöne Tafel an die Wände hängt, was man für schöne Bildwerke in der Fürsten und großen Herren Bädern, Abziechstuben und Gewölbern hat, in welchen die Uebung aller Unzucht und Büberei für Augen gestellt wird, was würde er da schreiben?" Die Bildnisse Gottes und der Heiligen thue man

manchen Orts aus den Kirchen hinweg, als stecke eine Gefahr der Abgötterei und unreiner Gedanken hinter den Bildern, dagegen hole man „aus fremden Landen mit großem Geld und mehrer Vertröstung die berühmtesten Maler" herbei, „welche die Stuben, Kammer, Gewölbe und alle Zimmer mit nackenden Bildern und allerlei unzüchtigem Gemähl herausstreichen und ihre Contrafet auf das leichtfertigste gemahlet, in ihre geheimsten Kammern setzen, in welchen der himmlische Vater und Schöpfer aller Ding mit reinem Gemüth in der Geheim will angesprochen und gebeten sein."

Weisen solche und andere ähnliche Zeugnisse von Zeitgenossen bezüglich der verwilderten und entsittlichten Kunst nur auf einzelne „Auswüchse" derselben und auf wenige „Werke" hin, die „hie und da vorhanden" waren? Will Lübke in diesen Zeugnissen etwa nur das Zeichen einer „bedenklichen Prüderie" erkennen, so mag er — wir wiederholen was wir oben bei der Entartung der religiösen Kunst gesagt haben — wenigstens daraus ersehen, daß nicht erst „der moderne Ultramontanismus" von einer solchen „Prüderie wie von einem bösen Aussatz angesteckt ist".

VIII.

Endlich müssen wir Lübke noch fragen: in welchen „Katechismus des Wohlanständigen" bei den von ihm gepriesenen „Leistungen" jener Zeit versetzt er die damals angefertigten und unter das Volk verbreiteten „ungezählten Spott-, Schand- und Lasterbilder wider Geistliche und Weltliche, so" — sagt ein Zeitgenosse — „zu nichts Anderem denn zum Häßigen und zu unreinen Gelüsten förderlich" waren. Lübke spricht darüber kein Wort in seinem Schimpfartikel wider Janssen, der in dem Abschnitt: „Die Kunst im Dienste confessioneller Polemik" diese „Leistungen" eingehend behandelt hat mit der Vorbemerkung: „Dem Leser wird es nicht weniger widerwärtig sein, in diesem Abschnitt so viel Abstoßendes an einander gereiht zu finden, als es dem Verfasser widerwärtig war, dasselbe zu sammeln. Aber die Arbeit erschien nothwendig, um ein Gesammtbild der Zeit zu geben, und um durch die Masse des Materials darzuthun, daß es sich hier nicht um vereinzelte Auswüchse handelt, sondern um eine das ganze Zeitalter hindurch herrschende Richtung."

In diesen Erzeugnissen einer tief gesunkenen Kunst, mit welchen Deutschland förmlich überschwemmt wurde, gingen die meisten „Künstler" darauf aus, die ganze katholische Kirche, ihren Cultus, Papstthum und Geistlichkeit mit giftiger Wuth und schamlosem Spott zu überschütten. In ihren zahllosen Darstellungen verbindet sich

mit dem Ausdruck des Hasses eine Vorliebe für Unzüchtiges und Gemeines.

Wir wollen darauf hier nicht näher eingehen, aus Janssen nur auf eine einzige „Leistung" des „als Maler der Reformation hochgefeierten" Lucas Cranach verweisen, der von Wittenberg aus alle nur möglichen Schand- und Schmachbilder vertrieb. Als 73jähriger Greis fertigte derselbe in vielen, unsagbar gemeinen Holzschnitten eine „Abbildung des Papstthums" an, welche als Typus der ganzen „Kunst" dieser Art gelten kann. Auf einem dieser Holzschnitte hält der Papst eine Bannbulle, aus welcher Flammen und Steine nach zwei vor ihm stehenden Männern sprühen, die dem Papst ihren entblößten dampfenden Hintern zeigen. Auf einem zweiten reitet der Papst in vollem Ornat auf einer Sau und segnet mit der rechten Hand einen auf der linken Hand befindlichen Haufen rauchenden Menschenkothes, nach welchem die Sau den Rüssel streckt. Auf einem dritten entledigt sich ein Mann in die auf einen Tisch gestellte umgekehrte päpstliche Krone, ein anderer bereitet sich vor, dasselbe zu thun, während ein dritter neben dem Tisch sein Gewand wieder zuknöpft.

Erkennt Lübke in solchen „Kunstleistungen" auch nur Erzeugnisse einer „überkräftigen Epoche", an welche man nicht „den Maßstab des heutigen Schicklichkeitsgefühles" anlegen darf, weil sie „einen ganz andern Katechismus des Wohlanständigen besaß" als unsere „so zimperliche, prüde, geleckte, wohlerzogene Zeit?" Vielleicht stimmt er überein mit dem Kunsthistoriker A. W. Becker, der in den erwähnten „Kunstleistungen" Cranach's nichts anderes erblicken will als „eine derbe Kost", welche der g e s u n d e M a g e n der damaligen Volksbildung und Sitte verdauen konnte."

So viel ist sicher, daß Lübke ganz eingenommen ist für polemische Bilder gegen das Papstthum, welche damals sogar innerhalb der Kirchen zur Geltung kamen. In seinen „Bunten Blättern', vom Jahre 1885 beschreibt er zwei, in der Schloßkirche und in der Stadtkirche zu Wittenberg befindliche Gemälde. Auf dem einen weist Luther von der Kanzel aus auf Papst und Cardinäle, die in den offenen Höllenschlund hineinfahren; auf dem zweiten, „Weinberg des Herrn" benannt, schlägt der Papst, die Tiara auf dem Haupte, mit seinem Kreuzstab ergrimmt die Trauben von den Stöcken herab, die Geistlichkeit rottet voll Wuth die Weinstöcke aus, und treibt allen möglichen Unfug behufs Verwüstung des Gartens. Das alles erregt Lübke's Wohlgefallen und zur Mahnung für unsere Zeit schreibt er:

„Unsere Voreltern wußten sehr gut, daß mit Rom kein Pakt zu machen, daß dem Vatikan gegenüber nur unbedingte Unterwerfung oder Krieg auf Leben und Tod am Platze ist; ein drittes gab und gibt es nicht.“[1])

Gut gebrüllt Löwe Lübke!

Es will uns nur bedünken, daß gegenüber solchen „Kunstanschauungen“, wie sie sich in Lübke's Büchern öfters finden, das Lob, welches gewisse katholische Kunstschriftsteller demselben in reichlichem Maße spenden, sich sehr eigenthümlich ausnimmt.

Doch darüber gedenken wir uns einmal anderwärts auszusprechen.

Wir kommen dann auch, wenn es der Mühe werth erscheint, auf die Person des Herrn Lübke zurück, der „im Katholicismus aufgewachsen ist“ und deßhalb, wie er sich rühmt, „auf das Genaueste jenes rastlos fortschreitende Unterminiren, jene consequente Maulwurfsarbeit kennt, mit welcher der Ultramontanismus den Staat und unser ganzes Culturleben bedroht.“

Wie Lübke darüber „auf das Genaueste“ unterrichtet worden, sollen wohl seine „Jugenderinnerungen“ zeigen, welche er als Mitarbeiter des in neuester Zeit vielberufenen Berliner „Kunstkritikers“ Paul Lindau in dessen Monatsschrift „Nord und Süd“ (August- und Septemberheft dieses Jahres) veröffentlicht hat. Was wir darüber erfahren, besteht in Folgendem. Lübke ist „aufgewachsen“ als Sohn eines Lehrers, zeitweise Organisten in Dortmund. Der Vater, dessen Aufzeichnungen der Sohn mittheilt, beklagt sich, daß der dortige Kirchenvorstand und der Dechant seinen Gehalt „widerrechtlich“ verringert habe, und der Dechant außerdem noch sich an ihm „zu rächen“ gesucht habe, weil er auf dessen Begehren, ihm ein Zimmer seiner Dienst-Wohnung abzutreten, nicht sofort eingegangen sei. Auch habe er sich genöthigt gesehen, in Verbindung mit einem Collegen den Schutz der Regierung anzurufen gegen einen Kaplan, welcher verlangt habe, „daß die Lehrer die Schüler an den Werktagen des Morgens in die Kirche führen sollten.“ Derselbe Kaplan, „ein krasser zelotischer Priester“, habe im Jahre 1838 — es war zur Zeit des Kölner Konfliktes — so heftig gegen die gemischten Ehen gepredigt, daß auf Vorstellung „einsichtsvoller Katholiken“ das bischöfliche Vicariat sich genöthigt gesehen habe, ihn von Dortmund wegzunehmen.

Das sind, nach den Aufzeichnungen des Vaters, die Ereignisse, aus welchen Lübke in seiner Jugend „auf das Genaueste“ das ganze staats- und culturbedrohliche Treiben des „Ultramontanismus“ kennen

[1]) Janssen VI, 43.

gelernt haben will. Aus seinen eigenen Aufzeichnungen erfahren wir noch, daß er als Gymnasiast gegen jenen Kaplan ganz im Geheimen in Sachen der gemischten Ehen eine Broschüre veröffentlicht habe, für deren Verfasser „einige den evangelischen Superintendenten, andere den jüdischen Rabbiner" gehalten hätten. „Am strengsten wahrte ich meinem Vater gegenüber das Incognito, denn wenn die Sache ruchbar wurde, so mußte er völlig frei und unschuldig dastehen. Wie hätte sonst die clericale Partei ihn zerrissen!" Von einer spätern Broschüre in gleicher Sache, welche er ebenfalls ohne seinen Namen herausgab, sagt er: „Es waren mehr Brennnesseln, als andere Blumen in meinem Gewinde." „Die Gegner verstummten"; er selbst aber erhielt von seinem Verleger „einige Goldstücke" und war „darüber ebenso erstaunt wie hocherfreut."

Ein Weiteres weiß Herr Lübke zur Brandmarkung des „Ultramontanismus", über dessen ganze Gefährlichkeit er „auf das Genaueste" in der Jugend unterrichtet worden ist, nicht beizubringen. Er bezeichnet seinen Artikel im Septemberheft von „Nord und Süd" ausdrücklich als „Schluß" der „Jugenderinnerungen".

Und doch hat Lübke in späteren Jahren noch hinlänglich Gelegenheit gehabt, die „Ultramontanen" kennen zu lernen, damals nämlich, als er, wie wir eingangs unserer Broschüre vernahmen, beim Beginn seiner kunstschriftstellerischen Laufbahn die Unterstützung des Bischofs Müller von Münster, jenes hochedlen Förderers aller Kunst und Wissenschaft, erbat und erhielt und auch den „Ultramontanen" Reichensperger um Beihilfe anrief.

Hoffentlich entschließt er sich noch, auch diese „Erinnerungen" bekannt zu machen. Sobald sie erschienen, werden wir nicht verfehlen, darauf öffentlich hinzuweisen, wohl auch dazu „Ergänzungen" zu liefern, welche nicht ohne Interesse sein werden.

Inzwischen überlassen wir dem Urtheile jedes ehrlichen, gemeiner Gesinnung baren und anständigen Nichtkatholiken, was zu halten sei von dem Verfahren des Herrn Lübke, der sich nicht damit begnügt, seinen katholischen Glauben über Bord geworfen zu haben, sondern der darauf ausgeht, seine ehemaligen Glaubensgenossen ohne irgend einen Beweis als Feinde „des Staates und des ganzen Culturlebens" vor aller Welt zu denunciren.

Die Trappisten-Mission in Süd-Afrika.

Ein Beitrag zur Geschichte der Mönche und ihrer Verdienste um die Civilisation.

Von

Dr. Heinrich Weber.

Wenn ich mir die Aufgabe stelle, dem Leser einen Ueberblick über die Missionsthätigkeit der Trappisten in Südafrika zu geben, so schöpfe ich nicht lediglich aus der Literatur, welche zum Theil von der eigenen Druckerei der Trappisten in Mariannhill ihren Ausgang genommen hat und bereits ziemlich umfangreich ist. [1]) Ich bin vielmehr in der Lage, manches nach mündlichen Berichten zu schildern. Im Frühjahre 1889 kam der Subprior von Mariannhill, P. Othmar, aus Düren in der Rheinprovinz stammend, mit zwei jungen Zulukaffern zu längerem Aufenthalt nach Europa. Den Theilnehmern des Katholikentages in Wien ist er durch den dort gehaltenen Vortrag bekannt. Ich war an Ostern des genannten Jahres mehrere Tage mit demselben in Würzburg beisammen, und der geneigte Leser kann sich denken, daß ich die Gelegenheit benützte,

---

[1]) Ich verzeichne u. a.: „Die Trappisten und ihre Mission in Natal" von P. Franz, Abt von Mariannhill. 5. Auflage. Schmidbauer'sche (Russy) Druckerei, Stadtamhof. 1886. 80 S. Dazu einzelne „Fliegende Blätter", Briefe rc., welche an verschiedenen Orten gedruckt worden. In Mariannhill sind gedruckt: Die schön ausgestatteten Kalender für 1889 mit 1891 mit vielen Illustrationen. Das periodisch seit 1883 erscheinende „St. Josephs-Blättchen" aus Mariannhill und das „Vergißmeinnicht", nach Bedürfniß bei Russy in Stadtamhof nachgedruckt, welche höchst interessante Originalcorrespondenzen vom Abt, andern Ordenspriestern und Brüdern, insbesondere auch von den Schwestern bieten. Sie enthalten das Material, welches gesammelt und geordnet zum Theil wieder in den Kalendern erscheint. — J. G. Vonbank, „Von Innsbruck nach Mariannhill." 1889. 153 S. — Nachrichten vermitteln die Trappistenbrüder Pankraz Baierwaltes bei Geistlichen Rath Beckert, Pfarrer zu St. Peter in Würzburg, und Julius Doppler in Linz a. d. Donau, Oberösterreichische Bethlehemsstraße Nr. 15.



aus unmittelbarer Quelle über Land und Leute mich eingehend zu informiren. Dadurch bin ich in den Stand gesetzt, selbst jenen, welche die bezeichnete Literatur kennen, manches Neue und Interessante zu berichten.

Der Trappistenabt P. Franz Pfanner.

Von den Kaffern wußten bis vor wenigen Jahren viele Leute nichts, als daß es ein Spitzname sei, mit welchem man einen Bauern oder auch einen Städter von etwas fraglicher gesellschaftlicher Bildung bezeichnet. Und den Namen Zulu hörten sehr viele, auch Gebildete, zum erstenmal, als der französische Prinz Louis Napoleon, der als Freiwilliger bei den Engländern in Süd-Afrika diente, im Jahre 1879 bei einem Ueberfall von den Zulu-Kaffern getödtet wurde.

Seit dem Jahre 1882 aber werden beide Namen in katholischen Kreisen, welche sich um das Missionswesen interessiren, sehr häufig genannt; der Trappistenabt P. Franz ist wohl der populärste von allen jetzt lebenden Missionären; seine Abtei Mariannhill, eine der jüngsten von den nach der Regel des heiligen Benedikt gegründeten Abteien, ist zur Zeit in Deutschland wohl mehr genannt, als die älteste, Monte Cassino, obschon der Name in keinem geographischen Lexikon steht, weil er überhaupt erst seit dem Jahre 1882 existirt.

Von P. Franz nur einige wenige biographische Notizen.[1]) Er ist ein geborener Vorarlberger, steht im 65. Lebensjahre, war bis zu seinem 34. Jahre Weltpriester, nämlich 9 Jahre Seelsorger auf einem Dorf, dann 3 Jahre Beichtvater eines Frauenklosters in Croatien, wurde 1863 Trappist und lebte als solcher in dem Kloster Mariawald bei Aachen und in Tre Fontane bei Rom, bis er im Frühjahr 1868 das Kloster in Banjaluka in Bosnien

---

[1]) Man lese über denselben: Festschrift zum 25jährigen Trappisten-Jubelfest des RR. D. Franz Pfanner, Abt des Klosters Mariannhill, von Fr. Othmar. 1888. Mariannhill, 141 S. — in einer Ausstattung, welche der typographischen Officin des Klosters zur Ehre gereicht. — Nachklang zur Jubelfeier des RR. D. Franz Pfanner, Abtes des Klosters Mariannhill, stattgefunden am 11., 12., 13. November 1888. — Ein österreichischer Pionier in Süd-Afrika. Von Joseph Maurer; in „Katholische Warte", Salzburg 5. Jahrgang, Heft 11.

gründete, und damit eine reiche Quelle natürlichen und übernatürlichen Segens für das unter türkischer Herrschaft so tief gesunkene Bosnien schuf.

Da ich nicht die Absicht habe, über den Trappistenorden[1]) als solchen zu schreiben, so sei nur kurz bemerkt, daß er die strengste Reform des Benediktinerordens ist, welche im Jahre 1663 von Abbé Armand Jean le Bouthillier de Rancé in dem Kloster la Trappe eingeführt wurde. Nach seiner Regel ist er ein strenger Bußorden für Gebet, Betrachtung und körperliche Arbeit. Das Chorgebet beginnt des Nachts um zwei Uhr, an Sonntagen um eins, an Festtagen bereits um zwölf Uhr. Auch die Priester müssen mindestens vier Stunden täglich Handarbeit verrichten. Die Kost ist die einfachste und dürftigste, die sich denken läßt: Suppe, Gemüse, Obst, Brod, aber kein Fleisch oder Fisch, keine Butter, Oel, Eier; nur Kranke erhalten solches. Das Stillschweigen ist sehr streng; die Befehle bei der Arbeit werden nur durch Zeichen gegeben. Also die innere Arbeit der Trappisten ist: eigene Heiligung; die äußere: Bodencultur, und zwar vorzugsweise des rauhesten, härtesten, unfruchtbarsten Bodens; und durch unermüdeten Fleiß haben die Trappisten in Europa, Amerika, Nordafrika, Australien oft unter den ungünstigsten Verhältnissen wahre Musterwirthschaften ins Leben gerufen.

P. Franz aber hat, die Bußstrenge seines Ordens beibehaltend, zurückgegriffen auf die culturelle Thätigkeit der ersten Benediktinerklöster. Während seine Mönche den rauhen harten Boden urbar machen, arbeiten sie zugleich an der Cultivirung der im Irrglauben und Unglauben verkommenen Menschenherzen. In Banjaluka baute er Oekonomiegebäude im großartigsten Maßstab, Mühlen eine Tuchfabrik, verschiedene Werkstätten &c.; aber auch ein Waisenhaus für Knaben und eines für Mädchen, welche die Pflanzschule

---

[1]) Ueber denselben vergleiche man das populär gehaltene Schriftchen: Der Trappist. Für heilsbegierige Seelen. Wien 1863. Mechitharistendruckerei. — Einen Artikel im Würzburger „Katholischen Sonntagsblatt“, 1857 Nr. 40. — Ueber einen Besuch im Trappistenkloster Oelenberg im Elsaß, dasselbe Blatt, 1855 Nr. 52. Ferner: Eine militärische Einquartierung im Kloster der Trappisten auf Oelenberg. Von O. Springer, Hauptmann in Straßburg. Mittheilungen aus dem Vogesen-Club. Nr. 15 vom 1. April 1883. Auch abgedruckt im „Familienfreund“, Beilage Nr. 45 u. 46 zum „Beobachter am Main“, 1883.

für eine gesittete, selbständige, sogar wohlhabende Bevölkerung sind. Für diese Zwecke der Erziehung und des Unterrichts baute P. Franz in Banjaluka auch noch zwei Frauenklöster für barmherzige Schwestern und für Schwestern vom kostbaren Blut — und das alles von 1868 bis 1879, in der kurzen Zeit von elf Jahren.

Nun aber nach Süd-Afrika. Im Jahre 1879 war P. Franz bei dem in Frankreich abgehaltenen General-Capitel seines Ordens. Bei demselben erschien der Bischof von Grahamstown, einer Stadt der englischen Colonie am Kap der guten Hoffnung, und bat dringend um eine Ansiedelung von Trappisten zur Civilisirung und Bekehrung der in jenen Gebieten wohnenden Kaffern und Hottentotten. Keiner der versammelten Aebte und Prioren konnte sich entschließen, diesem schwierigen Antrag zu entsprechen, bis endlich P. Franz erklärte: „Wenn Niemand geht, dann gehe ich."

Am 22. Juni 1879 zog die Schaar der neuen Colonisten von Banjaluka ab, 32 Trappisten und ein Laie — ein Buchdrucker. Am 30. Juni bestiegen sie auf der Themse den Afrikadampfer, am 28. Juli, also nach vier Wochen, landete man in Port Elisabeth und am 29. waren sie in Dunbrody, der für sie bestimmten Missionsstation, wo sie aber nur bis zum November 1882 blieben.

Zu schildern, was die Trappisten während dieser drei Jahre nutzlos, d. h. ohne äußeren Erfolg, gearbeitet, geopfert und gelitten haben, würde zu weit führen. Für die Welt war diese Arbeit ohne sichtbare und bleibende Resultate. Aber da sie aus übernatürlichem Beweggrund geleistet wurde, so wird sie ihres Lohnes bei Gott nicht entbehren. Nur das Eine sei hervorgehoben: es fehlte alles Wasser; und daß man ohne solches keine Viehzucht treiben und nicht die Lebensmittel für eine große Klostergemeinde erzielen kann, welche durchaus vegetarisch — von Pflanzenkost — lebt, ist einleuchtend.[1]) Um nicht im buchstäblichen Sinn des Wortes zu verhungern, zogen sie in die britische Colonie Natal, wo sie am 27. November 1882 im Hafen von Durban von dem Bischof dieses Gebietes, Karl Jolivet aus der Congregation der Oblaten, welcher seinen Sitz in Maritzburg hat, freundlich begrüßt wurden.

Am 17. December kam P. Franz von einer Reise nach Europa zurück. Dieses Mal waren die Trappisten in der Lage, den Ort

[1]) Jetzt ist die Station Dunbrody in den Händen der Jesuiten, welche leichter als die Trappisten in dieser wasserarmen Gegend leben können.

ihrer Niederlassung selbst aussuchen zu können, und sie wählten ihn so, wie er ihren Bedürfnissen und dem, was man von ihnen erwartete, entsprach, eine Stunde von der Eisenbahnstation Pinetown entfernt, von welcher aus man wieder in kurzer Zeit den Hafen von Durban erreicht — fruchtbarer Boden, prächtige Wälder, wasserreiche Bäche und Flüsse, eine Höhenlage, von welcher aus man das ganze Küstengebiet sammt dem Meere überschaut, und ein gemäßigtes, durchaus gesundes Klima.

Die Bevölkerung von Natal beläuft sich auf etwa 378,000 Seelen. Von diesen sind 330,000 Kaffern, 28,000 Weiße, 20,000 indische Coolies. Von den Weißen sind die meisten Engländer; die Holländer sind aus Natal fast ganz verschwunden, seit das Land englische Provinz ist; dazu kommen viele Deutsche, welche bereits in zweiter Generation dort angesiedelt sind, und eine Anzahl italienischer Familien, welche vor etwa zwölf Jahren einwanderten. In neuerer Zeit findet ein bedeutender Zuzug von Norwegern statt.

Am 27. Dezember 1882 war das Kloster Mariannhill, zu Deutsch Maria-Anna-Berg, gegründet. Allerdings bestand es zunächst nur aus einem Zelt, welches aus einigen zusammengestellten Kisten construirt wurde. An dessen Stelle traten bald kleine Häuschen aus rohem Lattenwerk, welches mit ungebrannten Ziegeln ausgefüllt und mit gewelltem Blech überkleidet war. Das Häuschen, in welchem P. Franz sechs Jahre lang wohnte, enthielt ein einziges Zimmer, 3 Meter breit, $4^1/_2$ Mtr. lang, $2^1/_2$ Mtr. hoch. Aber heute besitzt die Abtei, denn P. Franz wurde am Samstag vor dem weißen Sonntag 1885 als erster Abt gewählt, ein Gebiet von 12,000 englische Acres oder wie eine andere Maßangabe lautet, von dem Umfang wie etwa zwei bayerische Bezirksämter.

Auf diesem Gebiete liegen nebst der Abtei Mariannhill neun Missionsstationen, welche alle nach berühmten Wallfahrtsorten benannt sind: Reichenau, Einsiedeln, Mariathal, Loretto, Oetting, Kevelaer, Rankweil, Lourdes und Centocow (lies Centocau), wie man der leichteren Aussprache wegen den Namen des berühmten polnischen Wallfahrtsortes Czenstochau umgestaltet hat. Zu ihnen kamen in neuester Zeit die Stationen Josephsheim und Maria-Ratschitz.

Die Missionsstationen haben noch sehr primitive und ärmliche Wohnungsräume. Mariannhill aber hat jetzt stattliche, massiv aus Bruchsteinen errichtete Gebäude; die Kirche ist eine dreischiffige

Basilika mit freiliegendem Dachgebälk, schönen Altären und geschmackvollen Heiligenstatuen, und faßt über tausend Menschen.[1])

Das Missionspersonal.

Einer älteren Statistik vom Jahre 1885 entnehme ich bezüglich der Nationalität und der Beschäftigung der Trappisten folgende Notizen. Damals zählte das Kloster 90 Insassen. Von diesen hatte geliefert Bayern 18, Preußisch-Schlesien 13, Rheinpreußen 10, Westfalen 6, Baden 5, Württemberg und Oberösterreich je 4, Mähren, Steiermark, die Stadt Wien, Ostpreußen, Lichtenstein je 3, Niederösterreich und Vorarlberg je 2, Westpreußen, Böhmen, Irland, London, Ungarn, Tirol, Venetien, Schweiz, Nassau, Kärnthen, Krain je 1.

Von diesen waren 22 Chorreligiosen, nämlich 11 Patres und 11 Novizen (welche weißwollenen Habit tragen, die Professen mit schwarzem Scapulier, die Novizen ohne solches), 68 Laien- oder Conversbrüder, unter diesen 26 Novizen (mit braunem Habit).

Unter den Laienbrüdern waren Ackersleute 21, Erdarbeiter (frühere Bergknappen) 5, Maurer 7, Gärtner, Schneider, Schuhmacher, Tischler je 4, Bäcker, Zimmerleute je 3, Küfer, Steinmetzen, Schmiede, Anstreicher je 2, Weber, Koch, Spengler, Müller, Zinngießer, Wagner, Buchdrucker, Buchbinder, Bienenzüchter, Senn (Käsemacher), Strumpfwirker, Gerber, Bräuer, Orgelbauer, Mechanikus je 1.

Als Muttersprache redeten polnisch 13, englisch 3, böhmisch 2, krainerisch, ungarisch, furlanisch, windisch je 1, die übrigen deutsch. Ein interessanter Beleg für die Universalität der Kirche! Alle gehorchen kraft ihres Gelübdes dem einen Willen des Abtes; alle reden mit Gott die gleiche Sprache des innerlichen Gebetes, alle arbeiten für den gleichen Zweck: der eigenen Heiligung und der Bekehrung der armen Kaffern, sei es direct, durch Lehre und Spendung der hl. Sakramente, sei es indirect, durch Förderung der Civilisation und einer menschenwürdigen Existenz.

Aehnlich gemischt ist der Zuwachs aus der jüngsten Vergangenheit. Die Reisegesellschaft, mit welcher Herr Vonbank, ein vorarlbergischer Priester, im August 1889 nach Afrika reiste, zählte

[1]) Eine sehr anschauliche und detaillirte Schilderung von dem, was die Trappisten in baulicher Hinsicht, Kunst, Handwerk, Oekonomie 2c. geleistet, bietet Vonbank S. 100 ff.

52 Personen. Zu diesen hatten gestellt die Schweiz und Vorarlberg je 2, Tirol, Niederösterreich, Mähren, Polnisch-Schlesien, Holland, Nordamerika je 1, Baden 4, das bayerische und württembergische Schwaben 25, die Rheinprovinz 13. Ihrem Berufe nach waren 1 Priester, 1 Doctor der Philosophie, 5 Studenten, 3 Ackerer, je 2 Schneider und Schuhmacher, je 1 Photograph, Buchhalter, Graveur, Schmied, Maler, Winzer. Die 32 Frauenspersonen waren Näherinnen, Lehrerinnen, Köchinnen, Hausmädchen ꝛc. Das Alter derselben bewegte sich zwischen 15 und 42 Jahren; die meisten aber standen im Anfang der zwanziger Jahre.

Nach einem mündlichen Bericht aus neuerer Zeit leben jetzt auf dem Territorium von Mariannhill etwa 54 Chorreligiosen, von welchen etwa 16 Priester sind. Von den letzteren hat jede Station einen; die andern sind ständig in Mariannhill, und P. Gerard, der Katechet, besucht wöchentlich die einzelnen Missionsstationen, um Christenlehre in der Kaffernsprache zu halten. Laienbrüder zählte man (Ende April 1890) 150, Schwestern 162.

Die Klosterfrauen sind nicht Trappistinnen; denn diese leben in strengster Clausur, eignen sich also nicht für Missionszwecke. P. Franz hat daher eigens für Erziehungs- und Unterrichtszwecke eine Congregation ins Leben gerufen. Die Mitglieder tragen weißen Schleier, schwarze Mantille, rothes Kleid und Sandalen. Eine sehr zweckmäßige Einrichtung ist, daß in neuester Zeit in Kirchherten, Erzdiözese Köln, eine Art von vorgängigem Noviziat für die künftigen Missionsschwestern errichtet wurde. Nur jene werden zur Einkleidung und zum eigentlichen Noviziat nach Mariannhill gesandt, von welchen man die Ueberzeugung gewonnen, daß sie sich zum Missionsleben eignen. Dazu kommen noch die sog. Franziner, eine Art von drittem Orden für Priester (z. B. 4) und Laien, Handwerker, Buchdrucker, Künstler, welche sich gerne am Missionswerk betheiligen, aber nicht die strenge Lebensweise der Trappisten führen wollen. Die Schwestern und die Franziner bekommen Fleischkost, welche die Trappisten nie genießen.

Von diesen Ordensleuten werden über 400 Knaben und Mädchen erzogen und für Handwerk und Haushaltung herangebildet. [1])

[1]) Die Kinder vertheilen sich folgendermaßen: In Mariannhill sind ca. 120 Knaben und ebensoviele Mädchen, in Reichenau, der bedeutendsten auswärtigen Station mit 16 Schwestern, etwa 80 Kinder, in Kevelaer 20, in Centocow 38, in Oetting gegen 20, in Josephsheim etwa 12 Kinder.

Christliche Kaffernfamilien.

Aus diesen Schulen ist bereits eine Reihe von christlichen Ehepaaren herausgewachsen, welche unter den Segnungen des Christenthums und der Cultur ein glückliches Familienleben führen. Sie wohnen in netten Häuschen von europäischer Form, welche ihnen die Trappisten bauen, und sind dadurch frei von der staatlichen Haustaxe, welche für einen Kraal (eine Kaffernhütte) 14 Schilling (= 14 Mark) betragen würde. Durch Einführung dieser Taxe wollten die Engländer die Kaffern auf europäische Wohnungsweise hinleiten. Dieser Zweck wurde aber erst durch die Ankunft der Trappisten erreicht und zwar einfach dadurch, daß diese ihren Schützlingen selbst die Häuschen bauten. Für die innere und äußere Ausschmückung der Häuschen sorgen die Kaffern selbst. Fr. Pius kam einmal dazu, wie eine Christin die Thüre ihres Hauses mit der bei den Kaffern so beliebten rothen Farbe anstrich. Da er fand, daß sie zur Decorationsmalerei wenig Geschick zeigte, indem sie von unten anfing zu streichen, wollte er ihr behilflich sein, war aber nicht wenig erstaunt, als er den improvisirten Pinsel zur Hand nahm; derselbe war — ein Kälberschwanz.

Die christlichen Kaffern erhalten neben ihren Taufnamen auch sogleich einen europäischen Familiennamen, den letzteren nach hervorragenden katholischen Persönlichkeiten oder besonderen Wohlthätern der Mission.[1]) So heißen meine beiden jungen Freunde: Victor Franz Rudigier, der Sohn eines noch heidnischen Chief,[2]) und Bartholomäus Spreiter. Von einem kleinen Beda Windthorst

[1]) Ein recht interessantes Verzeichniß dieser Namen findet sich im Vergißmeinnicht, 7. Jahrg., Nr. 5—7; 8. Jahrg. Nr. 16—19, ein weiteres unter den Adressen, welche dem Abt bei seiner Jubelfeier überreicht wurden. (Siehe Nachklang rc. S. 40 ff.) — Wie hoch die Kinder ihre christlichen Taufnamen halten und wie sorgfältig man sich hüten muß, sie aus Vergeßlichkeit mit ihrem früheren heidnischen Namen zu rufen, dafür bietet eine der Reichenauer Schwestern einen schönen Beleg. Poli, seit wenigen Tagen als Crescentia getauft, steht am Schrank, um sich ihr Buch zu holen Die kleine Sophie ruft ihr zu: „Poli, bringe auch mein Buch mit!" Crescentia entgegnet ganz beleidigt: „Wer ist Poli?" — „Ei, Du bist's ja!" — „Nein, hier ist keine Poli," entgegnet Crescentia mit Würde; „Poli ist mit a Satane zur Hölle gegangen, und ein Engel ist dafür vom Himmel gekommen, und der heißt Crescentia." — Sophie erwidert muthwillig: „Nun, Engel Crescentia, bitte, bitte, bringe mir mein Buch mit."

[2]) Chief ist der englische Ausdruck für Häuptling; in der Zulusprache heißt er Inkosi, Herr, seine erste Frau Inkosikazi.



wird gerühmt, daß er seinem europäischen Namensverwandten durch sein hervorragendes Talent alle Ehre mache. Auf diesen christlichen Kaffernfamilien, welche in der Umgegend von Mariannhill allein mit den Schulkindern, deren Eltern zum Theil noch Heiden sind, eine Pfarrgemeinde von 500 Seelen bilden, beruht die Hoffnung einer glücklichen Zukunft für dieses bisher so tiefstehende Volk.

Die heidnischen Kaffern.

Um einen Maßstab für das zu gewinnen, was die Trappisten bisher bei den Kaffern erzielt haben, möge der Leser Folgendes ins Auge fassen. Die Kaffern sind nicht Neger, sondern nähern sich mehr der malaischen Race, sind schwarzbraun, haben schlanken, kräftigen Körperbau, schwarzes wolliges Haar und eine eigenthümlich gemischte Gesichtsbildung: hohe Stirne, regelmäßig geformtes Kinn wie die Europäer, vorstehende Backenknochen wie die Hottentotten, aufgeworfene Lippen wie die Neger, die aber nicht wie bei diesen roth, sondern schwarz sind. Die außerordentlich dichtstehenden wolligen Haare wachsen bei Männern und bei Frauen nicht länger, als etwa einen Zoll lang. Daraus mag man entnehmen, daß ein Friseur dort schlechte Geschäfte machen würde. Aber weil die Haare so dicht stehen, halten sie auch fest, was man hineinsteckt. Wie wir z. B. die Schreibfeder hinter's Ohr stecken, um sie gleich bei der Hand zu haben, so steckt der Kaffer das etwa 4 Zoll lange Löffelchen, dessen er sich zum Schnupfen bedient, ins Haar; und der Häuptling decorirt sein Haupt mit vielen Papageienfedern, die er einfach ins Haar steckt. Doch tragen Männer und Frauen mit Vorliebe auch reich decorirte, barettartige Kopfbedeckungen. Uebrigens sind sie für künstliche Frisuren nicht unempfänglich. Eine sehr beliebte Frisur besteht darin, daß der ganze Kopf mit einer bestimmten klebrigen Masse überzogen wird. Und wie der Ungar mit Hilfe der Bartwichse seinen Schnurrbart in zwei feine Spitzen ausdreht, so klebt so ein kafferischer Elegant seine wolligen Haare in zahllos viele Spitzen zusammen, so daß sein Kopf aussieht wie ein Igel, oder wie ein mit Mandeln gespickter Pudding. Männer und Frauen lieben übrigens Schmuck von Glasperlen, Messingringen, Lederbändern u. dergl. Und den Kaffernmädchen kostet es bisweilen keinen kleinen Seelenkampf, wenn sie bei der Aufnahme zum christlichen Unterricht sich dieses Tandes entledigen müssen, wie die Trappisten es fordern.

Die Kaffern leben von Viehzucht und Ackerbau. Sie sind ein sittlich tief gesunkenes Volk, welches den Begriff Züchtigkeit nicht kennt; sie sind grausam, träge, lügenhaft; dagegen kommt Diebstahl niemals vor. Uebrigens darf nicht verschwiegen werden, daß die zwei Stämme, welche auf dem den Trappisten gehörigen Gebiet wohnen, sehr verschiedenen Charakters sind. Die Amanganga's, welche zunächst dem Kloster sitzen, sind viel sanfter und zugänglicher, als die gegen die Küste hin wohnenden Amaqumulo's. Diese sind rauh, trotzig, verschlagen, und haben durch ihren häufigen Verkehr mit den Europäern zu ihren angeborenen Nationalfehlern auch noch viele europäische Unsitten angenommen.

Alle heidnischen Kaffern leben in unbeschränkter Vielweiberei. Jede Frau hat ihre eigene, bienenkorbartige Hütte (Kraal), wo sie mit ihren Kindern haust. Der Mann pflügt jeder ein Stück Landes, welches sie selbst säen und ernten, und wovon sie sich und ihre Kinder ernähren muß. Der Besitz vieler Töchter begründet den Wohlstand eines Hausvaters, da sie zur Ehe ihm abgekauft werden; 10 Ochsen ist der geringste Preis, welcher für eine Kaffernbraut bezahlt wird. Diese unwürdige Art der Eheschließung ist übrigens erst durch die Herren des Landes, die Engländer, eingeführt und durch Gesetz vom Jahre 1869 und 1871 über den ukulobola, den Kaufpreis, geregelt worden. Die Polygamie der heidnischen Kaffern bildet eine bedeutende Einnahmequelle für den Staat, da der Kaffer, wie bereits bemerkt, für jeden Kraal, somit für jede in demselben wohnende Frau, eine jährliche Steuer von 14 Schilling = 14 Mark zahlen muß.

Von Bequemlichkeit der Lebensweise haben sie keinen Begriff. Im Sommer verbrennen sie fast an der Sonne, im Winter frieren sie. Durch ausgiebige, zweckmäßige Kleidung sich zu schützen, fällt ihnen nicht ein. Sie schlafen in ihren Kraals auf einer dünnen Bastdecke, welche auf den Boden gebreitet wird; als Kopfkissen dient ein Stück Holz.

Ihre gewöhnliche Nahrung ist der ipalitschi, ein Brei aus Mais [1]) und eine Art von süßen Kartoffeln. Ihre Lieblingsspeise

[1]) Welch' eine große Rolle dieser Maismehlbrei im Leben der Kaffern spielt, mag aus folgender netten Schulanekdote geschlossen werden. Der Katechet Fr. Pius fragte einmal den kleinen Wilhelm Heiner, den jüngeren Bruder Victor's, was Gott an den einzelnen Schöpfungstagen ins Dasein gerufen habe. Er antwortete correkt nach Anleitung der biblischen Geschichte. „Was

aber ist faulendes Fleisch. Wenn ein Kaffer Geier versammelt sieht, so geht er sicher darauf zu und macht ihnen ihre Beute streitig. Sie selbst schlachten nicht; sie verkaufen das lebende Vieh und die Milch an die Weißen. Aber wenn sie durch die Freigebigkeit der Trappisten zu einem Stück gekochten Fleisches kommen, so sind sie sehr empfänglich dafür. Und wenn eine Viehseuche eintritt, dann haben sie ein gutes Jahr. Sie erzielen dann zwar weniger Einnahmen, leben aber von dem gefallenen Vieh üppig und in Freuden. Auch eine Art von großen Raupen, welche an ein Hölzchen angespießt und ein wenig am Feuer geröstet werden, und sehr große grüne Heuschrecken, welche man ohne weitere Zubereitung verspeist, sind beliebte Leckerbissen. Aus dem angeführten Menu mag der geneigte Leser entnehmen, daß eine kafferische Hausfrau nicht eines Regensburger Kochbuches bedarf, um ihrem Eheherrn ein festliches Diner oder Souper zu bereiten. Als Luxusgetränke haben sie eine Art von Bier, das utschwala, welches aus dem sogenannten Kaffernkorn (amabele) bereitet wird und sehr stark ist, aber dafür desto schlechter schmeckt.[1]) Dagegen essen sie Süßigkeiten sehr gerne. Auch die christlichen Kaffern erlauben sich bisweilen den Luxus, daß sie sich in dem Kaufladen, welchen die Trappisten zum Nutzen der Kaffern eingerichtet haben, ein Pfund Zucker und ein Stück Brod, welches sie sehr gerne essen, kaufen. So ein Kaffernhäuptling, eine Figur wie ein Hercules, sitzt dann da, löst sein ganzes Pfund Zucker in Wasser auf, trinkt mit großem Behagen dieses Zuckerwasser und ißt sein Brod dazu — jedenfalls ein bescheidenes und billiges Vergnügen.

Ihre religiösen Begriffe sind sehr unsicher und verschwommen. Einige Stämme haben eine Vorstellung von einem höchsten Wesen, welches sie Unkulu-unkulu, der Allerhöchste, der Allergrößte nennen.[2]) Andere scheinen kein gutes göttliches Wesen

---

schuf er nun aber am siebenten Tage?" Der kleine Mann besann sich; die Schöpfung des Weltalls war vollendet; was blieb noch übrig? Endlich schien ihm ein Licht aufzugehen; er antwortete kräftig: Ipalitschi. Der Sonntag schien ihm nicht ohne Maismehlbrei sein zu können.

[1]) Die Trappisten haben für ihren eigenen Bedarf ein Getränke erfunden, welches aus einem Absud der Tamarindenfrucht hergestellt wird; es schmeckt wie Weinmost und wird als ein sehr gesundes und erfrischendes Getränk gelobt.

[2]) Nach Vonbank bedeutet kulu groß, schön. (Vielleicht geht das Wort zurück auf dieselbe Wurzel, welcher das griechische kalos entstammt. Man vergleiche das sanskritische kal-ja, das gothische hail-s, das althochdeutsche

zu kennen und zu verehren; alle aber fürchten sich vor bösen Geistern und suchen dieselben durch Zauberei unschädlich zu machen. Von der Unsterblichkeit der Seele haben sie sehr unklare Begriffe; sie glauben, daß dieselbe nach dem Tod etwa in eine Schlange fährt.[1] Als mein Gewährsmann, P. Othmar, einmal einen Kaffern fragte, was denn aber aus der Seele werde, wenn er die Schlange tödte, in welche seine Seele gefahren sei, gab er zur Antwort: „Frage doch nicht so dumm!“ Auf metaphysische Speculationen lassen sie sich nicht ein.

Dagegen halten sie umsomehr auf die Künste des innyanga, des Doctors oder Zauberers, welche sie besonders gegen Blitzschlag sichern sollen. Auf der Spitze eines jeden Kraals befinden sich einige Blitzableiter, roth angestrichene Stäbe, etwa 3′ lang; in der Hütte, vor derselben und auf den Hügeln in der Umgebung des Kraals ragen Pflöcke, izigongwa, 1—3″ über die Erde hervor, welche der innyanga eingeschlagen und roth angestrichen hat, und wofür er als Honorar einen Ochsen empfing. Zieht ein Gewitter auf, so kommen noch andere Zaubermittel in Anwendung. Zwischen den am Eingang der Hütte befindlichen Pfählen werden bestimmte Kräuter verbrannt. Dann ist in jedem Kraal ein mit dem Kraut intelezi angesetztes Wasser, welches der Doctor um den Preis eines Rindes liefert, und mit welchem der Kraal und alle Bewohner desselben besprengt werden. Endlich gehören zur Einrichtung eines jeden Kraals vier von dem Doctor gegen Erlag eines Ochsen gelieferte, etwa 4′ lange dünne Stöcke, welche „die Hirtenknaben des Himmels“ heißen. Mit denselben machen sie Kreisschwenkungen in der Richtung, von welcher das Gewitter heranzieht und rufen dabei wiederholt mit lauter Stimme: nampa bafana, „hier sind die Knaben“. Die Besprengungen werden auch bei verschiedenen üblen Vorbedeutungen (umhlola) vorgenommen, wenn gewisse Vögel den Kraal umkreisen, wenn ein Hund oder ein Kalb auf das Wohnhaus

heilac, das mittelhochdeutsche heilec = heilig.) Da die kafferische Sprache keinen Superlativ besitzt, so bedeutet unkulu-unkulu der Allergrößte, der Allerschönste, entsprechend dem Hermes trismegistos, dem dreimal größten Hermes, mit welcher Umschreibung die Neuplatoniker den ägyptischen Gott Thot bezeichneten.

[1]) Schwester Coletta ergänzt (Mariathal am 2. Januar 1890) diese Nachricht dahin, daß der Glaube bestehe, ein braver Mensch werde nach seinem Tode in einen Ochsen, ein böser in eine Schlange verwandelt — wohl genauer: die Seele fahre in ein solches Thier.

hinaufsteigt und dergl. Selbstverständlich lassen sich die Gewitter durch alle diese Zauberkünste nicht abhalten, hie und da ein Unheil anzurichten. Aber kein heidnischer Kaffer würde es wagen, einem vom Blitz getödteten Thier die Haut abzuziehen. Er hat die feste Ueberzeugung, er würde von dem nächsten Blitz selbst erschlagen werden. Auch Zauberinnen haben sie von einem geradezu unheimlichen Charakter. Daß auch in ihrer Medizin das Zauberwesen eine große Rolle spielt, darf nicht Wunder nehmen.

Die Kaffern und die Europäer.

In Handel und Wandel werden diese armen Leute von den Engländern und den zahlreichen Juden in Natal in unerhörter Weise übervortheilt. Alle Handwerks- und Kunstprodukte kommen aus Europa, und ein Gewinn von 100 % scheint diesen biederen Handelsleuten nicht zu hoch zu sein. Reparaturen oder theilweise Erneuerungen gibts in Durban auch nicht. Wenn man einen Lampencylinder zerbricht, — den brauchen allerdings die Kaffern nicht, wohl aber die Weißen, — so bekommt man nicht einen solchen, sondern man muß eine ganze neue Lampe kaufen. Was in Deutschland etwa drei Mark kostet, muß man in Durban mit einem englischen Pfund, d. i. mit 20 Mark bezahlen.

Protestantische Missionäre waren schon lange im Capland, meistens Wesleyaner und Anglikaner, eine große Auswahl anderer englisch-amerikanischer Secten, auch Deutsche von einer Berliner Missionsgesellschaft. Sie halten Schule, lehren die Kaffernkinder lesen und schreiben, taufen sie und geben ihnen die Bibel in die Hand. Damit ist ihre Thätigkeit zu Ende. Alle Protestanten in Südafrika, Engländer, Holländer und Deutsche, sind einig in dem Urtheil, daß die protestantisch gewordenen Kaffern, vielleicht mit Ausnahme einer einzigen unten zu erwähnenden Familie, im Allgemeinen noch viel nichtsnutziger sind, als die heidnischen, daß sie insbesondere zu gar keiner Arbeit zu brauchen sind.[1]) Viele dieser Missionäre sind deshalb ihrer unfruchtbaren Thätigkeit müde geworden und leben jetzt als Kaufleute oder Gutsbesitzer im Land.

---

1) Dieses vernichtende Urtheil aus neuester Zeit, welches die Trappistenberichte in der angegebenen Weise resumiren, wird vollauf bestätigt durch die älteren Berichte aus protestantischen Federn, welche Marschall, Die christlichen Missionen, Mainz 1863, II. 426 ff. zusammenstellt.

Ein amtliches Urtheil über die Erfolge der Trappisten.

Dagegen sind alle unbefangenen Beobachter, auch zahlreiche Preßstimmen,[1] darüber einig, daß die Trappisten ganz unerhörte Erfolge erzielt haben. Ein solches Zeugniß aus allerneuester Zeit[2] mag hier vorgelegt werden. Die Engländer sind bezüglich der Einrichtung von Schulen sehr freisinnig und freigebig. Jeder, der will, darf eine Schule errichten, welche alljährlich einmal von einem Regierungscommissär visitirt wird. Wenn diese Prüfung den Beweis ergibt, daß der Lehrer das gesetzlich vorgeschriebene Maß von Kenntnissen seinen Schülern beibringt und wenn die Schule in einem passenden Lokal untergebracht ist und mindestens 20 Schüler zählt, so hat er Anspruch auf den sogenannten Grand, einen staatlichen Zuschuß, welcher mindestens 50 Pfund = 1000 Mark beträgt und bis auf mehrere hundert Pfund steigen kann. Bisher hatten die Trappisten für ihre Schule gar nichts von der Regierung bezogen. Nun aber glaubte der Abt bei der großen Zahl der Schüler, über 300, die gesetzliche Unterstützung verlangen zu sollen. Es erschienen zwei Schulcommissäre, protestantische Engländer, welche einen vollen Tag die Schule in Mariannhill prüften und das Resultat ihrer Prüfung im „Mercury", dem Amtsblatt von Natal, publizirten. Das Urtheil des Mister Russel, welcher die erste Autorität im Schulfach in Natal ist, lautet in wörtlichem Auszug:

I. Die Trappisten von Mariannhill leisten im Schulfache (Volks- und Industrieschulen) mehr als die übrigen Missionen, die anglikanischen, die lutherischen 2c. zusammengenommen.

II. Die Erfolge der Trappisten auf dem Gebiete der kaffrischen Sprache (Sprechen, Schreiben, Lehren in dieser Sprache) lassen alle unsere bisherigen Kenntnisse in dieser Sprache weit hinter sich zurück; ihre Erfolge aber mit den kaffrischen Jünglingen, welche nach vier Jahren perfekte Schriftsetzer in europäischen Sprachen sind, grenzen ans Wunderbare.[3]

---

[1] Mehrere solche sind zusammengestellt im „Vergißmeinnicht", 6. Jahrgang, Nr. 7—10, S. 33—36.

[2] Vergißmeinnicht, 8. Jahrgang, Nr. 1—2 vom 1. Januar 1890.

[3] In der Druckerei sind sechs Trappistenbrüder und sechs junge Kaffern als Setzer thätig. Dieselbe besitzt jetzt 30 Schriftkasten; inzwischen wird eine eigene Schriftgießerei aus Europa eingetroffen sein. Eine Papierfabrik wird in nicht zu ferner Zeit errichtet werden. Eine bestellte Rotationsdruckmaschine wird binnen einer Stunde 20000 Abdrücke drucken und falzen. Gedruckt werden unter der Leitung von vier Redakteuren Zeitungen in vier Sprachen,

III. Die Trappisten haben uns zum erstenmal den faktischen Beweis geliefert, daß die Kaffern intelligent und geschickt sind, d. h. theoretische und praktische Fähigkeiten besitzen.
IV. Wenn die Trappisten von Mariannhill Gegner und Rivalen haben, so kommt das einzig und allein davon her, weil wir uns „alle von ihnen überflügelt“ sehen.
V. Die amtliche Bewilligung des vom Abt verlangten Grand ist nichts anderes, als ein Akt der Gerechtigkeit.

Das ist ein Urtheil wie es ehrender, und weil aus der Feder eines protestantischen Engländers stammend, gewichtiger gar nicht gedacht werden kann.

Das Urtheil des anderen Commissärs Mr. Plant lautete bezüglich der Schulleistungen vollkommen gleich. Dennoch aber stimmte er gegen die Bewilligung des verlangten Grand. „Denn“, schrieb er, „von Mariannhill aus droht uns

1. eine religiöse Gefahr, weil von dort aus die römisch-katholische Propaganda immer größere Fortschritte macht;

2. eine politische Gefahr, indem die Trappisten immer mehr Fuß bei den Eingeborenen fassen, immer mehr Popularität erringen, so daß die Kaffern künftig einmal die Trappisten als ihre Abgeordneten in den Landtag senden werden.“ Tout comme chez nous!

Methode der Trappisten.

Wie haben es nun die Trappisten angefangen, um die Kaffern auf den Stand der Cultur zu bringen, auf welchem sie thatsächlich sind?[1]) Zunächst durch persönliche Arbeit. Der Kaffer braucht eigentlich gar keine Arbeit. Das Umackern eines Stückchens Boden ist die einzige Anstrengung für das ganze Jahr. Die Ernte besorgen die Frauen, das Vieh hüten die Buben, und deren Arbeit besteht darin, daß sie in der bequemsten Stellung auf der Erde liegen und dem weidenden Vieh zuschauen. Und wenn ein Junge nicht

je zwei deutsche, kaffrische und polnische und ein englisches Blatt. Daß die Buchbinderei mit allen neueren Maschinen ausgestattet ist, bedarf keiner eigenen Erwähnung. Bezüglich der Gesammtleistungen sei angeführt, daß der Kalender für 1890 in 100 000 Exemplaren hergestellt wurde.

[1]) Hierüber vergleiche man: „Die Trappisten in Natal“ in den „Katholischen Missionen“ 1889 Nr. 11 und 12, zum Theil nach persönlichem Augenschein des P. Courtois S. J., des Oberen der Mission am Unter-Sambesi. — Die Trappistenschule in Natal von J. A. Sch. in der „Katholischen Warte“, Salzburg, 5. Jahrgang, S. 542.

mag, so läßt er sich lieber von seinem Vater todtschlagen, als daß er dem Befehl desselben, aufzustehen, Folge leistet. Das Wort Gehorsam steht nicht in dem Wörterbuch der heidnischen Kaffernknaben. Auch von einem einträchtigen Zusammenarbeiten der sämmtlichen Familienglieder ist keine Rede. Die Polygamie läßt keine väterliche Autorität aufkommen. Der Alten größtes Vergnügen aber ist, von Früh bis Abend auf dem Boden zu kauern und auf einer sehr primitiven Guitarre zwei oder drei Töne zu klimpern, und ebenso langweilig dazu zu singen. Nur ein einziges Motiv kann sie zur Arbeit bringen, und das ist der Hunger; und zu dessen Stillung braucht's ja nicht viel. Diesen arbeitsscheuen Kaffern imponirt es nun gewaltig, daß diese bärtigen Trappisten, Laienbrüder und Priester, der Abt an der Spitze, täglich viele Stunden lang hart und angestrengt arbeiten: Felsen sprengen, Straßen, Dämme, Wasserleitungen und Brücken bauen, Felder urbar machen, Wiesen bewässern, Mühlen und bequeme Häuser bauen, alle möglichen Handwerke und Künste treiben, und, was ihnen das merkwürdigste ist, das Alles in ernstem völligen Stillschweigen! Denn der Kaffer plaudert den ganzen Tag wie ein Papagei. Hier sieht er nun ernste systematische Arbeit, und sieht, wie man durch solche Arbeit sich manche Bequemlichkeit schaffen kann, von welcher er bisher keine Ahnung gehabt hat.

Sodann gewannen die Trappisten die Kaffern durch ihre uneigennützige Hilfe. Sie kauften nach englischem Recht große Territorien und wurden dadurch Eigenthümer des Grundes und Bodens. Von den Kaffern, welche dort in ungefähr 300 Kraals wohnten, verlangten sie nur die Hälfte des Pachtzinses, welchen diese bisher an die englische Regierung zahlen mußten. Deshalb siedeln auch auswärts wohnende Kaffern gerne auf das den Trappisten gehörige Gebiet über. Schwierigkeiten macht ja der Umzug nicht. Ihre Hütten sind leicht abgebrochen und wieder aufgerichtet. Dagegen schreiben die Trappisten ihnen auch vor, wie sie es auf ihrem Territorium gehalten wissen wollen. Dazu gehört u. A., daß kein Kaffer ohne anständige Kleidung in der Nähe des Klosters sich sehen lassen darf. Diese Kleidung bekommen die Kinder, welche in die Schule gehen, und die Aermeren umsonst, die Anderen um den Selbstkostenpreis. Die christlichen Männer tragen Kleidung von ganz europäischem Schnitt; die Frauen lieben recht buntfarbigen Kattun. Schuhmacher aber würden dort schlechte Geschäfte machen. Alle gehen barfuß, auch wenn sie in festlichstem Schmuck sind. Jeden-

falls aber merkten die Kaffern sehr bald, daß es seine Annehmlichkeiten habe, gegen die glühenden Sonnenstrahlen und gegen den manchmal schneidenden Nordwind durch zweckmäßige Kleidung geschützt zu sein.

Da die Kaffern trotz ihrer natürlichen Trägheit zu jeder Art von Arbeit sehr anstellig sind, so fanden sie bei den Feldarbeiten und Bauten der Trappisten einträgliche Beschäftigung; manche erwachsene Frauen lernten sogar die Nadel führen und arbeiten um Lohn für das Kleidermagazin, aus welchem ihnen Stoff, Nadel und Faden geliefert wird.

Ferner ließen die Trappisten mannigfaltige Maschinen und Werkzeuge aus Europa kommen und richteten Werkstätten ein; die hier gefertigten oder auch aus Europa bezogenen Ackerbaugeräthschaften verkaufen sie nun den Kaffern um einen weit geringeren Preis, als ihn diese in Durban an die englischen Händler zahlen mußten. Dazu kommen die rasch gemachten Reparaturen, die unentgeltlich geleistete ärztliche Hilfe durch einen promovirten Arzt im Trappistenhabit und noch manches Andere, was die Kaffern bald zur Ueberzeugung brachte, diese Männer seien gekommen, in uneigennütziger Weise ihnen zu helfen und Wohlthaten zu erweisen, nicht aber sie auszubeuten, wie das bisher alle diese Weißen gethan, mit welchen sie in Berührung gekommen, manche protestantische Missionäre nicht ausgenommen.[1])

Wohlthätig und gastfreundlich sind die Klöster ja alle; das des P. Franz ist es aber in ganz besonderer Weise. Bei verschiedenen festlichen Gelegenheiten, wo die Kaffern in Menge in Mariannhill zusammenströmen, die christlichen, um ihre religiösen Pflichten zu erfüllen, die heidnischen aus Neugierde, sind sie die Gäste des Klosters. P. Franz läßt einen Ochsen schlachten und jeder bekommt eine Suppe und ein gewaltiges Stück Fleisch und Brod. Bei diesen Naturvölkern liegt Magen und Herz noch näher beisammen als bei den civilisirten; und durch diese kluge Freigebigkeit gewinnen die Trappisten auf dem Umweg durch den Magen einen leichteren Einfluß auf das Herz, d. h. die Leute gewinnen

---

[1]) Eine protestantische Kafferin am Polela erzählte, daß ihr Missionär für alle ihm zu Ohren kommenden Verfehlungen: Stehlen, Raufen, Trunkenheit und dergl. Bußen auflege, welche in Vieh bezahlt werden mußten. Keine Buße war geringer als ein Ochse, konnte aber bis zu sieben sich steigern, welche der eifrige Seelenhirte sofort zu Silber machte.

eine natürliche Anhänglichkeit an jene, die ihnen so freundlich begegnen, und diese natürliche Anhänglichkeit und Dankbarkeit bereitet das Saatfeld ihres Herzens für die Aufnahme der übernatürlichen Wahrheiten, die von diesen freundlichen Männern ihnen gepredigt werden, ähnlich wie der St. Vincenzverein mit der Linderung der äußeren Noth zugleich die Hebung des religiösen Lebens seiner Pfleglinge anstrebt.

Dazu kommt noch die Schule, welche stets mit Handarbeit abwechselt. Manche Kafferneltern ließen sich bestimmen, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Die von entfernt gelegenen Kraals wohnen ganz dort, haben ihre eigenen Schlafsäle, Speisesäle, Schulzimmer, die Knaben unter Aufsicht der Trappistenbrüder, die Mädchen unter Leitung der oben genannten Frauencongregation. Der Schulstunden sind sehr wenige, aber die Erfolge, wie oben amtlich zugestanden wurde, ganz außerordentlich. Ich habe eine Reihe von Schriften dieser Kinder gesehen, die meistens im Alter von 11—14, 15 Jahren stehen, Zulutext mit englischen Buchstaben, nicht blos leserlich, sondern die meisten zierlich und elegant geschrieben, und diese Kinder haben nur 1½—2 Jahre Schulunterricht genossen. — Meine beiden jungen Kaffernfreunde schreiben selbstverständlich ihre Zulusprache. Aber sie sprechen auch geläufig englisch, und verstanden nach nur zweimonatlichem Aufenthalt in Deutschland ziemlich alles, was man ihnen in deutscher Sprache sagte; sicher sind sie jetzt im Stande, sich auch in diesem Idiom gut auszudrücken.[1]) Wir machten uns das Vergnügen, ihnen recht schwierige französische Worte vorzusprechen, und sie sprachen sie sofort richtig nach. Und dabei ist nicht zu übersehen, daß dieselben nicht zum Studium bestimmt sind; der eine ist Schneider, der andere Buchbinder; sie hatten also nur den gewöhnlichen, knapp bemessenen Schulunterricht erhalten. — Die Knaben lernen ein Handwerk, die Mädchen weibliche Handarbeiten.

Zur Aneiferung der Kinder haben die Trappisten eine

[1]) Auch viele Mädchen lernen im Verkehr mit den Schwestern sehr leicht Deutsch. P. Othmar erzählt, daß die achtjährige Josepha Richter, welche während einer Krankheit auf strenge Diät gesetzt gewesen war, als er mit dem Arzt sie besuchte, sich mit gefalteten Händen vor ihn hinkniete und in gutem Deutsch sagte: „P. Subprior, ich bitte morgen um Fleisch!" — „So", sagte er, „ist denn Fleisch gut?" — „Ja." — Da die Reconvalescenz constatirt war, so erklärte er: „Gut, Du sollst morgen Fleisch haben". — „Vergelt's Gott, P. Subprior", rief sie und hüpfte fröhlich davon; und der Arzt und die Krankenwärterin waren hocherstaunt über diese deutsche Conversation.

sehr zweckmäßige Methode. Jedes Kind bekommt täglich drei Noten, für das Verhalten in der Schulzeit, bei der Arbeit und in der Freizeit. Für eine bestimmte Anzahl guter Noten erhalten sie einen Penny = 8½ Markpfennige. Bei feierlichen Gelegenheiten werden verschiedene für die Kinder brauchbare oder angemessene Gegenstände versteigert. Das eine kauft sich nun Eßwaaren, das andere einen nützlichen Gebrauchsgegenstand, ein drittes spart seine verdienten Pennies oder wendet sie zu Almosen an. Neben dem Zweck des Wetteifers gewinnen die Erzieher dadurch auch einen wichtigen Einblick in den Charakter der Kinder.

Nun kamen die ersten öffentlichen Prüfungen, zu welchen die Alten eingeladen wurden. Hier sahen sie, wie ihre Kinder geläufig Zulu lasen, schrieben und rechneten, wie sie englisch sprachen, sie hörten, wie sie deutsche und englische mehrstimmige religiöse Lieder sangen oder neugedichtete Lieder in Zulu nach polnischen Melodien, welche sich wegen des Rhythmus am besten für die Zulusprache eignen. In beiden Sprachen ruht der Ton gleichmäßig stets auf der vorletzten Silbe. Der Subprior P. Othmar ist nicht blos ein vorzüglicher Photograph, welcher eine große Anzahl wunderschöner Photographien von Land und Leuten gefertigt hat, sondern auch Gesanglehrer und Musikdirector; und nun sahen und hörten die Kaffern, welche große Freunde der Musik sind, wie ihre Jungen in bunter Reihe mit den Trappistenbrüdern stattliche Blechmusik machten[1]); sie sahen deren geradezu staunenswerthe Fertigkeit

[1]) Um dem Leser einen Begriff von dem zu geben, was der Musikdirigent den musikalischen Kräften der Kaffern zumuthen darf, setze ich das Programm für die musikalische Produktion hierher, welche am zweiten Weihnachtsfeiertag 1887 zur Feier der Rückkehr des Abtes von einer Reise nach Europa gegeben wurde.

I. Abtheilung.

1) Sukumani, kaffrisches Begrüßungslied der Knaben nach der Melodie „Seht, er kommt mit Preis gekrönt," unter Begleitung von Blasinstrumenten.
2) „Erste Liebe," Gavotte op. 127 von Hermann Nacke für Blasinstrumente.
3) Tyrolerlied, deutsch vorgetragen von Crescentia Pfanner und Bonifatius Kremer — Kaffernkinder in tyroler Costüm — unter Begleitung von Violine, Flöte, Zither und Guitarre.
4) Weihe des Gesanges von Mozart, Altsolo, vorgetragen von Aloysia mi Quartettbegleitung.
5) Souvenir von Alfred Nyström für Streichorchester.
6) Solovorträge für Zither und Guitarre.

in mechanischen Handarbeiten; mein 15jähriger Freund Viktor Rudigier, ist wie bemerkt, ein Schneider — 3 Jahre vorher war er noch Ochsenbube — und dieser hatte dem Subprior vor der Abreise einen neuen Habit angemessen, zugeschnitten und genäht — alles ganz allein und selbständig. — In dem Missionsbericht vom Januar dieses Jahres lese ich, daß ein junger Wagner, Joseph Huber, auf der Missionsstation Lourdes schon den Meister macht und junge Landsleute in die Lehre nehmen muß. Die Brüder ließen bisweilen weiße und kaffrische Lehrlinge um die Wette arbeiten, und allemal waren die Kaffern in Schnelligkeit und Genauigkeit Sieger. — Sie sahen die Mädchen Strümpfe stricken, nähen 2c. Besonders das Arbeiten an der Nähmaschine imponirte gewaltig. Selbst der Chief Manzini betrachtete ernst und kopfschüttelnd dieses sonderbare Ding, welches so schnell den Faden frißt. Und wie stolz und erfreut waren die Mütter, als sie alle mit Kleidungsstücken beschenkt wurden, welche ihre eigenen Mädchen verfertigt hatten! Sie hörten, wie die Kinder lange Anreden hielten, mit einem Pathos und einer Action, welche einem Parlamentsredner Ehre machen würden. Nebenbei gesagt, haben die Kaffern, wie alle Naturvölker, nicht blos ein staunenswerthes Gedächtniß, sondern auch eine merkwürdige natürliche Rednergabe. Ich habe improvisirte Reden gelesen mit einer

7) „Zu Augsburg steht ein hohes Haus" von Silcher, vierstimmig von den Mädchen gesungen mit Quartettbegleitung.
8) Trompetensolo.

II. Abtheilung.

1) Sabathfeier von Abt, vorgetragen von Cäcilie Schmid mit Quartettbegleitung.
2) Solovorträge für Violine und Harmonium.
3) Salutation to the RR. Father Abbot, englischer Knabenchor mit Streichmusik.
4) Gavotte von Resch für Blasinstrumente.
5) Coryphée von Richard Duggan für Streichorchester.
6) „Auf der Alm," Tyrolerlied, deutsch vorgetragen von Crescentia Pfanner und Bonifatius Kremer, mit Violine, Zither und Guitarre.
7. „Zwist und Versöhnung", Duett mit Begleitung von Violine, Zither und Guitarre, vorgetragen von Emilie und Vincentia.
8. „Wohlauf, Gespielen all'", Festlied nach der Melodie „Waldluft" von W. Würfel, vierstimmig von den Mädchen gesungen mit Streichmusik.
9. Sukani nonke, Schlußchor der Knaben.

Der Referent P. Othmar rühmt, daß alles über Erwarten gut gegangen sei. Die schwarzen Imitations-Tyroler jodelten mit der gleichen Bravour, wie die Original-Tyroler. Die vierstimmigen Chöre wurden von etwa 60 Kindern im Alter von 4—16 Jahren gesungen. Der Chor, mit

Fülle von schönen Gedanken und originellen Bildern. Kurz, die armen Kaffern waren starr vor Staunen über die Kunstfertigkeit ihrer Kinder, und die Folge einer jeden solchen öffentlichen Prüfung war, daß eine Menge von neuen Kindern zur Schule gebracht wurde. So ein Kaffer stellt seinen in der Schule befindlichen Sohn nicht mehr auf gleiche Stufe mit seinen übrigen Kindern; er redet von ihm als seinem Kos, Herrn; so lebhaft fühlt er, daß die höhere Bildung ihm einen höheren Rang gibt.

Aber mehr noch! Wenn irgendwo der Satz gilt: „Bildung macht frei", so ist das in Natal. Dort herrscht doppeltes Recht: für die Europäer gilt das englische Gesetz, für die Kaffern das sogenannte Kaffernrecht, welches der Chief, der Häuptling des Stammes, übt, und welches eine sehr weit gehende Gewalt über die Angehörigen des Stammes in sich schließt. Wenn aber ein Kaffer im Stande ist, ein bestimmtes Examen zu machen, welches sich auf Lesen, Schreiben und Rechnen erstreckt, so tritt er unter die Herrschaft des englischen Gesetzes, wird also von dem drückenden, willkürlichen Kaffernrecht frei. Selbstverständlich machen dieses Examen die Schüler der Trappisten mit Leichtigkeit und gewinnen dadurch die Freiheit, wie sie jeder Engländer besitzt.

Besonderes Vertrauen erweckt bei den Kaffern, daß sie von den Trappisten als Menschen behandelt werden, welche allen

---

welchem der Abt am Bahnhof von Pinetown begrüßt worden war, zählte weit über 100 Sänger.

Es sei noch erwähnt, daß die Trappisten aus Rücksicht auf die Erbauung ihrer Kaffernchristen bei den Hochämtern nicht ihren sonst gebräuchlichen ernsten, streng gehaltenen Choral singen, sondern mehrstimmige Messen von cäcilianischer Richtung. Ueber 30 Knaben nehmen an diesem Kunstgesang Theil.

Europäische Besucher des Klosters, welche von den musikalischen Leistungen der Kinder gehört, bitten sich oft aus, daß dieselben ihnen ein drei- oder vierstimmiges Lied singen. Nach allem, was ich davon gelesen und gehört habe, scheint ihnen das forte und fortissimo sehr gut zu gelingen; mit dem piano und pianissimo dürfte es, die kunstmäßig geschulten Sänger natürlich ausgenommen, etwas bedenklicher stehen. Sie singen mit der vollen Kraft ihrer kerngesunden Lungen. Im Kloster zu Mariannhill hört man des Abends die religiösen Lieder, welche von den 1/2—3/4 Stunden entfernten Kraals gesungen werden. Die Frau eines Deutschen, welcher an der Straße nach Pinetown wohnt, äußerte, sie glaube oft in Deutschland zu sein, wenn sie höre, daß die Kaffern auf dem Wege zur Stadt die allbekannten deutschen Muttergotteslieder singen.

Uebrigen völlig gleichstehen. Und das war eine Erfahrung, welche den Kaffern vollkommen neu war. Bisher hatten sie nur die Erfahrung gemacht, daß jeder Kaffer von jedem, auch dem verkommensten Europäer mit hochmüthiger Verachtung behandelt [1]) werde, sogar ungestraft mißhandelt werden dürfe. In der Schule der Trappisten sind nun auch englische, italienische und deutsche Knaben, und zwar manche aus recht verkommenen Familien. Nun glaubten bisweilen die weißen Jungen, welche jetzt in der Schule von Marianhill etwa die Zahl 50 erreichen, mit ihren schwarzen Mitschülern umgehen zu dürfen, wie sie das in Durban und anderen Städten gewohnt gewesen waren. Da machte ihnen aber zu ihrem Staunen der sehr energisch gehandhabte Stock des Lehrers klar, daß hier kein Vorrang der Farbe, sondern nur der des Fleißes, des Gehorsams und der Sittsamkeit gelte. Und dieser Vorrang ist durchgehends auf Seite der Schwarzen. Selbstverständlich mußte diese Rechtsgleichheit das Selbst- und Ehrgefühl der Kinder mächtig heben und das Vertrauen der Alten wecken.

Wenn man übrigens doch von Parteilichkeit sprechen kann, so besteht eine solche zu Gunsten der Schwarzen. Bei Prozessionen gehen die schwarzen Kinder an erster ehrenvoller Stelle, schwarze Ministranten begleiten das Sanctissimum mit brennenden Kerzen. Und man kann sich den Stolz und die Rührung der Alten denken, wenn sie Zeugen solch ehrenvoller Auszeichnung ihrer Kinder sind.

Die heidnischen Kaffern haben eine entsetzliche abergläubische Furcht vor den Todten. Für die christlichen Kaffern aber ist es erhebend, wenn sie sehen, daß ihre verstorbenen Stammes- und Glaubensgenossen von den Weißen sorgsam zur Beerdigung zu-

---

[1]) Hierfür bietet das „Vergißmeinicht“ eine recht drastische Illustration. Fr. Hector ritt an einem glühend heißen Tage mit einem Schulknaben zur Post, welche ein englischer Missionär besorgt. Der Trappist bat dessen Gemahlin um ein Glas Wasser, welches ihm mit der freundlichsten Bereitwilligkeit gereicht wurde. Als er getrunken hatte, sagte die Mistreß: „Ihr Begleiter hat wohl auch Durst!“ Als sie vor die Thüre trat, wo der Begleiter bei den Pferden stand, fuhr sie zurück und sagte geringschätzig: „Ach, das ist ja ein Kaffer!“ wünschte dem Frater: Good morning! und verschwand. Und das ist die Frau eines Kaffern-Missionärs! Uebrigens eine interessante Bestätigung zu der Aeußerung des anglikanischen Bischofs von Natal, Dr. Colenso: „Die Frauen (der Missionäre) verderben oftmals durch ihre Launen und Animositäten eine Mission, indem sie die friedliche Thätigkeit ihres Gatten stören.“ Marshall, Die christlichen Missionen, II, 462.

bereitet, auf ihren eigenen Schultern zu Grabe getragen und unter den sinnvollen Ceremonien der Kirche in geweihter Erde bestattet werden.

Geradezu epochemachend war, daß ein junger Kaffer als Laienbruder bei den Trappisten und ein Kaffernmädchen bei den Klosterfrauen eingekleidet wurde und nun in demselben Habit erschien, in welchem sie bisher nur ihre verehrten Lehrer und Wohlthäter gesehen hatten. Ihnen erschien das als eine Ehre, welche ihrer ganzen Race erwiesen worden war. Es würde nicht schwierig sein, aus den musterhaft braven und frommen Kaffernmädchen viele für das Ordensleben zu gewinnen. Aber mit Recht schreibt Schwester Engelberta: „Es ist uns zum Nutzen der Mission weniger um schwarze Missionärinnen, als um gute christliche Kafferweiber und Mütter zu thun, welche wir im Marienhaus aus unseren erwachsenen Mädchen heranbilden wollen." Von den Kafferknaben befindet sich einer zur Zeit in Rom in der Propaganda, um für das Studium der Theologie vorgebildet zu werden, einige andere werden ihm bald folgen. Und das wird ein neuer Triumph der Kirche sein, wenn diese bisher so verachteten Söhne Chams als Priester ihren armen Stammesgenossen die beseligende Lehre Christi vortragen werden.

Bezüglich der eigentlichen Missionsthätigkeit der Trappisten kann ich mich kurz fassen. Ihr System besteht darin, daß sie die Kaffern zunächst an ein geordnetes Leben gewöhnen und sie mit den Vortheilen der Civilisation bekannt machen. Die Kinder und jungen Leute, selbst die Alten sehen sehr bald ein, welch' ein mächtiger Unterschied zwischen der immerhin einfachen, aber geordneten, reinlichen, menschenwürdigen Lebensweise sei, welche sie unter der Leitung der Trappisten und der Klosterfrauen lernten, und dem physischen und moralischen Schmutz, welcher in den Kraals herrscht. Lehrer und Vorbilder dieses geordneten Lebens sind ihnen die Trappisten und die Klosterfrauen. Und da sie beständig vor Augen haben, welche Früchte im Leben die Lehren der katholischen Kirche hervorbringen, so ist es ein Leichtes, sie zum Glauben an die Lehren der Kirche selbst zu führen.

Selbstverständlich werden alle kirchlichen Feierlichkeiten: Hochämter, Prozessionen, Taufen, Erstkommunionen 2c. mit besonderer Pracht gehalten. Die äußere Feier macht einen tiefen Eindruck auf das Herz dieser Naturkinder, macht es empfänglich für den damit in Verbindung stehenden christlichen Unterricht und erleichtert das

Verständniß für das Geheimniß der Gnade, welches von der äußeren Feier umkleidet ist.

Ohne Kämpfe, innere und äußere, geht's übrigens nicht ab, so wenig, als in den ersten Zeiten der Kirche. Häufig kommen diese Kämpfe von Seite der noch heidnischen Väter, welchen mit jedem christlich gewordenen Mädchen ein Theil ihres Vermögens verloren geht; denn ein getauftes Mädchen können sie nicht mehr um 10 oder 15 Ochsen an einen heidnischen Ehemann verkaufen. Manche wurden mit Gewalt zurückgenommen und es werden wahrhaft rührende Beispiele erzählt, wie sie den rohesten Mißhandlungen trotzten, wie sie unter Gefahren und Entbehrungen aus dem Kraal flohen, um wieder zu ihren liebgewonnenen Schwestern zurückzukehren. Andere Kämpfe kommen von Seite der noch heidnischen Mütter, welche mit wahrer Affenliebe an ihren Kindern hängen und sie lieber roh und unwissend lassen, als von ihnen getrennt sein wollen. Innere Kämpfe bereitet endlich bisweilen der alte Streit zwischen Natur und Gnade, die Sehnsucht nach der früheren ungebundenen Freiheit, oder auch die Sehnsucht nach der Mutter. Aber gewöhnlich siegt die Gnade, meistens kehren die Flüchtlinge schon nach wenigen Tagen freiwillig zurück und gewöhnen sich dann um so rascher und entschiedener an ein geordnetes Leben.

Mit welcher Innigkeit und Freudigkeit diese Naturkinder ihr Leben nach der Lehre der Kirche umgestalten, mit welcher Andacht sie beten, welche Ehrfurcht sie vor dem Allerheiligsten haben, welches Vertrauen und welchen kindlichen Gehorsam gegen ihre Priester, welche Zartheit des Gewissens, welche Nächstenliebe — alles Tugenden, die ihnen 2—3 Jahre vorher nicht einmal dem Namen nach bekannt waren, davon erzählen die Missionsberichte wahrhaft erbauende Beispiele. Einzelne knieen stundenlang in tiefster Andacht und Sammlung vor dem Allerheiligsten. Wenn sie zur Stadt auf den Markt gehen, beten sie unterwegs gemeinsam und mit lauter Stimme den Rosenkranz. Dort angekommen, hängen sie denselben um den Hals und bekennen sich so offen als Katholiken, und zwar thun sie das in der ganz protestantischen Stadt Pinetown. Einer der Missionsberichte erzählt, ein protestantischer Herr wollte einem Kaffernmädchen seinen Rosenkranz für ein Pfund Sterling, d. i. für 20 Mark abkaufen, und es gab ihn nicht her. Ein Kaffernweib hatte auf der Landstraße seinen Rosenkranz verloren und suchte nach demselben wohl eine Stunde lang unter Weinen und Schluchzen

Als der Finder ihr ihn zurück brachte, küßte sie ihn ehrerbietig, drückte ihn ans Herz und äußerte eine Freude als wenn sie 100 Pfund Sterling oder ihr liebstes Kind wieder gefunden hätte. Ein Kaffer bekam während der Predigt einen gewaltigen Anfall von Zahnweh; um es zu verbeißen, griff er nach seinem Rosenkranz, fing andächtig an zu beten, hielt aber abwechselnd denselben an die beiden Wangen, um so leichter den furchtbaren Schmerz ertragen zu können.

Die Missionsberichte erzählen von dem Tod eines Kindes — ein tief ergreifendes Sterbebild, einerseits wegen der Geduld und Leidensfreudigkeit des frommen Kindes, anderseits wegen der wahrhaft christlichen Ergebung der am Sterbebett knieenden und betenden Eltern. Die heidnischen Kaffern hängen mit einer wahrhaft wilden und leidenschaftlichen Liebe an ihren Kindern; die christlich gewordenen finden Trost im Glauben, daß die Trennung nur eine Zeitlang dauert, und daß eine ewige selige Wiedervereinigung folgt.

Auch protestantische Kaffern, welche bald einsahen, wie sehr ihnen ihre katholischen Landsleute in jeder Hinsicht überlegen seien, haben sich bereits zur Aufnahme in die Kirche gemeldet, aus einer einzigen Familie sieben oder acht Kinder und Bruderskinder des William Afrika, eines sehr gebildeten Kaffern, welcher anfangs Wesleyaner war, dann Anglikaner wurde und selbst 15 Jahre lang als Lehrer thätig gewesen war. Die Kinder dieser Familien haben eine gute Erziehung genossen; aber eben diese läßt sie erkennen, welch' ein mächtiger Unterschied zwischen der katholischen Weltreligion und der englischen Staatskirche sei. Die Väter hatten selbst von den Einrichtungen in Mariannhill Einsicht genommen und gaben ihre volle Zustimmung, als mehrere ihrer Kinder zur katholischen Kirche übertreten zu wollen erklärten. Unter ihnen ist die erwachsene Miß Sarah, welche nach ihren Kenntnissen und ihrem Auftreten sich mit mancher europäischen Pensionatsdame messen könnte.

Wie hoch die Sectenprediger die Missionskraft der katholischen Kirche taxiren, mag daraus entnommen werden, daß durch die Gründung von Josephsheim, welches in der Nähe einiger protestantischen Stationen liegt, deren Missionäre aus ihrer bisherigen Lethargie erwacht sind. Einer, welcher seit Jahren seine Missionen nicht mehr besucht hatte, hat seinen Wohnsitz dort wieder aufgeschlagen, um der bei den protestantischen Kaffern den Trappisten günstigen Stimmung entgegen zu arbeiten. Auch zu ihnen war schon die

Kunde gedrungen, daß die „Römer" d. i. die katholischen Missionäre die Schwarzen nicht als eine tief unter ihnen stehende Menschenklasse, sondern als „Brüder" behandeln.

Alle afrikanischen Missionäre sind darüber einig, daß namentlich die Vielweiberei für die Bekehrung der Neger außerordentliche Schwierigkeiten bietet. Monsignore Kirchner, ehemals Provicar der Mission in Chartum, berichtete mir, daß die dortigen Häuptlinge ihre Frauen aus anderen Häuptlingsfamilien nehmen. Mit je mehreren Häuptlingen sie verschwägert sind, desto größeren Succurs erhalten sie im Kriegsfall. Würden sie aber, wie der Missionär vor Spendung der Taufe es fordern muß, die Nebenfrauen entlassen und in ihre Familien zurückschicken, so würde das von diesen als schwere Beleidigung und als Kriegsfall aufgefaßt werden.

Da der Kaffer seine Frauen um eine bestimmte Anzahl Ochsen kauft, so sind sie auch sein volles Eigenthum. In China gelten die Mädchen bekanntlich als eine Last der Familie, deren man sich einfach durch Aussetzen entledigt. Im Zululand repräsentiren sie den künftigen Wohlstand des Familienvaters. So viele Töchter er hat, sovielmal 10—18 Ochsen wird er bei ihrer Verheirathung erhalten. Eine entlassene Frau aber würde er nicht wieder in seine Familie aufnehmen, da er sie nicht zum zweitenmal verheirathen d. h. verkaufen könnte. Und doch hat ein Kaffer, welcher Christ werden will, nach dem Naturgesetz die Pflicht, für die Frauen, welche er aus ihrem elterlichen Familienverhältniß gelöst hat und welche die Mütter seiner Kinder sind, zu sorgen. Wesleyanische Missionäre (Methodisten) helfen sich nun in diesem Dilemma bisweilen dadurch, daß sie ihren Katechumenen das Versprechen abnehmen ihre bisherigen Nebenfrauen nur als „Schwestern oder Mägde" bei sich zu behalten. Daß damit die Schwierigkeit nicht gehoben, sondern nur verschleiert ist, dürfte einleuchtend sein.

P. Franz hat die Lösung dieser christlich-socialen Frage energischer, praktischer und zugleich in der einfachsten Weise bethätigt. Er selbst nimmt den Familienhäuptern, welche Christen werden wollen und somit dem christlichen Ehegesetz sich fügen müssen, die Pflicht ab, für ihre entlassenen Frauen zu sorgen. Er schuf ein Unterkunftshaus, welches er in seiner originellen Ausdrucksweise „Weibertrost" nannte. In dieses nimmt er die entlassenen Frauen auf, welche dort unter der Aufsicht der Schwestern ein geordnetes Leben führen und sich mit Haus- und Feldarbeit beschäftigen. Und

in kurzer Zeit folgen sie dem Beispiel des Mannes, welcher sie bei seiner Bekehrung entlassen mußte, und werden Christinnen.

Die Kaffern in Europa.

Soll ich nun dem Leser schildern, welchen Eindruck mir die öfters genannten Knaben gemacht, so ist es ein durchaus günstiger. Ihr ganzes Auftreten, ihr Benehmen auf der Straße und bei Tische war wie das von gut erzogenen Kindern aus bürgerlichen Familien. Die deutsche Speisekarte war ihnen freilich nicht ganz geläufig. Als man sie fragte, was sie Gutes im Seminar gegessen hätten, erklärten sie mit großer Bestimmtheit: „Einen Papagei!" Es war ein Kapaun gewesen. Des Nachmittags nahmen wir sie mit, um bei einer befreundeten Familie den Kaffee zu trinken. Man offerirte ihnen verschiedene Süßigkeiten, welche die Kaffern sonst sehr lieben. Aber sie nahmen weder Kaffee noch Confekt; sie waren nicht gewohnt, zwischen der Mittags- und Abendmahlzeit etwas zu genießen — eine Enthaltsamkeit, welche ihnen wenige deutsche Kinder nachmachen würden. Auf der Straße waren sie selbstverständlich der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Kinder liefen herbei und faßten sie freundschaftlich bei der Hand. Aber „stolz wie die Spanier" schritten sie ihres Weges weiter. Weder auf der Straße, noch im Zimmer zeigten sie irgendwelche Ueberraschung oder auch nur besondere Neugierde. Sie sahen ja wohl Manches, was ihnen auch während ihres Aufenthaltes in Europa noch nicht vorgekommen war. Sie betrachteten es aufmerksam, ließen sich wohl den Zweck der Sache erklären, zeigten aber nicht die entfernteste Sehnsucht, es besitzen zu wollen, wie man diese wohl sogar bei Kindern aus den besten Familien findet.

Es wird sonst als ein hervorragender Charakterzug der Kaffern bezeichnet, daß sie sehr empfindlich seien und tagelang trotzen und sich ablehnend verhalten, wenn sie glauben, daß man sich auf ihre Kosten lustig machen wolle. Diese Knaben aber wußten genau zwischen einer verletzenden und einer gutmüthigen Neckerei zu unterscheiden. Victor war im Ganzen mehr ernst und zurückhaltend; vielleicht fühlte er sich ein wenig als Sohn eines Chief; Bartholomäus aber war ein heiterer Junge, der bereitwillig auf jeden Scherz einging.

Zur Beurtheilung dieser Erziehungsresultate darf man aber nicht außer Acht lassen, daß die Knaben erst seit 2 bis 3 Jahren unter christlicher Leitung standen, und daß diese civilisirten Manieren

ihnen nicht von Frauen beigebracht wurden, welche ja, ich möchte sagen, ein pädagogisches Charisma haben, sondern von Männern, welche vor ihrem Eintritt bei den Trappisten sicher nicht daran gedacht, wie man es anzustellen habe, um Kindern, die im rohesten Naturzustand sich befinden, civilisirte Umgangsformen beizubringen.

Mit meinen Beobachtungen stimmen die Berichte, besonders jene aus der Feder der Schwestern überein, welche manche psychologische Feinmalerei bieten, obschon auch sie gewiß keine pädagogische Studien gemacht haben, sondern nur von weiblichem Takt und von Gottes Gnade geleitet werden. Alles zusammen genommen ist klar, daß die im Heidenthum so tief gesunkenen Kaffern eine sehr bildsame Race sind, und daß die Aufgabe, sie zur christlichen Cultur heranzubilden, in Natal in den besten und geschicktesten Händen liegt.

Die Trappisten und die englische Regierung.

Instructiv als Parallele für europäische Verhältnisse ist die Stellung der englischen Behörden zur Missionsthätigkeit der Trappisten. Als P. Franz die Ländereien in Natal angekauft hatte zahlte er, unbekannt mit den örtlichen Spezialbestimmungen die geforderten staatlichen Kauftaxen. Nach längerer Zeit machte ihn ein Advocat in Durban, Protestant und Engländer, aufmerksam, daß die Trappisten als Missionsgesellschaft nicht verpflichtet gewesen wären, diese Taxen zu entrichten, und forderte dieselben auch sofort im Namen der Trappisten zurück. Die Regierung von Natal, in welcher kein einziger Katholik sitzt, machte nicht die geringste Schwierigkeit. Der Abt hatte nur eidlich zu bestätigen, daß die Ansiedelung nicht Speculations- sondern lediglich religiöse Zwecke verfolge. Sicher ist dieses noble Verhalten der englischen Regierung nicht einer Vorliebe für die katholische Kirche zuzuschreiben. Sie räumt den gleichen Vortheil auch jeder Sectenmission ein. Aber sie versteht zu rechnen, und weiß, daß ein Gebiet mit civilisirten Ansiedlern für Handel und Verkehr eine ungleich höhere Bedeutung hat, als ein nur von heidnischen Viehzüchtern bewohntes Land, welche lediglich ihre Haustaxe zahlen. Und daß die Trappistenmission in dem Punkt der Civilisirung die größten Erfolge aufzuweisen hat, haben hohe englische Beamte wiederholt und offen ausgesprochen. Selbst die englische Dampfschifffahrtgesellschaft trägt diesem Wirken der Trappisten Rechnung, und befördert die mit Vorweis von deren Seite versehenen Reisenden nach Mariannhill billiger, als die übrigen.

P. Franz stellt in Vergleich das Verhalten der österreichischen Behörden in Bosnien. Dort hatten die Trappisten bessere Viehracen und Obstsorten eingeführt, durch welchen Import auch die übrigen deutschen Ansiedler ihre Landwirtschaft bedeutend hoben. Aber trotzdem erließ man ihnen den Eingangszoll nicht, gab ihnen auch keine Erlaubniß, für ihre civilisatorischen Zwecke in Bosnien Almosen in Oesterreich zu sammeln. Als P. Franz dort ein zweites Trappistenkloster errichten wollte, wendete man ihm in Wien ein: „Was werden die Griechen dazu sagen?" Er spricht die Ueberzeugung aus, wenn er in Natal hundert Schulen und Missionsstationen, sogar eine Reihe von Trappistenklöstern errichten wollte, so würde ihm kein englischer Gouverneur die Einwendung machen: „Was werden die Hochkirchler oder Wesleyaner dazu sagen?" — Weitere Parallelen mit dem deutschen Culturkampf zu ziehen, und mit den Schwierigkeiten, welche bei der beabsichtigten Errichtung von neuen Ordensniederlassungen selbst in deutschen Ländern gemacht werden, welche keinen offenen Culturkampf hatten, wollen wir dem Leser selbst überlassen.

Die Kaffernsprache.

Die Sprache der Kaffern ist eigenartig wohlklingend und vokalreich. Als Probe mag das „Vater unser" dienen: Baba wetu osezulwini ma li patwengobungewele igama lako; umbuso wako ma u fike, intando yako ma y'enziwe emhlabeni njengasezulwini. U si pe namhla ukudhla kwetu kwemihla 'ngemihla. U si yekele izono zetu njengokuba nati si ba yekele aba s'onayo. U nga si ngenisi ekulingweni; u si sindise kuko okubi. Ameni.

Wenn man aus dem Congostaat und aus den deutschen Schutzgebieten in Afrika Orts- und Personennamen liest, wie Mpombon, Mganda, Mpala, Kilima Ndschar, Mso-Mwera etc., so ist die Zulusprache mit ihren Eigennamen entschieden im Vortheil.[1]) Man betrachte die Mannsnamen: Umkonto, Sakayedwa, Fokazana, Manzini, Tschaka, Dingane, Matyingane, Majaiza, Sukasihambe, Umtezi, Chaka; die Frauennamen: Dudu, Manzimnandi, Mamtwalo, Unteni, Unomnyango, Nonenga, Bumu, Nocathsa; die Ortsnamen: Mapumulo, Umpomulo, Ixopo, Umkomanzi, Insch-

[1]) Andere ost- und westafrikanische Namen wie Mwuna, Kwamouth, Mwanga, Mpwapwa, sehen gefährlicher aus, als sie lauten; das w wird als u gesprochen.

logosi, der frühere Name für die Missionsstation Oetting, Umzumbi; die Flußnamen: Polela, Ibisi, Umbwalume, Umzinkulu, Umlazi, Tugela; die Bergnamen: Umhlonga, Kwamagwasa, Ulundi. Sie lauten ja immerhin einem europäischen Ohr fremdartig; aber mit ihren vollen Vokalen klingen sie kräftig, wie das Spanische, und fordern, wie sie geschrieben dastehen, keine gefährlichen Verrenkungen der Sprachorgane. Namentlich hat die Sprache keine Doppellaute, und die fünf Vokale werden nur mit den fünf ihnen eigenen Lauten, ohne nüancirende Uebergänge ausgesprochen, so daß die Aussprache ungleich leichter ist, als im Englischen. Aber dennoch hat die Sprache drei Laute, welche für einen europäischen Mund ziemlich schwierig sind, die sogenannten cliks oder Schnalzlaute für c, q und x. Das c wird durch Anschluß der Zunge an die Vorderzähne, das q an den Gaumen, das x an die Backen ausgesprochen. Das q lautet, wenn es kräftig gesprochen wird, wie ein Pistolenschuß. Die Stämme, welche den Uebergang der Kaffern zu den Hottentotten bilden, haben in ihrer Sprache noch mehr solche Schnalzlaute; bei diesen und den Buschmännern scheint die Sprache aus lauter Quack- und Schnalzlauten zusammengesetzt zu sein, für deren Ausdruck die gewöhnliche Buchstabenschrift nicht hinreicht.

Wie oben bemerkt, ruht der Ton stets auf der vorletzten Silbe. Den Artikel hat die Sprache nicht.

Die Zeitwörter endigen alle auf a: bona sehen, hamba gehen, bamba halten; nur wenige sind einsilbig: ba sein, dlha essen, fa sterben, wa fallen.

Für den Begriff: haben = besitzen, hat die Sprache kein Wort; sie ersetzt es durch die Präposition na = mit. Der Kaffer sagt also nicht: der Mann hat Geld, sondern: der Mann (ist) mit Geld.

Eigenthümlich ist, daß die Beugungssilbe nicht wie bei uns, angefügt, sondern vorgesetzt wird. Kos, Herr, amakos, die Herren; imou, Schaf, izimou, Schafe; unyaka, das Jahr, iminyaka, die Jahre; izwi, Wort, amazwi, Wörter; umfazi, Weib, abafazi, Weiber; fundisi, auch umfundisi, der Lehrer, abafundisi, die Lehrer; umfana, der Knabe, abafana, die Knaben. Ebenso bei den Adjectiven: umfana omculu, der große Knabe; abafana abaculu, die großen Knaben. Das Besitzwort wird nachgesetzt: uyse, Vater, uyschlo, Dein Vater.

Sehr schön sind die Grußformen. So reden sie die Patres an: Kos, Herr. Darauf antwortet man: ähä? ja! (tschah heißt nein). Dann: sacubona, — ich habe Dich gesehen. Antwort: sanibona — wir haben uns gesehen. Beim Abschied: hamba gaschle — gehe gut. Antwort: sala gaschle — bleibe gut. Die Christen begrüßen sich übrigens andächtig auch in Gegenwart der Abalungu, der Weißen, mit dem katholischen Gruß: Maudunyiswe u Jesu Kristo. In deutscher Form: „Gelobt sei Jesus Christus", grüßen vorzugsweise die Zöglinge der Schule die Trappistenbrüder und die Schwestern, die Priester mit dem lateinischen Gruß: Laudetur Jesus Christus.

Die Abschiedsformel wird häufig von einer sehr complicirten Ceremonie begleitet. Der Leser kennt wohl die altbayerische Kraftprobe, das „Hackeln", wobei die beiden Athleten die gekrümmten Zeigefinger der rechten Hand ineinanderfügen und sich von der Stelle zu ziehen streben. Aehnlich fügen zwei sich verabschiedende Kaffern zuerst die beiden kleinen Finger. dann die Goldfinger, die Mittelfinger, die Zeigefinger, endlich die Daumen ineinander. Zwischen jede dieser Zusammenfügungen wird von beiden Seiten ein kräftiges Fingerschnalzen eingeschaltet, indem man Daumen und Mittelfinger zusammenhält, den Arm tüchtig schlenkert und so den Zeigefinger auf die beiden anderen aufprallen läßt, was einen kräftigen Knall gibt. Den Schluß macht endlich ein freundschaftliches Händeschütteln.

Die Sprache hat auch merkwürdige Bilder. Fällt z. B. auf, daß einer eigenthümlich ruhig ist, scheint es, er trage ein Geheimniß mit sich herum, so sagt man: Ihm tritt ein Elephant auf die Brust. Will man sagen: Das ist ein böser Mensch, so drückt man das aus: Er hat ein rothes Herz. Will man sagen: Das ist ein schlauer Mensch, so sagt man ganz ähnlich wie bei uns: Der hat Augen im Kopf.

Eine Schwierigkeit hatte es, für die christlichen Begriffe Worte zu finden. Diese mußten erst geschaffen werden, und zwar nahm man sie meistens aus dem Lateinischen oder Griechischen und gab ihnen eine Form, welche dem Sprachgenius des Zulu entspricht. So Gnade — igracia, Kirche — weklesia, Sonntag nach dem Deutschen — izonto, Sakrament — isacramento, Beichte — iconfessione. Messe ist einfach missa. Wie aus Vorstehendem ersichtlich, enden, wie im Italienischen, fast alle Worte auf einen Vokal. Diese Neigung, einen Vokal anzufügen, ist so groß, daß sie

es selbst bei fremden Sprachen thun; das deutsche „Nichts" sprachen meine kafferischen Freunde nixi; als wir einen aufforderten, seinen Namen zu schreiben, verlangte er statt ink, des englischen Wortes für Tinte — inki. Die Lehrer müssen also sehr Acht geben, daß die Kinder sich nicht einen neuen englisch- oder deutsch-kafferischen Dialekt bilden.

Bekanntlich kommt in der Sprache eines Volkes der Charakter desselben und seine Hauptbeschäftigung vielfach zum Ausdruck. Die Griechen waren ein seefahrendes Volk und haben deßhalb für den Begriff Meer die drei synonymen Ausdrücke: pontos, pelagos, thalassa. Italien ist auch vom Meer umflossen; aber dennoch hat der Römer für dasselbe nur die eine Bezeichnung mare. Dagegen hat er viele bildliche Ausdrücke aus dem Ackerbauleben entlehnt, welcher die Hauptbeschäftigung der alten Römer war = delirare, aus der Furche weichen = nicht mehr folgerichtig denken = wahnsinnig werden; praevaricari, eigentlich krumm pflügen = von dem geraden Wege der Pflicht abweichen, sündigen. So sagt man, daß die arabische Sprache hunderte von synonymen Ausdrücken für den Begriff Kameel, gegen 500 für Löwe, gegen 1000 für das Schwert hat. Das Leben in der Wüste, die Kampflust des Volkes hat diese Fülle von Ausdrücken geschaffen.

Aehnlich hat die Zulusprache, entsprechend der Hauptbeschäftigung des Volkes, der Viehzucht, gegen 40 Bezeichnungen für den Begriff Kuh, von welchen aber jede eine bestimmte Eigenschaft des Thieres ausdrückt. Die Kuh im Allgemeinen heißt inkomo; eine schwarzgefleckte Kuh: ilungakazi; eine Kuh, die vor Kurzem ein Kalb geworfen hat: indlezane; eine Kuh ohne Hörner: insizwakazi; eine solche, welche nach dem Melken davonläuft: umdhudlhu; eine, welche spontan die Milch gehen läßt: isiqudo etc. So bietet diese bezüglich ihrer Elemente noch wenig untersuchte Sprache doch einen interessanten Beleg zu anderwärts gefundenen Sprachgesetzen.

Auch diese wenigen Notizen über den Bau der Sprache, welche so biegsam ist, daß die Trappisten eine Reihe von Liedern in derselben gedichtet, können, wie wir oben aus anderen Momenten nachgewiesen, als Bestätigung dienen, daß die Kaffern eine sehr bildsame Race sind, und daß ebendeßhalb das Missionswerk unter ihnen, welchem neben den Trappisten mit gleichem Eifer die Oblaten und die Jesuiten sich widmen, eine vielen Segen und reiche Frucht verheißende Zukunft hat.

Franz Grillparzer.

Ein Gedenkblatt zum 15. Januar 1891

von

Heinrich Keiter.

I.

Man liebt es nach dem Ausspruch eines geistreichen Mannes, Deutschland das Land der Dichter und Denker zu nennen. In gewissem Sinne ist das wahr, denn wohl nirgend in der Welt dichten schon die Kinder in der Wiege und nirgend blüht die Saat rasch verfliegender Gedanken üppiger, als in unserem Vaterlande. Der große Dichter, mit dessen Namen diese Blätter geschmückt sind, war indessen nichts weniger als erbaut von der fast tropischen Vegetation der deutschen Literatur; er gestand freimüthig, daß er sie „recht gern habe", wenn er sich aber einmal erfrischen wolle, gehe er lieber in die ewig grüne Heimath Shakespeares oder nach dem sonndurchglühten Spanien. Er dachte sehr gering von der deutschen Literatur, zumal seiner zeitgenössischen und hatte große Freude daran, sie durch völlige Nichtbeachtung allmählich in nebelhafter Ferne zerfließen zu sehen. Nichtsdestoweniger oder vielleicht eben deshalb beanspruchte er einen hohen Platz in der verachteten deutschen Poesie und verlangte, wenn auch in gehörigem Abstand, nach Goethe und Schiller genannt zu werden.

Ob die Literaturgeschichte ihm diesen Platz anweisen wird, ist fraglich; mindestens wird er ihn nicht allein behaupten, sondern mit anderen theilen müssen. Das wild gährende Genie Grabbe's, die machtvolle Individualität Hebbel's dürften sich mit ihm in einen Wettstreit einlassen können, dessen Ausgang mit einer Niederlage der beiden Rivalen wohl nicht enden würde.

Aber es ist im ganzen ein müßiger Streit zu fragen, in welcher Gesellschaft Grillparzer den Dioskuren Weimars folgen dürfe. Als Goethe von der Meinungsverschiedenheit des Publikums, wer größer sei, er oder Schiller, hörte, entgegnete er ganz treffend —

obgleich es ihm wohl kaum von Herzen kam — die Deutschen sollten den Mund halten und sich freuen, zwei solche Kerle zu besitzen. Grillparzer ist ein großer Dichter, er wird für immer einen hervorragenden Platz unter den ersten Dramatikern aller Völker behaupten, und Oesterreich darf mit vollem Recht den hundertsten Gedenktag der Geburt seines großen Sohnes festlich begehen — wenn auch eine starke Beimischung von Wermuth der Begeisterung des Tages nicht fehlen wird.

Grillparzer wurde am 15. Januar 1791 zu Wien als der Sohn sehr wohlhabender, an bedeutende Einkünfte gewöhnter Eltern geboren. Sein Vater war Hofgerichtsadvokat. Die Erziehung der vier Kinder war eine völlig systemlose, welche der religiösen Grundlage durchaus entbehrte. Der Vater, dessen Dissertation über die Appellation an den römischen Stuhl auf den Index gesetzt worden war, huldigte josephinischen Anschauungen und sandte seine Kinder ebensowenig in die Kirche, als er selbst hineinging, so daß Franz, als er als Gymnasiast der hl. Messe beiwohnen mußte, seinen Mitschülern absah, wie sie sich während der hl. Handlung verhielten. Die Mutter, welche wenigstens am Sonntag die Kirche besuchte, schenkte der religiösen Erziehung der Kinder ebensowenig Beachtung, sodaß Grillparzer wie ein kleiner Heide aufwuchs. Man muß sich diese Umstände vergegenwärtigen, um die spätere bedauerliche Stellung des Dichters zum Christenthum zu begreifen; er hat thatsächlich nie Verständniß für den Katholicismus gewonnen und ihn immer nur betrachtet als ein großartiges Kunstwerk.

Der Unterricht der Kinder wurde Personen in die Hände gelegt, welche wohl Verstand und Kenntnisse besaßen, nicht aber das Vermögen, sie Kindern mitzutheilen. Der Vater stellte die Hofmeister an, legte ihnen dar, was den Kindern beizubringen sei, gab für deren Verhalten die strengsten Maßregeln und — kümmerte sich von da an monatelang nicht mehr um die Erziehung seiner Kinder, bis ein Zufall die grellsten Mißstände zu Tage förderte. Dann ward ein neuer Hofmeister engagirt, der eine andere Nummer, aber denselben Faden spann. Die Mutter ihrerseits, eine leidenschaftliche Freundin der Musik, quälte ihren Sohn schon früh mit Clavierunterricht.

Indessen gewann der lesebegierige, sich gern abschließende Franz doch Zeit genug, sich in die Lektüre von Gespenster- und Rittergeschichten zu versenken, für welche auch sein Vater, der auf-

geklärte Advokat, eine große Vorliebe zeigte. Die Phantasie Grillparzers bevölkerte sich mit den Gestalten heldenmüthiger Räuber und deren anmuthigen Geliebten, den Fratzen abschreckender Gespenster und dem Gräuel entsetzlicher Thaten. Das Gelesene ward indessen auch in Scene gesetzt, indem er mit Hilfe seiner Geschwister und anderer Kinder kleine Geister- und Ritterdramen zur Aufführung brachte, wozu er die Anleitung im häufigen Besuch des Theaters fand. Diese geistige Beschäftigung genügte ihm noch, als er Gymnasiast wurde und dann, mit „leidlichem" Abgangszeugnisse versehen — er galt bei den Lehrern als ein mittelmäßiger Kopf — die Universität behufs Studiums der Rechtswissenschaft besuchte. Die Nachwirkungen dieser Leserei finden wir noch in dem ersten Stücke Grillparzers, der „Ahnfrau", wieder.

Im Uebrigen verlief Grillparzers Jugend, wie sie bei den meisten großen Dichtern zu verlaufen pflegt. Er begann früh zu dichten und flößte damit dem Vater große Besorgnisse für das spätere Fortkommen des Sohnes ein. Aus dem Theaterspielen erwuchsen kleine Liebeleien, die ohne weitere Bedeutung waren. Als er zum ersten Male auf der Bühne in guter Aufführung Schiller'sche Dramen, namentlich Don Carlos sah, fühlte er sich hingerissen und zur Abfassung eines „ungeheuer langen" Trauerspiels, „Blanka von Castilien", dem weitere folgten, begeistert.

Die Napoleonischen Kriege, unter deren Nachwirkungen die österreichische Monarchie so schwer zu leiden hatte, stellte indessen schon bald seine Freude an der Dichtkunst in den Hintergrund, zumal ihm das Schicksal des Vaterlandes ebenso sehr zu Herzen ging wie seinem Vater, der in seinen Einnahmen die Ungunst der Zeiten empfindlich verspürte.

In dieser Zeit, 10. November 1809, starb der Vater, erst 49 Jahre alt, und ließ seine Familie in den drückendsten Verhältnissen zurück. Dem jungen Dichter fiel nun die schwere Aufgabe zu, für die Familie zu sorgen, und er that es bereitwilligst, indem er als Student der Universität Wien zunächst jungen Adeligen Unterricht in den Rechtswissenschaften ertheilte. Er dichtete viel in dieser Zeit und nahm häufig Anläufe zu historischen Dramen, aber der Versuch, ein Trauerspiel an einer Bühne zur Aufführung zu bringen und dadurch seine schmalen Einnahmen zu vermehren, mißlang. Er vollendete nun mit um so größerem Eifer seine Studien und nahm sodann im Frühjahr 1812 bei dem Grafen Seilern die Stelle eines

Informators an. Anfangs fühlte er sich in seinen neuen Verhältnissen, die ihm zu eigenem Studium viel Zeit ließen, ganz behaglich; als aber der Hofmeister des Grafen entlassen wurde und er auch dessen Obliegenheiten zu versehen hatte, begann, wie er selbst sagt, die traurigste Zeit seines Lebens. Nur aus Zwang, in dem Bewußtsein, gegen Mutter und Geschwister heilige Pflichten erfüllen zu müssen, blieb er noch. Im Jahre 1813 übernahm er obendrein die Stellung eines unbesoldeten Praktikanten bei der Wiener Hofbibliothek, um sich auf diese Weise in eine amtliche Laufbahn einzuarbeiten. Solchen Anstrengungen war seine schwache Constitution nicht gewachsen. Er verfiel bei einem Aufenthalte auf des Grafen Schlosse in ein gefährliches Nervenfieber und ward aus Angst vor Ansteckung von der Familie des Grafen völlig im Stiche gelassen.

Als er nach langer Krankheit als halb Genesender nach Wien zurückkehrte und Ende 1813 durch Vermittlung des Grafen Herberstein zuerst Expedient in der Zollverwaltung, dann eine Art Untersuchungsrichter in Schmuggelsachen geworden war, warf er sich mit leidenschaftlichem Eifer auf das Studium des Griechischen und Spanischen, welch' letzteres von wesentlichstem Einfluß auf seine literarische Laufbahn werden sollte. Er übersetzte ein paar Scenen aus Calderons bekanntem Schauspiel „Das Leben ein Traum" und gab sie dem befreundeten Redacteur eines Modeblattes auf dessen Drängen zur Veröffentlichung. Der Abdruck erfolgte indessen erst nach monatelanger Verzögerung am 5. Juni 1816 und erst, als das genannte Stück Tags vorher in Schreyvogel's, des Dramaturgen am Wiener Hoftheater, Uebersetzung über die weltbedeutenden Bretter gegangen war. Der Redacteur benutzte diesen Anlaß, um Grillparzer auf Kosten Schreyvogel's zu loben und die Uebersetzung des letzteren in beleidigender Weise herabzusetzen. Schreyvogel, welcher aus unbedeutenden, in der Vergangenheit liegenden Gründen Veranlassung zu der Annahme zu haben glaubte, daß Grillparzer aus kleinlicher Rachsucht an der Kritik betheiligt sei, war entrüstet und gab seine Empfindungen dem jungen Dichter zu erkennen. Grillparzer ertheilte dem Dramaturgen genügende Aufklärung und gewann in ihm einen wahrhaften Freund und Berather, der ihm sein Leben lang treu geblieben ist und den Anstoß zu dem nun folgenden energischen dramatischen Schaffen Grillparzers gegeben hat.

Schreyvogel ermunterte nämlich bei jener ersten Unterredung den jungen Mann, sich doch an dramatischen Arbeiten versuchen zu

wollen; gewiß habe er bereits einen solchen Stoff im Kopfe. Allerdings, Grillparzer hatte einen. Er erzählte Schreyvogel, daß ihn die Geschichte eines Kammermädchens, das, ohne dessen Gewerbe zu kennen, einen Räuber liebte und nach der Entdeckung dieses Umstandes wahnsinnig geworden war, angezogen habe; mit derselben habe sich in seinem Geiste ein Märchen verbunden, in welchem ein junges Mädchen ihrer als Gespenst umgehenden Großmutter sehr ähnlich sah und hierdurch grausige Verwechselungen hervorrief. Das sei, meinte er, in der gehörigen Umarbeitung ein geeigneter Stoff für ein Trauerspiel. Schreyvogel war ganz Feuer und ermunterte den jungen Dichter zur sofortigen Inangriffnahme des Stückes. Indessen kam Grillparzer vorläufig nicht dazu; erst als Schreyvogel von neuem zur Ausarbeitung drängte, nahm er das Stück vor und schrieb es wie im Fieber in fünfzehn bis sechzehn Tagen ohne jede Correctur fertig.

Am 31. Januar 1817 ging das Stück am Burgtheater in Scene, nahm dann seinen Lauf durch ganz Oesterreich und Deutschland und brachte allenthalben die ungeheuerste Wirkung hervor. Jene Zeit hatte Freude am Gespenstigen und Unheimlichen, an der Darstellung des Räthselhaften im menschlichen Leben. Im Jahre 1809 hatte Werner, eigentlich aber schon Schiller, mit „Der vierundzwanzigste Februar“ den Anfang gemacht, welchen Müllner mit seiner „Schuld“ höchst erfolgreich fortsetzte. In beiden, von echt dramatischem Leben beseelten Schauspielen sollte das tragische Moment nicht in den Personen und ihren Handlungen liegen, sondern ein beständig über ihren Häuptern schwebendes und drohendes geheimnißvolles Etwas, welches sich ihrem Machtbereich völlig entzog, sollte den Ausschlag geben. Das Schicksal der Alten, dessen Wendungen selbst die mächtigen Götter sich nicht entziehen konnten, wurde in moderner Gestaltung auf die Bühne gebracht. Befriedigen konnte seine Anwendung nicht, weil der Christ weder ein Schicksal noch einen Zufall in den Wechselfällen menschlichen Lebens erkennt, sondern überall das Walten einer allweisen Vorsehung annimmt. Grillparzer wollte, wie wir sehen werden, den Begriff des Schicksals fallen lassen; indessen war die Einwirkung seiner Vorgänger mächtig genug, um auch in seinem Erstlingsdrama die Spuren derselben geltend zu machen.

Der Gang der Handlung in „Die Ahnfrau“ ist folgender.

Die Ahnfrau der Grafen von Borotin hatte eine sündige

Liebe gehabt und fiel unter dem Dolche ihres entrüsteten Gatten. Die Frucht jener Liebe war ihr ältester Sohn. So ist das Geschlecht Borotin auf eine Sünde gegründet, und zur Strafe für diese Sünde muß die Ahnfrau nächtlicherweile umgehen, bis der letzte Borotin von der Erde geschieden. Der Dichter hat indessen versucht, diese rein mechanische, nur am Aeußeren haftende Auffassung der sattsam bekannten weißen Frau zu vertiefen, indem er ihr auch über den Tod hinaus menschliches Fühlen verlieh: Die Ahnfrau wird von widersprechenden Empfindungen gequält; sie muß das Geschlecht, in welchem sie die stete Erinnerung an ihr Verbrechen sieht, hassen; sie muß es lieben, weil es ihrem eigenen Blut entsprossen ist.

Der Dichter deutet die Grundlage seines Stückes kurz an und wendet sich dann der Handlung zu. Borotin hat keinen Erben, denn sein einziger Sohn verschwand im Alter von drei Jahren. Seine Tochter Bertha liebt einen fremden Adeligen, Jaromir von Eschen, von dem sie eben ihrem Vater erzählt, als jener, angeblich von Räubern verfolgt, in das Schloß stürmt. Er wird vom Grafen freundlich aufgenommen.

In der Nacht erscheint Jaromir die Ahnfrau, welche er, da sie Bertha völlig gleicht, für seine Geliebte hält. Als Letztere und der Graf mit Jaromir zusammenkommen, klären sie ihn über das Geheimnis ihres Hauses auf, er betheuert indessen, trotzdem an Bertha festhalten zu wollen. In diesem Momente tritt ein königlicher Hauptmann ein, der mit seinen Soldaten auf der Verfolgung der Räuber begriffen ist. Er erzählt dem Grafen von den Gewaltthaten jener Bande und entfesselt den Zorn des alten Haudegen so sehr, daß derselbe sich entschließt, ebenfalls sich auf die Spur der Räuber zu begeben. Jaromir aber wird von Bertha in sein Zimmer geführt. Als sie nach einiger Zeit nach ihm sieht, ist er zu ihrem Entsetzen durch das Fenster entflohen.

Im dritten Akt stellt er sich wieder ein und enthüllt seiner Geliebten unter einem ungeheuren Redeschwall, daß er Räuber Jaromir sei. In Bertha entsteht nunmehr ein großer Kampf, ob sie ihm treu bleiben soll oder nicht — die Liebe zu ihm, genährt durch Jaromir's glühende Betheuerungen, siegt endlich. Jaromir verabredet daher mit ihr zu fliehen und nimmt, trotz der energischen Abwehr Bertha's, einen an der Wand hängenden Dolch, denselben, mit welchem der betrogene Gatte einst die Ahnfrau ermordet.

Der vierte Akt bringt das Verhängniß, welches der scharf-

sinnige Leser leicht geahnt haben wird. Der auf der Verfolgung begriffene Graf wird in der Dunkelheit von Jaromir tödtlich verwundet.

Im letzten Aufzug kommt eine Fülle von schrecklichen Auftritten. Jaromir erfährt, daß er der Sohn Borotin's, somit der Mörder seines Vaters, der Geliebte seiner Schwester ist. Da er indessen in seinem Innern nicht jenes fürchterliche Entsetzen spürt, das der Mord des eigenen Vaters hervorrufen müßte, und er in Bertha noch immer seine Geliebte, nicht die Schwester sieht, so glaubt er, jene Schreckensnachricht sei unwahr, die Natur betrüge ihn nicht. Er will Bertha trotz des Vorgefallenen zu der Seinen machen. Da erscheint die Ahnfrau, das Ebenbild der Tochter Borotins, und zieht ein Tuch von einer sargähnlichen Erhöhung; Jaromir sieht Bertha als Leiche. Aber er glaubt nicht an ihren Tod, sie, die vor ihm stehende Ahnfrau, hält er für seine Geliebte und er schließt sie in wahnsinniger Leidenschaft in seine Arme. Die Ahnfrau umfängt ihn und todt sinkt der letzte Borotin zur Erde. Die Ahnfrau aber kann zur Ruhe gehen.

Wie wir sehen, spielt das geheimnißvolle Etwas, was wir Zufall nennen würden, in dem Stück eine ausschlaggebende Rolle. Zufällig sieht Bertha der Ahnfrau ähnlich, zufällig ist es, daß Jaromir seine Schwester zu seiner Verlobten macht, zufällig ersticht er seinen eigenen Vater und zufällig mit demselben Dolch, der einst auch dem Leben der Ahnfrau ein Ziel setzte. Grillparzer wehrte sich dagegen, daß das Gespenst des antiken Schicksals in seinem Schauspiel in modernem Aufputz erscheine. Der Begriff des Fatums, sagt er, sei ein Ausfluß des Strebens gewesen, ein Causalitätsband unter den Erscheinungen des moralischen Lebens herzustellen. Dies Streben bestehe heute noch, obgleich das Christenthum uns einen allwaltenden Gott gegeben. Das Gemüth erkläre sich alles Geschehende als von dem Allerhöchsten ausgehend, der grübelnde Verstand aber beginne von dem Einzelfalle an eine Kette bis zur letzten Ursache herzustellen. Seltsamerweise oder vielmehr consequenterweise kommt der ungläubige Dichter zu der Behauptung, das gelinge dem Verstande nicht; die Phantasie springe ihm hilfreich bei und verknüpfe die hier und dort sichtbaren Ringe der in Dunkel gehüllten Kette mit ihrem Bande. Daher stamme der Glaube an Glück, Zufall, Vorbedeutung, unheilbringende Tage, Astrologie u. s. w. Der Glaube an Gott werde dadurch nicht gestört, sondern nur für

Augenblicke vergessen; die Phantasie aber werde zufrieden gestellt. Das Schicksal sei bei uns nicht Frucht der Ueberzeugung, sondern der dunklen Ahnung.

Im Großen und Ganzen läuft die Erklärung Grillparzer's darauf hinaus, daß der Zufall, d. h. die unselige Verkettung an sich unbedeutender Umstände die Katastrophe herbeiführe. Damit ist die Verzerrung jedes echt tragischen Moments, die Aufhebung einer sittlichen Weltordnung, gegeben. Die freie Willensbestimmung ist aufgehoben; der Zufall kleidet sich in die abschreckende Gestalt einer finsteren Macht, deren Spielball die auftretenden Personen sind. Die sittliche Erhebung, welche jedes Trauerspiel hervorbringen soll, schwindet; in dem drückenden Bewußtsein, daß unser Schicksal in die Hand des blinden Zufalls gelegt ist, würden wir das Theater verlassen, wenn nicht der Glaube an die Vorsehung uns über das finstere Gebilde des Dichters tröstete.

Daß trotz alledem die Ahnfrau eine so ungeheure Theilnahme — allerdings nur beim Publikum, die Kritik verhielt sich ziemlich abwehrend — hervorrufen konnte, ist ein Beweis für das machtvoll hervorquellende dramatische Talent des Dichters. Der Stoff hat freilich für unsere Zeit nichts Anziehendes mehr; die Häufung von Entsetzlichkeiten, von denen ein gut Theil wider unser natürliches und sittliches Gefühl streitet, widert uns an. Aber darüber hinaus können wir nicht umhin zuzugestehen, daß der Dichter mit großem Geschick operirt und seine grellen Effekte — denen er auch in seinem späteren Schaffen treu blieb — an der rechten Stelle anzubringen versteht, sodaß sie aus der Situation mit Nothwendigkeit hervorgegangen zu sein scheinen. Er berechnet so sicher, daß der Zuschauer schließlich nicht überrascht sein kann, wenn das Ungeheure geschieht. Das Stück hielt sich denn auch bis in die siebziger Jahre auf der Bühne und wurde im Burgtheater bis 1875 achtundachtzig Mal gegeben.

Weit weniger glücklich war Grillparzer im Ausdruck der Seelenbewegungen, welche in seinem Stücke so stürmisch Wellen schlagen. Ein echtes Empfinden pulsirt trotz allen Sturmes und Dranges nicht in den Personen, ihre Aeußerungen zeugen nicht von Tiefe und Innerlichkeit und hohle Declamation tritt an Stelle warm hervorbrechenden Gefühls. Die Charaktere sind nicht ausgestaltet, vollends Jaromir ist kaum mehr als ein wortreicher Renommist.

II.

Der alle Erwartung übersteigende Erfolg seines ersten, bühnenfähigen Stückes — dessen Aufführung ihm selbst nicht den mindesten Genuß bereitete — eiferte den jungen Dichter natürlich zu weiteren Productionen an, obgleich bei den damaligen Honorar-Verhältnissen für ihn selbst der materielle Gewinn — 500 Gulden — ein geringer war. Er wollte einen ähnlichen romantischen Stoff behandeln, den er später in „Der Traum ein Leben" ausarbeitete; äußere Umstände reiften indessen in ihm den Vorsatz, den in der Ahnfrau eingeschlagenen Weg zu verlassen und den entgegengesetzten zu verfolgen. Aus Anlaß seines Stückes redete nämlich alle Welt, voran die literarische Kritik, soviel von ihm und seiner Ritter-, Räuber-, Gespenster- und Schicksalspoesie, und es erschien so manche Parodie seines Stückes, daß ihn ein Ekel vor der ganzen Dichtung überkam und er sich entschloß, der Welt zu zeigen, daß sein Talent auch einen durchaus einfachen Stoff wirkungsvoll gestalten könne. Aber er fand keinen geeigneten, obgleich in ihm „alle Brandfackeln der Poesie" glühten. Der Zufall brachte ihn durch einen Bekannten auf die Geschichte der griechischen Dichterin Sappho, welche ihn sofort begeisterte und zum Schaffen trieb. Wieder kam der feurige Drang raschen Hervorbringens, der sein Schaffen in jungen Jahren charakterisirte, über ihn. Ohne sich eine Erholung zu gönnen, schrieb er Tage und Nächte hindurch; die Feder flog in rasender Geschwindigkeit über das Papier, Bilder und Gedanken flossen ihm reichlich zu und wie von selbst reihte sich Vers an Vers; die Inspiration, welche er seinen Gott nennt, hatte sich ihm noch nie so gnädig erwiesen. In drei Wochen war das umfangreiche Trauerspiel fertig; Schreyvogel las es und nahm es an. Die Aufführung, welche am 21. April 1818 im Burgtheater erfolgte und durch Frau Schröder als Sappho auf den Gipfel der Vollendung gehoben wurde, erregte eine „unglaubliche Sensation". Der materielle Erfolg war wiederum gering; es regnete Lorbeerblätter auf den Dichter; der goldene Regen, den er so eifrig ersehnte, blieb aus. Erst später hat Grillparzer von den vielen Aufführungen „Sappho's", die bis zu seinem 1872 erfolgten Tode auf dem Burgtheater noch stattfanden, nennenswerthen Vortheil gezogen.

Ein merkwürdiger Sprung, den Grillparzer von der Ahnfrau zu Sappho machte! Stofflich ein Sprung aus der Räuberromantik in das classische Alterthum; formell ein Sprung aus der Unge-

bundenheit der Romantik in die strenge Geschlossenheit der Antike. Und der Dichter setzte mit einer solchen Sicherheit über die gähnende Tiefe, daß er seine Verehrer verblüffte.

Sappho ist ein Trauerspiel ersten Ranges und von großer dichterischer Schönheit. Die Sängerin ist eine echt tragische Gestalt, welche dem Widerstreit zwischen Ideal und Wirklichkeit unverschuldet unterliegt. Sie, die Hohe, welche auf der Menschheit Höhen thronte und dort allein sollte thronen, stieg herab zu den Sterblichen, um ein Glück zu genießen, wie es tausend Anderen zu Theil geworden. Sie wandte ihre Gunst Phaon, einem Manne zu, der, jünger als sie, seine Begeisterung für die Dichterin mit der Liebe zu der Frau verwechselte; ihre Phantasie machte aus ihm das Ideal eines Mannes und dichtete ihm eine Liebe an, die er nicht besaß. Seine Zurückhaltung legte sie als Schüchternheit aus, während sie aus dem richtigen Gefühl des jungen Mannes hervorging, daß er Sappho's Liebe nicht erwidern könne. Da kommt mit jähem Schlage die entsetzliche Erkenntniß, daß sie sich in Phaon getäuscht, und mit dieser Erkenntniß entsteht in ihrer Brust ein heftiger Kampf zwischen den Gefühlen des Schmerzes, der Eifersucht und zorniger Erregung. Am schönsten tritt hier ihr Verhältniß zu Melitta hervor, ihrer einst so sehr geliebten Sklavin, welcher Phaon seine Neigung zugewandt. Der anfänglich hervortretenden zornigen Regung folgt eine mildere Gesinnung. Fein erdacht und höchst wirksam ist der Auftritt, wo Sappho inne wird, welch' großer jungfräulicher Reiz Melitta auszeichnet. Der Selbstmord Sappho's erscheint richtig begründet, da nach der heidnischen Anschauung ein anderer Weg nicht möglich schien. So geht Sappho zu Grunde an dem Bestreben, ein Weib zu sein, wie alle anderen Weiber.

Den vollsten Gegensatz zu der Dichterin bildet Melitta — dort die hochgebildete, selbstbewußte Freundin der Musen, welche gern bereit ist, ihre Gaben dem Geliebten zu opfern, hier das eben erblühte Mädchen, ein echtes Naturkind, das nicht weiß, was es dem geliebten Manne bieten soll. Grillparzer, der, nachdem er die „Ahnfrau" überwunden, immer nach dem einfachen, natürlichen Ausdruck strebte, legt Melitta nicht viele Worte in den Mund und doch hat er es verstanden, ihre Gestalt mit großem Reiz zu umkleiden. Wie ein Kind, ahnungslos der leidenschaftlichen Gefühle des menschlichen Herzens, nur aufgehend in der Liebe zu ihrer Herrin, tritt sie uns zuerst entgegen; sie weiß kaum, was in ihr

vorgeht, als die Neigung zu Phaon, mit welchem die Anhänglichkeit an die fernen Eltern sie bei der ersten Begegnung sympathisch verbindet, in ihr emporsteigt. Sobald sie der neuen Regung aber inne wird, wächst das Kind zur bewußten Jungfrau heran, und nun entsteht in ihr der leidvolle Kampf zwischen der Liebe zu Phaon und der Treue gegen ihre allzeit gütige Herrin. Etwas wie das drückende Bewußtsein, Sappho genommen zu haben, was ihr gehörte, stört das Gleichgewicht ihrer Seele. Die Scenen, in welchen dieser Kampf in die Erscheinung tritt, gehören zu den eindrucksvollsten des Stückes.

Phaon tritt im Vergleich zu diesen beiden so fein und mit Liebe gezeichneten Frauengestalten in den Hintergrund. Der Dichter hat die schwere Aufgabe, zu zeigen, wie Sappho sich in einen unbedeutenden Mann so leidenschaftlich zu verlieben vermochte, nicht zu lösen verstanden. Er ist ein Naturbursche, weiter nichts. Da ist doch der Diener Sappho's, Rhamnes, der im letzten Akt als ein so beredter Anwalt seiner Herrin, oder vielmehr als der Anwalt der gottbegnadeten Dichterin auftritt, aus ganz anderem Holze geschnitzt!

Formell steht „Sappho" sehr hoch. Die Sprache, mit der Grillparzer nicht selten zu kämpfen hat, bewegt sich in den edelsten Wendungen und erinnert ganz an Goethe's classische Dramen. Grillparzer gesteht auch selbst, daß er in seinem Trauerspiel mit „Goethe's Kalbe gepflügt". Er that es einmal und nicht wieder.

Nach der Aufführung der „Sappho" ward Grillparzer vom Finanzminister Grafen Stadion, dem die Aufsicht über die beiden Hoftheater übertragen war, als Theaterdichter mit achthundert Silber-Gulden Gehalt angestellt, sodaß er der materiellen Sorgen enthoben war. In dieser Zeit, im Jahre 1817, lernte er seine „ewige Braut", Katharina Fröhlich, die Tochter des kaiserlichen Raths Fröhlich, kennen, die damals erst vierzehn Jahre zählte. Das schöne, geistreiche und feurige Mädchen fesselte ihn; nur wenige Jahre später gestanden sie sich ihre Liebe. Zur Ehe konnte sich Grillparzer indessen nicht entschließen, sein Egoismus und seine Liebe zur Bequemlichkeit waren zu groß, um es ihm möglich zu machen, das Opfer seiner Freiheit zu bringen. Er selbst entschuldigt sich damit, daß seine geringen Einnahmen ihm nicht gestattet hätten, ein Weib heimzuführen; eine wunderliche Entschuldigung, da nur wenige deutsche Dichter in den Mannesjahren so sicher und gut gestellt

waren, wie Grillparzer! Die beiden seltsamen Menschenkinder blieben sich indessen treu trotz mannichfacher schweren Kämpfe.

Die amtliche Stellung des Dichters war nicht sehr angenehm, da er einem Chef von niedriger Gesinnung untergeben wurde, der ihm, als Grillparzer sich nicht unterwürfig genug zeigte, keine Arbeiten übertrug und ihn in den Ruf eines nachlässigen Beamten brachte. Seine Stellung verleidete ihm die Lust am dichterischen Schaffen. Als er indessen der Erholung wegen in Baden bei Wien verweilte und hier bei nachlässiger Lektüre zufällig auf die Geschichte Medea's stieß, zog ihn der gewaltige Stoff so sehr an, daß sich ihm sofort die Handlung im Kopf gestaltete. Aber noch war er zu angegriffen, um mit Freude und Frische an die Arbeit zu gehen, erst bei einem bald folgenden Aufenthalt in Gastein, der ihm sehr wohl that, griff er zur Feder und kam in seltener Arbeitslust rasch bis zur Hälfte der zweiten Abtheilung. Da starb plötzlich die zärtlich geliebte Mutter unter erschütternden Umständen; sein Nervensystem ward durch das schreckliche Ereigniß schwer mitgenommen und verlangte völlige Ruhe.

Bald bot sich ihm eine Gelegenheit zu gründlicher Erholung, indem er sich im Frühjahr 1819 dem Grafen Deym, welcher im Gefolge der kaiserlichen Familie Italien besuchte, anschließen konnte. Grillparzer hat über seine Reise ein Tagebuch geführt, in welchem seine gehässigen Ansichten über die katholische Kirche und das Papstthum grell hervortreten. Er hat nicht den mindesten Sinn für die religiösen Institutionen und Gebräuche, sogar der rein ästhetische Geschmack an dem großartigen Ritual der katholischen Kirche, welcher selbst protestantisch erzogenen Dichtern selten fehlt, geht ihm ab. Der Papst, meint er, stelle sich als Götzen hin, anstatt als servus servorum; Cardinäle und Prälaten sind ihm Kirchenpöbel; die kirchlichen Ceremonien stoßen ihn ab. Seine Beschreibung des Wunders des hl. Januarius in Neapel ist geradezu widerlich. Den Papst zu sehen, lehnte er ab, weil er ihm die Hand nicht küssen wollte; als er indessen später mit einem Bekannten hinging, der Rosenkränze vom hl. Vater segnen lassen wollte, mußte er dem Pontifex maximus wider Willen sogar den Fuß küssen!

Die Reise ging nach Venedig, Rom und Neapel. In letzter Stadt kam er im Wagen des Grafen Wurmbrand, des Obersthofmeisters der Kaiserin, an, der ihm auch von den ihm zugewiesenen Gemächern eines überließ und ihn nur bat, als Gegenleistung die Rechnungen der Kaiserin zu ordnen. In diesem so nebensächlich

scheinenden Umstande lag, wie Grillparzer behauptet, die Ursache von allen Mißgeschicken, die ihn seitdem betrafen, weil sich das Gerücht verbreitete, er sei oder werde Secretär der Kaiserin. Als der Hof Mitte Mai 1819 von Neapel abreiste, mußte Wurmbrand einer leicht scheinenden Erkrankung wegen zurückbleiben; auf seine Bitten entschloß sich Grillparzer, seine Abreise ebenfalls zu verschieben; der Kaiser ward gebeten, die Urlaubsverlängerung nach Wien zu berichten, was er zusagte. Die Genesung Wurmbrands verzögerte sich indessen, so daß Grillparzer seinen Urlaub erheblich überschritt. Sobald der Graf fähig war zu reisen, fuhr er mit Grillparzer dem Hofe nach und gab ihn in Rom als Secretär der Kaiserin aus, damit er ebenfalls im Quirinal wohnen könne. Grillparzer beging den großen Fehler, sich diese unkluge Freundlichkeit des Grafen und damit auch die Ehrenbezeigungen, welche der päpstliche Hof ihm seiner angemaßten Stellung wegen widerfahren ließ, gefallen zu lassen. Als er nun Ende Juli in Wien anlangte, glaubte man allgemein, er sei in der That als Secretär der Kaiserin ausersehen, und hatte bei Beförderungen, die an erster Stelle ihm zukamen, andere berücksichtigt. In zorniger Erregung wollte er den Staatsdienst verlassen, und er hätte es gethan, wenn Graf Stadion ihm nicht einen unbeschränkten Urlaub behufs Ausführung dichterischer Arbeiten gegeben hätte. Grillparzer nahm nach seinen ersten großen Erfolgen in Wien eine sehr angesehene gesellschaftliche Stellung ein. Er verkehrte in hohen und literarischen Kreisen und die Damen rissen sich um den gefeierten Dichter. Seine Einnahmen aus Honoraren stiegen beträchtlich; so brachten ihm die sechste Auflage der Ahnfrau 500, die dritte der Sappho 450, das goldene Vließ 2500 Gulden ein. Das sind für jene Zeit respectable Honorare, welche Grillparzers beständige Klagen über kargen Poetenlohn in merkwürdigem Lichte erscheinen lassen. Allerdings blieben ja die Einnahmen aus den Aufführungen sehr gering.

Während des Urlaubs, im Spätherbst 1820, brachte Grillparzer die zweite und dritte Abtheilung des goldenen Vließes zu Ende. Ehe jedoch das Stück zur Aufführung gebracht wurde, gab ein in dem Tagebuch „Aglaja“ von ihm veröffentlichtes Gedicht zu einem literarischen Skandal Veranlassung, der ihm schweren Schaden zufügen sollte. Es ist das Gedicht „die Ruinen des Campo vaccino“, in welchem er bei Betrachtung der grandiosen Ruinen des Colosseums seinem Hasse gegen das Christenthum Ausdruck

giebt. Das Gedicht ist von demselben Geiste durchweht, der Schillers „Götter Griechenlands“ und Göthes „Braut von Korinth“ ins Leben rief. Den Anstoß zu dem literarischen Skandal gab ein Schreiben des Kronprinzen von Bayern, dessen Gemahlin das Taschenbuch gewidmet war, an den Kaiser von Oesterreich, in welchem er sich beklagte, daß die Censur ein solches blasphemisches Gedicht habe passiren lassen können. Auf höhere Anordnung wurden nunmehr aus allen noch vorhandenen Exemplaren der „Aglaja“ die betreffenden Blätter herausgerissen, eine Maßregel, welche dem verpönten Gedichte natürlich zu einem großen, unverdienten Rufe verhalf. Es war nicht schlimmer, als viele Gedichte Goethes und Schillers, aber alle Welt sprach davon. Der Kaiser ließ Grillparzer durch den Präsidenten der Polizei zur Rechenschaft auffordern, und der Angeklagte sandte eine ziemlich geschraubte Vertheidigungsschrift ein. Damit war die Sache abgethan, deren Wirkungen Grillparzer jedoch noch lange Zeit bei allerlei kleinen Anlässen verspüren sollte.

III.

Am 26. und 27. März 1821 kam Grillparzers Trilogie, „Das goldene Vließ“, endlich zur Aufführung und machte die Welt mit dem größten Werke des Dichters und einer der hervorragendsten Dichtungen unserer Literatur bekannt. Jedermann weiß, daß das goldene Vließ den Mittelpunkt der Schicksale des griechischen Helden Jason und der kolchischen Königstochter Medea bildet. Grillparzer ergriff den an sich interessanten Stoff um so lieber, als er ihm symbolisch zu zeigen schien, wie furchtbar der Besitz ungerechten Gutes sich am Menschen rächt. Er gliederte die Handlung in drei Theile: in das Vorspiel „der Gastfreund“ und in das Schauspiel: „Die Argonauten“ sowie das Trauerspiel: „Medea.“ Im Vorspiel gelangt das dem delphischen Gott entwendete Heiligthum nach Kolchis. Der König der Kolcher, Medeas Vater, tödtet trotz Medeas Warnungen, die Rache der Götter zu fürchten, den Ueberbringer und raubt das Vließ. In „Die Argonauten“ gelangt Jason nach Kolchis, um das goldene Vließ zurückzuholen. Er gewinnt es durch Medeas Hilfe, die sich unwiderstehlich zu Jason hingezogen fühlt. Sie, die Herbe, männlich Gesinnte, die Vertraute der heimatlichen Götter, folgt seiner stürmischen Werbung und zieht als sein Weib mit ihm, während der König und sein Sohn, die Räuber des goldenen Vließes und Mörder des Gastfreundes, umkommen.

Beide Theile sind für uns — nicht für den Dichter — nur die Vorbereitung auf den letzten Theil, den grandiosesten der Dichtung, welcher, wenn auch für sich allein zur Aufführung gebracht, auf der Bühne die tiefstgehenden Wirkungen ausübt und durch die Fülle elementarischer Leidenschaft, verbunden mit einem fast vollendeten Aufbau, die Zuschauer widerstandslos hinreißt.

Medea und Jason sind mit ihren Kindern in Korinth, wo sie bei König Kreon eine Zufluchtsstätte zu finden hoffen. Aber das unglückliche Weib wird hier als eine Barbarin, als eine Zauberin verachtet und gehaßt, und auch auf Jason fällt ein gut Theil der ungünstigen Stimmung des Volkes, zumal man behauptet, er sei aus seiner Vaterstadt wegen des dringenden Verdachts, seinen Oheim getödtet zu haben, verbannt worden. Jason ist inzwischen gegen Medea ein anderer geworden. Die ehedem so heiß geliebte Frau erscheint ihm immer mehr in häßlicher Beleuchtung; der Grieche in ihm erkennt Mängel über Mängel an der Barbarin; ihre Zauberkunst, die einst schon ihn störte, erscheint ihm jetzt in abscheulichem Lichte. Die beiden Kinder nahen sich nur selten ihrem finsteren Vater und reizen ihn durch ihre offenbare Angst vor ihm oft zu heftigem Zorn. Medea hält indessen trotz der sichtlichen Abneigung Jason's fest an ihm, weil sie seine Gattin und die Mutter seiner Kinder ist.

König Kreon wird von Jason gebeten, ihm und den seinen Aufnahme zu gewähren. Jason schämt sich seiner Gattin und Kreusa, Kreons jugendliche Tochter, entsetzt sich vor dem wilden Aussehen der fremden Barbarin und beugt sich mit bedauernden Worten zu den Kleinen nieder. Medea entgegnet ihr herben Tones, daß kein Grund zum Mitleid vorliege, so lange sie für die Kinder zu sorgen vermöge. Kreon gesteht Jason seinen Schutz zu, nicht aber dessen Gattin. Das hört Kreusa mit innigem Bedauern und führt Medea sowie die Kinder in das Haus. Kaum hat Medea sich entfernt, als Jason in heftigen und harten Worten an Kreon sein Herz ausschüttet und keinen Anstoß nimmt, das von ihm gleichsam entführte Weib als die Quelle seines Elends zu bezeichnen. Er nenne Medea nur mit Schaudern noch die seine. Seit vier Jahren irre er mit ihr umher. In seiner Vaterstadt habe man ihn mit Mißtrauen empfangen und ihn in ihr verachtet. Sein Oheim habe die Stimmung des Volkes zu seinen Ungunsten benutzt und von ihm verlangt, Medea zu verlassen. Als er sich dessen geweigert,

habe ihn die Strafe der Verbannung getroffen. König Kreon fühlt sich durch Jason's Worte so sehr bewegt, daß er sich nun endlich entschließt, auch Medea eine Schutzstätte zu bieten.

Der zweite Aufzug beginnt mit einer Scene von hinreißender Schönheit. Kreusa bemüht sich, Medea ein Lied zu lehren, welches Jason in seiner Jugend zu hören liebte. Da Medea alles thun will, ihrem Gatten zu gefallen, strengt sie sich an, ihre Finger zum Schlag der Leier zu zwingen, aber „nur an den Wurfspieß ist die Hand gewöhnt und an des Waidwerks ernstlich rauh Geschäft." Sie fühlt ihr Ungeschick mit tiefem Schmerz und empfindet doppelt bitter, daß ihr kein Mittel geboten, den Gatten von Neuem an sich zu fesseln. Sie klagt ihn an, daß er sie mit schönen Worten verlockt und dann bei Seite geworfen habe, wie ein unnützes Spielzeug. „Nur Er ist da", sagt sie, „Er in der weiten Welt und alles andre nichts als Stoff zu seinen Thaten. Voll Selbstsucht, nicht des Nutzens, doch des Sinns, spielt er mit seinem und der Andern Glück. Lockts ihn nach Ruhm, so schlägt er einen todt, will er ein Weib, so holt er eines sich, was auch darüber bricht, was kümmerts ihn? Er thut nur recht, doch recht ist, was er will!" Kreusa ist entrüstet über diese harte aber treffende Schilderung ihres Jugendfreundes aus dem Munde seiner eigenen Gattin und beruhigt sich erst, als Medea versichert, sie liebe ihn immer noch. Wie hilfesuchend schmiegt sich das unglückliche Weib an die Königstochter, von der sie Trost und Rettung hofft. Da tritt Jason hinzu; ungern sieht er die Vertraulichkeit der beiden Frauen und sendet Medea zu den Kindern. „Ihr Anblick", klagte er Kreusa gegenüber, „schnürt das Innere mir zusammen, und die verhehlte Qual erwürgt mich fast." Kreusa's weiches Herz wird leicht durch die bitteren Klagen des Jugendfreundes gerührt und beide gedenken wehmüthig längst vergangener Tage, wo man sie Braut und Bräutigam nannte. Medea kommt hinzu, aber Jason achtet nicht auf sie und hängt weiter den süßen Träumen nach. „Ich weiß ein Lied!" ruft Medea ihm zu: er hört es nicht, bis er Kreusa's Mahnung, sich Medea zuzuwenden, Folge leistet. Spöttisch bittet er seine Gattin um das Lied. Aber als sie singen will, hat sie es vergessen! Jason verhöhnt sie mit bitteren Ausdrücken und bittet endlich Kreusa, ihm das geliebte Lied zu singen. Ob solcher frechen Beleidigung empört sich Medea's leidenschaftliche Natur; sie entreißt mit raschem Griffe dem jungen Mädchen die Leier und zerbricht sie.

In diesen packenden Auftritt bringt ein Bote von den Amphiktyonen zu Delphis noch höhere Spannung. Er verkündet, daß er den Bann auszusprechen habe über Jason und seine Gemahlin, der man die Schuld am Tode von Jason's Oheim beimißt. Kreon will Jason retten, indem er ihn mit seiner Tochter verbindet und Medea befiehlt, bis zum morgenden Tage die Stadt zu verlassen. Der feige Jason ist gern bereit, dies Mittel zu seiner Rettung zu ergreifen, obgleich Medea ihn auffordert, gemeinsam mit ihr die Verbannung zu tragen, wie auch die Schuld gemeinsam sei. Aber Jason stößt sie zurück. Da flammt Medea's lang zurückgehaltene Entrüstung empor und die elementarische Kraft ihrer feurigen Natur kommt gewaltsam zum Durchbruch. Mit vernichtenden Worten hält sie ihrem Gatten vor, wie er ihr seine Liebe gleichsam aufgedrungen, und verurtheilt seine Schwäche und Niedrigkeit mit rücksichtsloser Schärfe, ganz, wie Phaon von Rhamnes moralisch vernichtet wird. Und dann wendet sie sich gegen die zitternde Kreusa, von welcher sie ungünstige Einwirkungen auf Jason fürchtet. Das ist ein Auftritt von gewaltiger dramatischer Energie, der einen harten und krafvollen Charakter in brillanter Beleuchtung zeigt. Medea verlangt schließlich ihre Kinder und geht, als Jason sie ihr verweigert, unter wilden Drohungen ab.

Der dramatische Conflict ist mit dem Ende des zweiten Aktes schon zu einer Höhe gediehen, daß man glaubt, er sei einer weiteren Steigerung nicht mehr fähig; aber folgerichtig bringt ihn erst der dritte Aufzug vor den unvermeidlichen Umsturz der Dinge. König Kreon befiehlt, daß Medea sofort die Stadt verlasse, weil er die Ausführung ihrer Drohungen fürchtet. Sie will gehorchen, aber vorher noch einmal mit Jason reden. Ihr Gatte erscheint und spielt ihren heftigen Anklagen und zärtlichen Bitten gegenüber eine äußerst klägliche Rolle. Schließlich gesteht er ihr zu, daß sie eines der Kinder mit sich nehmen dürfe. Als aber Kreusa die Kleinen zu ihr führt, erschrecken sie vor dem Aussehen ihrer Mutter und flüchten schutzsuchend in Kreusa's Arme zurück. Medea steht vernichtet! Jetzt fesselt sie nichts mehr, zerrissen sind die geheiligten Bande der Ehe und der Mutterliebe — sie steht allein, das unglücklichste Geschöpf auf der Welt.

Nichts bleibt ihr jetzt, als ihre Rache. In wilder Wuth gedenkt sie ihrer beiden Kinder, die sie, läge ihr Dasein in ihrer ausgestreckten Hand, mit einem einzigen Druck vernichten könnte.

Jason soll die ihr jetzt verhaßten Kinder, die sein Abgott sind, nicht besitzen; sie aber will sie nicht. Doch was sie thun soll, weiß sie noch nicht, ihr Geist ist in wilder Gährung begriffen.

Der König naht und fragt, ob sie bereit sei, zu gehen und fordert das goldene Vließ von ihr. Als sie behauptet, nicht sie, sondern die Erde besitze es, läßt der König ein seltsames Kistchen kommen, das Medea am Strande des Meeres vergraben hatte. Arbeiter, die dort einen Altar bauen sollten, fanden es. Medea frohlockt und verspricht dem König, das Vließ an Kreusa zu schicken, auch ein Geschenk für die gütige Königstochter wolle sie beifügen Kreon, erfreut über ihre Willfährigkeit, ist geneigt, ihr auch die Kinder noch einmal zu senden. Als der König sich entfernt, öffnet sie die Kiste mit einem Zauberspruch, hüllt sich in den Schleier und nimmt den Stab zur Hand. Jetzt ist sie wieder die dämonische Zauberin, die sie in Kolchis war. Dann holt sie aus der Kiste ein Gefäß mit theuren Salben, dem, als Gora den Deckel etwas lüftet, eine hohe Flamme entfährt, und deckt das goldene Vließ darüber. Das alles soll Gora der Königstochter überreichen.

Ein Sklave bringt die Kinder, welche sich vor ihrer Mutter fürchten. Sie sendet sie in den Säulengang des Palastes. Da ertönt ein Schrei. Gora stürzt aus dem Palaste und kündet, daß Kreusa todt, der Palast in Flammen stehe. In wildem Triumph eilt Medea in den Säulengang, Gora ihr nach. Inzwischen schlägt die Flamme aus dem Palast. Gora stürzt außer sich vor Entsetzen aus dem Säulengang, ihr folgt Medea mit hoch empor gehobenem Dolch — sie hat die Kinder ihrer Rache geopfert.

Der fünfte, übrigens einen nur sehr matten Abschluß gebende, Aufzug schildert die namenlose Trauer des Königs, der, ein Grauen vor Jason empfindend, ihn aus seinem Reiche weist. Der Führer der Argonauten irrt umher, aber Niemand, dem er sich zu erkennen gibt, gönnt ihm eine Stätte. So stößt er auf Medea, welche mit dem Vließ um die Schultern ihm entgegentritt. Sie will nach Delphis und dem dunklen Gott das Seine wiedergeben. Dort, sagt sie,

> Dort stell ich mich den Priestern dar, sie fragend,
> Ob sie mein Haupt zum Opfer nehmen an.
> Ob sie mich senden in die ferne Wüste,
> In längerm Leben findend längre Qual.
> Erkennst das Zeichen Du, um das Du rangst,
> Das Dir ein Ruhm war und ein Glück Dir schien?
> Was ist der Erde Glück? Ein Schatten!

Was ist der Erde Ruhm? Ein Traum!
Du Armer, der von Schatten Du geträumt!
Der Traum ist aus, allein die Nacht noch nicht.
Ich scheide nun, leb wohl, mein Gatte!
Die wir zum Unglück uns gefunden,
Im Unglück scheiden wir. Leb wohl!

Und auf seine Klagen, daß er allein sei und die Kinder verloren habe, antwortet sie:

Büße!
Ich geh', und niemals sieht Dein Aug mich wieder!

In der Trilogie steckt eine wunderbare dramatische Kraft, welche sich zu den höchsten Leistungen aufschwingt. Der Dichter zeigt uns nicht allein symbolisch die verderbenbringende Gewalt ungerechten Gutes, sondern auch in flammenden Zügen die Entwicklung einer glühenden Leidenschaft vom ersten Werden bis zum Vergehen. Wollte man sich auf den moralischen Standpunkt allein stellen, so müßte man sagen: in großartigerer Weise hat niemals ein Dichter gezeigt, wohin es führen muß, wenn der Mensch mit Hintansetzung aller sich aufdringenden Rücksichten der blinden Leidenschaft folgt, die den Mann zum Weibe, das Weib zum Manne zieht. Und vom historischen Standpunkte aus könnte man dem Dichter die Anerkennung nicht versagen, daß sein Drama wirksamer als jede Geschichtschreibung den ungeheuren Gegensatz zeigt, der die schönheitsdurstigen Hellenen von den Barbaren trennte.

Das goldene Vließ ist das strahlende Symbol des Eigenthums, nicht des Eigenthums im schlicht-bürgerlichen, sondern welt-historischem Sinne. Die Auseinanderreißung des historisch Gewordenen, die Nichtachtung der ewigen Gesetze, nach welchem das Leben des Einzelnen wie der Völker sich regelt, zieht unabwendbares Verderben nach sich. Der Gastfreund mußte sterben, weil er seine Hand nach dem kostbaren Schatze des delphischen Gottes ausgestreckt; die kolchische Königsfamilie sank dahin, als sie das gestohlene Gut sich aneignete; Verderben bringt das goldene Vließ allen, die es mit ungeweihten Händen berühren, Schuldigen und Unschuldigen.

Und so müssen auch jene Beiden elendig zu Grunde gehen, die unter dem strahlenden Lichte des goldenen Vließes ihre Hände in einander legen zum ewigen Bunde, zu einem Bunde, den das Verbrechen gesegnet, dem der sterbende Vater geflucht. Jason und Medea sind die eigentlichen Opfer des sich forterbenden Verbrechens und mit der überkommenen Erbschaft verbindet sich die eigene Schuld.

Das hat der Dichter in wahrhaft erschütternder Weise geschildert. Mit entsetzlicher Naturwahrheit, welche auch vor den abstoßendsten Ausbrüchen elementarer Leidenschaft nicht zurückschreckt, malt der Dichter den Seelenzustand des Griechensohnes und der Tochter des Königs der Kolcher. In der zweiten Abtheilung finden sich die beiden jungen heißblütigen Menschen. Wie der Blitzstrahl schlägt, als sie sich zum ersten Male sahen, das Bewußtsein in ihre Seele, daß sie sich lieben und lieben müssen. Ein unwiderstehlicher Sturm braust durch ihre Herzen, welcher alle Hindernisse, alle Bedenken hinwegweht. Wild und elementarisch wie das Land der Barbaren, ist auch diese Leidenschaft. Für Jason giebt es keine Rücksicht; er ist in seinem kraftvollen Vorgehen die lebendigste Verkörperung des männlichen Egoismus, der den Ossa auf den Pelion thürmen würde, um die Geliebte zu erreichen. Hier schon tritt in leisen Andeutungen in Jason der Hochmuth des gebildeten Hellenen gegenüber dem Barbarenkönig und seiner Tochter zu Tage. Jetzt schon erblickt er, ohne sich dessen bewußt zu werden, in Medea nicht das ihm gleichstehende Weib, sondern das niedere Wesen, das er mit seiner Liebe beglückt. Er liebt sie innig aber herrisch, und echte Liebe verträgt keine Tyrannei.

Aber Medea beugt sich ihm, sie vergißt Vater und Bruder, Vaterland und Götter, um dem stürmisch werbenden Manne zu folgen. Mit Meisterhand hat der Dichter den Kampf gezeichnet, der in Medea's Seele ausbricht, ehe sie dem Geliebten willenlos folgt. Mit der ganzen Kraft ihres stolzen jungfräulichen Charakters kämpft sie gegen die aufkeimende Leidenschaft an; niederstoßen möchte sie den fremden Mann, der ihr ihre Selbstständigkeit zu rauben sucht, aber in seinem Blick, in seinem Wort liegt der geheimnißvolle Zauber, der das Opfer der Schlange bethört. Das ist mit hinreißender Schönheit dargestellt. Der Worte werden nicht viel gewechselt, aber aus jedem Satz leuchtet ein Blitzstrahl, der uns das Innere der beiden Menschen in wundervoller Klarheit erhellt. Das ist Natur und nichts als Natur.

Aber der Dichter leistet noch Höheres, und es ist das Höchste, was ein deutscher dramatischer Dichter geleistet hat: er schuf noch die „Medea", die entsetzensvolle und doch hinreißende Tragödie glühender Eifersucht, welche in einer furchtbaren Katastrophe ihren Abschluß findet. Doch nein, das Stück ist mehr als eine bloße Tragödie der Eifersucht; es eröffnet uns einen Blick in den Abgrund

des menschlichen Herzens und geht über die Bedeutung einer Liebestragödie weit hinaus. Der Gegensatz zwischen Barbarenthum und Hellenenthum, welcher in den Argonauten vom Dichter nur leise berührt, von den betheiligten Personen ignorirt wurde, führt hier zu einem wuchtigen Zusammenstoß, der nur tragisch enden kann. Jason ist, als der dritte Theil des gigantischen Dramas beginnt, bereits mit seinem Inneren fertig, er hat mit seinem Schicksal und mit Medea abgeschlossen; sein Weib aber beginnt sich hier erst zur vollen Größe zu entwickeln, bis sie in der furchtbarsten That endigt. Der Dichter geht mit der Sicherheit des Meisters vor; wir sehen, wie das Samenkorn der unheilvollsten Entschlüsse in die Seele Medeas gelegt wird, wie es langsam reift und zu riesiger Größe sich auswächst. Der Dichter weiß in uns das Gefühl hervorzurufen, daß es so und nicht anders kommen muß, daß die beiden Personen unrettbar dem Schicksal verfallen sind, das sie selbst sich geschaffen haben.

Und es wundert uns nicht, daß aus Medea, aus dem liebenden hingebenden Weibe, das gern sich dem Willen ihres Gatten fügen möchte, um sich nur seine alte Zuneigung zu bewahren, jene Entsetzen erregende Furie wird, die im Ausbruch ihres glühenden Hasses, ihrer verzehrenden Eifersucht ihre eigenen Kinder und die verhaßte Nebenbuhlerin vernichtet. Wir sehen ja mit eigenen Augen, wie alles, auch das Furchtbarste, naturnothwendig sich entwickelt und von dem Augenblicke an, wo die Kinder ihre verzweifelnde, in grimmigstem Schmerz sich windende Mutter verschmähen, kann bei dem Temperament Medea's der Ausgang nur ein gräuelvoller sein. Für die Kunst des Dichters ist es das glänzendste Zeugniß, daß dieser Ausgang uns zwar erschüttert, nicht aber als zu ungeheuerlich uns erschreckt.

Trotz alledem können wir uns indessen des Eindrucks nicht erwehren, daß auch hier, wenn gleich in ganz anderer Weise als in der „Ahnfrau", auf das Schicksal der Personen gewisse Verhältnisse Einfluß haben, welche zu ändern oder zu bestimmen nicht in ihrer Macht liegt. Der natürliche, durch die Abstammung bedingte Gegensatz zwischen beiden Personen, die durchaus verschiedene, dem Grad nach unendlich auseinander liegende Bildung Medea's und Jason's sind so mächtige Gewalten, daß sie den trüben Ausgang einer im Liebesrausch zwischen ihnen geschlossenen Verbindung voraussehen lassen. Wie ein Verhängniß schwebt das Geschick über ihnen, sie

sind ihm unrettbar verfallen. Innerhalb dieser zwingenden Umstände bleibt allerdings, könnte man sagen, die freie Willensbestimmung unangetastet; Jason und Medea können thun, was sie wollen. Aber das ist nicht der Fall. Die dämonische Gewalt der Leidenschaft, welche bei feurigen, keine Beherrschung kennenden Charakteren das Weib zum Mann zieht, ist wohl durch keinen Dichter so packend zum Ausdruck gebracht worden, wie durch Grillparzer in Medea. Jason ist der Magnet, auf den Medea zufliegt, ohne sich zurückhalten zu können: sie ist willenlos, während Jason unter ähnlichen, nur schwächeren Einwirkungen steht. Sodann aber gemahnt das goldene Vließ, welches jeden, der in seinen Besitz gelangt, vernichtet und auch den Unschuldigen nicht schont, allzusehr an ein unabwendbares Fatum. Das erzeugt in uns ein drückendes Gefühl, welches die tragische Wirkung indessen nicht aufhebt, da wir für die beleidigte Gattin, die tödtlich verletzte Mutter das tiefste Mitgefühl hegen und Medea nie ihre unheimliche Größe verliert.

Jason ist vortrefflich gezeichnet. In den Argonauten erscheint er als der siegende unwiderstehliche Kriegsheld und feurige Liebhaber, in Medea als gefallene, schwächlich gewordene Größe, die eine innere Genugthuung darin findet, den bedeutendsten Theil ihres Unglücks einem elenden Weibe zuzuschreiben. Die Charakterlosigkeit des Mannes, seine Brutalität einer Frau gegenüber, die er fast mit Gewalt aus den ihr natürlichen Verhältnissen riß, sind hinreißend geschildert; allerdings wird uns der Schwächling durch eben diese treue Zeichnung des Dichters widerwärtig. Kreusa hat in ihrer Frische und Lieblichkeit viel von Melitta an sich, wie denn auch in Medea Spuren von Sappho zu finden sind. Die übrigen Personen halten sich mehr im Hintergrund.

Als Ganzes betrachtet, ragt in der Trilogie die dritte Abtheilung um Hauptеslänge über die beiden ersten empor. Die Composition ist hier straff und einheitlich, das Colorit ein wärmeres und die Diction durchgängig von echt dramatischer Kraft.

IV.

Die Aufführung der Trilogie errang nur einen Achtungserfolg und die Buchausgabe der Dichtung, welche 1822 erschien, erlebte keine zweite Auflage; später concentrirte sich das Interesse des Publikums nur auf „Medea", die bis 1873 auf dem Burgtheater dreiundvierzigmal gegeben wurde. Der Dichter, welcher auf den

Beifall des großen Hausens wenig Werth legte, vom Mißfallen desselben aber peinlich berührt wurde, fühlte sich dadurch in seinen weiteren Plänen, namentlich in der Behandlung der später wieder aufgegriffenen Sage von „Hero und Leander", gestört und war der Meinung, daß er seine Kräfte überschätzt habe. Dazu kamen Unannehmlichkeiten in seiner amtlichen Stellung, sodaß er, der nur zu geneigt war, auch die kleinsten Vorkommnisse als Ausfluß feindlicher Gesinnung aufzufassen, arg verbittert wurde. Er hatte die, allerdings durch sein geringes Interesse an seinen amtlichen Verpflichtungen selbst verdiente Demüthigung zu erfahren, daß man ihn im März 1822 und 1823 trotz seiner Bewerbung bei Besetzung der Hofkoncipientenstelle überging. Am 7. Juli 1823 endlich gab ihm sein treuer Gönner Graf Stadion eine ähnliche Stelle mit fünfzehnhundert Gulden Gehalt im Präsidialbureau, wo er so ziemlich sein eigener Herr wurde. Stadion starb indessen im Mai 1824 und überließ den Dichter, wie einer seiner Biographen sich auszudrücken beliebt, „schutzlos allen Anfeindungen der frommen Coterien und allen Mißhelligkeiten mit der Bureaukratie." Der letzte Theil des Satzes ist jedenfalls richtig.

Grillparzer gewann durch seine freie Stellung neue Muße und Lust an dichterischen Arbeiten, die ihm um so erwünschter war, als ein neuer vaterländischer Stoff sein ganzes Interesse an sich zog. Es war die Geschichte des Königs Ottokar von Böhmen, welche mit der Napoleons I. einige Aehnlichkeit hat. In kurzer Zeit, bereits im September 1823, war das Stück vollendet und wanderte in sauberer Abschrift zur Censur. Dort lagerte es fast zwei volle Jahre und galt endlich für verschwunden. Erst als die Kaiserin eines Tages irgend ein neues Stück zu lesen wünschte, das zur Aufführung eingereicht sei, fand es sich plötzlich wieder. Die hohe Frau las es und war hingerissen. Nun wurden schleunigst die Vorbereitungen für die Aufführung getroffen und am 19. Februar 1825 ging „König Ottokar's Glück und Ende" in Scene. Ottokar von Böhmen will sich ein Reich gründen, wie seit Kaiser Karl es keiner besessen. In der That begünstigt ihn das Glück, und seine Siegestrunkenheit, sein Größenwahn steigen bis auf den höchsten Gipfel. Nun aber stellt sich seiner ungesättigten Ländergier Rudolf von Habsburg entgegen, der von ihm verlangt, daß er herausgebe, was ihm nicht von Rechtswegen gebührt, und daß er im Uebrigen sich von ihm, dem deutschen Kaiser, belehnen lasse.

Ottokar geht scheinbar auf die Forderung ein, entfaltet dann aber die Fahne der Empörung. Im Kriege mit Rudolf verliert er Schlacht auf Schlacht und fällt endlich selbst. Das ist die Haupthandlung. Fast gleichberechtigt spielt nebenher die Trennung der Ehe Ottokars mit Margarethe von Oesterreich und seine neue Verbindung mit Kunigunde von Ungarn.

Wie Grillparzer selbst erzählt, schwebte ihm, als er die machtvolle und zugleich tragische Persönlichkeit Ottokars schuf, das Bild Napoleons war. Viele Züge weisen direct auf den großen Eroberer. In beiden Helden glüht das übermüthige Bewußtsein, daß die Welt zu ihren Füßen liegt und liegen müße, daß es gleichsam ihre Vorherbestimmung ist, ihren ungemessenen Herschgelüsten Wesen und Gestalt zu geben. Beide verstoßen unter den gleichen Vorwänden ihre Gemahlinnen und beiden blüht endlich dasselbe Loos. Grillparzer hat in Ottokar in glücklichster Weise einen männlichen Charakter geschaffen, wie er in seinen Dramen nicht wieder erscheint. Die Größe, welche er ihm verliehen, bleibt ihm aber nur in den ersten beiden Aufzügen, wo er noch auf der Höhe seiner Macht steht; in den letzten Aufzügen verliert er ebensoviel von unserer Sympathie, wie der Jason der „Argonauten" im Schlußstück „Medea". Seltsamerweise finden wir auch hier wieder, daß der Held des Stückes ebenso herabgekanzelt wird, wie Phaon und Jason. Dagegen ist Rudolf von Habsburg mit Liebe und echt dichterischer Freude an dieser erhabenen Gestalt geschaffen, die deshalb auch vollauf auf den Leser übergehen. Hinreißend ist Rudolf in der wahrhaft königlichen Größe und Majestät, mit welcher er dem Empörer Ottokar gegenüber tritt und ihn mit seinen Flammenworten fast erdrückt.

Reicher als in einem anderen Drama Grillparzers ist in „König Ottokar" die Zahl der Nebenfiguren, von denen die meisten keck und frisch hingeworfen sind. Zawisch ist ein brillant gezeichneter Charakter, der in seiner Kühnheit und humoristischen Färbung unwiderstehlich anzieht. Die Königin Kunigunde, die zweite Gemahlin Ottokars, hat etwas von der wilden Energie Medea's an sich, während die verstoßene Margaretha zu der zweiten Gruppe Grillparzerscher Frauengestalten, den stillen und duldenden, gehört.

In der Composition steht „Ottokar" besonders hoch. Der Dichter hat die weit auseinander liegenden Begebenheiten seines Stückes einheitlich zu verbinden gewußt, sodaß die Aufeinanderfolge

als eine fortlaufende erscheint. Allerdings hat er trotz aller Kunstfertigkeit nicht zu vermeiden gemocht, daß der letzte Aufzug nachschleppt.

Große, seltene Vorzüge machen das Drama zu einem bedeutenden, höchst eindrucksvollen, und doch erwärmt es nicht. Wir wissen eben nicht, welcher Person wir unsere Theilnahme zuwenden sollen — eine Ungewißheit, die bei manchem Werke des Dichters wiederkehrt. Ottokar hat sie nicht und verdient sie nicht; die übrigen Personen aber treten nicht genügend hervor, um unser für sie erwachtes Interesse dauernd zu fesseln.

Das Schauspiel errang denn auch bei der Aufführung zwar einen größeren Erfolg als „Das goldene Vließ", aber keinen vollen und durchschlagenden. Die Kritik war lau, die Böhmen, welche den König Ottokar fast als einen Nationalhelden verehren, zeigten die höchste Entrüstung. Grillparzer, welcher jeden Nationalhader haßte, und die Böhmen gerade so gut zu Oesterreich rechnete, wie die Magyaren, war bewegt durch diese irrthümliche Auffassung seiner Gesinnungen und gerieth in eine ganz hypochondrische Stimmung, welche durch weitere unangenehme Ereignisse erhöht wurde. Besonders kränkte ihn auch, daß man im Vaterlande Schiller's und Göthe's seine neuen Schöpfungen fast gar nicht beachtete, während höchst mittelmäßige Stücke auf der Bühne bejubelt wurden. Er machte, um sich zu zerstreuen, eine Reise nach Dresden, Berlin, Leipzig, Weimar — wo er Göthe einige Male sprach — und München und kehrte mit dem festen Entschluß, nunmehr trotz aller Hindernisse stramm zu arbeiten, in die Heimath zurück. Er setzte sich sich sogar vor, jedes Jahr ein Stück zu liefern, ein Entschluß, den er natürlich nicht durchführen konnte.

Zunächst wählte er eine packende Begebenheit aus der ungarischen Geschichte, welcher er den Titel: „Ein treuer Diener eines Herrn" gab. Das Stück erschien am 28. Februar 1828 auf der Bühne und ward mit ungeheurem Beifall aufgenommen.

Der Inhalt des Stückes ist so eigenthümlicher Art, das darin behandelte Problem ein so schwieriges und gewagtes, daß wir auch hier einen ausführlichen Auszug zu geben für nothwendig halten.

Prinz Otto von Meran, Bruder der Gemahlin des Königs Andreas von Ungarn, ist ein erbitterter Gegner des ersten Beamten sein Schwagers, Bancbanus, weil dieser seinem Uebermuth und seiner Genußsucht durchaus keine Concessionen macht. Otto wendet alle möglichen Mittel an, Bancbanus zu reizen, hat aber selbst dann

keinen Erfolg, wenn er ihn in seiner jungen Gemahlin Erny zu treffen sucht. Bancbanus bewahrt seinen Gleichmuth und sucht den ausgelassenen Prinzen durch seine Gelassenheit zu bändigen.

Der zweite Aufzug zeigt, wie die Charaktere aufeinander platzen und der nur angedeutete Conflikt sich zu entspinnen anfängt. Otto hat ein Fest veranstaltet, zu dem auch Bancbanus und Erny eingeladen werden. Bancbanus vernimmt mit völliger Gemüthsruhe, daß der Prinz Erny umschmeichle; er schenkt ihr völliges Vertrauen. Als Bancbanus aber abgerufen wird, einen draußen entstandenen Streit zu schlichten, spricht Otto hastig auf Erny ein und bittet sie, ihm eine Unterredung zu gestatten. Sie fühlt sich durch seine leidenschaftlichen Worte bewegt und verspricht, ihm zu schreiben. Als der Prinz sich aber entfernt hat und ihr Gatte zurückgekommen ist, gesteht sie diesem alles und wirft einige Minuten später dem Prinzen in Gegenwart des ganzen Hofes die schwere Beleidigung ins Gesicht, sie verachte ihn.

Otto ist außer sich vor Erregung. Wuth und Rachsucht theilen sich in die Herrschaft seiner Seele, und sein Zustand flößt seiner Schwester hohe Besorgniß ein. Um ihn nur zu beruhigen, geht sie auf seine Forderung, Erny noch einmal zu sprechen, ein, läßt sie zu sich rufen und verschwindet kurz vor ihrem Erscheinen hinter einer Tapetenthüre, sodaß die junge Frau sich ihrem Verfolger allein gegenüber sieht. Mit schmeichelnden Worten sucht er sie zu berücken, sie aber weist ihn mit flammender Entrüstung zurück. Da bricht seine Rachsucht die schwachen Dämme, welche sie noch zurückhielten, er läßt Gewaffnete eintreten, Erny auf ein einsames Schloß zu bringen. Die geängstigte Frau sieht sich dem Verderben nahe; sie will lieber sterben, als dem gefährlichen Manne sich ergeben, und sie ersticht sich. Die Königin, welche während der entsetzlichen Scene hinter der verschlossenen Tapetenthüre um Einlaß gebeten, tritt, nachdem ihr geöffnet, ein und sieht sich gleich darauf den in wilder Hast eindringenden Angehörigen Erny's gegenüber. Sie rettet ihren Bruder nur dadurch vom sicheren Tode, daß sie sich selbst als die Mörderin Erny's bezeichnet.

Die Verwandten des Bancbanus dringen heftig in ihn, daß er für die Ermordung seiner Gattin, als deren Mörder sie den Prinzen Otto bezeichnen, blutige Rache nehme. Er weist sie indessen entschieden zurück, weil nur dem noch abwesenden Könige das Gericht zustehe, und als sie nun drohen, das Schloß stürmen und den Prinzen

mit Gewalt herausholen zu wollen, setzt er ihnen Widerstand entgegen und rettet selbst die Königin und ihr Söhnchen Bela, sowie den Prinzen. Als sie verfolgt werden, flüchtet die Königin sich in einen Gang, in welchen einer der Verfolger, in der Meinung, es sei Prinz Otto, seinen Dolch wirft. Zu Tode getroffen sinkt die Königin nieder.

Als der König heimkehrt, bringt Bancbanus ihm die inzwischen überwundenen Aufrührer und fleht um Gnade für sie. Der König verzeiht ihnen, weil sein Söhnchen gerettet, und verbannt Otto, nachdem derselbe für Erny's Unschuld glänzendes Zeugniß abgelegt.

Natürlich liegt das ganze Interesse des Stückes auf der Gestalt des Bancbanus, der als getreuer Diener die schwersten Beleidigungen und die größte Schmach mit vollem Bewußtsein erduldet, bis sein Herr gesprochen. Man hat in Folge dessen Grillparzer den „Dichter des Servilismus" genannt und es als unnatürlich bezeichnet, daß ein Mann so handeln könne, wie Bancbanus es thut. Nun, wenn man sich auf den christlichen Standpunkt stellt — was Grillparzer allerdings nicht gethan hat — so scheint es uns recht wohl begreiflich, daß es solche Martyrer der Pflicht geben kann. Grillparzer beging nur den großen Fehler, daß er seinen Helden mit zu wenig männlicher Kraft ausstattete, daß er aus ihm einen noch ärgeren Schwächling machte, als Phaon und Jason es sind. Bancbanus mußte die schwersten seelischen Kämpfe durchmachen, ehe er sich entschloß, der Pflicht zu folgen; das wäre echt dramatisch gewesen. Ein Mensch, der gleichsam instinctiv das Rechte thut, paßt nicht zum Helden eines Trauerspiels. Die Gestalt befriedigt nicht, obgleich sie uns großes Interesse einflößt. Von den übrigen Personen fesselt uns nur noch Erny, die junge Gattin des unglücklichen Bancbanus.

Im Aufbau der Handlung war der Dichter nicht ganz glücklich. Der Selbstmord Erny's erscheint nicht genügend begründet, und der Tod der Königin, unwahrscheinlich an sich, wird durch eine Verwechselung hervorgerufen. Ebenso ist nicht recht klar, weßhalb die hinter der Tapetenthür verborgene Königin so lange wartet, ehe sie Lärm macht.

V.

Das Schauspiel war von einigen Folgen für den Dichter. Nach der Aufführung ließ der Kaiser ihm den Wunsch aussprechen, in den Alleinbesitz des Drama's zu gelangen, damit es nie wieder auf der Bühne erscheine; es solle dem Dichter jede ihm genügend erscheinende Entschädigung gezahlt werden. Grillparzer ging auf

den ihn verletzenden Antrag, welcher von der Voraussetzung ausging, daß die Rolle des Prinzen in dem Stücke sich mit der Ehre des Hauses Habsburg nicht vereinigen lasse, nicht ein und brachte sich damit dem Hofe gegenüber wiederum in eine schiefe Lage. Wenige Monate später sollte er einen Mißgriff begehen, der ihn vollends in Ungnade brachte.

Der Kronprinz, von dessen geistigen Eigenschaften die Welt noch nicht überzeugt war, erkrankte schwer. Grillparzer, der durch und durch oesterreichisch und dynastisch gesinnt war, fühlte sich durch das der kaiserlichen Familie drohende Unglück tief bewegt und legte seine Empfindungen in einem Gedichte nieder, welches folgenden Vers enthielt:

> Mag sein, daß höchster Geistesgaben Fülle
> Dereinst umleuchtet Deinen Fürstenhut;
> Wir forschen nicht, was Zukunft erst enthülle,
> Des Einen sicher jetzt schon: Daß du gut.

Die Stelle ist zu schlimmen Mißverständnissen wie gemacht, obgleich sie aus loyaler Gesinnung hervorgegangen. Grillparzer fühlte das selbst, als er das Gedicht jedoch Freunden vorgelesen hatte und diese nicht allein nichts Anstößiges darin fanden, sondern geradezu auf Veröffentlichung drangen, legte er es der Censur vor, welche es ablehnte, ein Urtheil abzugeben und es zurückhielt. So gelangte es an den Kaiser und in zahlreichen Abschriften in die Oeffentlichkeit und führte völliges Zerwürfniß mit dem Kaiser und Kronprinzen herbei. Inzwischen hatte er, am 23. Januar 1832, die Stelle eines Archivdirectors bei der Hoffinanz erhalten, mit deren Gehalt von 1800 Gulden eine Zulage von 200 Gulden verbunden war. Als er sich nun um diese bei dem Kaiser bewarb, erhielt er sie nicht, und als er sich später, im Jahre 1836, nach einer Reise nach Paris und London, um die Stelle eines Universitätsbibliothekars bewarb, ward ihm ein anderer, ihm nachstehender Beamter vorgezogen. Grillparzer beklagt sich häufig in seiner Selbstbiographie über die ihm wiederholt widerfahrene Zurücksetzung; indessen sind Anzeichen genug vorhanden, welche zu der Annahme berechtigen, daß die Behörde mehrfach in der Lage war, für eben diese Stellen tüchtigere und eifrigere Beamte zu finden, als der Dichter einer war.

Am 3. April 1831 ging ein neues Stück des Dichters über die Bühne: „Des Meeres und der Liebe Wellen“, welches die Sage von Hero und Leander zum Gegenstand hat. Auf den Inhalt brauchen wir nicht näher einzugehen, da Grillparzer die

Entwicklung der tragischen Begebenheit, wie der Volksmund sie verzeichnet, genau beibehalten hat. Das Drama erinnert in Geist und Haltung durchaus an „Sappho" und demgemäß auch an die Goethe'schen klassischen Schauspiele, der Eingang des Stückes ist sogar augenscheinlich der „Iphigenie auf Tauris" nachgebildet. Aber das Stück hat viel mehr Farbe und jäh aufschlagende Leidenschaft. Es ist ein hohes Lied der Liebe, wie es ein Dichter singt, der sich frei weiß von christlichen Grundsätzen. Unverkennbar liegt in der Darstellung des Dichters ein Protest gegen das katholische Klosterleben, wenn er auch in die Formen antiker Religionsanschauung eingekleidet ist, ein Protest gegen das Gelübde völliger Entsagung, das die gottgeweihten Jungfrauen ablegen. Aber trotz der heidnischen Gesinnung, die das Ganze durchströmt, fühlen wir uns hingerissen von der echt dichterischen Gluth der Empfindung und dem Zauber der Sprache. Der dritte Aufzug, in welchem Hero und Leander zum ersten Male zusammen kommen, gehört zu dem Schönsten, was Grillparzer je geschaffen.

Die Charaktere bieten uns nichts Neues. Hero ist eine etwas höher gehaltene Melitta, Leander ist Phaon durch und durch. Die auf den ersten Blick so machtvoll in Leander emporflammende Leidenschaft haben wir schon bei Jason und Medea erfahren; Leander zeigt anfangs dasselbe schweigende Benehmen, das wir schon bei Medea, bei ihrer ersten Begegnung mit Jason constatirten.

„Des Meeres und der Liebe Wellen" fand eine sehr freundliche Aufnahme. Auch heute noch gehört es zu den am meisten gegebenen Stücken des Dichters.

Jetzt nahm Grillparzer wieder ein bereits im Jahre 1817 begonnenes und 1825 fortgesetztes Drama: „Der Traum ein Leben", zur Hand, um es im Jahre 1831 zu vollenden. Die Aufführung erfolgte jedoch erst am 4. October 1834. „Der Traum ein Leben" ist ein dramatisches Märchen, welches in einem prächtigen Bilde den Grundgedanken verherrlicht, daß ein stilles, friedliches Loos das Beste sei. Rustan, ein feuriger junger Landmann, will Oheim und Braut verlassen, um in die Welt zu gehen und sich kriegerische Ehren zu erwerben. In der Nacht vor seiner Abreise hat er aber einen langen ereignißvollen Traum, in welchen die ihm nahestehenden Personen hin und wieder hineinspielen. Eben dieser Traum bildet den Hauptinhalt des Stückes. Er zeigt uns, wie Rustan durch Duldung einer ihm günstigen Unwahrheit zu hohen Ehren gelangt, wie er, um diese festzuhalten, selbst zum Lügner und

Mörder wird und endlich, auf der Höhe seiner Macht, vom Sturz in die jähe Tiefe bedroht wird. Da erwacht er, und findet als das Ergebniß seines wüsten Traumes:

Eines nur ist Glück hienieden,
Eins: des Innern stiller Frieden
Und die schuldbefreite Brust.
Und die Größe ist gefährlich
Und der Ruhm ein leeres Spiel.
Was er gibt, sind nichtge Schatten,
Was er nimmt, es ist so viel.

Der Grundgedanke findet eine prächtige Verkörperung. Die Handlung, welche Grillparzer in Voltaires Erzählung: „Le blanc et le noir“ vorgezeichnet fand, ist kühn entworfen und schreitet in rascher Bewegung vorwärts. Jede Scene ist voll echt dramatischem Leben und mit packender Frische ausgeführt. Die Entwicklung Rustans vom thatendurstigen Feuerkopf zum Lügner, Betrüger und Verbrecher ist ausgezeichnet dargestellt; sein böser Genius, Zanga, ist ein meisterhaft ausgebildeter Charakter.

Grillparzer hatte nun bereits eine Reihe dramatischer Dichtungen geschaffen, die ihn den besten Dramatikern aller Völker gleichstellen. In Oesterreich war sein Ruhm weit verbreitet, und mit Stolz nannten seine Landsleute ihn ihren Dichter. Aber die Beliebtheit seiner Schauspiele stand zu seinem Ruhm nicht in geradem Verhältniß. In Wien, an der Geburtsstätte seiner Dichtungen, erschienen sie nicht häufig auf der Bühne; hinten in Deutschland aber kümmerte man sich wenig um den österreichischen Shakespeare, sah seine Schauspiele kaum im Theater und ließ die Buchausgaben seiner Werke unbeachtet. Das grämte den Dichter sehr, obgleich er sich ob der mangelnden Anerkennung seitens seiner Zeitgenossen mit mancher jetzt strahlenden Größe hätte trösten können. Aber Grillparzer's Muse wollte, wie er selbst sagt, umschmeichelt und gehätschelt sein; sie kam nicht zur rechten Freudigkeit des Daseins, wenn ihr die Anerkennung fehlte. Darum mußte ein Schlag, wie er ihn im Jahre 1838 traf, dem Dichter alle Lust am Schaffen nehmen und ihn mit Bitterkeit gegen Kritik, Literatur und Publikum erfüllen.

Er brachte das Lustspiel: „Weh dem, der lügt“ auf die Bühne und erlitt eine schwere Niederlage, welche durch den offenbaren Hohn und die Spottlust des Publikums noch verschärft wurde. Die Zuschauer vergaßen, daß ein von ihnen hochverehrter Dichter der

Verfasser des so sehr mißfallenden Stückes war, und zischten und pfiffen nach Herzenslust. Allerdings mußte der Stoff der Lustspiels sie ganz fremdartig anmuthen. Der Dichter führte ihnen merkwürdige Gesellschaft vor, die an Sonderbarkeit nicht das Geringste zu wünschen übrig ließ. Die Handlung spielt zu jener Zeit, wo Heidenthum und Christenthum in Germanien sich eben berührten. Held ist der Küchenjunge eines Bischofs, Leon, der sich zur Aufgabe gesetzt, den von barbarischen Germanen gefangen gehaltenen Neffen des Bischofs zu befreien, ohne der Wahrheit Gewalt anzuthun. Aber trotz aller Schlauheit muß er, um sein Ziel zu erreichen, zur Lüge seine Zuflucht nehmen. Nebenpersonen sind der kindisch-eigenwillige Neffe des Bischofs, ein barbarischer Edeling mit seiner naturwüchsigen Tochter und ihr halb idiotischer Bräutigam. Wahrhaft groteske Figuren! Das Lustspiel ist indessen durchaus nicht verfehlt, in den Charakteren steckt eine große komische Kraft, die indessen nur durch eine sehr gute Darstellung hervorgelockt werden kann, da die Figuren sonst zur Karrikatur herabsinken. In neuerer Zeit ist das Stück im „Deutschen Theater" in Berlin mit großem Erfolge gegeben worden. Gewiß hat es bei jener ersten Aufführung in Wien an einer guten Besetzung gefehlt; und damit mußte das Lustspiel fallen.

Der Dichter fühlte sich durch die über alle Maaßen ungünstige Aufnahme eines Stückes, das ihm ans Herz gewachsen war, tief verletzt und zog sich nunmehr völlig in sich zurück und gab als grollender Achilleus nur auf dem Papiere seinen Gedanken Ausdruck. Er schaffte und studirte unablässig, ohne indessen Bedeutendes hervorzubringen. Mit scharfem Auge betrachtete er den Fortgang der Weltbegebenheiten, las philosophische und dichterische Werke und räsonnirte wie ein übellauniger Junggeselle über alles, was ihm nicht gefiel, d. h. so ziemlich über alles. In seinem Nachlaß fanden sich auf hunderten von Zetteln Urtheile und Gedanken, die häufig höchst schrullenhaft und vielfach ungerecht, meist aber originell sind. Der positiven Religion zeigt er sich völlig abgewendet, der katholischen Kirche und ihren Einrichtungen, vornehmlich dem Papstthum, durchaus feindlich. Den Gottesglauben läßt er bestehen, hält aber alle Religionen für Menschenwerk, ja sogar für das Werk von Weibern und Kindern. Ueber die biblischen Bücher, besonders die Bücher Mosis, spricht er in verächtlicher Weise; die „Pfaffen" und Proselytenmacher werden mit Schimpfnamen belegt; das Mittelalter und den Katholicismus nennt er „Brutalität, gemildert durch Absurdität"

das Papstthum ist ihm eine brutale und unsinnige Zwangsgewalt, es vertheidigen scheint ihm eine Schändlichkeit oder Verrücktheit.

Andererseits wollte er auch vom Protestantismus nichts wissen; derselbe habe das Christenthum als Religion von Grund aus und unwiderbringlich zerstört — ein Satz, der, je nachdem man ihn versteht, ebenso richtig wie falsch ist. Die neue ungläubige Philosophie, besonders die Hegel'sche, war ihm verhaßt; er drückt sich sehr abfällig über sie aus.

Allerdings gab es für den griesgrämigen Dichter kaum etwas auf der Welt, das ihm Freude machte. Von der deutschen Literatur hielt er nicht viel. Unsere Classiker sind ihm „Bildungsdichter", welche gegen die Ursprünglichkeit Shakespeares und der Spanier nicht aufzukommen vermögen; die mittelhochdeutsche Poesie vergleicht er mit dem Wasser aus Wegspuren und Lachen, die Volkslieder mit Feld- und Wiesenblumen, die man in einem Rosen-, Nelken- und Liliengarten als Unkraut ausraufen würde; das junge Deutschland ist ihm schlechtweg eine Verrücktheit.

Daß bei einer solchen unzufriedenen Gesinnung die Welt an sich und die Menschen ebenso schlecht wegkommen, ist natürlich. Zahlreiche bissige Epigramme geben seiner feindseligen Stimmung Ausdruck. Den freiheitlichen Bestrebungen jener Tage stand er bis zum Jahre 1848 nicht gerade abwehrend gegenüber. Ein Gegner der Constitutionen war er nur insofern, als er ihre erste Einführung für gefährlich hielt. Die polizeilichen Bevormundungen des Metternichschen Systems erregten seinen ganzen Zorn, zumal sie ihm selbst durch die Censur manche Unbequemlichkeiten bereitet hatten. Als jedoch das Jahr 1848 in seinem ungemessenen Freiheitsdrange den Thron und die Dynastie in Gefahr brachte, der Hof sich flüchten mußte und gräuelvolle Thaten geschahen, da erwachte in ihm der conservative Geist, zu welchem sein stark ausgeprägter, alles Neue hassender Egoismus ihn besonders befähigte und seine treue Anhänglichkeit an das angestammte Herrscherhaus. Wieder schleuderte er in der Stille bissige Epigramme — allerdings ein unschuldiges Vergnügen! — in denen er sich über die neuen Freiheitsdichter lustig machte und den Freiheitsdrang zu discreditiren suchte, indem er behauptete, er ergreife am meisten die Lumpen. Schließlich war ihm nichts erwünschter, als die Wiederherstellung des status quo ante. Nach 1848 waren ihm alle Bestrebungen sehr unsympathisch, welche darauf hinausliefen, eine Einigung Deutschlands mit Preußen an

der Spitze herbeizuführen, bei einem so warm empfindenden Oesterreicher, wie Grillparzer es war, eine sehr erklärliche Gefühlsregung. Deutschland besaß überhaupt seine Liebe nicht. „Ich bin froh, ein Deutscher zu sein“, sagt er, fügt aber hinzu: nicht als ob er die Nation so hoch stelle, eher das Gegentheil, „aber der Deutsche habe die wenigsten Vorurtheile. Das ist sein Vorzug, aber vielleicht sein einziger.“

Grillparzers äußere Lage gestaltete sich in den vierziger Jahren immer glänzender, ihn selbst befriedigte sie freilich nicht. Sein fünfzigjähriger Geburtstag ward unter der herzlichsten Antheilnahme des ganzen gebildeten Oesterreich gefeiert und Ehren über Ehren ergossen sich über ihn. Als indessen die Stelle eines Hofbibliothek-Directors frei wurde, welche ihm sehr angenehm gewesen sein würde, wurde er zweimal übergangen und einmal der Dichter Halm — Freiherr von Münch-Bellinghausen — ihm vorgezogen. Ihn selbst entschädigte man mit einer Gehaltszulage von 300 Gulden. Als Dichter schätzte man ihn hoch, als Beamten mochte man ihn nicht. Im Jahre 1849 wurde ihm das Ritterkreuz des Leopoldsordens, eine außergewöhnliche Auszeichnung, verliehen und am 5. Mai 1850 überreichten ihm Ministerium und Armee aus Anlaß eines mit Begeisterung aufgenommenen Gedichtes auf Radetzky einen prachtvollen Ehrenpokal. Daß in derselben Zeit Heinrich Laube auch Grillparzers Stücke von neuem auf die Bühne brachte, freute den Dichter wenig, er konnte nicht vergessen, daß ihn das Publikum bei der Aufführung des Lustspiels: „Weh dem, der lügt“, so schlecht behandelt hatte. Er schuf deshalb auch nur wenig in dieser Zeit, und was er hervorgebracht, mag sich mit seinen früheren Schöpfungen nicht messen. Das Trauerspiel: „Die Jüdin von Toledo“ kann trotz großer Schönheiten im Einzelnen nicht befriedigen; das romantische Schauspiel: „Libussa“ wirkt geradezu langweilig, und das historische Schauspiel: „Ein Bruderzwist in Habsburg“ kann nur als verfehlt bezeichnet werden, obgleich einzelne Gestalten, namentlich Kaiser Rudolf, meisterhaft charakterisirt sind. Vielversprechend ist dagegen das Fragment „Esther“, von welchem Grillparzer nur einen sehr kleinen Theil hinterließ. Auch auf novellistischem Gebiete versuchte sich unser Dichter, der bereits 1828 die unbedeutende Erzählung: „Das Kloster bei Sendomir“ veröffentlicht hatte, durch die 1847 in der „Iris“ erschienene Novelle: „Der arme Spielmann“, welche einen sehr einfachen Stoff anziehend behandelt.

Im August 1843 machte Grillparzer eine Reise nach Griechenland, welche indessen durch die in Athen ausbrechende Revolution in unangenehmer Weise gestört wurde; im Herbst 1847 besuchte er Berlin und Hamburg, ohne die gehoffte Erholung und Zerstreuung zu finden.

Das war seine letzte Reise. Zwei Jahre später zog er zu seiner Braut, welche mit ihren beiden Schwestern zusammenlebte, und ließ sich von den ihn hoch verehrenden Damen bis zu seinem Tode pflegen. Das Jahr 1853 brachte ihm wieder hohe Ehren: König Max von Baiern verlieh ihm das Ritterkreuz des Verdienstordens vom hl. Michael und den Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft. Im Jahre 1856 ward er als Archivdirector mit vollem Gehalt (2400 Gulden) und dem Hofrathstitel pensionirt und 1861 zum lebenslänglichen Mitglied des Reichsraths ernannt, wo er, natürlich im liberalen Sinne, im Jahre 1868 an den Berathungen über das Concordat sich betheiligte und damit die Begeisterung der kirchenfeindlichen Presse der Kaiserstadt wachrief.

Die Ereignisse des Jahres 1866 beugten den begeisterten Patrioten, der immer mit großer Besorgniß das Wachsen der preußischen Macht beobachtet hatte, schwer und die Erfolge des deutschen Heeres im Kriege 1870/71 erfreuten ihn ebensowenig, wie die Wiederbelebung des deutschen Reiches.

Der achtzigste Geburtstag des Dichters wurde in Oesterreich wie ein nationaler Freudentag begangen. Zahlreiche Deputationen von Vereinen und Städten wünschten ihm Glück; der Kaiser verlieh ihm das Großkreuz des Franz-Joseph-Ordens, mit welchem ein jährliches Einkommen von 3000 Gulden aus der Privatkasse des Monarchen verbunden war; ein Ehrengeschenk von 20,000 Gulden wurde ihm überreicht, von welchen er 10,000 für eine Stiftung zur Hebung des Dramas bestimmte, und am Vorabende seines Geburtstags fand im Musikvereinssaale eine Festversammlung statt, die alle glänzenden Namen der Kaiserstadt und viele von außerhalb zu seinen Ehren vereinigte. Mit dem Dichter feierte man bei dieser festlichen Gelegenheit zugleich den Menschen, denn Grillparzer war ein Ehrenmann in des Wortes bester Bedeutung und bei aller Schroffheit und Unnahbarkeit von milder Gesinnung.

Ein Jahr darauf, am 20. Januar 1872 starb der Dichter eines sanften Todes. Er starb unerwartet, und ein Priester, der schleunigst herbeigerufen wurde, fand ihn bereits entseelt vor. Sein,

auf Staatskosten veranstaltetes Begräbniß gestaltete sich zu einer Trauerfeier, wie sie niemals vorher und nachher einem deutschen Dichter gewidmet worden ist. Hunderttausende folgten seinem Sarge; die höchsten Persönlichkeiten hatten ihre Vertreter gesandt, und aus allen Theilen Oesterreichs und Deutschlands waren Deputationen mit kostbaren Kränzen erschienen. Er ward zu Grabe getragen, wie ein Fürst, er, dessen Name überall genannt wurde, dessen Dichtungen aber nur wenig populär waren.

Heute genießt Grillparzer, obgleich seine Dichtungen in weiten Kreisen immer noch wenig bekannt sind, eines unbestrittenen Ansehens als einer der größten deutschen Dichter; seine Dramen werden, so oft sie auf der Bühne erscheinen — es geschieht jetzt häufiger als in den letzten zwanzig Jahren — mit begeistertem Beifall aufgenommen, und so geht seine selbstbewußte Prophezeiung allmälig in Erfüllung:

> Will unsre Zeit mich bestreiten,
> Ich laß es ruhig geschehen;
> Ich komme aus anderen Zeiten
> Und hoffe in andre zu gehen.



C. F. A. Münzenberger.

Eine Lebensskizze

von

A. M. Benevolus.

I.

Ernst Franz August Münzenberger war am 5. Juli 1833 zu Düsseldorf als Sohn wohlhabender Eltern geboren. Seine Mutter, welche er sehr liebte, die den schon jung gottbegeisterten Knaben wohl verstand, und von welcher er stets mit der größten Liebe und Verehrung sprach, verlor er sehr frühe; mit ihr war er schon als Kind häufig von Weeze aus, wo er die Ferien bei einem Vetter verbrachte, nach Kevelaer gewallfahrtet, und hier hat er mit 17 Jahren bereits den Entschluß gefaßt, sein Leben ganz Gott zu weihen, Priester zu werden. Von daher stammt die große Vorliebe für den niederrheinischen Gnadenort, welche er bis zu seinem Tode festhielt.

Nach dem Tode seiner Mutter war Münzenberger's Leben ein sehr freudeloses. Die Schatten, welche auf seine frühen Jugendjahre fielen, haben viel dazu beigetragen, gewisse Eigenthümlichkeiten heranzubilden, welche im späteren Leben manchesmal den Verkehr mit ihm nicht ganz leicht machten. Wenigstens hat er selbst des öfteren diese Erklärung gegeben. Andererseits bewirkte diese harte, freude- und liebeleere Jugend, daß Münzenberger sich zu einer Selbstlosigkeit heranzog, welche der hervorragendste Zug seines Charakters war.

Nachdem er das damals unter der Leitung des Directors Karl Kiesel stehende Gymnasium seiner Vaterstadt nach glücklich bestandenem Abiturientenexamen im Herbste 1852 absolvirt hatte, trug er sich zunächst mit dem Gedanken, in den Orden der Gesellschaft Jesu einzutreten, dessen Statuten, Einrichtungen und Geschichte er mit großem Eifer studirte. Dieser Plan verwirklichte sich indeß nicht.

Er bezog im Wintersemester 1852/53 mit zwei Freunden und Studiengenossen, Joseph van Endert und Wilhelm Brauner die Akademie zu Münster, während ein vierter aus dem Freundesbunde, Wilhelm Schweden in das Noviziat der Gesellschaft Jesu in derselben Stadt eintrat. Münzenberger warf sich alsbald mit dem ihm eigenen Fleiß auf die Studien und hörte sofort in den ersten Wochen des beginnenden Semesters nicht weniger als 31 Collegien: 3 theologische mit 9 Stunden, 2 philologische mit 8 Stunden, und 4 philosophische mit 14 Stunden. Sein Lieblingsstudium war damals die Kirchengeschichte.

Im Herbste 1853 ging Münzenberger nach Tübingen, wohin ihn namentlich Hefele und Kuhn zogen. Er konnte aber hier nicht warm werden. Namentlich stieß ihn im Vergleiche mit der rheinischen Heimath das dortige religiöse Leben zurück.

Im Juni 1854 schrieb er hierüber an einen Freund in Düsseldorf:

„Der Mai ist jetzt vorüber. Auch wir haben hier eine Maiandacht gehabt. Ach wie sehr hat diese meine Sehnsucht nach Hause vermehrt! Diese Andacht, die bei uns ja mit allem Aufwande an Pracht des Gottesdienstes und als eine der schönsten des Kirchenjahres gefeiert wird, sie unterschied sich hier durch nichts von dem gewöhnlichen Gottesdienst. Keine Blume war am Altar zu bemerken, zwei Kerzen brannten kümmerlich neben dem Tabernakel, und vom katholischen Volk waren nur die wenigsten anwesend. Die Andacht fand jeden Samstag um ½ 7 Uhr statt und dauerte 20 Minuten. Das Ganze bestand in der Absingung der deutschen Litanei und einiger Responsorien! Und ich hatte mich so sehr auf diese Maitage gefreut! Gewiß, wessen Gemüth einiger Nahrung bedarf, der möge ja von Tübingen fernbleiben. Ein Beispiel, wie hierzulande die höchsten Festtage gefeiert werden, ist mir gerade gestern am zweiten Pfingsttage begegnet. Als ich nach dem Hochamte in mein Zimmer trat, sah ich, daß das Dienstmädchen eben den Fußboden gescheuert hatte! Du kannst Dir meinen Unwillen denken. Nachmittags ging ich zu einem nahen Dorfe; auf den Feldern ringsum wurde überall gearbeitet, gegraben, geschaufelt; an gewöhnlichen Sonntagen merkst Du gar nicht den Festtag, wenn man nicht in der protestantischen Kirche so viel Lärm mit der Glocke machte. Geläutet wird dann genug, aber die Gerufenen wollen leider nicht kommen. Dadurch allein kann ich mir die bittere große Armuth

erklären, die hier überall herrscht. Gehst Du hinaus auf die Felder, so siehst Du die herrlichsten Saatenfluren, die üppigsten Wiesen, prangende Wälder, vielversprechende Weinberge; Du meinst dann, hier müsse ein recht glückliches, frohes Geschlecht wohnen. Kommst Du aber in die Dörfer hinein, so wirst Du von Bettlern förmlich umringt. Wer das Volk nicht kennt, kann sich das gar nicht erklären. Aber wie könnte Gott Seinen Segen denen geben, die Ihn so gänzlich verachten, und nicht einmal an dem Ihm geweihten Tage sich Ihm widmen? Der Himmel läßt seinen befruchtenden Thau herniederträufeln, die Saat keimt und trägt vielfältige Frucht; aber der Segen Gottes mangelt, und der Segen, den Himmel und Erde spenden, wandelt sich in Fluch für den Menschen, dieses undankbarste Geschöpf."

Wenn trotz dieses kalten religiösen Lebens Münzenberger zwei volle Semester durch in Tübingen blieb, so ist das, wie er im spätern Leben oft mit Begeisterung erzählte, dem anziehenden hochinteressanten College Hefeles allein zuzuschreiben.

Im Sommersemester dieses Jahres studirte Münzenberger mit besonderem Eifer Moral und die Summa theologiae des heil Thomas von Aquin. Ueber dieses letztere Studium schrieb er dem Freunde in Düsseldorf:

„Meine Gefühle, nachdem ich die ersten Seiten dieses wahrhaft himmlischen Werkes gelesen habe, waren die des Staunens, der Bewunderung und des Dankes gegen Gott, daß Er einen Menschen ein solches Buch zu schreiben befähigt hat. Je weiter ich fortlas und je mehr sich allmählig die Schwierigkeiten hinsichtlich des Verständnisses verminderten, desto mehr Vergnügen fand ich daran, so daß ich mich oft überwinden mußte, es aus der Hand zu legen. Ich kann Dich versichern, aus den wenigen Quaestiones über das Wesen Gottes habe ich mehr gelernt, als aus allem dem, was ich schon über denselben Gegenstand studirt habe. Wasser, welches aus der Quelle selbst fließt, löscht ja auch viel besser den Durst, als wenn es durch viele Gefäße gegangen ist."

Das letzte Studienjahr 1854/55 verbrachte er in Bonn, um im Herbste 1855 in das Priesterseminar zu Köln einzutreten. Als er die Subdiaconatsweihe empfangen hatte, schrieb er seinem mehrfach erwähnten Freunde:

„Nun, Gott sei Dank, daß wir doch schon so weit sind, daß wir nunmehr unwiderruflich uns seinem Dienste gewidmet, unwider-

ruflich in die Schaar seiner auserwählten Kämpfer eingetreten sind. Meine Gefühle bei den hl. Weihen, besonders als wir uns auf den Boden niederstrecken mußten und die Allerheiligen-Litanei über uns gesungen wurde, als ich somit den Fuß gewissermaßen schon aufgehoben hatte, um den wichtigsten Schritt meines Lebens zu thun, indem wir unmittelbar darauf das Subdiaconat erhielten, waren nur die des Dankes gegen Gott und unbegrenzter Freude. Kein Gedanke kam mir an das Alles, dem ich mit jenem Augenblicke ewiges Lebewohl sagen mußte."

Von seinen Lehrern im Seminar verehrte er am meisten Professor Buse; „er ist," schreibt er, „wirklich ein Heiliger, zu dem man nur mit der größten Verehrung und Liebe aufschauen kann. Zugleich sind seine Vorlesungen bei weitem die interessantesten oder vielmehr die einzig interessanten . ."

Am 30. August 1856 in der Minoritenkirche zum Priester geweiht, sollte Münzenberger mit seinem Freunde Wilhelm Brauner eine Stelle an der Aachener Münsterschule erhalten. Da aber inzwischen derjenige Geistliche, welchen er dort ersetzen sollte, sich entschlossen hatte, zu bleiben, wurde er nach Köln auf das Ordinariat beschieden, wo ihm eröffnet wurde, daß er eine Anstellung am Generalvikariate erhalten sollte. Das war gar nicht nach Münzenberger's Wunsch; er wollte bei seiner Liebe zu den Seelen in die Seelsorge, er wollte nicht in Akten sich vergraben, sondern unter Lebenden für das ewige Leben wirken. Ohne langes Besinnen schlug er die angebotene Stelle aus und ward bald darauf als Kaplan nach Kettwig an der Ruhr ernannt.

Kettwig zählte damals unter etwa 3000 Einwohnern 800 Katholiken, die, meist in ärmlichen Verhältnissen stehend, in drückender Abhängigkeit von der protestantischen Majorität lebten. Dazu kamen in der Umgegend zerstreut wohnend noch einige hundert Seelen, welche von Kettwig aus pastorirt wurden. Der damalige Pfarrer von Kettwig, 70 Jahre alt, war gebrechlich und konnte seine Funktionen fast gar nicht mehr ausüben. Die katholische Gemeinde war daher naturgemäß in ihrem kirchlichen Leben zurückgegangen. Das war so recht ein Feld für den jungen seeleneifrigen Priester. In kurzer Zeit gelang es ihm, die Herzen der Pfarreingesessenen zu gewinnen und bald nahm der Kirchenbesuch und — was überall die Thätigkeit Münzenberger's begleitete — der Empfang der Sakramente sehr zu. Er selbst äußert sich bald nach dem Antritte seiner Stel-

lung in Kettwig über die dortigen Verhältnisse in einem Briefe an seinen Düsseldorfer Freund:

„Die Leute hier sind durchschnittlich recht arm, meist Fabrikarbeiter. Der Gehalt ist schwach und dabei hieß es noch, daß die Gemeinde ziemlich verwahrlost sei. Meine Freunde und Bekannte bedauerten mich schon; ja sie munkelten etwas von Strafversetzung für das Ausschlagen der Kölner Stelle u. s. w. Weil ich mir aber fest vorgenommen hatte, die erste Stelle, mit welcher Seelsorge verbunden wäre, ohne Bedenken anzunehmen, so that ich dies auch guten Muthes und in dem festen Vertrauen, Gott werde mich gerade diejenige Stelle finden lassen, die für meine Individualität am besten paßte. Und wirklich muß ich gestehen, daß ich reichlich belohnt worden bin; denn ich bin so vollkommen hier zufrieden, daß ich mit keiner anderen Stelle tauschen möchte. Vor allem ist mein Pastor ein äußerst guter Mann, der vollkommen mit mir harmonirt. Ich wohne bei ihm im Hause, obwohl ich nicht Hauskaplan bin; er ist schwächlich und schon 70 Jahre alt. Die Katholiken sind recht guten Willens und so sehe ich unsere Bemühungen, was so selten ist, aber auch sehr ermuthigt, in kurzer Zeit mit Früchten reich gesegnet. Auch ein Borromäus- und Kindheit-Jesu-Verein ist jetzt von uns gegründet und beide finden rechten Anklang. Seit ich hier bin, arbeitet der Herr Pastor wieder mit verjüngter Kraft, weil er nun auch die Arbeit leicht zu bewältigen vermag."

Aus den in diesem Briefe erwähnten Vereinsgründungen, der des Borromäus- und des Kindheit-Jesu-Vereines läßt sich erkennen, daß schon als junger Geistlicher Münzenberger zwei Eigenschaften hatte, welche einem gereiften priesterlichen Urtheile und scharfer Beobachtung entsprangen, und welche sich bei ihm immer mehr ausbildeten: die Vorliebe für die Kinder und der Eifer für Beförderung guter Lektüre, Bekämpfung schlechter.

Im Kinde sah er nicht nur die reine, noch unverdorbene gottähnliche Seele, er erkannte, daß hier der Keim für später so gelegt und gehegt werden müßte, daß andere Einflüsse nicht mehr schaden könnten. Bis an sein Lebensende blieb der Verkehr mit Kindern seine liebste, seine einzige Erholung. In Frankfurt fand Sonntag für Sonntag und an allen Festtagen nach dem Hochamte eine förmliche Kinderprocession ins Pfarrhaus statt. Stundenlang empfing er die in hellen Haufen im Vorzimmer, auf der Treppe, in den Hausgängen wartenden Kinder; er fragte sie nach ihrem Kirchen-

besuch, ob sie auch ihre Gebete hübsch verrichteten, er lobte und tadelte, letzteres aber stets in einer die Kinder nie abschreckenden und zurückstoßenden Weise. Oft harrten Herren und Damen, die wichtige Dinge mit ihm zu besprechen hatten, stundenlang im Vorzimmer, bis diese Kinderaudienzen vorüber waren. Und wenn ihm der Eine oder der Andere hie und da eine Bemerkung machte, daß er so viele kostbare Zeit mit den Kindern verliere und sich übermüde, dann sagte er: „Das ist meine Erholung; es ermüdet mich auch gar nicht; die Kinder sind immer interessant. Und ich muß sie alle zu mir lassen; ich sehe ja sonst die Kinder gar nicht; bei unseren Schulverhältnissen muß ich Gott danken, wenn er die Kinder, besonders die aus gemischten Ehen und aus den Simultanschulen zu ihrem Pfarrer schickt!" Wenn er wegen wichtiger Gemeindeangelegenheiten das eine oder andere Gemeindemitglied aufsuchte und ernste, ihn oft mit Sorgen schwer drückende Dinge besprach, und ein kleines Kind des Hauses steckte sein Köpfchen zur Thüre herein, dann rief er es sofort zu sich; sein eben noch von Sorgen umwölktes Gesicht heiterte sich auf und in herzgewinnendster Weise scherzte er mit dem Kinde, ließ es die Geschwister herbeiholen und oft endete mit einer fröhlichen kleinen Geduldsprobe „wer am längsten stille sitzen könne" die mit schwerem Herzen begonnene Conferenz. Die aufblühende Jugend gab dem von Sorgen gedrückten Pfarrer wieder den Muth, der ihm unter der Last der auf ihm liegenden Geschäfte zu schwinden drohte.

Wie er in anderer Weise, auf dem Schulgebiete, für die Jugend thätig war, werden wir später sehen.

In Kettwig machte er für diese seine Thätigkeit Schule.

Dort wirkte an der katholischen Volksschule ein brutaler Lehrer, welcher die Kinder aus der Schule hinaustrieb, sodaß zur Zeit, als Münzenberger dorthin kam, schon 30 katholische Kinder in die protestantische Schule übergetreten waren. Um diese, zunächst die am zahlreichsten darunter vertretenen Mädchen, der katholischen Schulbildung wiederzugewinnen, entschloß er sich, Ordensschwestern, und zwar die „Dienstmägde Christi" aus dem Mutterhause in Dernbach, Diöcese Limburg, nach Kettwig zu berufen. Dazu gehörte Geld. Fünfhundert Thaler hatte er in der Stille gesammelt; es fehlten zur ersten Einrichtung weitere fünfhundert. Er rührte die Trommel allerwärts, bei Bekannten und Freunden, und in kurzer Zeit war die fehlende Summe zusammen. Die Schwestern konnten

darauf eine ihrer ersten Niederlassungen in Kettwig gründen, zum Heil und Segen der ganzen Gemeinde, die noch heute sich in Liebe und Anhänglichkeit des ersten Kettwiger Kaplans erinnert.

Nach dem Tode des alten Kettwiger Pfarrers und mit der Neubesetzung der Pfarrei durch einen kräftigen jüngeren Herrn war Münzenberger's Aufgabe daselbst erfüllt. Er ward in seine Vaterstadt Düsseldorf als vierter Kaplan an die St. Andreaspfarrei versetzt.

Die Pfarrkirche zum hl. Andreas, welche seit der Uebertragung der Hofkaplaneistelle an dieselbe zugleich als Hofkirche des auf dem Jägerhofe residierenden Fürsten von Hohenzollern diente, war weitaus die besuchteste Kirche der Stadt. Bis zum Jahre 1841 hatten noch immer Jesuitenpatres, welche nach der Säcularisation ihres Klosters und dieser ihrer Klosterkirche in der bergischen Zeit ihr Collegium dort erhalten hatten, an der Kirche gewirkt. Durch seine früheren Studien und Neigungen ganz mit dem Geiste des heil. Ignatius und seiner Schüler vertraut, war es für den jüngsten Kaplan eine Freude, im Geiste der Väter der Gesellschaft Jesu an ihrer alten Kirche, auf der Kanzel, im Beichtstuhle, am Krankenbette und namentlich durch Förderung der zahlreichen Andachten, welche die Jesuiten seit 250 Jahren dort eingerichtet und gepflegt hatten, zu wirken.

Darüber hinaus hatte Münzenberger ein klares Verständniß für diejenigen Bedürfnisse der Katholiken, welche durch die veränderten Zeitverhältnisse veranlaßt waren. Ein seichter Liberalismus war vielfach, namentlich in den „höheren Kreisen", unter den Katholiken eingedrungen; die dreiste, glaubenslose, merkwürdiger Weise von der Regierung unterstützte Presse pflegte namentlich diesen Geist und brachte ihn in Form von mehr oder weniger verkleideten Leitartikeln, Feuilletons, Kunstgesprächen u. s. w. als tägliche Kost in alle Familien. Die Katholiken waren diesem schleichenden Gifte gegenüber macht- und wehrlos, da sie kein katholisches Organ besaßen. Wie Münzenberger schon als Dorfkaplan einer armen Fabrikarbeitergemeinde durch Ausbreitung des eben kaum gegründeten Borromäusvereins für die Ausbreitung guter Lektüre zur Hintanhaltung und Bekämpfung der verderblichen den richtigen Weg erkannt hatte, so sah er auch nach den Vorgängen in Trier, Coblenz und anderen rheinischen Städten die Nothwendigkeit ein, die religionsfeindliche Presse durch Schaffung eigener katholischer Blätter





zu bekämpfen. Er schuf für Düsseldorf ein katholisches periodisches Blatt.

Wie er hierbei zu Werke ging, das ist typisch geworden für fast alles, was er in seinem Leben geschaffen hat.

Das Hauptorgan, das in allen katholischen Häusern des Rheinlandes zu finden war, und dort verhüllt und unverhüllt Gift ausstreute, war die „Kölnische Zeitung". Nun fiel es Münzenberger gar nicht ein, nach dem Beispiele so vieler katholischer Zeitungsgründer, die sehr bald sich wieder auf die Seite legen mußten, zu sagen, man müsse, um den Einfluß der „Kölnischen Zeitung" zu brechen, ein Organ von mindestens der Größe der „Times" gründen. Er fing mit einem Sonntagsblättchen an; Redaktionskosten — keine; er schrieb es selbst. Druck und Papier wurden durch wenige Abonnenten und Inserate gedeckt. Das Blatt kommt zunächst durch die Geistlichen in die ächt katholischen Familien, durch Dienstboten und Angestellte in die Familien der Laueren; erst wird es verachtet, dann aus Neugierde angesehen, gelesen; das Interesse steigt. Die Abonnentenzahl wächst, namentlich wenn das Blatt schlagfertig redigirt wird; man wünscht, derartige Kost öfter zu genießen: das Blatt erscheint zweimal die Woche, zuletzt täglich und verdrängt die schlechte Presse Schritt für Schritt.

Passim — Schritt für Schritt — aber das Ziel fest im Auge und im Vorangehen nicht nachlassend, die Hindernisse durch Abwarten überwindend — darin liegt das Geheimniß der Erfolge Münzenberger's.

Es ist ja eigentlich nichts anderes als das Geheimniß vom Senfkörnlein — darum ein ächt katholisches Vorgehen, dessen Sicherheit des Sieges auf der Ueberzeugung beruht, daß die Wahrheit in den kleinsten Anfängen an den richtigen Ort ausgesäet, sich zum Baume auswachsen müsse.

Auf diesem Wege mit Geduld und Ausdauer wirken kann allerdings nur einer, der voll und ganz gewillt ist, im Interesse der Kirche zu wirken, die ewig ist, deren Ziel, kein irdisches, die Verherrlichung Gottes, in seinen Erfolgen nicht von uns Menschen abhängt. Viele, viele, die aufrichtig gut streben, aufrichtig das beste wollen, auch vermeinen, in den Mitteln es so zu wollen, erreichen nicht das Gewollte, weil sie zu rasch mit dem ersten Auftreten schon den Erfolg sehen wollen. Gewiß menschlich — und im löblichen Eifer auch vor Gott gewiß nicht ungefällig. Aber katholischer, klüger,

sicherer ist der Weg des Senfkörnleins. Ihn ging Münzenberger, oft viel verkannt, in allen seinen Gründungen. Den Samen sicher und keimfähig bergen — dann den lieben Gott walten lassen! Ist der Same gut, so muß er sich entwickeln; entwickelt er sich nicht, dann war er schlecht und nicht keimfähig oder schlecht geborgen. Einfache Logik! Aber eine Logik frei vor der Liebe, die im selbstgeschaffenen Werke so gerne den eigenen Erfolg sieht. Daher ihr wirklicher Erfolg. Freilich liegt er auf dem Wege der vollsten Selbstentsagung.

So schuf Münzenberger in dem von ihm begründeten und redigirten Düsseldorfer Sonntagsblatt, bald bei den Katholiken allgemein beliebt, bei den Gegnern aufs beste wegen seiner Schlagfertigkeit gehaßt, das katholische Preßorgan Düsseldorfs, welches sich mit der Zeit zu einem täglich erscheinenden Organ, dem „Düsseldorfer Volksblatt", welches jetzt über 8000 Abonnenten zählt, entwickelte, und mit zu den ersten katholischen Blättern Deutschlands gehört.

Indeß beschränkte sich des „jüngsten Kaplans von St. Andreas" Thätigkeit hierauf nicht. Er suchte die Katholiken der heranwachsenden rheinischen Großstadt auch auf andere Weise zu vereinigen und sich nahe zu bringen, indem er die Gesellschaft „Constantia" gründete. Die Aufgabe derselben war, den damals schon in Düsseldorf scharf geführten Kampf auf dem Gebiete der Schule zu kämpfen, die Interessen der Katholiken gegenüber dem liberalen Magistrat und Stadtrath zu vertreten und Wahlen von Katholiken für das preußische Abgeordnetenhaus herbeizuführen, für welches Düsseldorf damals immer einen Liberalen und einen Konservativen wählte, welche in ihren Abstimmungen gegenseitig ihre Wirksamkeit aufhoben. Die „Constantia" hatte bald mehrere hundert Mitglieder und bewährt sich heute noch vortrefflich.

Im Vorstande des Knabenwaisenhauses wirkte Münzenberger außerordentlich anregend; er bekämpfte die engherzigen Anschauungen, welche eine Entfaltung der Anstalt behinderten, mit Erfolg. Sein Bestreben ging vor allem dahin, die „Väter vom hl. Geist", welche sich damals in Kaiserswerth niedergelassen hatten, und welche von ihm in außerordentlicher Weise unterstützt wurden, als Leiter der Anstalt zu berufen.

Düsseldorf war so recht der Ort, wo sich eine angeborene Eigenschaft Münzenbergers, seine Liebe zur alten Kunst, recht ent-

wickeln konnte. Ramboux und die Gebrüder Boisserée hatten in Köln begonnen, die Spuren der mittelalterlichen Kunst aufzufinden, ihre Produkte aus dem Moder und Staub der Söller, wohin sie in den Zeiten der Bilderstürme geflüchtet worden waren, wieder auszugraben. Die Kölner Dombausache und durch August Reichenspergers unermüdliche Feder angeregt, die Liebe zur deutschen Kunst des Mittelalters, war zu einer Lebendigkeit erwacht, welche die schönsten Früchte für die Zukunft verhieß. Der Kunstsinn und Sammeleifer des Vaters unseres Münzenberger hatte gar manche Perle altdeutscher Kunst im väterlichen Hause eingethan. Von Jugend auf an die anspruchslose Kunstgebung, an die innige Frömmigkeit und ungesuchte Naivität athmenden Werke der Kölner Schule und ihrer unzähligen Nachahmer gewöhnt, war Münzenberger in den Kämpfen, welche die Düsseldorfer Modernität gegen die alte Kunst und ihre Vertreter führte, durch Instinkt und Erziehung ohne weiteres auf die richtige Seite geführt worden. Wegen seiner hervorragenden Kenntniß und seines richtigen Urtheils in Sachen der christlichen Kunst schon alsbald nach seiner Anstellung in Düsseldorf in den Vorstand des „Vereins zur Verbreitung religiöser Bilder" im Volksmund „Düsseldorfer Bilderverein" genannt, berufen, nahm er bald in demselben eine dominirende Stellung ein, segensreich dominirend insofern, als er die eine zeitlang eingerissene moderne Süßlichkeit erfolgreich dadurch bekämpfte, daß er eine Reihe von Kupferstechern für die Reproduktion guter mittelalterlicher deutscher, flämischer, selbst italienischer Bilder gewann, und den Vereinsvorstand bewog, diese Reproduktionen unter seine Vereinsgaben aufzunehmen. Wenn Münzenbergers Kunstbestrebungen sich in der Folge immer mehr nur der alten Kunst zuwandten und daher etwas einseitig wurden, so war daran nicht sowohl er schuld als die Zeitläufte, welche auf dem Gebiete der religiösen Malerei wenigstens nach den Overbeck, Veith, Steinle, Führich, Deger, Ittenbach und Müller keinen Künstler mehr hervorbrachten, der, wenn auch mit den Mitteln der Neuzeit, so doch wenigstens im Geiste der Alten wirkte. Produktiv, wie Münzenberger einmal war, verlegte er sich dann selbst auf eine Art von Produktion, die ihn gleichzeitig ganz auf das Gebiet der ihm so lieben alten Kunst zurückführte und von der wir später sprechen werden. Gleichwohl übte er, so lange er in Düsseldorf war, auf die dortigen Künstler, namentlich den innigfrommen Deger, die beiden Müller, Ittenbach, den liebenswürdigen

Keller u. a. einen entscheidenden Einfluß in der Richtung der guten alten Kunst des Mittelalters nach ihrem inneren Wesen aus. Dieses Einwirken läßt es verstehen, daß er selbst Stiche nach diesen Meistern, welche im Aeußeren modern ausgeführt, im Gedanken aber tief mittelalterlich gedacht sind, nicht nur liebte, sondern mit Vorliebe zu Geschenken verwandte. Der innige fromme Gedanke im Kunstwerk war ihm Alles; er übersah am alten Bilde die Schülerform, die Unbeholfenheit des Gesellen, am modernsten die Süßlichkeit und Manierirtheit, wenn der innere Kern tief religiös und packend war.

Den Sammeleifer hatte er vom Vater ererbt. Aber er unterschob demselben ein neues, überaus hohes Motiv. Was je für kirchliche Zwecke, für den kirchlichen Cultus geschaffen war, das suchte er von einer Stätte zu entfernen, dem ursprünglichen Zwecke zuzuführen, wo und wann er immer glaubte, es werde nicht heilig genug gehalten oder gar verunehrt werden. Solches Sammelstreben darf schon manchesmal im äußeren Werthe in die Irre gehen; Münzenbergers Kunstsammlung, so bunt sie ist, ist im geringsten Werke geadelt durch das Motiv des Sammlers, alles was der Gottesverehrung einmal gedient hat, der Verunehrung oder Kälte zu entreißen, verklärt aber durch die Bestimmung seines Testamentes, welche alle diese Gegenstände ihrem ursprünglichen Zwecke zurückgibt.

Münzenberger war schon als Kaplan in Düsseldorf ein Hauptbeförderer des Bonifatiusvereins. Er leitete den dortigen Bonifatius-Paramentenverein und in der Erkenntniß, daß die große Sache des Bonifatiusvereins intensiver in die breitesten Schichten des katholischen Volkes eindringen müsse, fing er privatim und aus eigenem Antriebe das Werk an, welches später in großem Maßstabe die Bonifatius-Sammelvereine mit so großem Erfolge übernommen haben. Er stellte Sammler und Sammlerinnen auf, welche in ihren Kreisen das ganze Jahr hindurch Beiträge für den Bonifatiusverein sammelten. Des weiteren suchte er, damit die Geber auch einen sichtbaren Erfolg sähen und dadurch lebhafter interessirt würden, engere Kreise für ganz bestimmte Missionsstellen zu interessiren. So veranlaßte er das Decanat Düsseldorf, die Missionsstelle Braubach a. Rh. ganz zur Unterhaltung zu übernehmen. Ein Beispiel, das in der Folge häufig Nachahmung gefunden hat.

Im Jahre 1865 publicirte er in dem in Mainz erscheinenden „Katholik“ (Februarheft) einen begeisterten Aufsatz: „Die erste



Pflicht des katholischen Deutschland", in welchem er die verhältnißmäßig geringe Theilnahme der Katholiken am Werke des Bonifatiusvereins hervorhebt, (auf eine Million Katholiken kamen damals per Jahr nur 2000 Thaler Beiträge) die große Noth der Diasporagemeinden in wärmster Weise schildert und eine ganze Reihe von Rathschlägen zur weiteren Ausbreitung des Vereins gibt. Charakteristisch für den Verewigten ist der am Schlusse gemachte Vorschlag: eine große Lotterie von Kunstwerken zu veranstalten, zu welcher die Künstler die Bilder und Statuen schenken sollten, ähnlich wie es in Düsseldorf seitens der Künstlerschaft für die Erwerbung des jetzigen Künstlersaales geschehen war. „Um aber auf möglichst allgemeines Interesse bei Abnahme der Loose rechnen zu können, müßte darauf Bedacht genommen werden, daß neben der Aussicht auf zahlreiche und gediegene Gewinne ein von einem ausgezeichneten Kupferstecher anzufertigendes Nietenblatt eine große Anziehungskraft mindestens für Solche ausübe, denen er mit einer Anweisung auf erst im Himmel auszuzahlende Gewinne weniger gedient sein möchte."

„Der Ertrag einer derartigen Verloosung wäre dann aber nicht gleich den übrigen Einnahmen des Vereins zur laufenden Unterhaltung der Missionen zu verwenden, sondern aus ihm wäre ein Fond zu bilden, aus dessen Ertrag allmählig die schon so oft als unerläßlich bezeichnete, allernothwendigste Dotirung der Missionsstellen bewerkstelligt würde." . . .

„Es wäre dies auch der Weg, um eine alte Schuld zwei Männern gegenüber abzutragen, die sich um uns deutsche Katholiken hochverdient gemacht haben, deren Andenken fürwahr eher ein Denkmal gebührt, als tausend Anderen, die in der Welt als große Männer gepriesen werden. Wir meinen den edlen Grafen Leopold zu Stolberg, der groß war als Dichter, aber weit größer noch als Christ, sowie seinen würdigen Sohn Joseph, der als Mitbegründer und erster Präsident des Bonifatiusvereins durch seine aufopfernde unermüdliche und mit dem schönsten Erfolge gekrönte Thätigkeit sich so große Verdienste erworben hat. Ein würdiges, lebendiges Denkmal würden wir diesen wahren Edelmännern widmen, wenn wir in jenem Dotationsfond eine Stolbergstiftung errichteten, und zum schuldigen Danke jene Missionen zunächst damit sicher stellten, für die der hochverdiente erste Leiter des so segensreichen Vereines besondere Theilnahme und Fürsorge gezeigt hat."

Die Redaktion des „Katholik" hat diesem Aufsatze folgende „Nachschrift" mit auf den Weg gegeben:

„Der seeleneifrige Priester, dem wir diesen so wahren und dringlichen Aufsatz verdanken, hat sofort nicht bloß sein Honorar für den Zweck der Gründung einer Stiftung zur Dotirung der vom Bonifatiusvereine gegründeten Missionsstationen bestimmt, sondern auch die ansehnliche Gabe von hundert Thalern beigefügt."

Das Unternehmen der Lotterie ist leider nicht verwirklicht worden; Münzenberger hatte sich von derselben einen Ertrag von wenigstens 40,000 Thalern erhofft. Das Nietenblatt wurde indeß gestochen. Der Artikel selbst hat aber doch die Wirkung gehabt, daß die allgemeine Theilnahme für den Bonifatiusverein sehr wuchs, besonders durch die im Artikel gleichfalls angeregte Thätigkeit der periodischen Presse. Bei der Redaktion des „Katholik" selbst sind seitdem eine ganze Reihe von Gaben eingegangen.

Durch die seinerzeitigen Verhandlungen mit den „armen Dienstmägde Christi" anläßlich ihrer Berufung nach Kettwig mit dem Superior der Genossenschaft, Herr Geistl. Rath Wittayer bekannt und befreundet geworden, von diesem auf die Noth vieler Diasporagemeinden der Diözese Limburg aufmerksam gemacht, wurde Münzenbergers Interesse vielfach in das Gebiet der Diözese Limburg hinübergezogen. Nach dem Tode des Geistl. Rath Wittayer vertrat Münzenberger fast ein ganzes Jahr lang dessen Stelle, ohne indeß damals aus dem Verbande der Kölner Diözese auszuscheiden. Der damalige Hochwürdigste Bischof von Limburg, Dr. Peter Joseph Blum, welcher mehrfach Gelegenheit gehabt hatte, den überaus seeleneifrigen und mit einem seltenen Organisationstalente begabten jungen Priester zu beobachten, suchte ihn für seine Diözese zu gewinnen.

Gelegentlich der Firmung in Schönberg auf dem Westerwalde, im Sommer 1868 nahm Bischof Blum Münzenberger in den Verband seiner Diözese auf und gab ihm die Stelle des Subregens am dortigen Priesterseminare, an welchem damals als Regens der jetzige hochwürdigste Erzbischof von Freiburg, Johannes Christian Roos wirkte. Als Roos schon im nächsten Jahre Domkapitular und Stadtpfarrer von Limburg wurde, ward Subregens Münzenberger Regens.

Wir wollen, ehe wir die weitere Thätigkeit des Verewigten, die ihn bald nach Frankfurt führte, betrachten, hier noch sein Gesammtwirken im Bonifatiusvereine erwähnen.

Als Domdechant Dr. Diehl in Limburg am 21. December 1868 von dem Präsidium des Diözesan-Comité's des Bonifatiusvereins zurücktrat, wurde Münzenberger auf die Empfehlung seines Bischofes unterm 28. December desselben Jahres an die Spitze des genannten Comités gestellt, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieben ist. Seinen Einfluß auf die jungen Kleriker und die Geistlichkeit der Diözese benützte Münzenberger, um dem Bonifatiusverein weitere Mitglieder und Gönner zu erwerben. Die Folge davon war, daß die Einnahmen des genannten Comité's sich schon im folgenden Jahre verdoppelten. Dabei durchforschte er das Diasporagebiet der Diözese auf das genaueste; dieser seiner Thätigkeit ist es zu verdanken, daß die Diaspora der Diözese Limburg am frühesten und mit der wünschenswerthesten Sicherheit in Bezug auf die Orte durch den Bonifatiusverein mit Missionen versehen wurde. Seine spätere Stellung als Stadtpfarrer von Frankfurt brachte ihn in nähere Verbindung und zu eingehendster Kenntniß des Elendes der Seelsorge in und bei den großen Städten. Es ist ein unläugbares Verdienst Münzenbergers, wie Herr Probst Nacke auf der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Koblenz im Jahr 1890 hervorgehoben hat, daß er zuerst gezeigt hat, wie dort die Seelsorge in kirchlichem Sinne und kirchlicher Vorschrift entsprechend geregelt werden soll: Theilung der großen Pfarreien und Bildung von kleinen Pfarreien in der Umgebung von großen Städten. Für Frankfurt selbst schuf er rund um die Stadt einen Kranz blühender Missionen: Bockenheim, Bornheim, Oberrad, Niederrad, Eckenheim, Fechenheim, Bergen und Griesheim. Während vor seinem Eintritte in das Comité des Bonifatiusvereins in der Diözese Limburg nur die Missionen in Biebrich, Braubach und Nied bestanden, wovon Braubach, wie wir eben gesehen, auch ihm seine Entstehung verdankt, sind außer den vorhin genannten, um Frankfurt herumliegenden acht Missionen vorzugsweise auf sein Betreiben noch folgende Missionsstellen errichtet worden: Nassau in 1869, Mörlen und Herborn 1870, Katzenellenbogen und Soden in 1871, Schlangenbad, Wied—Selters und Pohl in 1872, Langhecke, Sonnenberg und Usingen 1873, Biedenkopf in 1884 und zuletzt Haiger. Die Errichtung dieser zahlreichen Missionen und deren Unterhaltung hat der Verewigte zum Theil durch persönliche Opfer, zum Theil auch dadurch ermöglicht, daß er wohlhabende Freunde zur gänzlichen oder theilweisen Unterhaltung derselben zu gewinnen und zu bestimmen

verstand. Eine große Freude bereitete es ihm, die an den genannten Orten erbauten Missionskirchen aus seiner reichen Sammlung mittelalterlicher Altäre, Statuen, kirchlicher Geräthe und Paramente beschenken zu können.

Indeß hatte er in seiner Thätigkeit im Bonifatiusverein nicht nur Interesse für seine Adoptivdiözese, sondern sein echt priesterliches Herz umfaßte das ganze große Gebiet des Vereins. Deshalb nahm er seit 1868 regelmäßig an den Generalversammlungen desselben theil. welche alle drei Jahre in Paderborn stattfinden; hier wirkte er, wie in dem früher erwähnten Artikel, überaus anregend nach allen Seiten hin. Seiner Initiative ist es zuzuschreiben, daß am Sitze des Generalvorstandes, Paderborn, die Bonifatiusdruckerei errichtet wurde, welche sich seitdem zu einem literarischen Institute von Bedeutung ausgebildet hat. Endlich war er es, welcher die erste Bonifatius-Wanderversammlung angeregt hat, welche mit so großem Erfolge im Frühjahr 1890 zu Limburg abgehalten worden ist.

II.

Als im Jahre 1869 der gleichfalls in Gott ruhende Stadtpfarrer Eugen Theodor Thissen auf seine Pfarrei Frankfurt resignirte und als Domkapitular nach Limburg übersiedelte, waren die Verhältnisse in der dortigen katholischen Gemeinde überaus schwierig und heikel. Der Magistrat hatte damals die sogenannte „Reorganisation" des Schulwesens in die Hand genommen, durch welche das früher den Confessionsgemeinden zustehende Schulregiment dem Magistrate ausgeliefert wurde. Thissen hatte, als die Vorschläge des Magistrats an den Kirchenvorstand, damals ein auf josephinischer Grundlage beruhendes Laiencollegium mit fast souveränen Befugnissen, welchem als „hochwürdige Kirchen- und Schulcommission" eine Magistratsabtheilung übergeordnet war, sofort eingesehen, daß das Ganze darauf hinauslaufe, die Confessionsschulen zu ruiniren und Simultanschulen auf deren Kosten großzuziehen. Bei der damaligen Organisation, nach welcher dem Pfarrer absolut keine Wirksamkeit im Kirchenvorstande zustand, konnte sich Thissen nur in seiner Eigenschaft als Mitglied der Kirchen- und Schulcommission auf Warnungen und Proteste beschränken. Beide blieben ungehört; der Kirchenvorstand hatte aus übergroßem Lokalpatriotismus die bedauerliche Schwäche, dem Andrängen des Magistrates nachzugeben, und die Rechte der Gemeindevertreter dem Magistrate auszuliefern.

Die katholische Gemeinde war unter Thissen bereits zur respektablen Größe von ungefähr 24,000 Seelen angewachsen; schon unter Thissen wurde die Zerlegung der Pfarrei in drei Pfarreien ventilirt. Der Kirchenvorstand hielt den Zeitpunkt der Vacanz für besonders günstig, dieses Projekt auszuführen, welches, verwirklicht, die große und stolze Gemeinde eines Beda Weber und Thissen zur Vegetation armer Diasporagemeinden herabgedrückt hätte. Freilich war die Pastoration einer derart großen Gemeinde fast ein Ding der Unmöglichkeit, aber die Zerlegung in wirkliche Pfarreien wäre ein Ruin für das katholische Leben gewesen, lediglich wegen der gemischten Bevölkerung der Stadt.

Eine weitere, nicht gering anzuschlagende Schwierigkeit war der zwischen dem Magistrate und dem bischöflichen Stuhle von Limburg entbrannte Streit über die Besetzung der Stadtpfarrstelle. Zu den Zeiten der „freien Stadt" war durch den Staatsvertrag zwischen dem hl. Stuhle einerseits, Nassau und Frankfurt andererseits die Sache so geordnet, daß Frankfurt einen Domkapitular zu ernennen hatte, welcher gleichzeitig Stadtpfarrer von Frankfurt war und nicht zur Residenz in Limburg verhalten werden durfte. Nach Einverleibung Frankfurts hatte der Staat Preußen die Dotation des Limburger Bisthums und Kapitels übernommen, der „Frankfurter Domkapitular" war in einen Ehrendomherrn verwandelt worden. Der Magistrat nun folgerte aus dem früheren Rechtszustande für sich ein Patronatsrecht, während der bischöfliche Stuhl ein solches nicht anerkannte, sondern die Stelle als in freie bischöfliche Collation erfallen betrachtete.

Zu allem dem kam, daß die Pfarrkirche des Stadtpfarrers von Frankfurt, der alte Kaiserdom, durch den Brand vom 15. August 1867 eine Ruine geworden war, deren Schließung zum Zwecke der Reconstruction bevorstand.

Während sich zwischen dem Magistrate und dem bischöflichen Stuhle ein, namentlich Seitens des ersteren mit vielem Aufwand von Papier und Juristerei geführter Streit entspann, in welchem die „Kirchen- und Schulcommission" ganz auf Seiten des Magistrats stand, während der Kirchenvorstand „weil die Frage nach eingeholtem Rechtsgutachten eine zweifelhafte war", sich klüglich auf keine Seite schlug, vergaß der Oberhirte nicht die Interessen der hirtenlosen Gemeinde. Er schickte einen Pfarrverwalter. Bei den soeben geschilderten Verhältnissen in Frankfurt und angesichts dessen,

was wir seither über Münzenbergers Wirken vernommen haben, war sicher dieser die geeignetste Persönlichkeit für die gestellten Aufgaben. Ende November 1870 sandte Bischof Blum seinen Regens Münzenberger als Pfarrverwalter nach Frankfurt, gleichzeitig mit der Absicht, ihn zum definitiven Pfarrer zu ernennen und ihn die Verhältnisse ebnen zu lassen.

Waren vorher in maßgebenden katholischen Kreisen andere Personen in Aussicht genommen und für die Pfarrstelle gewünscht worden: als Münzenberger einmal hier war, dachte Niemand, und zur Ehre der städtischen Behörden, der Kirchen- und Schulcommission und des Kirchenvorstandes sei es gesagt, auch sie nicht an eine andere Person als an die seinige. Traten ihm auch die „officiellen Kreise" äußerlich mit unnahbarer Kälte entgegen, so hatte er doch durch sein kluges, nirgends anstoßendes Wesen innerlich die Herzen für sich gewonnen.

Leicht war bis zur definitiven Regelung der Sache für Münzenberger sein Commissarium nicht. Alle besseren Frankfurter Familien waren durch das eine oder andere Mitglied auf die magistratliche Seite eingeschworen und meinten, sie müßten sich dem durch die bischöfliche „Eigenmacht" gesandten Pfarrverweser möglichst kühl gegenüberstellen. Er hat später oft erwähnt, daß er in der damaligen Zeit in der Stadt nur drei Freunde gehabt habe, den Director an der Liebfrauenkirche, Geistl. Rath Bernhard, Professor Janssen und den als Oesterreicher in Frankfurt lebenden Professor v. Steinle. Da von den Streitenden Keiner nachgab und eine Entscheidung von dritter Seite nicht möglich war, weil sich einer päpstlichen, welche der Bischof allein hätte anrufen können, der Magistrat nicht gefügt haben würde, einer solchen der Regierung aber, welche der Magistrat nicht anrufen wollte, der Bischof nicht hätte fügen dürfen, blieb das Verhältniß über ein Jahr lang ungeregelt. Münzenberger bezog währenddem das aus Veranlassung des Falles auf fl. 1500 normirte Gehalt eines Pfarrverwesers; da er von Hause aus vermögend war, konnte er bei den Anforderungen, welche an einen Stadtpfarrer in Frankfurt herantreten, die Sache aushalten. Er benutzte inzwischen die Zeit vortrefflich, sich einzuarbeiten, seine Gemeinde kennen zu lernen und zu sammeln. Sein unermüdlicher Seeleneifer, seine eifrige Wirksamkeit im Beichtstuhle, auf der Kanzel, welch letzterer eine angeborene Beredsamkeit zu statten kam, die, so lange er Zeit hatte, seine Predigten vorzubereiten, weit über eine das gewöhnliche

Maß haltende Höhe hinausging, gewannen ihm nach und nach alle Herzen derart, daß er in maßgebenden Kreisen keinen Gegner hatte. Jetzt hielt Bischof Blum die Zeit für gekommen, die in Stagnation gerathene Besetzungsangelegenheit energisch in die Hand zu nehmen. Er ernannte Anfangs März 1871 den Pfarrverwalter zum Stadtpfarrer, Ehrendomherr von Limburg, wirklichen Geistlichen Rath und bischöflichen Commissar und ließ ihm im Mai mittheilen, daß Domkapitular und Stadtpfarrer Roos ihn am Sonntag, 7. Mai 1871 im Dome der Gemeinde als Pfarrer vorstellen und ihn in seine Pfarrei canonisch einführen werde. Hiervon machte Münzenberger sofort dem „Senior" des katholischen Kirchenvorstandes Mittheilung und zwar mündlich am Freitage vor dem kritischen Tage. — Das war noch nie dagewesen, daß ein solches Ereigniß so einfach mündlich von Angesicht zu Angesicht, als wenns gar nichts wäre, dem Kirchenvorstande mitgetheilt worden wäre. Und Zeit zu verlieren gab es auch nicht — und gegen die Person hatte man schon erst recht nichts. Die Verwirrung war eine sehr eigenthümliche. Der Senior machte die Sache alsbald actenmäßig, indem er nach allen Seiten hin berichtete, und hervorhob, daß ihm nichts anderes übrig geblieben sei, als sich zu verwundern, daß ihm die Sache nicht schriftlich zugekommen sei. Der Kirchen- und Schulcommission gegenüber wurde betont, daß man völlig unschuldig sei, jedoch beschlossen habe, der einseitig angeordneten Installation in corpore fern zu bleiben. Die hochwürdige Kirchen- und Schulcommission resolvirte, daß dem Kirchenvorstande der Dank der Stadt für sein mannhaftes Eintreten für die städtischen Gerechtsame auszusprechen sei, und daß dem als Pfarrer nicht anzuerkennenden Pfarrverwalter lediglich das Gehalt als Pfarrverweser anzubieten, und falls er es nicht annehme, in residuo zu halten sei.

Inzwischen vollzog sich die feierliche Installation auch ohne Ausschmückung der Kirche und ohne größeren Aufwand an Kerzen zur Freude der ganzen Gemeinde, und sicher auch zur Erleichterung der in höchste Noth gerathenen katholischen Behörden.

Im Dezember 1871, nachdem Geistl. Rath Münzenberger wiederholt mit den in Betracht kommenden Behörden verhandelt hatte, traf ein bischöfliches Schreiben beim Magistrate ein, welches den Wunsch des hochwürdigsten Herrn aussprach, die streitige Frage durch einen zu schließenden Vertrag zu erledigen, nachdem er vernommen habe, daß auch der Magistrat hierzu geneigt sei. Der Magistrat ging ohne weiteres auf diese Einladung ein, entsandte

seinerseits den Vorsitzenden der Kirchen- und Schul-Commission Senator Speltz, als Commissar, während Bischof Blum seinen Domkapitular, Geistl. Rath Gerlach, als seinen Bevollmächtigten ernannte. Da, wie vordem schon erwähnt wurde, für den gegenwärtigen Fall die Personenfrage nicht mehr streitig war, fand sich in der Besprechung der beiden, durch Feinheit des Verstandes und juristische Schärfe gleich ausgezeichneten Männer bald der Weg, auf welchem die Streitfrage in völlig befriedigender Weise gelöst wurde, welche weder dem canonischen Rechte, noch den Interessen der immerhin die Dotation prästirenden Stadt etwas vergibt und welche gleichzeitig das Interesse der katholischen Gemeinde insofern wirksam wahrt, als der vom Bischof vorzuschlagende Pfarramtscandidat nur dann von der Stadt genehmigt werden soll, wenn der katholische Kirchenvorstand ihn genehm hält, während der Magistrat ihn auch von sich aus als persona minus grata aus Gründen der Würde und Tauglichkeit bezeichnen und ablehnen kann.

Nachdem der Vertrag perfekt geworden war, zahlte der Magistrat alsbald an den Stadtpfarrer, welcher seit seiner Ernennung zu dieser Stelle den Gehalt des Pfarrverwalters zurückgewiesen hatte, den seit 1. Dezember 1870 fällig gewesenen Pfarrgehalt nach. Auch hieraus mag erkannt werden, wie es Münzenberger verstanden hat, alle Kreise, bis hinauf zu denen, welche ihm „officiell" negativ gegenübertreten mußten, für sich zu gewinnen.

Wenn wir sagen „für sich" — so darf man nicht annehmen, daß er darunter seiner Person irgendwie gedacht hätte. Diese galt ihm nie etwas; er kannte sie überhaupt nicht; er sah sich stets nur als einen wirksamen Theil der ganzen großen katholischen Sache an. Was ihm, seiner Person, je Herbes geschah oder begegnete, das trug er für sich, und wenn Freunde ihm sagten, das oder jenes dürfe er sich nicht gefallen lassen, dann schwieg er oder lächelte. Wo aber in seiner Person die Sache getroffen wurde, da wußte er nach jeder Richtung hin die Würde sowohl als die Gerechtigkeit zu wahren.

Und da wir doch einmal bei der Besprechung seiner persönlichen Eigenschaften sind, und nicht historisch-chronologisch erzählen und aus Rücksicht auf die fortbestehenden Verhältnisse und viele noch lebende Personen gar manches ungeschrieben lassen müssen, so mag hier ergänzend ein Mehreres über seine persönlichen Eigenschaften gesagt sein.

Für sich selbst brauchte er, der den Werth des Geldes sonst sehr wohl zu schätzen wußte, gar nichts. Er war, vermögend von Haus aus, arm im Geiste, und durch anerzogene Bedürfnißlosigkeit ärmer als ein Bettler. „Jetzt habe ich ihm vor vier Wochen ein Dutzend neuer Hemden machen lassen“, klagte seine alte Haushälterin dem Schreiber dieses vor einigen Jahren, „und jetzt hat er nur noch zwei, alle anderen hat er verschenkt.“ Speise und Trank waren ihm ein nothwendiges Uebel zur Erhaltung des äußeren Menschen; oft vergaß er überhaupt seine Mahlzeiten. Aber die Gastfreundschaft übte er in einer Weise, die oft an das Wunderbare grenzte. Kein Priester wurde in seinem Hause als Gast abgewiesen. Oft wohnten deren Mehrere Wochen lang bei ihm, sodaß man, mit den engen Räumen des Pfarrhauses bekannt, nicht begreifen konnte, wo sie unterkommen konnten. Freilich wußten die Gäste nicht, daß ihr Wirth ihnen oft sein eigen Schlafzimmer zur Verfügung gestellt und selbst in seinem Studirzimmer auf dem Sofa die Nächte verbracht hatte. Während er selbst nie mehr als einen Anstandsschluck trank, hielt er für Besuche einen guten Weinkeller und lobte, ohne je mehr als einen Versuchstropfen getrunken zu haben, seine Marken, von deren Reinheit er überzeugt sein konnte, da er, praktisch wie in allem, seine Weine meist am Stock zu kaufen und selbst auskeltern zu lassen pflegte.

Wie mit allen leiblichen Bedürfnissen hielt er es auch mit dem Schlafe. Er war ihm ein nothwendiges Uebel, das man möglichst zu beschränken trachten müsse. Den ganzen Tag über durch Besuche seiner Pfarrkinder in Anspruch genommen, welche stets eine offene Thür fanden, vielfach durch Dienstreisen und seine Unternehmungen für Charitas und Missionen nach auswärts abberufen, fand er die Zeit für seine vielfachen schriftlichen Arbeiten dienstlichen Charakters und schriftstellerischer Natur nur des Abends spät und Morgens in aller Frühe. Bis spät nach Mitternacht schimmerte das Licht der Studirstube durch die Läden nach dem Domplatze, bei welchem der ewig Unermüdliche arbeitete. Sommer wie Winter stand er kurz nach fünf Uhr auf; einer der Küster mußte ihn täglich wecken, und es war oft nicht leicht, den kaum einige Stunden Ruhenden zu wecken. Aber er gab seiner Natur niemals nach. Allen, die er zu leiten und zu führen hatte, rieth er stets das frühe Aufstehen an, weil er selbst, wie er zu sagen pflegte, den Segen der frühen Morgenarbeit an sich erfahren habe. „Wo wollte ich

hinkommen mit all meinen Arbeiten, wenn ich nicht die Morgenstunden hätte? Von 9 Uhr Vormittags ab bin ich nicht mehr mein eigener Herr." Einem Bekannten äußerte er einst, er habe jetzt herausgefunden, daß der Mensch nur drei Stunden Schlaf bedürfe. Seine äußerst kräftige Constitution ließ ihn auch viele, lange Jahre diese strenge Lebensweise ertragen, und ohne den Eintritt des tückischen, im Blute liegenden Leidens, das ihn dahinraffte, würde er noch manches Jahr seine seitherige Lebensweise ungebrochen haben fortsetzen können. Wenn er sich einmal recht ermüdet fühlte, dann stärkte und kräftigte ihn eine Eisenbahnfahrt von mehreren Stunden, ein Gang durch die Königsteiner oder Hofheimer Wälder; er pflegte zu sagen, daß er in der Eisenbahn sich am besten ausruhen könne. So ungeregelt im Uebrigen auf den ersten Blick seine Zeiteintheilung scheinen mochte — für den eingehenden Beobachter war er ein Virtuos in der Ausnützung der Zeit. Ueberall, wo er länger zu weilen pflegte, so in Königstein, in Hofheim, in seinem lieben Kevelaer, hatte er eine Anzahl Bücher oder Akten oder Quellenwerke, sodaß er, so bald er von äußeren Geschäften frei war, die Zeit für schriftstellerische Thätigkeit ausnützen konnte; und dann schrieb er, jede Minute benützend, auf allen möglichen Papieren und Papierchen mit seiner ungemein kleinen Handschrift die Manuskripte für seine zahlreichen Gelegenheitsschriften, Gebet- und Erbauungsbücher, amtlichen Berichte u. s. w. Wo er die Zeit für seine Lektüre hernahm, ist kaum zu begreifen; und doch war er mit allen Erscheinungen der Neuzeit auf literarischem Gebiete vollauf vertraut und verfehlte keine der wichtigen politischen und politisch-religiösen Fragen in ihren öffentlichen Aeußerungen. Noch in den letzten Wochen seiner Krankheit las er Stanley's neuestes Buch und klagte sehr darüber, daß er nicht schreiben könne, weil er über dasselbe eine Broschüre schreiben möchte.

Ganz besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Werke seines Freundes, Prälat Janssen, der „Geschichte des deutschen Volkes seit Ausgang des Mittelalters". Bei allen Gelegenheiten suchte er Quellenwerke für dasselbe, besonders überaus seltene Flugschriften und Predigten des 16. Jahrhunderts aufzufinden. Alle antiquarischen Kataloge ging er mit der Absicht auf Quellenschriften für Janssen durch, und einen großen Genuß bereitete es ihm, wenn dieser ihm hier und da Abends aus seinen Manuskripten vorlas. Manchen guten Wink konnte er dabei dem Freunde geben und mancher gute Rath wurde von diesem



hier gerne gesucht und angenommen. Besonders interessirte ihn in den letzten Jahren die Zukunft Afrika's und des Christenthums daselbst. Als die Antisklavereibewegung anfing sich zu regen, schrieb er die Broschüre: „Afrika und der Muhamedanismus", in welcher besonders der Abschnitt über Afghanistan von scharfem Blicke des Autors zeugt. In seinem Nachlasse findet sich eine im Frühjahre 1890 geschriebene Broschüre über Afghanistan, welche hoffentlich publicirt werden wird.

Wenden wir uns nun zu seiner zwanzigjährigen Thätigkeit in Frankfurt.

Um seine Gemeinde, die ganz kennen zu lernen ja an und für sich ein Ding der Unmöglichkeit war, zu sammeln, gründete er bereits im Jahre 1871, wie er es vorher in Düsseldorf und dann in Limburg gethan, wo er 1869 den in Hadamar erscheinenden „Westerwälder Boten" gegründet hatte, aus dem dann der „Nassauer Bote" hervorwuchs, das „Frankfurter Volksblatt", ein Sonntagsblatt, und redigirte es lange Jahre selbst; das Blatt hat ihn nicht nur viele Opfer an Zeit, sondern mehr noch an Geld gekostet. Später suchte er die Existenz desselben durch die Gründung einer eigenen Druckerei sicher zu stellen, wobei er ins Auge faßte, aus dieser etwa in Verbindung mit einer katholischen Buchhandlung ein größeres literarisches Institut zu entwickeln, wie es die durch ihn hervorgerufene Bonifatiusdruckerei in Paderborn geworden ist. Das Volksblatt leistete ihm zunächst in dem von ihm vorgefundenen Kampfe um die Erhaltung eines katholischen Schulwesens vorzügliche Dienste.

Als er Anfangs des Jahres 1872 als allerseits anerkannter Stadtpfarrer seine officielle Wirksamkeit beginnen konnte, war durch die am 12. Januar 1872 erfolgte Genehmigung des neuen Schulstatuts seitens des Cultusministeriums, die unter seinem Vorgänger seitens des Kirchenvorstandes beschlossene Auslieferung des katholischen Schulwesens an die städtische Verwaltung eine Thatsache geworden. Langsam und sicher vollzog sich unter der Herrschaft des demokratisch-fortschrittlichen Stadtregiments die von Thissen vorhergesehene Entkonfessionalisirung der Schulen, verbunden mit rücksichtslosester Unterdrückung der konfessionellen Schulen, durch Aufhebung der Parallelklassen und Herabsetzung der aufzunehmenden Schülerzahl auf ein Minimum. Umsonst protestirte nun der zu besserer Einsicht gekommene katholische Kirchenvorstand. Ein im Jahre 1874 zwischen dem Magistrate und dem Kirchenvorstande vereinbartes Uebereinkommen

über die Regelung des katholischen Schulwesens, welches die Voraussetzung des Verzichtes des letzteren auf die selbstständige Leitung der katholischen Schulen gebildet hatte, wurde von den Stadtverordneten einfach abgelehnt und zwar unter dem Hinweis seitens des Referenten der Majorität der Schulcommission: „es seien gar nicht genügend katholische Schulkinder vorhanden.“ Münzenbergers Streben ging nun vor Allem dahin, den Nachweis zu bringen, daß eine sehr erhebliche Zahl von katholischen Schulkindern vorhanden sei, deren Eltern die Erziehung und Ausbildung in katholischen Schulen wünschen. Er gründete nach und nach drei Privatschulen, zuerst eine Mädchen-Volksschule im Bundespalais, in welchem die Erbprinzessin von Thurn und Taxis mit großer Munificenz Lokalitäten zur Verfügung stellte, später eine Mädchen-Mittelschule und eine Knabenschule. Alle drei Schulen zählten um die Zeit des Todes des Verewigten ca. 1400 Kinder. Wesentlich diesem Vorgehen ist es zu verdanken, daß die Königliche Regierung nach und nach dem dictatorischen Wesen der städtischen Schulbehörde langsam Einhalt gebot. Zur Verfechtung seines Standpunktes, da er in der städtischen Schuldeputation fast ohne jede Zustimmung verblieb, schrieb Münzenberger im Jahre 1880 ein von durchdringendem Studium zeugendes Buch: „Die Entwickelung des Frankfurter Schulwesens im letzten Jahrzehnt“ (III. 266 S.). Charakteristisch für seine milde Art des Vorgehens sind die Worte des Vorwortes:

„Nach langem Zögern erst hat sich der Verfasser dieses Schriftchens entschlossen, mit demselben an die Oeffentlichkeit zu treten. Nur zum geringsten Theil trug daran die Schuld die mühsame Arbeit, die bei Abfassung desselben vorauszusehen war. Bei weitem mehr hielt die Scheu davon ab, in der Weise, wie es in diesen Blättern geschieht, über ein Werk sich auszusprechen, das die Frucht achtjähriger Mühen zweier städtischen Behörden ist, und das der Stadt ungeheuere Opfer auferlegt hat. Doch die Rücksichten auf die Pflichten des dem Verfasser übertragenen Amtes durften schließlich diese Bedenken nicht maßgebend sein lassen. Die wichtigsten und heiligsten Interessen der katholischen Gemeinde sind auf die traurigste Weise geschädigt worden und diese Schädigung hat gerade in diesem letzten Jahre eine Ausdehnung erreicht, die, wenn es so weiter gehen sollte, den Ruin des ganzen katholischen Schulwesens hierselbst nur noch als eine Frage der Zeit erscheinen läßt.“ — Das Werkchen ist ein strenghistorisches und mit überlegener Ruhe

geschrieben; es wird für alle Zeiten in Bezug auf die Frankfurter Schulfrage ein unentbehrliches Aktenstück bleiben. Betrachtet man die ruhige Objectivität der Schrift gegenüber dem, was dem Verfasser persönlich seitens der städtischen Schulbehörde geschehen war, — im Jahre 1879 hatten ihn zwei Schulbehördenmitglieder unter Zuhilfenahme von sechs Polizisten aus der katholischen Schule hinausgewiesen, in welcher seit unvordenklichen Zeiten der Communionunterricht ertheilt wurde. —! — so muß selbst der verbissenste Gegner einsehen, daß nur die wahrste innigste Ueberzeugung von dem Rechte der vertretenen Sache solcher Ueberwindung fähig ist.

Der Kampf um die Erhaltung und Ergänzung unseres katholischen Schulwesens ist noch lange nicht ausgekämpft. Möge seiner Gemeinde und ihren berufenen Vertretern das Beispiel Münzenbergers, wie er mit Ruhe erst sammelte, mit Sicherheit und überlegener Ueberzeugung dann voranging, ein Sporn sein, auf demselben Wege langsam, aber sicher fortzuschreiten.

Wie schwierig es dem Pfarrer war, unter solchen Verhältnissen die heranwachsende Jugend zur Treue zur Kirche und im Glauben zu erziehen, liegt auf der Hand. Die confessionslosen Schulen, ja selbst die Annexklassen der katholischen Schulen verschloß man ihm vollständig. Er war lediglich auf den Erstcommunionunterricht angewiesen. Was er da erleben mußte. davon spricht er kurz in seiner erwähnten Schrift S. 221:

„Was soll man dazu sagen, wenn eine 14jährige Schülerin einer hiesigen Simultanschule bei Erörterung der Lehre vom Oberhaupte der katholischen Kirche auf die Frage, wo denn der Papst wohne, ganz ruhig antwortete: „auf der Altegasse", und dann weiter auf die Frage, ob sie denn nicht wisse, wer der Papst sei, ganz ruhig erwiderte: „doch, der sei Schlosser." Ein ebenso alter Zögling einer Simultanschule antwortete nach längerer Erklärung der Lehre über die Erbsünde auf die Frage, von wem denn eigentlich die Erbsünde herkomme: „von Jesus Christus." Aehnliche Antworten könnten wir zu ganzen Dutzenden aufführen; jede Communionstunde liefert neue Beispiele. Was sind so erzogene katholische Kinder anders als wahre und eigentliche religiöse Nihilisten? Bei ihnen vermag leider auch der Erstcommunikantenunterricht, und wenn er noch so sorgsam ertheilt wird, wenig zu bessern, weil das Fundament fehlt. Ihr Eintritt in das Lager des socialen Nihilismus ist nur eine Frage des Aelterwerdens."

Die Reichstagswahlen haben's bewiesen.

Auf die Communionstunden legte er infolgedessen einen ganz besonderen Werth. Hier gab er sich mit einer Wärme und Liebe, daß sicher die meisten Kinder mit den besten Vorsätzen am weißen Sonntage zum Tische des Herrn gingen. Dieser Tag, an welchem er jeweils eine ganze Generation, in den letzten Jahren vor Trennung der Pfarrbezirke an 800 Kinder, um den Altar schaarte, war der höchste Festtag für ihn. An diesem Tage entfaltete er, namentlich in seinen Anreden an die Eltern, eine so rührende und überzeugungsvolle Eloquenz, daß sicher gar Mancher dieser Stunde an seiem Lebensende zu seinem Heile gedenken wird. Bei der Kürze der Unterrichtszeit und da im Leben der Großstadt ihm die Kinder bald aus den Augen kamen, suchte er ihnen in Gebet- und Betrachtungsbüchern, welche er eigens für sie schrieb und ihnen schenkte, für's ganze Leben und alle Wechselfälle desselben Erinnerungen an diesen Tag mitzugeben. Schon der äußere Umfang und mehr noch der reiche Inhalt dieser Bücher spricht zu den Kindern: „Denket an alles, was ich Euch gesagt habe." Ein großes, ohne Namensangabe von ihm verfaßtes Gebetbuch ist das „Handbuch der Verehrer Mariens", (Mecheln, Dessain), als „Manuel des enfants de Marie" in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet.

* * *

Alsbald nach seinem Antritte des Pfarramtes begann die Restauration der Domkirche, für ihn als Kunstkenner zum großen Theil ein schweres Kreuz. Der Magistrat als Bauherr stellte sich voll und ganz auf die Seite des von ihm berufenen Dombaumeisters Denzinger, welcher, anstatt sich an die alten Pläne zu halten, den Dom nicht restaurirte, sondern wesentlich umbaute. Alles was Denzinger selbst schuf, ist zur wahren Calamität für die Kirche geworden; so der unschöne und absolut unbrauchbare Sakristeibau, der Einbau der plumpen, der Kirche jede Länge benehmenden Orgelbühne, die Ueberhöhung des Hallenbaues, zumal im Zusammenhalte mit der Verkürzung der Kirche durch die Orgelbühne, die Verunzierung des Daches durch den Zinkdachreiter, die massige Bekrönung des Thurmes und schließlich die Zerstörung des Kreuzganges und die Ersetzung derselben durch einen Bau, der weder Kreuzgang noch Vorhalle, sondern durch das Anfügen einer offenen Halle nur ein unbrauchbares Zugloch mit übermäßig häßlichem Aufbau geworden ist. Gegen alle diese Fehler wandte sich Münzenberger theils selbst, theils durch

den Kirchenvorstand in Anträgen, Protesten und Gutachten. Er selbst publicirte zwei Schriftchen: „Zur Restauration des Frankfurter Domes“ 1877 und „Der Kreuzgang am Dom zu Frankfurt a. M.“ 1876, in welchen er die gedachten Fehler schlagend nachwies — leider nachdem sie gemacht waren, aber auch nur, um vor der Oeffentlichkeit sich zu rechtfertigen, nachdem auf behördlichem Wege alle seine rechtzeitig ausgesprochenen Bedenken und Rathschläge nicht beachtet worden waren. Seitdem der Dom wieder im Gebrauch ist, werden seine Bedenken längst nicht nur von Sachverständigen, sondern auch von vielen Laien getheilt. Mehr als hundertmal hörten wir von Fremden, welche aus dem Querschiffe kommend nach dem Hallenschiffe einbogen, die, sich den plötzlich Staunenden aufdrängende Aeußerung: „ach wie sonderbar kurz.“ Besonders betrübend war es für den Freund und feinen Kenner alter Malereien, daß man bei der Restauration, in aller Stille, ohne irgend Jemand zuzuziehen, selbst an den von der Restauration ganz unberührten Theilen allen Verputz bis auf den Stein abschlug, und so jede Spur der alten, zweifellos vorhandenen Malereien, bis auf wenige, früher vorgenommene Pausen der Gewölbe des Mittelschiffes, gänzlich für die Nachwelt verschwinden machte. Er selbst hat mit Professor v. Steinle, als er von dem Abschlagen des Verputzes hörte, constatirt, daß die Chorwände und Gewölbe bemalt waren und einen rothen Lokalton hatten, dessen Feststellung, selbst wenn die Fresken nicht restaurirbar oder nicht von Werth gewesen wären, von sehr großem Werthe sein mußte und bei der Neuausmalung vieles Probiren — und dem Dombauverein vieles Geld erspart haben würde. Ehe die Anzeige und Bitte um Schonung der beiden Kunstverständigen den Instanzenweg gemacht hatte, war dafür gesorgt worden, daß das letzte Krümmchen Verputz von den Mauern entfernt war. Der von Denzinger den Säulen gegebene rosafarbene Anstrich und der grünlich-graue Verputz der Wände haben in der Folge wesentlich bewirkt, daß Stadtpfarrer Münzenberger sich voll und ganz einer totalen Polychromirung der Kirche geneigt zeigte und als Vorstandsmitglied des Dombauvereines an der Seite von Dr. Alexander Matti und Hermann Wirsing wesentlich auf die Verwirklichung hinarbeitete. Er ist Miturheber des geistigen Programmes dieser nun in fast vollendeter Schönheit strahlenden Ausmalung. Bei der Ausführung selbst hinderte er allerdings oft durch seine Vorliebe für das in Geist und Form Alte. Er hätte es bei Weitem lieber gesehen, wenn

anstatt manchem der jetzigen Bilder Copien derselben Gegenstände nach mittelalterlichen Bildern in anderen Kirchen angebracht worden wären; und so hatte er manches Sträußchen im Dombauverein zu bestehen, das aber immer, sobald die Entwürfe des ausführenden Künstlers gefertigt waren, sich von selbst beilegte. Inzwischen war er auf der Suche nach passenden Altären für seine Kirche, wozu er nur alte, deren es eine Menge unbenutzter, oder ohne tieferen Sinn noch benutzter in ehemals katholischen, jetzt protestantischen Kirchen, gibt, verwenden wollte, zur Kenntniß einer überaus großen Zahl mittelalterlicher Flügelaltäre gekommen. Gleichzeitig erwachte in ihm der vom Vater ererbte Sammlergeist. Ueberall, wo er deren habhaft werden konnte, erwarb er Altarschreine, Altaraufsätze, einzelne Figuren u. s. w. Die Kenntnißnahme ungezählter Altarwerke der mittelalterlichen Periode reizte ihn zu einem förmlichen Studium dieser Art von Altäre, und bei dem Mangel an genügenden wissenschaftlichen oder auch nur aufzählenden Arbeiten über diese sehr interessante Altargattung, die in Deutschland allerdings überaus verbreitet gewesen ist, gab er sich selbst daran, ein wissenschaftliches Werk über die Flügelaltäre des Mittelalters zu schreiben. Die Arbeit [1]) wuchs ihm derart unter den Händen, daß er, obwohl das gesammte Werk ursprünglich auf sechs Lieferungen berechnet war, seit 1880 bis zu seinem Tode in acht Lieferungen erst die Flügelaltarwerke Norddeutschlands behandeln konnte. Hoffentlich findet das für die Kenntnißnahme eines in hoher Blüthe gestandenen Kunstzweiges des Mittelalters sehr wichtige Werk seine Fortsetzung.

Wie in Allem, so war auch hier für ihn mit der Theorie allein es nicht gethan. Aus den Resten halbverfallener Altäre, aus seinen Sammlungen von Figuren, ließ er ganz genau nach den vorhandenen Resten durch Handwerker die alten Altarwerke wieder zu neuem Leben auferstehen. Zahlreiche davon hat er, wie schon erwähnt, an arme Kirchen, besonders an Missionskirchen, verschenkt, für andere fand er Käufer, um mit dem dafür gezahlten Gelde neue Erwerbungen auf demselben Gebiete zu machen, damit nach und nach soviel profanirte Altäre, als nur möglich, wieder in den Dienst des heiligen Opfers gestellt würden.

Ebenso kaufte er auf seinen Reisen Paramente und kirchliche Gefäße, theilweise kostbare Stoffe, ließ sie herrichten und verschenkte

[1]) „Zur Kenntniß und Würdigung der mittelalterlichen Altäre" 2c. Commissionsverlag von A. Foesser Nachf.

sie an Kirchen. In Frankfurt schuf er in den letzten Jahren einen eigenen Domparamentenverein zur Herstellung alter Paramente für den Dom. Er selbst hat den Dom mit köstlichen alten Gewändern und fast alljährlich mit einem kostbaren kirchlichen Gefäße beschenkt. Damit diese seine Thätigkeit für die Zierde des Hauses Gottes fortdauere, hat er in seinem Testamente der Domkirche ein Capital ververmacht, aus dessen Zinsen kirchliche Geräthe angeschafft werden sollen.

Auch sonstige Schnitzereien außer Altarwerken und Statuen suchte er zu erwerben; z. B. geschnitzte Gebälke und Thürpfosten; sie verbaute er alsdann bei seinen verschiedenen Bauten und conservirte sie so der Nachwelt in weit sinnigerer Weise, als durch Aufheben in einem Museum. Sehr amüsirte es ihn, als ihm einst aus einer wissenschaftlichen Zeitschrift ein Freund vorlas, daß vor einem gewissen Pfarrer Münzenberger gewarnt werde, welcher mittelalterliche Schnitzereien selbst an den Thüren der Bauernhäuser absägen ließe; und als kurz darauf im Herzogthum Braunschweig ein Gesetz erschien, welches das Außerlandesbringen alter Kunstgegenstände verbot, neckten ihn seine Freunde damit, daß dieses Gesetz seinetwegen gemacht sei.

* * *

Bei allen diesen Beschäftigungen blieb das Seeleninteresse seiner Gemeinde seine erste und Hauptfürsorge. Bald nachdem er seine Pfarrstelle angetreten hatte, begann der unselige Kulturkampf. Eine der ersten Aeußerungen desselben war das Gesetz über die Verwaltung des kirchlichen Vermögens, womit die Väter des Kulturkampfes die Laien mit der Geistlichkeit und den Bischöfen zu entzweien gehofft hatten. Für Frankfurt war dies Gesetz ein Segen, indem es den alten, aus josephinischer Zeit herstammenden Kirchenvorstand, in welchem der Pfarrer nicht einmal Mitglied war, abschaffte. Münzenbergers Augenmerk war vorzugsweise darauf gerichtet, daß die Wahlen für den neuen Kirchenvorstand im kirchlich-katholischen Sinne geschähen. Er begünstigte deßhalb sehr den damals aufblühenden katholischen Männerverein, und hat auch in der Folge wesentlich durch diesen und das Volksblatt erreicht, daß Kirchenvorstand und Gemeindevertretung stets voll und ganz auf der kirchlichen Seite gestanden haben. — Das Wirken in nach Außen hin auftretenden Vereinen war sonst nicht seine Sache; er war mehr der Mann der stillen That. In Versammlungen konnte er förmlich

schüchtern sein und darum mied er sie so viel er konnte. Es war seiner Natur nicht gegeben, so sehr er für sie sympathisirte. Am deutlichsten trat diese, sicher durch seine Jugenderziehung erklärliche Eigenthümlichkeit hervor, als im Jahre 1882 die XXIX. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Frankfurt tagte. Obwohl erwählter, und durch seine Stellung berufener Präsident des Lokalcomité's, hielt er sich von allen Vorarbeiten fern und selbst am Begrüßungsabende mußte er förmlich gedrängt werden, die Versammlung zu eröffnen. Als er aber einmal auf der Rednerbühne stand, hielt er eine seiner besten Reden und unseres Erinnerns überhaupt die beste Eröffnungsrede, die wir auf beiläufig 17 Generalversammlungen gehört haben. Und als die Versammlung zu Ende war, da wußte er jahrelang gar nicht genug zu rühmen, welch' ein Segen sie für seine Gemeinde gewesen. In der Stille wirkte er als Präsident des St. Elisabethenvereins, der Sonntagsvereine und des Marienkindervereins überaus segensreich. Die kurzen innigen Ansprachen, welche er in letzterem Vereine gelegentlich der Monatsversammlungen hielt, sind wahre Muster innig-tiefreligiöser Beredsamkeit gewesen.

Daß er trotz seiner Abneigung für das öffentliche Auftreten, in Rücksicht auf seine Stellung an allen Unternehmungen sich betheiligte, bei welchen die katholische Gemeinde repräsentirt sein mußte, ist selbstverständlich; hier wußte er mit einer solchen Feinheit und Discretion aufzutreten, daß alle Andersgläubige, welche mit ihm zu thun hatten, mit einer wahren Begeisterung von ihm sprechen.

Ganz seinem Naturell entsprechend war seine hervorragendste priesterliche Beschäftigung der Beichtstuhl. Was er hier gewirkt, entzieht sich, wie der Beichtstuhl selbst, der Besprechung. Aber beachtet man, wie er nie seine Zeit zu versäumen glaubte, wenn eine trostbedürftige Seele seiner harrte, wie gewissenhaft er seine Beichtstuhlstunden einhielt und bis in die spätesten Tagesstunden ausdehnte, wie er an Wallfahrtsorten, die Ermüdungen der Reise nicht achtend, sich halbe Tage lang in den Beichtstuhl setzte; beachtet man, wie viele seiner Beichtkinder aus früheren Wirkungskreisen oft zu ihm kamen, so wird man ihn mit Recht einen „Beichtiger“ nennen dürfen.

Der Kulturkampf brachte in seiner weiteren Entwickelung ihm für seine Pfarrei, Gott sei es heute noch bei diesen schwierigen Verhältnissen gedankt, weniger Verwicklungen, als mancher kleinen

Dorfgemeinde. Er selbst jung und rüstig, unterstützt durch junge Kapläne, durch den so beliebten Direktor Bernhard an der Liebfrauenkirche, und den damals schon hochbetagten, aber immer noch rüstigen Direktor Schlenger an der Leonardskirche, sie alle überdauerten die Zeit des Kulturkampfes, und es gab zum wenigsten bei der vielen Arbeit keine unausfüllbaren Lücken.

Aber auch die Gemeinde bewährte sich treu. Kein Staatskatholik und kein Altkatholik hat je den Frieden der Frankfurter Gemeinde gestört und es gereichte dem verewigten Stadtpfarrer zu besonderer Freude, daß er, als nach beigelegtem Kulturkampf der hochselige Bischof Blum auf seinen bischöflichen Stuhl zurückberufen in Frankfurt ersten Halt machte, diesem sagen konnte: „Keinen derer, die Du mir anvertraut hast, habe ich verloren."

Auch das Klostergesetz hat, da in Frankfurt nur drei Klösterchen waren, nicht sehr tief einschneidend gewirkt. Freilich gingen die Englischen Fräulein, welche die katholische höhere Töchterschule leiteten, in die Verbannung. Aber dafür gewann Münzenberger kurz vor Thoresschluß, als das Klostergesetz schon erlassen war, die Armenschwestern vom hl. Franziskus aus dem Mutterhause in Aachen, welche für die breiten Schichten der Armuth in der Großstadt ein überaus großer Segen geworden sind.

An Stelle der Englischen Fräulein berief nach dem Aufhören des Kulturkampfes Münzenberger die als Lehrerinnen weit und breit berühmten Ursulinen. Für sie und die höhere Töchterschule hatte er am Ende der achtziger Jahre einen großen Complex im Nordende der Stadt mit prächtigen gothischen Häusern erbaut, von denen zwei, im Zusammenhange mit dem Haupthause stehend, je nach Bedürfniß zur Vergrößerung desselben hinzugezogen werden können, während sie jetzt als Wohn- und Miethhäuser dienen. Diese Bauten, nach Plänen des Diöcesanbaumeisters Meckel ausgeführt, bilden eine große Zierde jenes Stadtviertels. Wie er selbst vom Vater her den Erwerb von Grundstücken in großen Städten für eine der besten Vermögensanlagen hielt, so berieth er auch die katholische Gemeinde nach dieser Richtung überaus segensreich.

Seinem Interesse für die gothische Baukunst bot sich ein weites Feld in seinem langjährigen Decernate als Geistl. Rath des Ordinariates, als welcher er die Bausachen zu bearbeiten hatte. Daß die neuen Kirchen in der Diöcese Limburg im gothischen Stile erbaut wurden, ist sein Verdienst.

An besonderen, von ihm ins Leben gerufenen Anstalten müssen noch das „Hainbad" in Königstein und das „St. Vincenzhaus" in Hofheim im Taunus erwähnt werden. Ersteres baute er vollständig für ein Erziehungshaus um, während ein Annex, zum Unterhalt des ersteren, als Wohnhaus für Kurgäste und Sommerfrischler dient. Im St. Vincenzhaus aber schuf er durch Ankauf eines großen Waldkomplexes und Erbauung eines schönen gothischen Hauses nach Meckel's Plänen eine Erholungsanstalt für kränkliche Kinder, deren kurze aber überaus segensreiche Wirksamkeit seinen Namen für immer mit dem des Stifters des Fonds, dem verstorbenen Herrn Buzzi verbinden wird.

Wie er als Diasporapfarrer einer der größten Diasporapfarreien für Ermöglichung einer ausgedehnten Seelsorge gewirkt, haben wir zum Theil schon gelegentlich seiner Missionsgründungen im Umkreise von Frankfurt erwähnt. Die vor seiner Berufung geplante Eintheilung der Stadt in drei Pfarreien ist damals unterblieben. Seine Initiative rettete der Gemeinde eine vierte katholische Kirche und einen zur Entlastung der Gesammtpfarrei dienenden weiteren Seelsorgebezirk: Sachsenhausen. Seinem unermüdlichen Eifer allein ist es zuzuschreiben, daß der Kirchenvorstand das „Deutsch-Ordenshaus" in Sachsenhausen sammt Kirche ankaufte und diese uralte geistliche Insel davor bewahrte, daß das Deutsch-Ordenshaus eine Communalschule wurde. Nachdem er von Außen her concentrisch einen Kreis von Missionsstellen geschaffen hatte, ging er an die Theilung der großen Stadtpfarre, aber nicht in wirkliche Pfarreien, sondern in Seelsorgbezirke. Wer je in einer großen, überwiegend protestantischen Stadt gelebt hat, in welcher die Katholiken in mehrere Gemeinden eingetheilt sind, und das Darniederliegen jeden frischen, katholischen Lebens schmerzlich empfunden hat, der wird es, abgesehen von Gründen lokaler Natur, welche in Frankfurt gegen die Auftheilung in wirkliche Pfarreien sprechen, dem Seligen mit größtem Danke nachempfinden, daß er so und nicht weitergehend die Sache geordnet hat.

Dabei sah er sehr wohl, daß für die eigentliche Stadt noch weitere Kirchen und Seelsorgbezirke nothwendig sind. Im Nordosten kaufte er selbst vor Jahren aus dieser Rücksicht einen Platz, den dann die Gemeinde theilweise übernahm, und auf welchem jetzt eben ein Kloster für die armen Dienstmägde Christi errichtet wird. Unablässig war er bemüht, auch für das Westend und Nordend Kirchen-

bauplätze zu finden; bis jetzt ohne Erfolg. Wie sehr ihm diese Zukunftsprojekte am Herzen lagen, auch dafür ist sein Testament Zeuge, in welchem er 30 000 Mark zur Erbauung einer Kirche im Nordende oder für eine Seelsorge daselbst aussetzte. Den Kirchenvorstand bewog er schon seit Jahren, eine ansehnliche Summe für Erbauung neuer Kirchen zurückzulegen.

Eines seiner letzten Projekte war die endliche Erbauung eines Vereinshauses auf dem der Gemeinde durch ihn verschafften, mitten in der Stadt liegenden Terrain des „Compostellhofes“; die Pläne für dasselbe sind nach seiner Angabe gefertigt, der Bau ist beschlossen.

Mitten in einer rastlosen Thätigkeit für seine Gemeinde wurde der unermüdliche Pfarrer durch ein tückisches Leiden abberufen. Keine von den großen Aufgaben, die ihm bei seiner Berufung nach Frankfurt gestellt waren, hat er unerfüllt gelassen. Was noch unerfüllt geblieben ist, das ist so vorgearbeitet und vorbereitet, wie es unter den schwierigen Verhältnissen und in einer stets wachsenden Gemeinde nur immer geschehen konnte.

* * *

Aus den letzten Wochen seines Lebens führen wir zum Schlusse noch das Folgende an.

Bereits im Winter 1889/90 machten sich Anzeichen der tückischen Krankheit bemerkbar; als wenn der Verewigte gefühlt hätte, daß seinem Leben ein baldiges Ziel gesetzt sei, wuchs seine Thätigkeit, sein rastloses Arbeiten. Im Juli begab er sich, um sich auszuruhen auf eine Reise nach Süddeutschland und Oesterreich. Allein Ruhe gönnte er sich auch hier nicht; rastlos suchte er allerwärts nach Altarwerken der mittelalterlichen Kunst, um so die Vorarbeiten für sein großes Werk: „Zur Kenntniß und Würdigung der mittelalterlichen Altäre in Deutschland“ zu vollenden. Müder und angegriffener, als vor der Reise, kehrte er zurück, auch jetzt sich die ihm nach der Ansicht und Mahnung seiner Freunde so nothwendige Ruhe nicht gönnend. Inzwischen hatte sich die Krankheit derart entwickelt, daß fast jede nothwendigste Ernährung nur unter Ueberwindung größten Eckels möglich war. Ende September traten häufig Schwächezustände ein, die sich namentlich nach dem Lesen der hl. Messe einstellten. Auch jetzt dachte er nicht an Ruhe; er mußte zunächst die letzte Lieferung seines Werkes vollenden und die Drucklegung einer ihm von einem verstorbenen Freunde überkommenen „Geschichte der Stadt Calcar“ vorbereiten. Am 1. Oktober brach

er nach der hl. Messe ohnmächtig in den Armen des Küsters zusammen. Gleichwohl ließ er sich es nicht nehmen, den Umgang bei der Eröffnung der Oktoberandacht selbst zu halten, das Allerheiligste zu tragen, das Te Deum anzustimmen. Es war seine letzte kirchliche Funktion in seiner Gemeinde. Als ihn die Mitglieder der Domdeputation vor Beginn der Feier baten, er möge sich doch schonen und die Prozession durch Herrn Direktor Hilpisch abhalten lassen, welcher gepredigt hatte, entgegnete er ganz vorwurfsvoll: „Wie kann ich denn das?" Allen, die es beobachten konnten, wird es unvergeßlich sein, mit welch rührendem Ausdrucke der Verewigte das Allerheiligste, halblaut den Hymnus vom Allerheiligsten Altarssakramente betend, gestützt auf die Arme der ihn begleitenden Domdeputirten zum letzten Male durch seine Pfarrkirche trug. Am Ende derselben Woche reiste er nach Jordanbad, wo er indeß keinerlei Erleichterung fand.

Von dort begab er sich nach seinem ihm so lieb gewordenen Hainbad in Königstein, wo er zwar die rührendste Pflege und Aufmerksamkeit, aber keine Besserung von seinen schweren Leiden fand. Der ihm dorthin gesandte Arzt Herr Dr. Beil bestand auf der Rückkehr des Kranken nach Frankfurt, und ihm ist es zu verdanken, daß der Verewigte neben einer überaus großen Erleichterung bis zu seinem Tode ein schmerzloses Krankenlager hatte. Die ihm gewährte Erleichterung gab in den ersten Tagen seines Hierseins dem Kranken und seiner Umgebung die Hoffnung auf Wiederherstellung. Als in den ersten Tagen der hochwürdigste Bischof von Luxemburg hier weilte, um seinem neuen Landesherrn zu huldigen, wohnte er im Dompfarrhause und erwähnte u. A., daß er einen Altar für seine Kathedrale kaufen wolle. Geistl. Rath Münzenberger bat ihn, damit einige Zeit zu warten, damit er, wenn er hergestellt sei, ihm dabei mit Rath zur Hand sein könne. Trotz der vom Arzte auferlegten äußersten Schonung empfing er zahlreiche Besuche; es kann gar nicht genug als eine ganz besondere Gnade des lieben Gottes betrachtet werden, daß dem Verewigten, der im Eifer, Allen Alles zu sein, niemals an seine eigenen Angelegenheiten dachte, nun durch unfreiwillige Muße die Zeit und Gelegenheit gegeben ward, alle die Angelegenheiten zu ordnen, die noch der Beordnung harrten.* Wenn er auch noch Hoffnung auf Wiedergenesung hegte, so benutzte er doch die Zeit der gezwungenen Ruhe, mit seinem treuen Freunde und Berather, Notar Dr. Foesser alles so zu regeln, als wenn er unwiderruflich abberufen würde. Eine Konsultation eines

berühmten Würzburger Professors gab Ende November den eingeweihten Freunden die traurige Gewißheit, daß das theure Leben besten Falles 6—8 Wochen zu erhalten sei. Trotz der aufmerksamsten Pflege, in welche sich neben den Schwestern vom hl. Franziskus mit den Barmherzigen Brüdern zuletzt eine leibliche Schwester des Verewigten theilte, schwanden die Kräfte desselben zusehends. Nichtsdestoweniger hatte er das lebhafteste Interesse für alles, was seines Amtes war und für was er sich im ganzen Leben interessirt hatte. Er bat seine besten Bekannten und Freunde, seine langjährigen Beichtkinder um Besuch; für alle ihre Verhältnisse zeigte er die wärmste Theilnahme; er fragte um die neuesten Vorkommnisse in Staat und Kirche, versuchte zu lesen und Druckbogen der Calcarer Geschichte zu corrigiren, betrieb die Vorarbeiten für das Vereinshaus, und besprach noch in der vorletzten Woche seines Lebens mit einem Freunde die Einrichtung eines Verzeichnisses der Bilder zu seinem Altarwerke. Ja er besprach eine Menge von Dingen, an die zu denken, über die zu sprechen er sonst nie Zeit gefunden hätte.

In den letzten drei Wochen trat ein auffallender Verfall der Kräfte ein.

Am schwersten war es dem Kranken, das hl. Opfer nicht selbst mehr darbringen, ja demselben nicht mehr beiwohnen zu können. Prälat Janssen erwirkte ihm in Rom die Erlaubniß, daß die hl. Messe in seinem Krankenzimmer gelesen werden dürfe. Dieselbe traf am 6. December ein. Vor Freude strahlend erzählte er den Besuchern, daß er am Muttergottestage, am 8. December die hl. Messe lesen werde; den ganzen Tag vorher, den 7. December, brachte er in geistiger Vorbereitung hierauf zu, mußte aber am Abende selbst eingestehen, daß er zu schwach dafür sei.

Einer seiner Capläne, Herr Strunk, las die hl. Messe im Krankenzimmer. Der Kranke wollte absolut nicht beim hl. Opfer sitzen, geschweige liegen; mit unsäglicher Mühe kniete er sich vor seiner Lagerstätte nieder, brach aber ohnmächtig beim „Gloria" zusammen.

Mit einer überaus großen Andacht und Freude empfing er dann, nachdem er sich bis dahin erholt, die hl. Communion. Von da ab nahmen die Kräfte zusehends ab. Wenn auch hie und da wieder Momente der Erleichterung eintraten, so war er selbst sich doch längst klar, daß es unerbittlich zu Ende gehe. Hatte er während seiner ganzen Krankheit niemals den Wunsch geäußert, am Leben zu bleiben, so antwortete er auf Ermuthigungen, daß es besser werden

würde, nur: „Wenn Gott will, daß ich noch mitarbeite, bin ich hierzu bereit." Allen, die das Glück hatten, ihn noch in den letzten Tagen zu sehen, wird die Ergebung und Geduld, die Freudigkeit, mit welcher der Verewigte sein Leiden ertrug, unvergeßlich sein. Nie eine Klage über seine Leiden, nur darüber, daß er so schwach sei, so viel schlafen müsse, so wenig beten könne; die rührendsten Bitten, im Guten auszuharren, Dank für Alles, was man ihm und der Sache der hl. Kirche gewidmet und gethan habe.

Am 22. trat, nachdem einige bessere Tage, die der Kranke ganz im Bett zugebracht hatte, vorangegangen waren, um die Mittagszeit eine auffallende Schwäche ein. Eine um 1 Uhr beginnende, bis beinahe $^{3}/_{4}2$ Uhr dauernde tiefe Ohnmacht erschien den Anwesenden als das Ende. Man betete die Sterbegebete; da plötzlich richtete der Kranke sich wieder auf, erkannte seine Umgebung, richtete an Jeden herzliche Worte und segnete auf Bitte des Herrn Pfarrer Zimmer von Oberrad die Anwesenden mit kräftiger freier Bewegung. „Ach betet recht für mich, ich bin zu schwach, ich kann gar nicht beten!"

Abwechselnd mit tiefen Ohnmachten, traten bis gegen 4 Uhr mehrfach wieder Zustände vollständiger Klarheit ein. Prälat Janssen spendete ihm in einem solchen Augenblicke den ihm für den Kranken übermittelten päpstlichen Segen, den derselbe mit sichtlicher Freude empfing. Um 4 Uhr trat der Todeskampf ein. Im Vorzimmer waren die Vorstände des Kirchenvorstandes und mit Herrn Prälat Janssen mehrere Geistliche und Freunde des Verblichenen versammelt. Seine älteste Schwester hielt das theuere Haupt in Händen; um das Sterbelager knieten viele Geistliche der Stadt und seine nächsten Freunde. Um 5 Uhr führte Herr Direktor Hilpisch die Anwesenden, außer den nächsten Angehörigen und Pflegenden in die Hauskapelle und betete mit ihnen den Rosenkranz.

Ehe er das letzte Gesetz des schmerzhaften Rosenkranzes: „Der für uns am Kreuze gestorben ist" begann, trat der pflegende barmherzige Bruder in die Kapelle und theilte mit, daß der treue Dulder ausgelitten habe.

Wenn der hl. Ignatius sagt: „Es ist eine große und seltene Kunst, Vieles zu thun, mit Vielen zu thun zu haben und doch weder sich noch Gott hintanzusetzen", — so hat der selige Münzenberger wohl dies Große und Seltene vollbracht, weil er sich vollständig hintansetzte, Gott und seine Ehre allein suchte.



Das Volksschulwesen in Deutschland

während

der drei ersten Decennien des 19. Jahrhunderts.

Von

J. Stillbauer.

„Die Volksschule ist recht eigentlich ein Produkt des Christenthums, und nur in christlichen Staaten finden wir bis auf den heutigen Tag Anstalten für den Volksunterricht. Die Kirche war es zuerst, welche sich der Erziehung und des Unterrichtes annahm, und sich dabei nicht blos an die Erwachsenen, sondern auch an die Jugend wandte. Darum war jede neu gegründete Kirche zugleich auch eine Schule, und die letztere lehnte sich überall auch räumlich an die erstere an." [1])

Wenn deßhalb der westfälische Friede (Art. 32) die Schule einen „Anhang der Religionsübung" (annexum religionis) nannte und (Art. 5 § 7) bestimmte, „daß die ganze Angelegenheit der Kirchen und Schulen jedem Religionstheil besonders zustehen solle (. . . . templorum et scholarum cuique parti suarum cura integra reservetur), so sprach er hiedurch einfach das in der Natur der Sache begründete und im Verlaufe der Jahrhunderte sich gebildete, in ganz Deutschland bestehende Rechtsverhältniß zwischen Kirche und Schule aus. Der Reichsdeputationsreceß vom 25. Februar 1803 bestätigte nicht blos dieses Rechtsverhältniß, sondern garantirte dasselbe von neuem, indem er (Art. 36) festsetzte: „Jeder Religion soll der Besitz und der ungestörte Genuß ihres eigenthümlichen Kirchengutes auch Schulfonds nach Vorschrift des westfälischen Friedens verbleiben."

Mit dem Beginn unseres Jahrhunderts, namentlich nachdem seit dem Reichsdeputations-Hauptschluß die Katholiken so viele katholische Landesherren und mit diesen ihren festen Bestand und ihre eigene Selbständigkeit beinahe ganz verloren und großentheils prote-

[1]) Volksschulkunde von L. Kellner, kgl. preuß. Regierungsrath. S. 35

stantischen Landesherren unterstellt wurden, nachdem die meisten Bischofssitze und viele Pfarreien verwaist, und, um es kurz zu sagen, die katholische Kirche mit der Beraubung ihrer Güter schutz- und rechtlos geworden war, zeigte sich in den einzelnen Territorien mehr oder weniger das Bestreben, die Schule dem Einfluß der Kirche gänzlich zu entziehen, ja dieselbe als reine Staatsanstalt zu behandeln.

Dieses Bestreben ist so recht eigentlich eine Frucht der französischen Revolution. Vor derselben hatte in ganz Deutschland die katholische und protestantische Geistlichkeit, jede über die respektiven Landschulen und Lehrer die Leitung und Aufsicht. Der Schulfond war meistens unter dem Kirchenvermögen nach dem Willen der Stifter bewahrt, und so war auch der Schullehrer, von Seiten seiner Besoldung, von der geistlichen Behörde abhängig; er arbeitete von den ersten Elementen der Bildung an, dem Pfarrer zum Behufe des christlichen Unterrichtes in die Hände: alle Schulen waren nach dem Sinne der Stifter, wie nach dem Geiste der Zeit „Religionsschulen."

Kaum aber hatten die Franzosen des linken Rheinufers sich bemächtigt, so machten deren Regierungsbeamte auch schon Versuche, die Schule von der Kirche zu trennen und jede pfarrliche Einwirkung auf dieselbe zu vernichten.[1] „Statt der Katechismen und anderer Lehrbücher einer Glaubenssekte, welche es auch immer sei", sollten „die Grundlagen einer bürgerlichen und republikanischen Moral gelehrt und alle Kinder, ihre Eltern mögen eine Religionsmeinung haben, welche sie wollen, dabei zugelassen werden.[2])

Durch Beschluß des Präfekten vom 18. Dezember 1805 wurde der Versuch gemacht, alle Schulen gänzlich ihres religiösen Charakters zu entkleiden, indem er allen Religionsunterricht in den Schulen förmlich untersagte.[3])

Die Lostrennung der Schule von der Kirche und die Vernichtung der pfarrlichen Einwirkung auf dieselbe hatte bald einen gänzlichen Verfall des Schulwesens zur Folge. Selbst der Minister des Innern klagt (1801) in seinem „Rapport zum neuen Gesetzentwurf über den öffentlichen Unterricht", über den „allerwärts

[1]) Dekret des Regierungscommissärs Rudler vom 9. Floreal VI. (28. April 1798.)
[2]) Dekret des Reg.-Comm. Rudler Art. 3.
[3]) Moufang, Katholische Pfarrschulen in der Stadt Mainz. S. 8 f.; Bockenheimer, Gesch. der Stadt Mainz während der zweiten französ. Herrschaft. S. 312.



herrschenden entsetzlichen Verfall der Erziehung und des Unterrichtes."[1])

Andere unverwerfliche Zeugen bestätigen diesen Verfall. So klagt der Protestant Matthiä in seiner Denkschrift über die Mittel zur Herstellung des öffentlichen Unterrichtes in dem Departement des Donnersbergs (Mainz 1801): „Der Zustand des Unterrichtes bot vordem einen sehr befriedigenden Anblick, . . . aber nun befindet er sich in der allertraurigsten Verwüstung." „Und welches sind die Ursachen dieses Uebels? Folgende drei: 1) die sehr merkliche Verminderung der Schulfonds; 2) der gänzliche Mangel der Schulorganisation, und 3) die Abwesenheit einer unmittelbaren und thätigen Aufsicht über die Schulen." (S. 4 u. 5.) „Wohl gibt es", fährt er fort, „überall Primärschulen, aber man müßte vor Allem die ehrenhafte und mühevolle Thätigkeit der Lehrer zur Anerkennung bringen, sie auf alle Weise unterstützen, ermuthigen, überwachen, ihnen ein anständiges Einkommen, wenigstens das, was sie unter der vorigen Regierung hatten, zusichern, und sie von jener herabwürdigenden und nachtheiligen Abhängigkeit, in der sie sich den Gemeinden gegenüber befinden, befreien. Dieser letzte Umstand könnte allein genügen, einen Mann, der etwas Selbstgefühl hat, niederzubeugen und ihm alle Thätigkeit zu verleiden." (S. 6.) „Unsere Verordnungen haben die Ueberwachung der Unterrichtsanstalten den Civilbehörden übertragen; aber diese sind im Allgemeinen wenig geeignet, um diesen Theil ihres Amtes wohl zu besorgen; denn man kann ein braver Mann, ein tüchtiger Beamter, ein ausgezeichneter Patriot sein, ohne die Eigenschaften und Kenntnisse zu besitzen, welche zur Leitung der Schulen nöthig sind und sich großentheils nur durch lange Erfahrung erwerben lassen." (S. 16.) Ein anderer Zeuge aus jener Zeit, der kirchenfeindliche Lehne, bestätigt in seiner Abhandlung: „Die gegenwärtige Lage des Departements in Betreff des Handels und öffentlichen Unterrichts." Jahrbuch für das Jahr IX der fränkischen Republik (1801) (Gesammelte Schriften III. S. 213—246) dieses Urtheil „Der öffentliche Unterricht", so schreibt er, „war (in der erzbischöflichen Zeit) in allen Theilen auf die vortheilhafteste Weise organisirt." Er redet sodann vom Flor „des öffentlichen Unterrichtes in jener Zeit" und wie die Revolutionskriege alles zerstörten und das Volk

[1]) Bei Moufang, a. a. O. S. 5.

„der Verwilderung" zuführten, denn „mit der Einrichtung der Primär- und Mittelschulen wollte es bei der veränderten Lage der Dinge nicht gelingen, weil der Fond derselben zu sehr geschmälert war, als daß man die vorige Einrichtung behaupten konnte, und eine schlechtere einzuführen nicht zweckmäßig schien . . . Man schlug also den kurzen Weg ein . . . gewissermaßen gar nichts zu thun und den Unterricht dem guten Willen der alten Lehrer und der Sorgsamkeit der Eltern zu überlassen. Hierdurch verhängte man aber zugleich über die verdienstlichste Klasse der Staatsdiener ein trauriges Loos, das besonders unter den Lehrern auf dem Lande . . . verzweifelnd war."

Bodmann, Divisionschef auf der Präfectur, schreibt: „Die Zahl derjenigen, welche lesen und schreiben können, hat seit der Revolution nicht zugenommen ... Unter der vorigen Regierung gab es wenige Gemeinden, die nicht ihre Lehrer hatten, und diese Stelle war gewöhnlich mit der des Sakristans vereinigt. Er lehrte Lesen und Schreiben und die Elemente des Rechnens und hie und da Kirchengesang. An größeren Orten lehrte er auch die Anfänge der lateinischen Sprache. In allen diesen Schulen war der Jugendunterricht durchaus auf religiöse Grundsätze gebaut, und so litt er auch unter denselben Schlägen, von welchen die Kirchen getroffen wurden." [1])

In seinem „Statistisches Jahrbuch für das Departement von Donnersberg. Jahr 1811. S. 256—258" schreibt Bodmann:

Für die Primärschulen „ist es schwer, gute Lehrer zu erhalten", und zwar „aus zwei Ursachen, weil 1) es an einer Anstalt zu ihrer Bildung fehlt, und 2) weil diese Stellen, die mit manchfachen Beschwerden verbunden sind, ohne eine Aussicht auf eine verhältnißmäßige Belohnung zu gewähren, am wenigsten von Männern gesucht werden, denen noch ein anderes Mittel einer erträglichen Existenz bleibt." Durch das Schulgeld war er „mit einem großen Theil der Gemeinde in einen ewigen Kriegsstand versetzt". Dabei war er vom Maire und den Gemeinderäthen abhängig; „sie hatten das Recht, ihn vorzuschlagen"; aber „obgleich der Candidat einer vorläufigen Prüfung unterworfen war, so konnte man doch selten auf ein gutes Subject Rechnung machen". „Unter der ehemaligen Verfassung waren die Schullehrer und Schulen der Aufsicht der

1) Annuaire statistique du département du Mont-Tonnerre pour 1809. p. 145.


4

Pfarrer anvertraut, von denen man erwarten konnte, daß sie die meisten Kenntnisse in ihrer Gemeinde besäßen . . . Die Geistlichen verloren durch die Grundsätze, die in der Revolution herrschend wurden, jeden Antheil an dem öffentlichen Unterrichte, den man, nach einem beliebten Ausdruck säcularisiren wollte. Der Grundsatz mag richtig sein . . . aber die Erfahrung hat gezeigt, daß die Aufsicht der untergeordneten Verwaltungsbehörden unzureichend war. Die Geschworenen des Unterrichtes konnten, da sie keine Besoldung erhielten, sich höchstens mit den Schulen ihres Wohnorts beschäftigen u. s. w." [1])

Zur Abstellung „der vielen Unordnungen und Aergernisse" in den Volksschulen, die doch „die Bestimmung haben, die ersten Grundsätze der Religion und die Elemente der menschlichen Kenntnisse zu verbreiten", hielt der Großmeister der Universität, Fontanes, es für nöthig, die Mitwirkung des Clerus wieder in Anspruch zu nehmen. Er schreibt unter dem 30. Januar 1809 an Bischof Colmar in Mainz: „Ich habe auf Mittel gedacht, den Unordnungen Einhalt zu thun, und ich habe kein kräftigeres und schneller wirkendes gefunden, als die Beihilfe Ihrer Einsichten. Ich wage es demnach, Sie zu bitten, daß Sie die Herren Seelsorger Ihrer Diöcese einladen mögen, Ihnen umständliche Berichte über die Schullehrer ihrer Pfarreien zuzuschicken. Nachdem Ihnen diese Berichte sämmtlich werden zugekommen sein, so belieben Sie mir dieselben mit Ihren eigenen Bemerkungen mitzutheilen." Im Verlaufe des Briefes spricht der Großmeister noch ausführlicher über die Aufgabe der Lehrer und ihr Verhältniß zu den Pfarrern sich aus: „Die Schullehrer sollen die Jugend vorbereiten zu dem gründlicheren Unterrichte, den sie von den Dienern des Altars empfängt; sie sollen die Geistlichen in ihren Bemühungen unterstützen, unter dem Volke die Kenntniß Gottes und die Liebe jener Tugenden zu verbreiten, welche die Ruhe der Familien sichern; sie sollen besonders in der dürftigen Klasse uns die Hoffnung einer besseren Generation geben." [2])

Diese Verordnung war von dem heilsamsten Einfluß für die Besserung der Schulzustände. Die kirchlichen Behörden beeilten sich, wie sie es stets gethan, auch jetzt wieder ihre besondere Sorgfalt

[1]) Jahrb. 1811 S. 262.

[2]) Mitgetheilt in einem gedruckten Ausschreiben des Bischofs Colmar vom 15. Februar 1809.

auf das Schul- und Unterrichtswesen zu verwenden. Nur ein Beispiel sei hier angeführt. Bischof Colmar machte es alsbald den Pfarrern zur Pflicht, die Schulen oft zu besuchen, Schule und Lehrer zu überwachen und in schwierigen Fällen an den Dekan und an den Bischof zu berichten. [1])

Am 1. Januar 1814 hörte auf dem linken Rheinufer die französische Herrschaft auf. Als Generalgouverneur der wieder gewonnenen deutschen Lande am Mittelrhein wurde von den verbündeten Mächten der russische Etatsrath Justus Gruner ernannt. Durch die Erfahrung und die eigene Anschauung belehrt, daß nur dann die Schule eine für Kirche und Staat gesegnete Wirksamkeit entfalten könne, wenn der Kirche ihre Rechte auf die Schule wieder gegeben würden, stellte er durch seine Verordnung vom 12. Juni (31. Mai) 1814 das in ganz Deutschland bestandene Rechtsverhältniß zwischen Kirche und Schule wieder her, verknüpfte demgemäß wieder den Schuldienst auf's innigste mit dem Kirchendienst, erklärte den Pfarrer wiederum zum Vorstand und Aufseher der Schule und des Lehrers, und räumte ihm sogar das Vorschlagsrecht bei Besetzung von Schulstellen ein.

„Da ich es für nöthig erachte, dem Landschulwesen eine bessere Einrichtung und Aufsicht zu geben, als die bisherige gewesen, so setze ich darüber Folgendes fest:

Fortan sollen die Schullehrer auf dem Lande nach dem Vorschlage des Ortspfarrers, auf das Gutachten des Bürgermeisters der Bürgermeisterei und nach vorgängiger Prüfung durch die Lehrer der Normalschule, und in Gemäßheit eines darüber ausgestellten Zeugnisses von Gouverneurs-Commissären ernannt werden. Um ihre Umstände so viel als möglich zu verbessern, soll, wie es an verschiedenen Orten schon gehalten wird, als allgemeine Regel gelten, daß das Amt des Schullehrers in Zukunft immer mit dem des Küsters verbunden wird.

Die Einsammlung der Schulgelder und sonstiger Abgaben soll nicht durch den Schullehrer selbst, sondern durch den Ortsvorstand geschehen, und in den ersten Tagen jedes Monates von demselben dem Schullehrer übergeben werden.

Der Pfarrer jedes Orts ist als der natürliche Vorstand und Aufseher der Landschule zu betrachten und zu ehren. Er wird sich

[1]) Diöcesanstatuten vom 11. November 1811, § 132—135.

von Zeit zu Zeit, so oft es seine übrigen Amtsgeschäfte erlauben, in die Schule seiner Pfarrei begeben, über die gute Ordnung und den Lehrvortrag wachen, und der Schullehrer hat allen seinen verständigen Anordnungen Folge zu leisten.

Die Oberaufsicht über alle Landschulen des Kantons ist dem Kantonspfarrer anvertraut. Er wird die Schulen seines Sprengels von Zeit zu Zeit besuchen, über mögliche Verbesserungen mit den Pfarrern des Orts, den Syndiken und Bürgermeistern Rücksprache nehmen, allenfalls eingetretene Zwistigkeiten schlichten, in außerordentlichen Fällen an die Inspektoren berichten, und jährlich einen allgemeinen Bericht über den Zustand der Schulen und die zu wünschenden Verbesserungen an dieselben einsenden.

Indem ich den Händen der Geistlichkeit einen so wichtigen Gegenstand, wie die Erziehung des Volkes ist, größtentheils anvertraue, habe ich den Glauben zu ihrem guten Sinne, zu ihrer Gewissenhaftigkeit und ihrer Religion, daß sie einem so hochwichtigen Geschäfte sich mit Eifer unterziehen, die allenfalls ihnen dadurch zuwachsende Beschwerde nicht achten und im Gefühle ihres Berufes, die Lehrer des Volkes zu sein, also handeln werden, wie es ihrem ehrenvollen Amte ziemt."

Man hätte denken sollen, die Lenker der deutschen Staaten hätten, durch die Mißerfolge, welche die revolutionäre französische Regierung durch die Entziehung des Einflusses der Kirche auf die Schule überall herbeiführte, wo sie zur Herrschaft kam, belehrt, die Kirche in diesem ihrem segensreichen Einfluß nicht nur beschützt, sondern soviel als möglich bestärkt. Allein leider war dies nicht der Fall. Es gab sich im Gegentheil allenthalben das Bestreben kund, das gesammte Schulwesen der Aufsicht der Kirche zu entziehen und die Schulen in reine Staatsanstalten umzuwandeln.

Hierin war der preußische Staat schon vorangegangen. Das am 5. Februar 1794 publicirte preußische Landrecht erklärte alle Schulen für „Veranstaltungen des Staates". „Ohne Vorwissen des Staates darf keine Schule errichtet werden." „Alle öffentlichen Unterrichts- und Erziehungsanstalten stehen unter der Aufsicht des Staates und müssen sich den Prüfungen und Visitationen desselben zu allen Zeiten unterwerfen."

In den Jahren 1798—1801 unternahm der Minister von Massow Visitationsreisen in den verschiedenen Provinzen und richtete sein Augenmerk auch auf die Volksschulen. In einem Generalbericht

an den König spricht er von der Nothwendigkeit der Reform des Schulwesens, deren „Objekt Nationalerziehung und deren Terrain sämmtliche preußische Staaten“ sein müßten.

In dem Berichte des Ober-Konsistoriums vom 18. Juli 1799 wird „zur Bekämpfung des nur sehr verbreiteten Vorurtheils, als ob die Schulen zunächst die Sache einzelner Religionsparteien wären und sein müßten“ aufgefordert; denn es sei unleugbar, daß die Schulen als Institute des Staates und nicht einzelner Konfessionen zu betrachten seien.[1] In Bayern wurden im Jahre 1805 sämmtliche Volksschulen für eine „nicht mehr kirchliche, sondern für eine wichtige Polizeianstalt erklärt.“[2] Aehnlich erging es den Rechten der Kirche auf die Schule in anderen Ländern, in Hessen, Baden, Nassau u. s. w.[3]

Demgemäß lag die ganze Leitung des Schulwesens in den Händen der einzelnen Regierungen. „An die Spitze des ganzen Erziehungswesens“, so schreibt der Canonist Frey, „wurden Männer gestellt, die zum Theile antichristliche Gesinnungen in öffentlichen Schriften an den Tag legten, theils in der That wenig Achtung für Christenthum zeigten, die daher ihren christlichen Indifferentismus durchzusetzen suchten. Die Bischöfe mußten es dulden, daß Aeußerungen gemacht, Bücher eingeführt, Ideen in Circulation gebracht wurden, die sie als gefährlich und schädlich ansahen; sie mußten mit bitterem Kummer zusehen, wie Füchse und Wölfe den Weinberg des Herrn verwüsteten.“[4] Daß diese Schilderung nicht übertrieben ist, zeigen schon die Namen der Männer, denen die Oberleitung über das Volksschulwesen übertragen war.[5]

Wie die Leiter des Schulwesens in den einzelnen Ländern und Provinzen, so waren auch die Directoren der Lehrerseminarien nicht selten unkirchliche, unchristliche, ungläubige Männer, ja sogar apostasirte, beweibte Priester. So stand das katholische Lehrerseminar zu Braunsberg unter der Direction des verheiratheten, apostasirten

[1] Keller, Geschichte des preuß. Volksschulwesens. Berlin 1873 S. 136.

[2] Vgl. Kgl. Verordn. v. 29. Aug. 1873 in Augsb. Allg. Ztg. 1873. S. 5332.

[3] Firnhaber, Die nass. Simultanvolksschule Bd. I S. 325, 329, 354. Bd. II S. 8, 338—40, 353.

[4] Bemerkungen zu der Schrift: Ideen zu der Organisation der deutschen Kirche. Germanien 1815.

[5] Bez. Preußens s. Keller a. a. O. S. 149, bez. Nassau's s. Firnhaber, bez. Rheinhessens s. Moufang, k. Pfarrschulen u. s. w.

Mönches Cornelius von Burgund.[1]) Vergebens hatte der Fürstbischof Joseph von Hohenzollern in einem Briefe an den Staatsrath Nicolovius vom 7. März 1811 nachgewiesen, daß dem genannten Burgund „jenes Haupterforderniß eines würdigen Schulobern, ohne welches alle übrigen guten Eigenschaften fast wie taube Blüthen erscheinen, das allgemeine Vertrauen nämlich, nicht nur abgehe, sondern der Professor Burgund als Apostat stets ein Gegenstand der Verachtung der ganzen Diöcese bleiben müsse, und man ihn nur mit entschiedenem Widerwillen an der Spitze einer Anstalt sehen werde, von der Ermland sich segensreiche Folgen zu versprechen habe".[2]) Trotzdem wurde der Apostat an die Spitze einer katholischen Anstalt zum größten Aergerniß des katholischen Volkes gestellt und verblieb trotz wiederholter Vorstellungen des Fürstbischofs in diesem Amte bis zu seinem Tode 1825. Die Befürchtung des wachsamen Oberhirten, daß „der Geist des Vorstehers sich auch in seinen Zöglingen abspiegeln könnte", war nur zu sehr begründet.[3]) „Der Zustand des Schullehrerseminars in Braunsberg", klagt der Fürstbischof, „wird immer schlechter; die jungen Leute, die daraus hervorgehen, sind schwach in Kenntnissen und lau für alles Heilige. Unwissend und doch voll Dünkel, sind sie eine wahre Plage für die armen Pfarrer, allgemein auch weigert man sich, sie anzunehmen".[4])

Dem Lehrerseminar zu Bayreuth war der berüchtigte, verheirathete, apostasirte Graser vorgesetzt und an der Spitze des Schullehrerseminars zu Würzburg stand Hergenröther, der seinen Kandidaten die berüchtigten Stunden der Andacht als Erbauungsbuch vorlesen ließ und den Ankauf desselben wiederholt empfahl, obschon das bischöfliche General-Vicariat von Würzburg, gleich anderen dieses Werk öffentlich verboten hatte. — In manchen Schullehrerseminarien mußten die katholischen Kandidaten dem protestantischen Religionsunterricht beiwohnen und mit anhören, wie die Lehren und Institutionen ihrer hl. Kirche entstellt und verhöhnt wurden. So schreibt ein katholischer Präparand aus dem Schullehrerseminar zu Bayreuth am 10. Juni 1825: „Wir haben bei einem protestantischen Lehrer Kalb noch immer die zehn Gebote nach Luthers Katechismus. Hierin

---

[1]) Ueber ihn siehe Joh. Oestreich, Der Kaufmann von Braunsberg. Braunsberg 1881.

[2]) Hipler Dr. Franz, Briefe und Tagebücher des Fürstbischofs von Ermland, Jos. v. Hohenzollern. Braunsberg 1883. S. 8.

[3]) S. 8 ff.

[4]) S. 175 ff.

kommen Citationen in der lutherischen Bibel vor, welche wir Katholiken aufschlagen und lernen sollen. Wir weigerten uns und sagten, die lutherische Bibel gehört uns nicht an, wir haben unseren Katechismus, die hl. Schrift u. s. w. Ei! Was? sagte er: die Bibel müssen wir binnen zwei Tagen haben, und unseren Katechismus haben nur Menschen geschrieben, und diesen ist auch nicht alles zu glauben. Die lutherische Bibel aber enthält Wahrheit, und ist von Gott. Nun so folgt ein Schlag auf den anderen. Unsere Heiligen, sagen die Lutherischen, sind die Minister u. s. w., und so müssen wir stets in dieser Stunde gleichsam zum Gespötte der Protestanten seyn. Vergangenen Frohnleichnamstag sagten wir, daß wir Katholiken einen hohen Festtag haben, und wir baten um Erlaubniß, daß wir von der Schule befreit würden, und selben halten dürften. Keineswegs versetzte der lutherische Lehrer spöttelnd, es ist auch ein Tag, wie ein anderer. — So geht es bei jedem Feiertage, wenn die Katholiken einen unter der Woche haben u. s. w." [1])

In dem Schullehrerseminar zu Kaiserslautern besuchten sämmtliche katholische Candidaten des Lehrfachs den protestantischen Religionsunterricht, den der protestantische Director dieser Anstalt ertheilte, aus Furcht nämlich, „im Unterlassungsfalle eine schlechte Befähigungsnote beim Absolutorium von ihm zu erhalten." Nach den uns vorliegenden Dictaten wurde alles specifisch Katholische als unwahr und als Aberglaube dargestellt, die Priester verleumdet, die Lehre von der Heiligenverehrung und den evangelischen Räthen lächerlich gemacht u. s. w.

Ueber die verderblichen Folgen dieser unerhörten Art, die Katholiken protestantisch zu machen, spricht sich ein Zeitgenosse, ein erprobter Landschullehrer, der die Früchte einer solchen Erziehung in der allernächsten Nähe wahrnehmen und beurtheilen konnte, ganz richtig aus, wenn er schreibt: „Nach zwei Jahren kommen die Candidaten mit den Namen mancher Kenntnisse und mit einem Herzen voll Haß und Verachtung gegen die Gebräuche und die Geistlichen der katholischen Kirche, und, weil sie alles zu vermengen gelehrt worden sind, ebenso gegen die katholische Kirche zurück. Wird ein solcher junger Mensch, voll Eigendünkel und Unglauben, seine ihm anvertrauten Schüler zur Religiosität und zur Achtung vor den religiösen Gebräuchen seiner Kirche erziehen — er, der nur mit einem inneren Hohngelächter neben dem Pfarrer stehen kann, wenn dieser

[1]) Abgedruckt in „Katholik", Bd. XVII. S. 124.



die hl. Taufe ertheilt? Wird er seinen Kleinen den katholischen Katechismus vom Abendmahle mit Ueberzeugung erklären — er, der vom Director, dem pädagogischen Evangelisten, gelernt hat, daß dieses Brod und dieser Wein doch nur eine Vorstellung, nur eine unmittelbare Anzeigung seien? Entweder wird er seinen Kindern das Kaiserslauter Evangelium verkünden, und dann das Vertrauen aller katholischen Eltern mißbrauchen, und die Kinder ihren Katechismus verlachen lehren; oder der Brodlehrer wird seine Vorstellung in sein Herz verschließen, und so zum Heuchler und zum herzlosen Wolfe im Schafstalle, der nur dem Heiligen dient, weil es seinen Magen füllt, werden." [1])

Vielfach waren den Candidaten Lehrbücher, selbst in der Religion vorgeschrieben, die dogmatische Irrthümer enthielten und voll von Vorurtheilen gegen die katholische Kirche waren. So war in dem Schullehrerseminar zu Idstein, das auch von Katholiken besucht wurde, eingeführt: Gruner Gottlieb Anton, „Grundlegung zu einem auf das Gewissen und auf die Bibel gegründeten Unterrichte in der Tugend- und Glaubenslehre." Zum Gebrauche in Schulen, in Privatlehranstalten und für die häusliche Erziehung; überhaupt für Verehrer Jesu aus allen [!] Confessionen, die sich im Besitze der moralisch-religiösen Wahrheit befestigen wollen. Heidelberg 1817. S. 188. 8⁰. In demselben wird neben vielen anderen Irrthümern S. 17 Christus als bloser Mensch dargestellt. „Jesus Christus ist in einem ganz anderen, viel höheren Sinne (als wir) Gottes Sohn, weßwegen er auch in der Bibel der eingeborene Sohn Gottes, d. h. ein Sohn Gottes, wie es sonst keinen gibt, genannt wird. Je besser ein Mensch ist, desto näher und enger ist er mit Gott verbunden, desto würdiger ist er, ein Kind Gottes zu heißen. Jesus Christus war aber der Beste u. s. w." S. 155 heißt es: „Die Reue erwirkt Vergebung der Sünde. Gib dich der Reue hin und zweifle nicht an der Vergebung, wenn du deine Sünde erkennest, verabscheuest, deine Fehler, so viel du kannst, wieder gut machest, und deine Gesinnung von Grund des Herzens besserst." Die Nothwendigkeit des Sakramentes der Buße wird also geleugnet. — Weite Verbreitung fand auch das Werk „Abriß einer allgemeinen Religionslehre zum Unterrichte der studirenden Jugend ohne Unterschied der Confession, entworfen von Jos. Muth." Hadamar 1822. rec. in Katholik 6, 45—72.

[1]) Katholik, Bd. XVIII S. 353.

In den bayerischen Schullehrerseminarien mußten die Candidaten, ja sogar alle Volksschullehrer des Buches sich bedienen: „Erziehungslehre im Geiste des Christenthums. Ein Handbuch für Lehrer und Schulpräparanden von J. B. Hergenröther, Doctor der Philosophie und Director des königl. Schullehrer-Seminars zu Würzburg. Sulzbach 1823."

In demselben wird die Erbsünde, die Auferstehung des Fleisches geleugnet und kommen eine Reihe unkatholischer Sätze vor. Mit Recht sagt der Recensent des Werkes im „Katholik" [1]): „Was muß aber endlich aus dem katholischen Volke werden, dessen Kindern man Lehrer gibt, die solche widerchristliche Grundsätze sich eigen machen müssen, da nicht allein die Schulpräparanden das vergiftete Buch des Herrn Verfassers haben müssen, sondern auch alle bereits angestellten Schullehrer des baierischen Untermainkreises dasselbe auf Kosten der Gemeindheiten als Fortbildungsbuch in die Hand bekommen, und die monatlichen Conferenzen von den Conferenz-Vorstehern, welche aus den Pfarrern gewählet sind, darnach gehalten werden müssen. Das ist nun freilich der sicherste Weg, Baiern, und nach ihm das übrige Deutschland, zu entkatholisiren und dann auszuführen, was bisher die katholische Religion noch gehindert hat. Und Männer, welche mit der Religion auch die Thronen untergraben, belohnt man noch."

Dieser Erziehungsmethode entsprechend waren auch die Früchte, die dieselben erzielten. „Schullehrer-Seminarien sind nicht nur dem erwärmenden Einfluße der Ordinariate allzusehr entzogen", schreibt Kastner, [2]) „sondern ebenfalls durch sehr einseitige Ansichten geleitet und irre geleitet worden. Man hat bloß nur eine Art von Studenten — d. h. Halbgelehrte — nicht eigentliche Schulmeister, sondern fast nur Lehrer heranzubilden gesucht. Daher sind aus dergleichen Seminarien oftmals stolze, anmaßende Bursche hervorgekommen, welche vom Dünkel aufgeblasen, nur den Herrn spielen, in schönen Kleidern einherstolziren, sich wenig plagen, dabei aber wacker schlafen, gut essen und viel trinken wollen; Bursche, die nur an das schnelle Heirathen denken, nicht aber dafür besorgt sind, in die Kirche zu gehen, ein gutes Beispiel zu geben, ihrem vorgesetzten Seelsorger und unmittelbaren Schulaufseher recht folgsam zu sein,

[1]) 1 Bd. IX, S. 11.

[2]) Die katholische Kirche Deutschlands in ihrer projectirten und mögl. Verbesserung. Sulzbach 1829. S. 113.

und nebenbei einen recht fleißigen und andächtigen Meßner und Kirchendiener zu machen; Bursche endlich, die in Hinsicht auf Kirchenmusik, Choralgesang, Dinge, die doch auf Erbauung der versammelten Gemeinde und auf Belebung des Gottesdienstes so einen mächtigen Einfluß haben — sehr schlechte Kenntnisse und Fertigkeiten beurkunden. Ich will hier der Ehre der Seminarien und der Bravheit der aus ihnen hervorgegangenen Zöglinge nicht zu nahe treten; aber ich kann obige Defekte nicht ganz verschweigen und sohin meinen Wunsch nicht verbergen, daß nämlich zuerst über die Schullehrer-Seminarien den Bischöfen der erforderliche Einfluß nicht versagt, und daß in diesen Seminarien selbst vorzüglich darauf hingearbeitet werde, daß die Zöglinge geschickte, fromme und fleißige Männer in der Schule, zu Hause und besonders auch in der Kirche seien; — Freunde des Gebetes und der Häuslichkeit, voll Würde und Bescheidenheit im Verkehre mit den Parochianen, voll Ehrerbietung und Subordination gegen den Seelsorger; Meister in ihrem Fache, im Schulhalten und im Kirchendienste, im Choral und Orgelspiel u. s. w. So ein Zögling und junger Schulmann wird eine Freude für Pfarrer und Pfarrgenossen und ein Segen für die Schule sein."
Hiemit übereinstimmend lautet das Urtheil Frey's [1]): „Man hat dem Schullehrerstande eine solche Bildung und Richtung gegeben, daß er zur Erfüllung eines Theils seiner Pflichten wenig mehr zu gebrauchen ist. Nicht nur hat man durch die vielen Rubriken, welche der öffentliche Lehrplan umfaßt, ihre Köpfe exaltirt, sondern auch, weil auch ihre Bildung keinen gleichen Schritt gehalten hat, sie an Kopf und Herz verdorben, so daß sie für die religiös-christliche Erziehung wenig mehr geeignet sind." „Die Landschullehrer tragen den Kamm zu oft zu hoch und lassen sich einfallen, wo nicht mehr, doch des Pfarrers Gleicher zu sein." [2]) — Ebenso schlimm war es auch um die Weiterbildung der Lehrer bestellt, wie ein Blick auf die damaligen pädagogischen Zeitschriften zeigt.

Eine der verbreitetsten Zeitschriften für Schullehrer war: „Der Schulfreund für die deutschen Bundesstaaten"; oder: „Der baierische Schulfreund von Dr. Heinrich Stephani, königlichem baierischen Kirchenrathe, Dekane und Stadtpfarrer zu Gungenhausen" [3]) und das „Wochenblatt für Prediger und Schullehrer der Preußischen

[1]) A. a. O.

[2]) Westenrieder, 100 Erinnerungen S. 60. München 1821.

[3]) Auszüge s. in „Katholik" Bd. IV., 62—72.

Monarchie." [1]) Beide Zeitschriften wurden auch vielfach von katholischen Lehrern gelesen.

Allgemein war das Bestreben der einzelnen Regierungen, die bestehenden Confessions-Schullehrerseminarien und Confessions-Volksschulen in sogenannte paritätische Simultan-Seminarien und -Schulen zu verwandeln, in denen die katholischen und evangelisch-lutherischen Schüler nur einen und denselben Unterricht erhielten. So machten die beiden rheinischen Oberpräsidenten v. Ingersleben und v. Solms den Vorschlag, für die Rheinlande paritätische Schullehrerseminarien zu errichten, weil diese „das wichtigste und tief in das Volk eingreifende Mittel seien, wodurch beide Confessionen einander näher gebracht werden könnten, und wodurch gegenseitige Toleranz unter ihnen zu fördern sei." Der Minister Freiherr v. Altenstein wies denselben jedoch als „sehr bedenklich" zurück, „weil die Erfahrung eben nicht für solche Simultanseminarien spreche, und auch sich voraussehen lasse, daß die bischöflichen Behörden in den Rheinprovinzen gegen die Errichtung solcher für katholische und evangelische Zöglinge zugleich bestimmten Seminarien mannichfaltige Widersprüche erheben würden." [2]) Auf einen nochmaligen Bericht der beiden Oberpräsidenten, worin sie den staatlichen Charakter der Schulen besonders betonten, erwiderte Altenstein am 8. Juli ausführlich und erklärte, daß „die Schulen als Staats- und zugleich als kirchliche Institute, wie es ihre Natur auch mit sich bringe, immer betrachtet und behandelt worden seien."

Eine Cabinetsordre Friedrich Wilhelm III. vom 4. October 1821 verfügte: „Daß die Vereinigung der Schulen weder der einen noch der anderen Confession aufgedrungen werde." Veröffentlicht wurde dieselbe durch ein Ministerialrescript vom 27. April 1822, in dem über die Communalschulen folgendes Urtheil abgegeben wird: „Die Erfahrung hat gelehrt, daß in Simultanschulen das Hauptelement der Erziehung, die Religion, nicht gehörig gepflegt wird, und es liegt in der Natur der Sache, daß dieses nicht geschehen kann. Die Absicht, durch solche Schulen größere Verträglichkeit unter den verschiedenen Glaubensgenossen zu befördern, wird auch selten oder niemals erreicht; vielmehr artet jede Spannung, die unter den Letzteren verschiedener Confession oder zwischen diesen und

[1]) Auszüge in „Katholik", Bd. IV. S. 104—112.

[2]) Bericht v. 4. u. 25. Januar 1821. Antwort des Ministers vom 12. Februar.



den Eltern der Schuljugend ausbricht, gar zu leicht in einen Religionszwist aus, der nicht selten eine ganze Gemeinde dahinreißt, anderer Uebel, die mit Simultanschulen verbunden sind, nicht zu gedenken. Des Königs Majestät haben dieser Ansicht des Ministeriums in der Cabinets-Ordre vom 4. October ausdrücklich beizupflichten geruht. Dergleichen Anstalten können daher nicht Regel sein. Ausnahmen finden statt, wenn entweder die offenbare Noth dazu drängt, oder wenn die Vereinigung das Werk freier Entschließung der von ihren Seelsorgern berathenen Gemeinden ist und von der höheren weltlichen und geistlichen Behörde genehmigt ist." [1])

Trotz dieser Cabinetsordre und dieser ausdrücklichen Erklärung des Ministeriums gab sich namentlich in den östlichen Provinzen Preußens das Bestreben kund, die katholischen Confessions-Schulen in simultane umzuwandeln, beziehungsweise die katholischen Schulen mit protestantischen Lehrern zu besetzen. [2])

Wie der Erzbischof Przyluski von Gnesen-Posen in einem an König Friedrich Wilhelm IV. gerichteten und von den beiden Domcapiteln unterschriebenen Promemoria klagt, [3]) wurde „das Elementarschulwesen in der ersten Zeit nach der Reoccupation von 1815 nur von protestantischen Consistorial- und Schulräthen bearbeitet, die von der Sucht, Alles zu germanisiren, geleitet, überall, wo es anging, und wo auch nur der kleinste Theil einer Gemeinde protestantisch war, protestantische Lehrer anstellten, oder anzustellen suchten."

„Diese Germanisirungstendenzen äußerten sich noch nachtheiliger in dem fortwährenden Streben, Simultanschulen zu begründen und, wo es sich irgend thun ließ, protestantische Lehrer anzustellen. Solche Simultanschulen wurden nämlich gewöhnlich in jenen überwiegend katholischen Orten eingeführt, wo die Protestanten nicht in der Lage waren, ein eigenes Schulsystem zu unterhalten, durch den Anschluß an die Katholiken zu einer gemeinschaftlichen Schulsocietät aber die Anstellung eines besonderen protestantischen Lehrers erlangten. . . Der umgekehrte Fall dagegen, daß auch eine protestantische Schule zu Gunsten der Katholiken in eine Simultanschule umgewandelt worden wäre, dürfte wohl niemals vorgekommen sein; vielmehr haben die Katholiken an Orten, wo sie zur Unterhaltung einer besonderen Schule nicht die nöthigen Kräfte besaßen, sich lediglich an die prote-

[1]) Rönne, das Volksschulwesen des preuß. Staates S. 659.

[2]) Keller, a. a. O. S. 160, 204, 205, 206.

[3]) Abgedruckt in der Deutschen Reichsz. 1886 Nr. 49 ff.

stantische Schule anschließen müssen, ohne daß deshalb zu ihren Gunsten die Anstellung eines katholischen Lehrers erfolgt wäre." Nicht besser waren die Schulzustände in den Diözesen Ermeland,[1] Culm, Breslau u. s. w.[2]

Am ausgebildetsten war das Simultan- (Communal-) Schulwesen in dem ehemaligen Nassau.[3] In die dortigen Schulverhältnisse gibt folgende Rede, die der Abgeordnete Freiherr v. Schütz am 13. April 1820 in der Ständekammer gehalten hat, einen lehrreichen Einblick: „Eine der wesentlichsten Rechte jeder Kirche und Bedingniß ihrer Fortdauer, ist die Fortpflanzung ihrer Lehren durch den Unterricht; diesen zu ertheilen und dem Geiste der Kirche gemäß zu leiten, ist der Auftrag der Bischöfe und ihrer Gehülfen, und zugleich eine ihrer vorzüglichsten Pflichten. Die Kirche, als religiös-sittliche Bildungsanstalt, muß, um diesen Zweck erreichen zu können, Diejenigen prüfen und anstellen dürfen, denen sie die Ertheilung des Unterrichtes übertragen soll. Sie muß befugt sein, sowohl die Lehrgegenstände, als auch die Methode vorzuschreiben, und auf ihre Befolgung zu wachen. Soll sittlich-religiöse Bildung vollständig gerathen, dann wird der Unterricht mit der zartesten Jugend beginnen müssen, daher wird er in den Elementarschulen ertheilt.

Den kirchlichen Behörden sollte also die Hauptleitung der Schulerziehung überlassen bleiben, weil vorerst der Mensch religiös gebildet werden muß, um guter und nützlicher Bürger sein zu können, wenn gleich die intellectuelle Bildung zu anderen das bürgerliche Leben betreffenden Zwecken, höchst wichtig und nützlich ist. Diese letztere Bildung ist Sache des Staates und gehört unter seine Leitung. In den Schulen können nur selten beide Zwecke erreicht werden, und gemeinschaftliches Zusammenwirken fördert zum Ziel. Unrecht also und zugleich schädlich ist es, wenn eine von beiden coordinirten Gewalten den Wirkungskreis der anderen beengt oder an sich reißt.

Leider ist dies in unserem Lande geschehen, indem die Bildung der Candidaten des Schullehrerstandes und ihre Anstellung einzig von der Regierung, ohne Einfluß der Vikariate abhängt, und ihre Prüfung in Religionskenntnissen nicht von diesen, sondern von Schulinspektoren geschieht, die von der Regierung hiezu beauftragt sind.

[1]) s. Hipler, a. a. O.; „Katholik" 1883, II. 168 ff.

[2]) s. Brück, Gesch. der kath. Kirche im neunzehnten Jahrhundert Bd. I. S. 410 ff.

[3]) Firnhaber a. a. O.



„Ebenso sahen wir von der Regierung eine Trennung der Religions-Lehrgegenstände in allgemeine und confessionelle vornehmen, und erstere hie und da Lehrern anvertraut, die mit ihren Schülern nicht gleicher Confession sind, so auch wann und wie oft der confessionelle Religionsunterricht ertheilt werden sollte, vid. Circul. v. 4. Februar 1819."

„Die Vikariate wurden über die Zulässigkeit oder Schädlichkeit dieser Trennung nicht befragt, oder ihr Einspruch blieb unbeachtet, obgleich das schon angeführte Edikt vom 16. August 1803 ausdrücklich sagt: ad A. so wie Wir unter die ausschließlichen bischöflichen Gerechtsame 5, das Predigtamt und den Unterricht der Jugend in Religionssachen zählen."

„Die über den Religionsunterricht entstehenden Collisionen zwischen den Pfarrern und Schullehrern, obgleich rein kirchlicher Gegenstand, werden nicht von den Vikariaten entschieden, sondern vor den Schulinspektoren, oft einer anderen Confession, müssen die Pfarrer Rede stehen, und in letzter Instanz entscheiden die Oberkirchenräthe und Regierung; die also Richter über Glaubenslehrer werden, und von ihrem guten Willen hängt es ab, ob das den Vikariaten überlassene Jus cavendi, oder vielmehr Erlaubniß Vorstellungen zu machen, Folgen haben werde oder nicht."

„Welcher Kirchengesellschaft kann es aber gleichgültig sein, von wem, und wie der Religionsunterricht ertheilt wird? Welche Kirchengesellschaft darf ruhig zusehen, daß die Leitung der religiösen Erziehung ihrer Jugend den rechtmäßigen Aufsehern entzogen werde und ihre unterscheidenden Lehren als Nebensache behandelt sind? Jede Kirche muß befürchten, daß die volle Glaubensüberzeugung verloren gehe durch Trennung von Religions-Lehrgegenständen, die wechselseitig einander unterstützen und erklären und nur in steter Verbindung zur überzeugenden Klarheit führen. Jede Kirche muß mit Grund besorgen, daß mit Ausscheidung des Confessionellen, als minder wichtig, Gleichgiltigkeit gegen ihre eigenthümlichen Lehren einreiße. Mit Grund wird sie befürchten müssen, daß statt eines, aus religiöser Ueberzeugung hervorgehenden tugendhaften Lebenswandels ihrer Mitglieder der Unverstand und die Arroganz sich anmaßen, so wie sie gewöhnt wurden, das Confessionelle als Nebensache oder als theologische Zänkerei und Pfaffentrug zu verspotten, einen sehr leichten Schritt weiter zu gehen und manche allgemeine Religionswahrheiten, die sie ebensowenig als jene zu begreifen vermögen, gleichfalls als

unerwiesen zu bezweifeln, oder als thörichtes Geschwätz zu verachten, und darin absichtliche Täuschung aufzuspüren, um leichtern Gehorsam gegen vermeintlichen Fürsten-Despotismus zu erzwingen."

„Welche unseligen Folgen hieraus für Staatenruhe und Bürgerglück hervorgehen, habe ich nicht nöthig, zu zeigen; die neueste Zeit hat uns darüber theure Lehren gegeben; möchten sie nur auch dahin benutzt werden, ihre verderbliche Quelle zu verstopfen." [1])

Was im Herzogthum Nassau zum Nachtheil der katholischen Religion hinsichtlich des Schulwesens bewerkstelligt wurde, das sollte auch im Großherzogthum Hessen-Darmstadt durchgesetzt werden. Als aber die diesbezüglichen Anträge im Abgeordnetenhause zur Sprache kamen, da erhob sich gegen diesen Plan der Abgeordnete Kaufmann J. Kertel von Mainz. Krank darniederliegend, sandte er unterm 20. Dezember 1823 an seine Landstands-Collegen folgende schriftliche Erklärung:

> „Es war mir sehr schmerzlich, daß eine Kränklichkeit mich hinderte, der Sitzung vom 18. d. M. beizuwohnen, in der ein Gegenstand berathen wurde, der einer derjenigen Angelegenheiten ist, welche meinem Herzen am theuersten sind, und am nächsten liegen.
>
> Die Ueberzeugung, die ich am letzten Landtage über das Schulwesen ausgesprochen, ist heute in mir noch unverändert. Sie ist die Ueberzeugung, daß keine Bildung, keine Erziehung der Jugend bestehen könne, ohne auf Grund der Religion und der Religiosität gebaut zu sein.
>
> Das evangelische und katholische Schulseminarium in eins vereinigen wollen, die bisherigen Pfarrschulen auf dem Lande durch sogenannte Communalschulen verdrängen wollen, heißt an dem im Dunkeln arbeitenden Plane, alles positive Christenthum zu vertilgen, theilnehmen.
>
> Ich bin weit entfernt, denen, die diesen Plan begünstigen, diese menschenfeindliche Absicht selbst unterzulegen. Aber daß sie wider ihre Absicht diesen Plan befördern, und daß, wäre es selbst ihr überlegtes Vorhaben, sie von der Ferne her zu diesem Zwecke ihre hinterlistigen Maßregeln so nehmen müßten, darin wird mit mir jeder übereinstimmen, dem mit der Religion der Glaube seiner Väter, in dem sie ihm zum

[1]) Abgedruckt in Katholik I, S. 376 ff. und Lieber, In Sachen rc. S. 148 ff.

Pfande überliefert wurde, theuer ist. Sowie den erwachsenen evangelischen Christen kein katholischer Pfarrer, und umgekehrt, frommen kann, so muß auch, und umsomehr muß die zarte Pflanze der Jugend ihre eigene Pflege haben. Wenn nun der Katholik sich im Gewissen beschwert findet, sein Kind einem protestantischen Lehrer anzuvertrauen, und der Protestant ebenfalls sich im Gewissen beschwert findet, sein Kind einem katholischen Lehrer anzuvertrauen, so ist ja die Errichtung solcher Communalschulen an die Stelle der Pfarrschulen gegen die Constitution, die die Gewissensfreiheit wahrt und schützt.

Wir, meine Herren Collegen! sind alle Christen; die meisten von uns sind Familienväter, und wir wollen unseren Kindern die große Wohlthat einer religiösen Erziehung so treu übermachen, als wir sie von unseren Eltern selbst erhalten haben. Die harte Zeit, in der wir leben, macht uns den Trost des Christenthums nur um so theurer und nöthiger."

Als dieser biedere, religiös-gesinnte Abgeordnete von seiner Krankheit genesen war und wieder in der Ständekammer erschien, erklärte er hier noch weiter: „Wenn ich Ihnen früher aus dem Krankenzimmer meine Ansicht über diesen wichtigen Punkt schriftlich mittheilte, so hatte ich keinen andern Beweggrund, als daß ich diesen Gegenstand als das Höchste ansah, was Regierung und Stände interessiren kann, derselbe Beweggrund, der mich schon auf dem vorigen Landtage antrieb, mich über das Schulwesen so laut auszusprechen. Der katholischen Religion ist bei Uebernahme der Rheinprovinz vom Großherzog, dann in unserer Constitution nicht allein Schutz versprochen, nein, sie soll mit der evangelischen gleiche Rechte genießen; die Katholiken können also vom Staate mehr als Duldung fordern, besonders, da sie dermal verwaist, und schon so lange nach einem Bischofe seufzen; sie können verlangen, vom Staate in besonderen Schutz genommen zu werden. Ich bin weit entfernt, zu glauben, daß der Antragsteller, als er seine Motion machte, und die Kammer, als sie sie mit einer Modifikation annahm, die Folgen so schwarz angesehen, als ich sie ansehe, und bitte daher die Herrn Collegen und die Kammer, mich nicht zu mißdeuten, wenn ich mich hier unverhohlen ausspreche. Nach meiner Meinung ist der Mensch ohne Religion unter dem Vieh, und ein Staat mit Unterthanen ohne Religion seinem Untergang nah. Wenn also die Staatsregierung die Religionen nicht handhabt, so führt das den Staat zum Unter-

gange. Ich behaupte weiter, die Religion in den Land- und Volksschulen vereinigen, heißt alle Religion verdrängen. In einer katholischen Schule fängt das Kind, wie es buchstabiren kann, am Vaterunser zu lesen an, so kommt es weiter bis zum Katechismus. In einer katholischen Schule betet man am Anfange und am Ende derselben. Von einem katholischen Lehrer fordere ich, daß er mit seiner Schule die Kirche besucht, und mit gutem Betragen und Andacht vorleuchtet. Wenn selbst die aufgeklärtesten Philosophen behaupten, daß der Glaube das Element, das Grundprinzip alles Wissens sei, so kann man mir den Vorwurf nicht machen, als wollte ich das Alte unbedingt herbeiführen, wenn ich behaupte, daß der Christ glauben müsse, daß er aber nicht glauben könne, wenn schon in zarter Jugend, in seiner ersten Lehre der Grund zum Zweifel in ihm gelegt würde. Es ist natürlich, es muß sein, das Kind sieht seinen Lehrer als etwas Höheres als sich selbst an, oft höher als seine Eltern; sieht es den Mann, dem es das Wissen zuschreibet, dem es alle Achtung zollet, in einer anderen Confession, gibt dies allein ihm nicht schon Zweifel? Wenn das katholische Kind seine Mitschüler, und umgekehrt, das protestantische unter einem katholischen Lehrer seine Mitschüler in einer anderen Religionsübung erblickt, wie kann man ihnen den Zweifel verargen? Wird das katholische Kind, das im achten, neunten Jahre zur Beicht angehalten wird, wenn es seine Mitschüler nicht in dieser Lage sieht, nicht zweifeln? Wenn also die Staatsregierung das katholische Kirchen- und Schulwesen Männern anvertraut, die das Gewissen der Katholiken nicht beruhigen, so handelt sie selbst, ohne es zu wollen, gegen Versprechen und Constitution. Wenn ich auf dem letzten Landtage das Schulwesen einer Commission anvertraut wissen wollte, so war das die zarteste Forderung, die ich machen konnte, die ich heute zu wiederholen mir zur Pflicht mache. Es war mir daher angenehm, den Beschluß der ersten Kammer zu vernehmen, dem Antrage gar keine Folge zu geben, und ich werde von ganzem Herzen unserem dritten Ausschusse beistimmen, der sich ebenfalls dafür ganz ausspricht." [1])

Dank den muthigen Worten dieses edlen Abgeordneten, der sich nicht scheute, dem zerstörenden Zeitgeiste entgegenzutreten, dessen Bestreben dahin ging, die katholische Religion zu untergraben, damit auf deren Trümmern die Fürsten mit ihren Staaten zusammen-

[1]) Verhandlungen in der zweiten Kammer der Landstände des Großh. Hessen. 1823.

stürzten, wurde das Großherzogthum Hessen vorläufig vor den Communalschulen bewahrt. — Aehnliche Versuche wurden auch in den anderen deutschen Staaten gemacht.[1])

Am nachtheiligsten für die katholische Kirche war die staatliche Controle über die Ertheilung des Religionsunterrichtes. Der Canonist Frey schildert[2]) die faktischen Zustände:

„In Bezug auf den öffentlichen, besonders den christlichen Religionsunterricht sind wohl seit der Säcularisation die bischöflichen Rechte am meisten verkannt und am tiefsten verletzt worden. Es ist überhaupt, selbst für die Regierungen interessant, die Beschwerden der Kirche in ihrer wahren Darstellung zu kennen. Von mehreren Staaten ist der Grundsatz aufgestellt und ausgesprochen worden: Die bürgerliche Erziehung ist von der religiösen zu trennen. In Gemäßheit dieses Grundsatzes wurden die Schulen blos unter die Aufsicht des Staates gestellt, der Einfluß der Geistlichen als solcher aufgehoben oder gehindert, der christliche Religionsunterricht in Hintergrund gestellt, und in den Volksschulen alles nur auf einen allgemeinen Unterricht in der natürlichen Religion reduzirt, so daß der positiv christliche hiebei als entbehrlich oder überflüssig erscheinen mußte; wenn man ihm auch in den allgemeinen Schulplänen noch einen Platz gestattete, so wurde doch für denselben so wenig Zeit verwendet, daß er unmöglich faßlich und eindringend genug werden konnte, und daß er nur blos als ein tolerirter Zweig des öffentlichen Unterrichtes erschien, nicht als ein wichtiger und wesentlicher. Die Folge war, daß die religiös-sittliche Bildung mit der intellectuellen keinen gleichen Schritt halten und daher keine reifen Früchte hervorbringen konnte.“ Ein anderer Zeitgenosse schreibt: „Von der Zeit an als Basedow mit seinem Unterrichts- und Erziehungssysteme auftrat, nahmen die Schulreformen eine so antireligiöse Richtung, daß man meinen sollte, das Lehr- und Erziehungsfach habe auf der Welt keinen ärgern Feind, als die christliche Religion. Seit jener Zeit sagte man sich immer mehr von ihr los und hatte nichts Dringenderes zu thun, als sie aus den Schulen zu entfernen. Man wollte blos Menschen und für solche einen Unterricht, der für die bürgerlichen Verhältnisse brauch-

---

[1]) S. Brück, oberrh. Kirchenprovinz und die diesbezügl. Kammerverhandlungen.

[2]) A. a. O. S. 221 ff.

bar machte. Diese Weise entsprach vollkommen der Denkart, welche auf der Bahn der Irreligiosität und leichtfertigen Gesinnung immer dreister fortschritt. Das Schulwesen konnte diesem Geiste gegenüber am wenigsten in dem, was nun freie, aufgeklärte Denkart hieß, zurückbleiben. Nach und nach traten eine Menge Charlatane mit neuen und dem Göttlichen immer mehr entfremdeten Entwürfen zu Schuleinrichtungen und Erziehungsmethoden auf. Es kam so weit, daß der Religionsunterricht, als dem Alles umschlingenden Staate und seinen irdischen Zwecken geradezu entgegen, völlig aus den Schulen verbannt wurde, indem der Staat und die weltliche Gesetzgebung den Fund gemacht hatten, daß ihr Thun ohne Religion weit besser von Statten gehe, folglich das Entbehren der Religion nicht allein ein an sich schon lästiges Gewicht entferne, sondern auch ihren Bewegungen einen rascheren und leichteren Gang mittheile. Denselben Vortheil konnte sich der frei denkende Haufe auch von den Schulen versprechen, und dies um so gewisser, wenn der Staat das ganze Schulwesen für eine ihm ausschließlich angehörende Sache erklärte, mithin Alles daraus entfernte, was dieser Absicht nicht zusagte. So sind unsere Schulen nach und nach geworden, was sie werden mußten . . . Die Schulen sind . . . zu flachen, werthlosen Fabrikstätten und zu Unterrichtsorten des stupidesten Unglaubens in Dörfern und Städten geworden. — Die sonst christlichen Schulen, die nun unseren ächt und vollkommen heidnischen Schulen und Zeiten Platz machen mußten, kannten kein höheres und nothwendigeres Wissen, als ein solches, das des Kindes Gemüth mit Liebe und Ehrfurcht gegen Gott und seinen hl. Willen so frühzeitig als möglich erfüllte. Nach dem unübertrefflichen Lehrsatze: „Werdet vollkommen, wie euer himmlischer Vater es ist," war aller Unterricht, von Gott ausgehend, und nur zu ihm zurückführend, eingerichtet. Nun wird dem Menschen gesagt: Er als ein mit Vernunft begabtes Wesen habe nichts weiter zu thun, als daß er nach dem Vernunftsausspruche die Tugend und das Recht liebe. So spricht in der rheinisch-westfälischen Monatsschrift für Erziehung und Volksunterricht, Märzheft 1826 S. 191, ein Lehrer auf die Frage: „Wie geben Sie den Religionsunterricht in ihrer Schule?" Folgendes: Sein Grundsatz sei: „Suche den Menschen im Menschen zu bilden; — leite ihn, daß er das Gute erkenne und — liebgewinne!! — suche sein Herz für das Höhere und Heilige zu erwärmen und zu beleben, unbekümmert, ob er sich katholisch, lutherisch, reformirt oder

israelitisch nennt; — betrachte ihn nur als Mensch. . . Von dieser Ansicht geleitet, behandle ich den Religionsunterricht." [1])

Die einzelnen Regierungen schrieben eigenmächtig ohne Einvernehmen mit den kirchlichen Behörden, ja nicht selten sogar trotz des ausdrücklichen Protestes derselben die Lehrbücher der Religion, die Katechismen und biblischen Geschichten vor und erließen specielle Verordnungen über den Lehrplan und die Methode des zu ertheilenden Religionsunterrichtes. So führte die badische Regierung in sämmtlichen Schulen die berüchtigte „Badische Schulbibel" [2]) ein. Gewissenhafte Pfarrer, die ihre Bedenken dagegen an maßgebender Stelle erhoben, wurden gemaßregelt. Als Beispiel werde nur angeführt, wie es in dieser Hinsicht dem Dekan und Pfarrer Mayer zu Gründelwangen erging. Ohne die von demselben eröffneten Bedenklichkeiten wegen Einführung der Schulbibel der Aufmerksamkeit zu würdigen, ward derselbe von dem Ministerium des Innern, kathol. Sektion, einfach gemaßregelt und ihm folgender Beschluß zugeschickt:

„Da diese Erklärung (des Dekans und Pfarrers Mayer) mit den Ansichten der Regierung, deren Organ der landesherrliche Dekan ist, nicht allein nicht übereinstimmt, sondern denselben geradezu widerspricht, der Dekan Mayer daher seine Amtspflichten, ohne gegen seine Ueberzeugung zu handeln, zu erfüllen nicht vermag; man auf der anderen Seite auch weit entfernt ist, seiner Privatansicht Gewalt anzuthun; so wird er von dem landesherrlichen Dekanate dispensirt, und dasselbe dem bischöflichen und landesherrlichen Dekan, Pfarrer Welte in Stühlingen provisorisch übertragen." Dem Dekanat Neustadt ging vom Seekreisdirectorium am 3. August 1821 auf seinen Bericht vom 18. Juli 1821 „die neuere Einführung der gesetzlichen Schulbibel betreffend" folgender Erlaß zu:

„Demselben (Dekanat Neustadt) wird auf seinen Bericht erwidert: Die Bemerkungen der Pfarrämter beurkunden offenbar die Absicht, die vorliegende Verordnung wegen Anschaffung der Schulbibel zu umgehen, ohne sich der Beschuldigung des Ungehorsams auszusetzen. Welche Rücksichten diesem Benehmen zu Grunde liegen mögen, entspricht dasselbe zunächst jener Offenheit des Charakters

[1]) Vgl. hiezu: Die Menschenerziehung und der Unterricht aus religiösen und christl. Standpunkten u. übereinstimmend mit dem Geiste der kath. Kirche dargestellt v. Phil. Fritz, Pfr. zu Fahr im Untermainkr. Sulzbach 1829. S. 471. (Katholik, Bd. 34, S. 114 ff.)

[2]) Katholik, Bd. 2 S. 518 ff.

nicht, welche dem Staats- und Kirchendiener eigen sein sollte. Da man jedoch geneigt ist, vorauszusetzen, daß die vorliegenden Erklärungen weniger auf der Absicht, einer Staatsanordnung sich entgegen zu setzen, als auf dem Mangel einer zureichenden Ueberlegung, und der Neigung zur Nachahmung beruhen, so hat das Dekanat eine neuerliche Veranlassung zur Anzeige der benöthigten Abdrücke der neuen Schulbibel für die Schulen zu erlassen, und die Pfarrämter darauf aufmerksam zu machen, daß der Staatsregierung zweifellos die Befugniß zustehe, zu bestimmen, welcher Lehrbücher sich in den Schulen zur Unterrichtsertheilung bedient werden solle, daß hinsichtlich des Religionsunterrichtes allerdings die kirchliche Regierung über den Gehalt des Unterrichtbuches zu entscheiden habe, daß auch diese Entscheidung durch die Genehmigung der neuen Schulbibel von Seiten des Generalvikariates zu Bruchsal erfolgt, und von Seiten des hiesigen Generalvikariates dagegen kein Anstand erhoben worden sei, und daß es sich sohin nicht einsehen lasse, mit welchen Gründen die Pfarrämter einen Ungehorsam gegen die vorliegende Verordnung zu entschuldigen vermöchten, da es zu ihren Dienstpflichten gehöre, dafür zu sorgen, daß keiner anderen, als der vorgeschriebenen Bibel in den Schulen sich bedient werde, ohne in die Frage einzugehen, ob die Gemeinden geneigt sein werden, die mit der Anschaffung der Schulbibel verbundenen Kosten zu bestreiten; — daß es übrigens jedem Pfarramt, welchem Bedenken gegen die Katholicität der neuen Schulbibel beiwohnen möchten, unbenommen bleibe, dieselben dem bischöflichen Generalvikar vorzulegen, und demselben die weitern Einschreitungen zu überlassen: Man erwartet binnen vier Wochen die Anzeige des Erfolgs. von Kleiser." — In sämmtlichen Schulen Bayerns ward von der Regierung die biblische Geschichte für Kinder von Christ. Schmid eingeführt. In derselben wurde die hl. Geschichte hie und da ungeziemend romantisirt und die biblische Erzählungstreue verletzt. Alles specifisch Katholische wurde ausgelassen, so „daß es fast den Anschein gewinnt, der katholische Verfasser habe mehr die Berücksichtigung der Akatholiken in Bayern im Auge gehabt, als der zur Hälfte zahlreicheren Glaubensgenossen, deren Religionsdiener er ist." [1])

Trotz des ausdrücklichen Widerspruchs des Vikariates zu Würzburg ward in den fränkischen Schulen der bewährte Katechis-

[1]) Katholik, Bd. 17, S. 570.

mus des P. Canisius abgeschafft und statt seiner der Katechismus des P. Aegid Jais als Landeskatechismus eingeführt. [1])

Wie in Preußen die staatliche Censur über die katholischen Katechismen gehandhabt wurde, dafür dienen als Beispiel die Schwierigkeiten, die dem Fürstbischof von Ermland bei Einführung eines Katechismus seitens der Regierung gemacht wurden. Bereits 1824 war derselbe nach Berlin gesandt worden, um das Placet für denselben einzuholen. Allein die Regierung zögerte mit dessen Ertheilung. Bitter beklagte sich hierüber der Fürstbischof: „Mit Erstaunen haben wir vernommen, daß man Anstand nehmen könnte, unserem Lehrbuch das Placetum zu ertheilen. Eine solche Beschränkung der Lehrfreiheit und unserer Gerechtsame kann und mag ich mir nicht denken. Die Sache würde schon deshalb viel Aufsehen erregen, da man bei Abfassung eines katholischen Religionslehrbuches wohl nicht mehr Mäßigung und Schonung der fremden Confessionen an den Tag legen kann, als es der Verfasser gethan. Dann dürfte man doch wohl durchaus keine Ansprüche auf Duldung und Liberalität mehr machen können, wenn man uns hindern wollte, die Gläubigen über die Wahrheiten unserer Religion vollständig und gründlich zu belehren." [2]) Allein trotz wiederholter „Erinnerungen" seitens des Fürstbischofs gab die Regierung nicht einmal eine Antwort. „Möchte das Manuskript," so schrieb der Fürstbischof an Freiherrn v. Eichendorff, „mir nur baldmöglichst zurückgestellt werden, da die Erscheinung dieses Lehrbuches dringend nöthig ist. Möge aber auch die Censur in dem Werke selbst nichts geändert oder ausgelassen wünschen! Denn mit aller Wahrheit kann man behaupten, daß unsere lutherischen Gegner bei Beurtheilung des Katholicismus darin fehlen, daß sie ihn nicht aus dem katholischen Gesichtspunkte betrachten, sondern aus dem protestantischen; daß sie die Lehren der katholischen Kirche nicht an dem Katholicismus prüfen, sondern an dem, was sie Protestantismus nennen, und daß sie endlich nirgends die Rechte und Befugnisse der katholischen Kirche betrachten." [3])

---

[1]) Ueber ihn siehe Brück, Gesch. der kath. Kirche im neunz. Jahrh. Bd. I. S. 396 f. u. die daselbst angerufene Literatur. S. Schwab, Franz Berg S. 481. Die Verfügung steht im Archiv für kath. Kirchen- und Schulwesen III. 2, 150.

[2]) Brief an Schmedding. Hipler S. 235 ff.

[3]) Hipler S. 277.

Tonangebende Männer, Regierungs- und Schulräthe, sprachen es offen aus, daß die Religion in der Schule nur als geduldetes Nebenfach betrachtet werden dürfe, ja aus der Volksschule ganz zu verbannen sei. Oberpräsident von Schön hat bei seiner Visitationsreise durch Ermland überall den Ausspruch hören lassen: „Die Religion gehört nicht in die Schule.“ [1]) Schulrath Graser erklärte jene Schulen „für die unsinnigsten und zweckwidrigsten Anstalten, in welchen der Religionsunterricht die Hauptsache des Unterrichtes sein soll.“ [2]) Aehnlich lauten die Worte Schneidlers, der einen Haupteinfluß auf das Volksschulwesen im Großherzogthum Hessen ausübte.[3])

Nicht selten wurde der Religionsunterricht durch ungeeignete Lehrer ertheilt. In einem Publicandum des Consistoriums von Köln vom 25. November 1817 heißt es: „Eine der unerfreulichsten Erscheinungen, welche wir in den von den beiden Prüfungs-Commissionen zu Köln und Mühlheim bisher gelieferten Resultaten zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, ist die bei vielen angehenden und selbst bei vielen schon länger, wenn auch nur provisorisch bestehenden Lehrern, sichtbare Vernachlässigung einer genauen und gründlichen Kenntniß der Religionswahrheiten und ihres inneren Zusammenhangs, woraus für die eigene religiöse Bildung dieser Lehrer, wie für die religiöse Erziehung der ihnen anvertrauten Jugend gleichwenig zu erwarten ist.“

Selbst auf das Gebet vor und nach der Schule erstreckte sich die staatliche Controle. Specifisch katholische Gebete wurden nicht nur in gemischten, sondern sogar in rein katholischen Schulen nicht gerne gesehen. So schreibt im Jahre 1824 ein angesehener Mann aus Württemberg an die Redaktion des „Katholik“: „Vor Alters wurde die Prüfung jedesmal mit einem Gebete angefangen. Jetzt ist Alles verändert, man braucht Gott nicht mehr anzurufen. In voriger Woche fand in einer Gemeinde, die 6 Abtheilungen zählt, die Prüfung statt. Der Pfarrer dieser Gemeinde ist zugleich geistlicher Rath. Hören Sie nun, wie er gerathen hat. Nachdem sich die Schulcommission und die übrigen Zuhörer versammelt hatten, wurde der Anfang nicht mit Gott dem Vater, sondern mit Absingung eines Liedes gemacht. Dem Anfang war der Schluß gleich.

---

1) Hipler S. 278 ff.

2) Graser, Hauptgesichtspunkte S. 25.

3) Volksbildung im Geiste und nach den Bedürfnissen unserer Zeit. Mainz 1821.

Welch' herrlicher Geist in den abgesungenen Liedern wohnt, sollen Sie aus einem einzigen sehen, das ich hier sowohl abschreibe, als im Original beilege.

Die Knaben von 12 bis 14 Jahren sangen:

Chor: Schön ist das Leben,
Schön ist's auf dieser Welt;
Wer zählt die Freuden,
Die sie enthält.

Diese Strophe wurde nach jedem der folgenden Solo repetirt.

1. Solo. Der Säugling an der Mutter Brust
Empfindet schon des Lebens Lust.
Sagt dieß sein Lächeln im Gesicht,
Sein erstes Stammeln nicht?

2. S. Der Knabe hüpft mit leichtem Sinn,
Weil er das Glück des Lebens fühlt.
Ein Schmetterling, ein bunter Stein,
Schon dieß kann ihn erfreu'n.

3. S. Der Jüngling eilt mit leichtem Sinn
Von einer Lust zur andern hin,
Er sucht im fernen Tageslauf
Sich neue Freuden auf.

4. S. Den Mann ergötzen Weib und Kind,
Die oft die ganze Welt ihm sind;
Sein froher Wirkungskreis beut dann
Ihm tausend Wonnen an.

5. S. Den Greis umringt der Enkelschaar,
Sie stellt ihm das Vergang'ne dar.
Er pflückte sich der Blumen viel,
Und nahet froh dem Ziel.

6. S. Für jedes Alter, jeden Stand
Ströhmt Wohlsein aus des Schöpfers Hand;
Was er dir gibt, genieße du:
So ruft dir Alles zu.

7. S. Der Kunst mit Weisheit uns zu freu'n,
Der wollen wir das Leben weih'n.
Wer Freud' in jedem Tag sich webt,
Und gut ist, der nur lebt." [1])

Sogar „Ave-Maria-Gebet" wurde von einzelnen Regierungen verboten. [2])

[1]) Katholik Bd. 15.
[2]) Brück, oberrh. Kirchenprovinz S. 157.

Auch die in den Schulen — nicht nur den gemischten, sondern auch in katholischen — von den Regierungen eingeführten Lehrbücher der Geschichte, die Lesebücher, die Sprachlehren hatten nicht selten Protestanten zu Verfassern und enthielten gar manche Vorurtheile gegen die Katholiken, Entstellungen und Beschimpfungen ihrer hl. Religion, ja sogar ganz ungläubige Stellen. Zu dieser Kategorie gehörten namentlich das „Lehrbuch für den Schulunterricht in der Geschichtkunde" von Galletti;[1]) der von der königl. bayrischen Schulcommission in München als „allgemein einzuführendes Schulbuch" empfohlene „Jugendfreund, ein Lehr- und Lesebuch für die oberen Klassen der Volksschulen";[2]) die in vielen tausend Exemplaren als Prämie unter die katholische Schuljugend verbreiteten „Erhebungen für das Herz in moralischen und religiösen Gedichten" von Ludwig Schuhkraft, in denen der reinste religiöse Indifferentismus gepredigt wird und nicht wenige für die Katholiken anstößige Stellen vorkommen;[3]) Heinsius, „Sprachlehre der Deutschen," in welcher, gewiß nicht ohne Absicht, die Worte „Pabstthum, Scheusal, Gehorsam" zum Dekliniren aneinander gereiht sind u. a. m.

Vielfach steckte man in protestantischen Schulschriften als höchstes Ziel sich vor „mit verschwenderischer Kühnheit jenen Männern Weihrauch zu streuen, die nichts als Unheil in die Kirche gebracht und Feindschaft und Trennung zwischen Brüdern gestiftet haben; nur zu oft wird in ihnen Alles behohnlächelt, was jedem Katholiken heilig sein muß, und mit frecher Blasphemie wird Luther an die Seite des göttlichen Stifters unserer Religion gestellt."[4])

In protestantischen Schulen fanden katholische Schulbücher keine Aufnahme.

Wie durch leichtsinnige Schullehrer selbst beim deutschen Aufsatz das Herz der Kinder frühzeitig schon verkrüppelt und demselben Gleichgültigkeit und Geringschätzung für alles Heilige eingeflößt wurde, zeigen die uns vorliegenden schriftlichen Aufsätze, welche ein Schullehrer im Großherzogthum Hessen in öffentlicher Schule den Schulkindern der größeren Klasse zu Großauheim (war damals großherzoglich-hessisch) im Frühjahre 1812 aus seinem Kopfe diktirt

[1]) Auszüge im Katholik Bd. 5, S. 20 ff.
[2]) Auszüge im Katholik Bd. 5, S. 225 ff.
[3]) Auszüge im Katholik Bd. 2, 164.
[4]) S. Katholik Bd. 5, 156.

hat und die diesbezüglichen Aktenstücke, die von protestantischen und katholischen Seelsorgern herrühren. [1])

Gewiß gerechtfertigt waren deßhalb die Mahnrufe zur Rückkehr, namentlich die Forderungen, der Kirche den ihr gebührenden Einfluß auf die Schule wieder zu gestatten. [2]) Es ist vollkommen berechtigt, wenn die Zeitschrift „Der Katholik" im Jahre 1822 [3]) mahnend und warnend ruft:

Will man den Criminal-Justizhöfen für die Zukunft weniger zu schaffen machen, so beginne man mit der Verbesserung des Schulwesens und mit der überall zureichenden tüchtigen Besetzung der Pfarrstühle, ganz besonders auf dem weniger beachteten Lande, und vergesse nicht, die Seelsorger und Lehrer den wichtigeren Staatsbeamten hochachtend beizuzählen. Eine Regierung, welche auf einem anderen Wege, als durch religiös-christliche Volksbildung, jenen Zweck, den Wunsch aller guten Herrscher, zu erreichen strebt, irrt ganz gewiß in den fälschlich angewandten Mitteln; die blos philosophische Moral reicht hier nicht aus, der christlich-religiöse Unterricht muß ihm erst Leben und allgemeine Ausübung aus höheren Beweggründen und durch kräftigere Mittel verschaffen. Diese Behauptung ist so gewiß, daß man sie in jedem Dorfe bestätigt finden kann. Wo da unter dem Schutze des einzigen Oberen, welchen die Dorfgemeinde zu besitzen pflegt, des Schultheißen oder Bürgermeisters, sich Pfarrer und Lehrer zur religiösen Volksbildung einträchtig die Hand bieten: da ist Sittlichkeit, Wohlstand, häusliche Glückseligkeit im Allgemeinen zu Hause; trittst du in eine andere Gemeinde, wo es an diesen Bedingungen des Volksglückes fehlt, so rath' ich dir, entferne dich bald, wenn dir Leben und Eigenthum werth sind; denn du bist nicht sicherer als in einer Räuberhöhle. Da sich nun diese Erfahrungen überall und täglich durch eigene Prüfung in einen unwidersprechlichen Beweis des Erwähnten zusammenfassen lassen, und es auch nicht weniger wahr ist, daß sich der mächtigste Staat nur aus der Zusammenstellung zahlreicher Gemeinheiten bildet: so ist es kaum erklärbar, mit welcher Gleichgiltigkeit hier und da von oben herab über diese erste Bedingung der allgemeinen Wohlfahrt weggeblickt

[1]) Katholik Bd. 5, 225—240.

[2]) S. Hipler, Briefe und Tagebücher des Fürstbischofs von Ermland, Jos. v. Hohenzollern, Braunsberg 1883. Frey, a. a. O. Kastner a. a. O. Denkschrift der bayer. Bischöfe u. s. w.

[3]) Bd. 3, 347.

werden, noch viel weniger, wie es sich gestalten könne, daß an manchen Orten ein absichtliches administratives Bestreben vorherrscht, das Religiöse zu profaniren, und alle Einwirkung des Seelsorgeamtes vom öffentlichen Unterricht entfernen zu wollen." Der schon genannte Canonist Frey formulirt die Wünsche und Forderungen der Kirche mit folgenden Worten:

„Es ist daher eine gerechte Forderung, welche der Bischof macht, daß ihm sein Einfluß auf den religiösen Unterricht wieder freigegeben werde. Die Regierung spreche daher den Grundsatz aus: Die bürgerliche und religiöse Erziehung gehe im gleichen Schritte. Der Staat erziehe den Bürger, die Kirche den Christen. Dem Bischofe werde daher nicht nur sein nothwendiger Einfluß auf die Erziehung des Schullehrers, sondern auch auf die dazu nothwendigen Anstalten überlassen. Er habe das Recht, durch seine Commissarien die Schullehrer zu prüfen, sie auf die Symbole seiner Kirche zu verpflichten, über ihren Schulunterricht zu wachen, auf ihr sittliches Betragen ein wachsames Auge zu haben, und auf ihre Entfernung oder Absetzung aus vollwichtigen Gründen und cumulativ mit den weltlichen Stellen anzutragen."

Und Kastner schreibt:[1] „Manche Schule hätte verdient gesperrt und mancher Lehrer ohne weiteres fortgeschickt zu werden. Aus solchen Schulen gingen keine Früchte hervor und noch sind die häßlichen Wirkungen des ausgestreuten Unkrautes sichtbar. Somit muß diesem Unfuge vorzüglich gesteuert und noch immer mehr gesteuert werden, als es bereits scheint geschehen zu sein. Daher soll und muß vor allem jene frivole, glaubenslose, negative, alles bekrittelnde Aufklärerei, die vordem Mode gewesen, aus den Schulen durchaus verbannt werden . . . es soll und muß durchaus das reliöse, positive und theokratische Princip geltend und herrschend gemacht, es sollen und müssen nur lauter solide, weise, fromme, orthodoxe Männer als Lehrer angestellt werden; es soll und muß auch in Schulen Gott, dem Glauben und der Kirche gegeben werden, was des Glaubens und der Kirche ist. So wird die Schule eine Bildungsanstalt, und nicht eine Anstalt der Verkrüppelung; denn daß verkrüppelte Lehren und Lehrer nicht eigentlich bildend, sondern nur verbildend und verkrüppelnd auf den Geist des Schülers einwirken, das ist psychologischer Erfahrungssatz."

[1] Die kath. Kirche Deutschlands in ihrer projectirten und möglichen Verbesserung S. 88 vergl. hiezu S. 110 ff.

Namentlich aber waren es die **Bischöfe**, welche laut und feierlich auf die schlimmen Früchte des entchristlichen Schulwesens hinwiesen, unerschrocken zur Umkehr mahnten, praktische Vorschläge machten und selbst, insoweit sie nicht gehindert wurden, energisch und thatkräftig Hand an's Werk legten. Zeuge hiefür sind die Hirtenbriefe,[1]) welche dieselben nach Wiederherstellung der kirchlichen Verhältnisse beim Antritt ihres Oberhirtenamtes an den Clerus und das Volk erließen, die Visitationen, die sie in den Schulen abhielten, die Lehrpläne, die sie entwarfen, die Lehrbücher, um deren Einführung sie sich bemühten, sowie auch die Veranstaltungen, die sie trafen, um die materiellen Verhältnisse der Lehrer besser zu stellen. „Der höchste, vornehmste und eigentliche Zweck der Volksschulen," heißt es in einem Ausschreiben des Fürstbischofs von Ermland an die Lehrer der Volksschulen dieses Landes,[2]) „ist, daß nicht nur der Vorstand, sondern vorzüglich das Herz, der Wille der Kinder gebildet werde; daß die Kinder nicht nur verständige und geschickte, sondern vor allem gute, edle Menschen werden. Dahin müssen die Lehrer trachten, darauf müssen alle ihre Bemühungen gerichtet sein, dahin muß all ihr Unterricht und die ganze Schulordnung abzielen. Es muß einem Lehrer nicht genug sein, in seiner Schule nur fertige Leser, gute Schreiber, geschickte Rechner und sonst wohl unterrichtete Schüler zu haben. So nützlich das Wissen und Können immerhin ist und so sehr es einem Lehrer zur Ehre gereicht, seine Zöglinge in den vorgeschriebenen Lehrgegenständen gehörig unterrichtet zu haben, so soll er doch seine vorzüglichste Ehre und seinen höchsten Ruhm nicht darin allein setzen. Sein theuerster Ruhm soll sein, gute, gottliebende, gottgefällige Kinder in seiner Schule zu haben, wobei natürlich das Wissen nicht fehlen darf." Aehnlich schrieb der Fürstbischof am 8. August 1827 an einen Pfarrer: „Vor Allem empfehle ich Ihnen die Verbesserung Ihres Schulwesens. Suchen Sie sich — es koste, was es wolle — einen ächt frommen, sanften, gründlich unterrichteten Lehrer zu verschaffen. Ein solcher Mann ist ein Schatz für die Gemeinde und die höchste Freude für den Pfarrer. Von einer **guten** Pfarrschule hängt das sittliche und

[1]) Vergl. vor allem Hirtenbrief des Erzbischofs von München-Freising, des Bischofs v. Speier, des Bischofs v. Würzburg, des Bischofs v. Augsburg, des Erzbischofs v. Bamberg in „Katholik" Bd. 3 und 4, sowie die Hirtenbriefe der Bischöfe von Trier u. a. in „Katholik" Bd. 15 und 17.

[2]) Hipler a. a. O., S. 138 ff.

geistige Wohl der Gemeinde vorzüglich ab. Denn ich muß es immer und immer meinen Geistlichen wiederholen, wie die Schule, so wird auch die Gemeinde sein, in der Gegenwart und in der Zukunft." — Zum Schaden für Kirche und Staat stellte aber der destructive, antichristliche Geist der Zeit den so wohlgemeinten Verstrebungen der deutschen Oberhirten sich allzu hemmend und hindernd entgegen, als daß dieselben von erwünschtem Erfog hätten sein können.

Ludwig Windthorst.

Von

Paul Majunke.

Wenn im politischen Streite die eine Seite die andere mit persönlichen Verdächtigungen angreift, so ist das ein Beweis dafür, daß dem Angreifer sachliche Gründe zur Geltendmachung seines Standpunktes nicht zu Gebote stehen. In den Augen eines unparteiischen und tiefer blickenden Kritikers wird deshalb auch stets die Sache desjenigen gewinnen, gegen den auf solche Weise polemisirt wird.

Man kann behaupten, daß seit Existenz des modernen Constitutionalismus keinem Parlamentarier das Schicksal, die Zielscheibe persönlicher Verunglimpfungen geworden zu sein, mehr zu Theil geworden ist, als dem am 14. März d. J. verschiedenen Abgeordneten Ludwig Windthorst.

Im Reichstags- und Landtagssaale stürzten vom ersten Stuhle am Ministertische bis zum letzten Winkel auf der Journalistentribüne, vom Parterre rechts und links, oft an einem Tage die Pfeile los gegen die Person des Mannes, der in kleiner Gestalt, mit geneigtem Haupte und scheinbar theilnamslos im Centrum des Saales dasaß.

Und wie der Schall vom Parlamentssaale ausging, so hallte es draußen wieder: in den Redactionsstuben, in Volksversammlungen, in Theatern, am Biertisch, in Privatgesprächen am häuslichen Herd.

Die Anschuldigungen, welche gegen Windthorst erhoben wurden, gipfelten zumeist in der Anklage, daß derselbe entweder kein glaubenstreuer Katholik, oder kein Patriot, oder keins von beiden sei.

Noch am letzten 79. Geburtstage des Entseelten, am 17. Januar 1891, schrieb ein Berliner Judenblatt: Windthorst sei nur deshalb katholisch, weil er von katholischen Eltern geboren sei; ein „Ultramontaner" sei er niemals gewesen.

Daß ein Jude überhaupt nicht wissen kann, was katholisch und ultramontan ist, versteht sich von selbst; es ist deshalb auch

seine Aeußerung nicht weiter zu berücksichtigen; bedenklicher aber ist es, wenn z. B. die „Kölnische Zeitung" (in Wiederholung zahlreicher früherer ähnlicher Angriffe) am 6. December 1889 an der Spitze ihres Blattes schreiben konnte: „Wenn man die sämmtlichen urtheilsfähigen Politiker Deutschlands befragte, ob sie Herrn Windthorst für einen Ultramontanen hielten, die überwältigende Mehrheit würde ohne Zögern antworten, Windthorst sei der ganzen Structur seiner Persönlichkeit nach über den Verdacht erhaben, als ob er geistig nicht über dem Ultramontanismus stehe. Es ist also eine sonderbare Schicksalsfügung, daß eine politisch überzeugungslose Partei, welche ausschließlich in der Religion ein einigendes Band besitzt, ganz und gar unter das Commando eines alternden Diplomaten gerathen ist, der die Fraction für seine welfischen Zwecke auszuspielen sucht."

In einer ähnlichen Weise sprach sich Mitte der siebziger Jahre Herr v. Sybel in einer öffentlichen Erklärung aus. Und da v. Sybel zu den Chronisten der Gegenwart zählt, so haben wir vielleicht noch die Kundgebung einer gleichen Anschauung in seinen Geschichtswerken zu erwarten.

Aber er und Andere mögen schreiben und reden, was sie wollen: Jeder, der den Dingen auf den Grund nachzugehen versteht, begreift, daß solche Aeußerungen von nichts anderem, als vom Partei-Neide dictirt sind.

Weil keine parlamentarische Partei gleich dem Centrum ein Mitglied hatte, welches dem Abgeordneten Windthorst an Geistesschärfe und Umsicht gleichkam, weil jede Partei dem Centrum Windthorst's Mitgliedschaft mißgönnte, gab man allerseits ein Urtheil ab, wie es der Unlust der Einzelnen entsprach.

Solche Erscheinungen kommen im politisch-confessionellen Parteigetriebe sehr häufig vor.

Als unlängst der englische Cardinal Newman starb, hatte die Stöcker'sche „Deutsche Evang. Kirchenztg." die Stirn, zu behaupten: alles, was Newman Großes geschaffen auch nach seiner Conversion, sei ein Product seines ursprünglich protestantischen Geistes gewesen. Er sei niemals ein echter Katholik geworden, sondern stets ein echter Protestant geblieben. Daß Newman durch seine Conversion den „protestantischen Geist" als einen Geist des Irrthums bezeichnet hatte, daß sein ganzes späteres Denken, Reden und Handeln im contradictorischen, ja im contrairen Sinne zu diesem „Geiste" sich

befand, nützt bei solchen Leuten alles nichts: Sie würden selbst Diejenigen für sich beanspruchen, die sie geradezu mit Füßen treten!

Aehnlich bei Windthorst. Die sieben Parteien des deutschen Parlamentes, denen er fern blieb, stritten sich alle um ihn, wie die sieben Städte um die Geburtsstätte Homers und da er zu keiner kam, schimpften sie alle über ihn. Je größer bei ihnen die Geistesarmuth war, desto leidenschaftlicher waren ihre Schmähungen.

Sie hatten sich alle erdenkliche Mühe gegeben, aus seinem politischen und kirchenpolitischen Vorleben etwas herauszufinden, was ihn in den Augen des Centrums hätte herabsetzen, ja unmöglich machen können. Aber so sehr man auch seine Personal-Acten durchmusterte: nirgends war ein Flecken auf seiner persönlichen Ehrenhaftigkeit, eine Makel auf seinem Charakter zu bemerken.

Das Einzige, was man ihm vorwerfen konnte, war, daß er früher nicht zu den „entschiedenen Ultramontanen" gehörte; aber dieser Vorwurf bezog sich nur auf sein graduelles, nicht auf sein essentielles Verhalten. Einen Beweis von Unkirchlichkeit hat man niemals gegen ihn vorbringen können. Und das ist unter den Umständen, unter denen er geboren und erzogen war, von doppelter Bedeutung.

Geboren am 17. Januar 1812 zu Kaldenkirchen im Fürstenthum Osnabrück, als Sohn eines Advokaten, Rentmeisters und Landwirthes zugleich, besuchte Windthorst nach Absolvirung des Gymnasiums zu Osnabrück die Universitäten Göttingen und Heidelberg. Er wurde Advokat in Osnabrück und 1848 Ober-Appellationsrath in Celle. Dann wurde er wiederholt hannöverscher Justizminister, hierauf (1866) Kronanwalt in Celle. Frühzeitig als Abgeordneter gewählt (1849) wurde er drei Jahre darauf im Alter von 39 Jahren Präsident der zweiten Kammer der allgemeinen Ständeversammlung in Hannover. Nach der Annexion Hannovers an Preußen trat er 1867 in das preußische Abgeordnetenhaus und in den Norddeutschen Reichstag ein.

Seine Laufbahn bis zu diesem Zeitpunkte beweist, daß er sich in vorwiegend protestantischer Umgebung zu bewegen hatte. Daß er hier niemals sich zur Untreue gegen seine Kirche verleiten ließ, daß er es nicht gemacht, wie manche katholische Minister überwiegend katholischer deutscher Mittelstaaten, daß er im Gegentheil als Justizminister die Wiederherstellung des Bischofsitzes in Osnabrück durchsetzte, macht die unsubstantiirten Anklagen der Gegner vollends zu nichte.

Wenn Schulte in seiner „Geschichte des Altkatholicismus" (S. 70) darauf hinweist, daß Windthorst im Gegensatz zu Mallinckrodt und Krätzig im December 1869 sich gegen die Infallibilitäts-Declaration erklärt habe, so hat sich Windthorst hierbei in guter, d. h. correct katholischer Gesellschaft befunden. Denn denselben Standpunkt vertraten damals noch mehrere deutsche Bischöfe und die meisten Professoren an theologischen Universitäts-Facultäten und Seminarien. Nachdem das Concil gesprochen, hat sich Windthorst ebenso unterworfen, wie alle übrigen treu gebliebenen Katholiken.

Und wenn zur Zeit der Berathung des Jesuitengesetzes von 1872 die fortschrittliche Presse glaubte darauf hinweisen zu müssen, daß Windthorst zur Zeit des Concils aus Aerger über die angeblich von den Jesuiten betriebene Infallibilitäts-Declaration geäußert, für die Jesuiten werde er „keinen Finger krumm machen", so stand Windthorst in dieser Beziehung wiederum nicht vereinzelt in katholischen Kreisen da. Uebrigens hat er auf der letzten katholischen General-Versammlung zu Coblenz ausdrücklich erklärt, daß er früher die Jesuiten nicht genügend gekannt habe — was bis 1872, bis zu den Debatten über das Jesuitengesetz, auch manchem katholischen Priester so erging; — Windthorst hat auch hier alles 1872 und die folgenden Jahre redlich wieder gut gemacht und noch in den Fieberphantasien auf seinem Todtenbette hat er eine so begeisterte Rede für die Jesuiten gehalten, daß man es durch das dritte Zimmer hindurch hören konnte.

Also die Behauptung, daß Windthorst früher, d. h. bis zur Neugründung der Centrumsfraction im Jahre 1870/71 „unkirchlich" gewesen wäre, ist durch nichts zu begründen; ebenso nichtig ist die andere, noch geläufigere Sage, daß er „welfischen", d. h. antipreußischen und reichsfeindlichen Interessen sich dienstbar gemacht habe.

Schon der Umstand, daß er im Gegensatz zu den „Welfen" strictioris observantiae ein Mandat zum preußischen Abgeordnetenhause und zum Norddeutschen Reichstage annahm, den vorgeschriebenen Verfassungs-Eid leistete und damit die Rechtsbeständigkeit der neugeschaffenen Institutionen anerkannte, beweist, daß er zum Mindesten bestrebt war, das Neue mit dem Alten auf legitimem Wege auszusöhnen.

Er hat zwar allerdings gegen die Norddeutsche Bundesverfassung am 16. April 1867 (mit Mallinckrodt und Reichensperger)

gestimmt (die Polen legten damals ihre Mandate nieder), aber lediglich deshalb, weil ihm die Verfassung zu centralistisch erschien und den Einzelstaaten zu viele Competenzen nahm. Freilich „Particularist“ war er und blieb es mit dem gesammten Centrum bis an sein Lebensende. Seit 1866 handelte es sich aber schon um einen preußisch-hannöverischen „Particularismus“, weil Hannover als Einzelstaat nicht mehr existirte.

Diesen seinen Standpunkt hat er deutlich markirt am 3. April 1868, als Lasker im Norddeutschen Reichstage den Antrag auf Redefreiheit der Mitglieder der Einzel-Landtage (welche damals durch das Vorgehen gegen den preußischen Abgeordneten Twesten bedroht erschien) stellte.

Windthorst erklärte sich gegen den Antrag Lasker, aber aus folgenden Gründen: „Ich bin hier“, sagte er, „gegen den Antrag wegen mangelnder Competenz des Reichstags und indem ich dieses ausspreche, sage ich nichts Feindseliges gegen die Institutionen, die wir haben. Eine solche Insinuation weise ich mit Bestimmtheit zurück. Ich habe die Meinung, daß wir die Institutionen, die wir haben, nicht besser fördern können, als wenn wir sie in dem Kreise, auf der Basis und in den Grenzen üben und weiter begründen, in die sie gestellt worden sind.“

Da ist von „Welfenthum“ nichts zu merken. Ebenso wenig ist bei ihm irgend ein Symptom von persönlicher Feindschaft gegen Bismarck zu entdecken. Die stenographischen Berichte des preußischen Abgeordnetenhauses und des norddeutschen Reichstages bekunden vielmehr das gerade Gegentheil.

So kam z. B. in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 11. Dezember 1867 der Vertrag wegen Übertragung der Verwaltung der Fürstenthümer Waldeck und Pyrmont an Preußen zur Discussion. Windthorst hatte sich gegen den Antrag einschreiben lassen. Da spricht Bismarck dafür und nun erklärt Windthorst: „Die Äußerungen des Herrn Ministerpräsidenten setzen mich zu meiner Befriedigung in die Lage, für den Antrag zu stimmen, während ich hierher gekommen bin, mit der Absicht dagegen zu stimmen“.

Bei späteren Sitzungen sagte er ein paar Mal: „Ich hatte mich zum Worte gemeldet; nach den Ausführungen des Herrn Ministerpräsidenten verzichte ich darauf“.

Am 10. Januar 1868 erklärte er bei einer Frage der Ge-

richts-Organisation: „Ich werde rein für die Regierungs-Vorlage stimmen und gegen alle Anträge".

Wo ist da eine Feindseligkeit, zumal eine principielle, gegen die Regierung vorhanden, speciell gegen den Ministerpräsidenten-Bundeskanzler?[1])

Windthorst hatte im Parlamente mehrfach auch positive Anträge gestellt, namentlich zur Verbesserung des Justizwesens. An den Commissionsberathungen nahm er regen Antheil; er ließ sich als Berichterstatter wählen und hat wiederholt eingehende schriftliche Berichte geliefert.

Kurz, seine gesammte parlamentarische Thätigkeit von 1867 bis 1870 bekundet, daß er von dem aufrichtigen Bestreben beseelt war, unter Anerkennung der Annexion Hannovers als einer vollzogenen Thatsache, die Neuordnung der Dinge in Preußen-Norddeutschland fördern zu helfen.

Im Norddeutschen Reichstag hielt sich Windthorst zur „Bundesstaatlich-constitutionellen Fraction"; im preußischen Abgeordnetenhause war er „wild", denn die Centrums- oder wie sie sich ursprünglich genannt hatte, die „katholische Fraktion" war, nachdem sie in der 9. Legislaturperiode (1866—67) auf 15 Mitglieder (von 61 bei ihrer Constituirung im Jahre 1852) gesunken war, in der 10. Legislaturperiode (1867—70) gänzlich verschwunden. Es waren eben die religiösen Fragen immer mehr in den Hintergrund getreten.

Da kam der Klöstersturm von 1869 und sogleich erschien auch das Centrum wieder auf dem Kampfplatz. Unterm 11. Januar 1871 constituirten sich im Abgeordnetenhause 51 katholische Abgeordnete zur „Centrums"- oder „Verfassungs-Partei"; am 21. März 1871 — am Tage der Eröffnung des neuen deutschen Reichstags — schritten 67 Reichstags-Abgeordnete zur Constituirung des Reichstags-Centrums. Windthorst trat beiden Fractionen bei im Verein mit seinen protestantischen hannoverschen Landsleuten.

Es ist bekannt, daß Fürst Bismarck von Anfang an über die Reconstituirung des Centrums äußerst ungehalten war. Er hatte die Aggression gegen die deutschen Katholiken geplant, aber nicht

[1]) Das Wort „Bundeskanzler", aus der Zeit des Norddeutschen Bundes stammend, war dem Abg. Windthorst auch nach 1870/71 noch so geläufig, daß er sich bei dem seit dieser Zeit angewendeten Wort „Reichskanzler" öfters versprach — was ihm sonst sehr selten begegnete — und dafür „Bundeskanzler" sagte.

gedacht, daß diese so schnell gegen seinen Feldzug „mobil machen" würden. Er hatte gehofft, seine Gegner im Schlafe überfallen zu können. In den unerwarteten Rüstungen derselben überfiel ihn die erste Ahnung vom Scheitern des „Culturkampfes".

Er bot daher alle ihm zu Gebote stehenden Mittel auf, die ihm unbequeme Fraction zu vernichten. Nachdem alle diesbezüglichen Versuche in Rom an der Weisheit und Festigkeit des hl. Stuhles fehlgeschlagen waren, ging er dazu über, einzelne Persönlichkeiten des Centrums und seiner Presse zu verdächtigen. Vor allen traf sein Zorn den „Führer" der Fraction, den Abg. Windthorst, und dessen „welfische" Freunde.

So sagte er am 30. Januar 1872 im preußischen Abgeordnetenhause:

„Ich habe, als ich aus Frankreich zurückkam, die Bildung dieser Fraction sehr bald nicht anders betrachten können, als im Lichte einer Moblimachung der Partei gegen den Staat. Ich habe zuerst auch gefragt: Wird dieses streitbare Corps der Regierung verbündet sein, wird es ihr helfen oder entgegenstreben wollen? Ich bin etwas zweifelhaft geworden, als ich die Wahl des Führers sah, als ich sah, daß ein so kampfbereites Mitglied, wie Herr Windthorst, sofort an die Spitze trat, ein Mitglied, das aus Gründen, die ich achte und ehre, ungern und mit Widerstreben der preußischen Gemeinschaft beigetreten ist, ein Mitglied, das bisher niemals durch seine Haltung und durch die Färbung seiner Rede bekundet hat, daß es diesen Widerwillen überwunden habe".

Einige Tage später, am 9. Februar, sagte er an derselben Stelle:

„Zugegeben, daß auf rein politischem Gebiete eine confessionelle Fraction einen Sinn hätte, so könnte das immer nur der Fall sein, wenn sie wenigstens eine rein confessionelle wäre, wenn sie sich nicht versetzt hätte mit andern Bestrebungen, sich nicht belastet hätte mit der Prozeßführung für Elemente, die der friedlichen Aufgabe, die jede Kirche hat, auch die katholische, völlig fremd sind, die einem gesicherten Rechtszustande entgegenarbeiten, deren Zukunft allein im Kampfe und in der Unsicherheit der Zustände liegt. Dahin gehört vor allem das geschäftsführende Mitglied, der Wortführer der Partei, der Abg. Windthorst, der der Sache eines nicht mehr regierenden Fürsten durchaus noch nicht entsagt hat. Er betheiligt sich viel an den Debatten, aber das Oel seiner Worte ist nicht von der Sorte, die Wunden heilt, sondern von der, die Flammen nährt, Flammen des Zorns. Ich glaube, meine Herren vom Centrum, Sie werden zum Frieden mit dem Staate leichter gelangen, wenn sie sich der welfischen Führung entziehen, wenn Sie in Ihre Mitte zumal welfische Protestanten nicht aufnehmen, die gar nichts mit Ihnen gemeinsam haben, wohl aber das Bedürfniß, daß in unserm friedlichen Lande Streit entstehe, denn die welfischen Hoffnungen können nur gelingen, wenn Streit und Umsturz herrschen. Nachdem der französische Krieg für diese Partei unglücklich und zu

unserm Vortheile abgelaufen ist, nachdem das fehlgeschlagen, dessen Verwirklichung Herr Windlhorst von den Siegen der Franzosen erwartet hat, sollen die Katholiken die Kastanien für die Welfen aus dem Feuer holen. — Ein zweites Princip des Streites nimmt eine friedliebende confessionelle Partei in sich auf, wenn sie eine Presse unterhält, die von publicistischen Klopfgeistern bedient wird, deren Gewerbe gleich todt sein würde, wenn Frieden wäre" u. s. w.

Von allen diesen Sätzen entsprach auch nicht ein einziger der Wahrheit.

Daß Windthorst nicht bis zu dem Grade ein „Welfe" war, daß es ihm hätte unmöglich sein müssen, sich an dem innern Ausbau von Preußen-Deutschland zu betheiligen, ergibt sich aus dem, was oben über seine parlamentarische Thätigkeit von 1867—1870 berichtet wurde, mit aller Evidenz.

Auch war Windthorst zu jener Zeit garnicht der „Führer" des Centrums. Dieses hatte damals überhaupt keinen Führer im engeren Sinne des Wortes.

An der Spitze der Fraction des Reichstags stand ein Bischof, Freiherr v. Ketteler; im Reichstag wie im Landtag war Fractions-Vorsitzender Herr v. Savigny; hier wie dort waren vertreten die „Führer" der ehemaligen „katholischen Fraction": die Gebrüder Reichensperger und Hermann von Mallinckrodt. Letzterer war es, welcher bis zu seinem am 21. Mai 1874 erfolgten Tode zumeist als Fractionsredner bei größeren Actionen von seinen Freunden gewählt worden war. Ihm fiel auch jetzt die Aufgabe zu, die Anklagen des Fürsten Bismarck gegen das Centrum und gegen Windthorst zurückzuweisen. Er that dies mit der ihm eigenen scharfen Logik und geistvollen Würde. Er erklärte bezüglich des Abg. Windthorst Namens der Fraction, daß diese nicht gesonnen sei, jenen und seine hannover'schen Freunde preiszugeben. Windthorst sei eine „Perle", welche durch das Centrum in die „richtige Fassung" gebracht worden sei.

v. Mallinckrodt wollte damit sagen, daß Windthorst in seiner früheren parlamentarischen Isolirtheit keine seinen Fähigkeiten entsprechende Wirksamkeit habe entfalten können; diese werde ihm jetzt ermöglicht durch seinen Eintritt in die Centrumsfraction.

Wie sehr die bloße Person Windthorst's schon als ein regierungsfeindliches und „antinationales" Programm betrachtet wurde und zwar auch von Seiten der parlamentarischen Freunde Bismarcks, zeigte sich schon zu Beginn des Jahres 1870 aus Anlaß der bekannten Klostersturm-Debatten.

Das Moabiter Dominicaner-Klösterchen war von freimaurerischer und „liberaler" Seite im August 1869 gestürmt worden, um den Fürsten Bismarck zur Inangriffnahme des „Culturkampfes" zu drängen. Unter der Motivirung, daß das „Volk" nicht die Ausbreitung des Klosterwesens wünsche, setzten dann die „Liberalen" im Lande einen Petitionssturm in Bewegung, durch welchen vom Abgeordnetenhause die Einschränkung und theilweise Aufhebung der klösterlichen Institute verlangt wurde. Das katholische Volk schritt sofort zu Gegenpetitionen und vor der dadurch entstandenen Bewegung bekamen die „Liberalen" solchen Respect, daß sie die Erörterung dieser Frage nicht mehr auf die Tagesordnung der (ihrem Ende entgegengehenden) Session gesetzt wissen wollten.

Diesem Vorhaben widersprach der Abg. v. Mallinckrodt. Er stellte und begründete den Antrag, daß die Petitionsfrage auf die nächste Tagesordnung gesetzt werden solle. In gleichem Sinne erklärte sich der Abg. Peter Reichensperger und auch der Abg. Windthorst schloß sich diesem Vorgehen an. Soweit des Letzteren Person in Betracht kam, entspann sich hierbei folgende Debatte:

Abg. Windthorst (Meppen): [1] „Meine Herren, die Tagesordnung zu bestimmen oder vorzuschlagen, ist allerdings zunächst die Aufgabe des Herrn Präsidenten. Inzwischen steht den Mitgliedern des Hauses zu, dazu Bemerkungen zu machen. Diese Befugniß hat uns dazu gebracht, den Antrag zu stellen, der verlesen worden ist. Es ist für Niemand in der Welt angenehm, in einer politischen Versammlung konfessionelle Fragen, wie sie hier vorkommen werden, zu besprechen, und insofern hätte ich meinestheils gewünscht, es könnte auch hier vermieden werden, damit die Legislaturperiode in vollem Frieden schlösse; aber, meine Herren, ich muß darin einverstanden sein, daß ungeachtet des Widerspruchs des Herrn Berichterstatters (Gneist) mir in meinem langen parlamentarischen Leben kein Schriftstück vorgekommen ist (Widerspruch), welches gegen einen großen Theil der Mitglieder dieses Hauses und gegen einen großen Theil der Bevölkerung des Landes mehr provocatorische Beleidigungen enthielte wie dieses. (Lebhaftes Murren.)

Präsident: Ich erlaube mir, den Herrn Redner darauf aufmerksam zu machen: das Wort „provocatorische Beleidigungen" gegenüber einem Berichte einer Commission des Hauses halte ich allerdings nicht für parlamentarisch. (Bravo!)

Abg. Windthorst (Meppen): Ich habe ungefähr Worte gebraucht,

---

[1] Meppen hieß Windthorst nach seinem Wahlkreis zum Unterschied von seinem in Bielefeld gewählten unkirchlichen resp. fortschrittlichen Vetter Windthorst (Bielefeld).

wie andere Abgeordnete auch gebraucht haben, werde mich aber bemühen (Große Unruhe.) (Glocke des Präsidenten.)

Präsident: Ich muß den Herrn Redner zur Ordnung rufen. In den letzten Worten liegt eine Kritik meines Verfahrens, die ich nicht von einem einzelnen Mitgliede dulden werde. Ich rufe den Herrn Abg. Windthorst (Meppen) zur Ordnung!

Abg. Windthorst (Meppen): Ich habe keine Kritik gewollt. — Ich muß deshalb wiederholen, daß ich glaube, es ist durchaus im Interesse des Hauses, daß wir die Sache vornehmen; ob sie morgen vorgenommen werden kann, das weiß ich nicht, aber sie muß in diesen Tagen, das ist meine feste Ueberzeugung, nothwendig vorgenommen werden. Wir können den uns hingeworfenen Fehdehandschuh so nicht liegen lassen.

Abg. v. Kardorff: Ich will nicht sagen, daß es bei mir feste Regel ist, aber ich habe gefunden, daß ich mit dem Herrn Abg. Windthorst (Meppen) bei allen Fragen, welche eine nationale Beziehung haben könnten, immer auseinander gestimmt habe. Da er nun die Sache mit warmem Herzen vertheidigt, so ist dies ein Grund mehr für mich, dagegen zu sprechen. (Oho!) Ja, meine Herren, es ist das der Fall; der Herr Abg. Windthorst hat unserer nationalen Entwickelung mehr Schwierigkeiten in den Weg gesetzt, wie sonst irgend ein anderer Abgeordneter.

Abg. Windthorst (Meppen): Der Herr Abg. v. Kardorff hat die Güte gehabt zu sagen, daß er gegen den Antrag sei, weil ich dafür sei. Sehr große Ehre für mich, wenn allein die Existenz einer abweichenden Meinung von meiner Seite der Grund für das Votum eines so bedeutenden Mitgliedes des Hauses ist. Ich habe meines Theils von nationalen Dingen übrigens bei dieser Sache gar nicht gesprochen. Wenn der geehrte Herr meinen Abstimmungen Motive unterlegt, die ich nicht ausgesprochen habe, so vergeht er sich gegen die Mahnung des Herrn Präsidenten, die dieser allerdings diesmal nicht wiederholt hat. Aber ich muß bemerken, daß ich mir bewußt bin, die nationale Entwickelung in ihrem wahren und richtigen Sinne ebenso kräftig zu fördern, wie der Herr Abg. v. Kardorff dies — freilich im unrichtigen Sinne — zu thun meint."

Der v. Mallinckrodt'sche Antrag konnte keine Majorität erzielen. „Liberale und Conservative" wollten vor Ausbruch des französischen Krieges — welcher damals, wie der selige v. Mallinckrodt bei einer anderen Gelegenheit sagte, vom Fürsten Bismarck „eingefädelt" wurde — dem katholischen Volke Preußens und Süddeutschlands ihre „kulturkämpferischen" Pläne nicht offen legen. Windthorst aber hatte Gelegenheit gefunden, an der Schwelle des neuen deutschen Reichstags auf Grund seiner parlamentarischen Thätigkeit, die er damals schon eine „langjährige" nennen konnte, zu erklären, daß das, was man in Bezug auf die confessionelle Frage plane, allem widerspreche, was in den letzten Jahrzehnten deutscher Brauch gewesen war.

Als dann aus dem „Zollparlament", welchem Windthorst gleich-

falls angehört hatte, ein „Vollparlament" geworden war, betheiligte sich der Abgeordnete für Meppen an der Adreß- und Grundrechts-Debatte und ebenso ergriff er das Wort aus Anlaß der Berathung des ersten kirchenpolitischen Gesetzentwurfs, betreffend den Kanzelparagraphen.

Man weiß, daß der bayerische Minister v. Lutz — der noch ein seliges Ende gefunden hat — es sehr eilig hatte mit diesem Gesetze. Mit großer Hast wurde es eingebracht und erledigt. Bei der ersten Berathung desselben sprachen vom Centrum Bischof v. Ketteler und Peter Reichensperger, bei der zweiten Windthorst, bei der dritten abermals v. Ketteler, Moufang, v. Mallinckrodt und v. Aretin. Gegenüber der Behauptung des Herrn v. Lutz, daß die Kirche nicht allein neben, sondern selbst über dem Staate „regieren" wolle, erwiderte Windthorst (am 25. November 1871):

„Die Stimme vom Bundesrathstische hat uns darauf hingewiesen, es können im Staate nicht zwei Regierungen neben einander bestehen. Ich mache kein Hehl daraus, daß ich ein fester Katholik bin; ich habe nichts destoweniger Theil genommen an der Regierung eines absolut protestantischen Landes und ich frage Jedermann, ob ich irgend jemals, wo ich denn doch einige Gelegenheit gehabt hätte, etwas unternommen habe, was die Herstellung eines Doppelregimentes zum Ziele gehabt hätte. Nein, meine Herren, auf dem Punkte verstehe ich gar keinen Spaß. Aber die katholische Kirche erstrebt keine Herrschaft über den Staat." (Widerspruch links.)

Alles, was rechts und links saß, verband sich damals gegen das Centrum. Auf Erfolg konnte somit Windthorst nicht hoffen. Er brachte aber doch ein Amendement ein, welches die Mehrheit erzielte und das wenigstens einigermaßen das Gesetz verbesserte.

Nach dem Gesetz-Entwurfe konnte ein Kanzelredner schon bestraft werden, welcher Angelegenheiten des Staates erörterte „in einer Weise, welche den öffentlichen Frieden zu stören geeignet erscheint". Windthorst beantragte, hierfür zu setzen: „in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise". Damit wurde größerer Willkür der Staatsanwälte vorgebeugt und auch die Befugniß des Strafrichters eingeschränkt. Niemand im Hause widersprach diesem Amendement. Der Bundescommissar aus dem preußischen Justizministerium, Geheime Rath Dr. Falk, der spätere Cultusminister, erklärte sich ausdrücklich dafür und so hat die von Windthorst entworfene Form noch heutigen Tages Gesetzeskraft.

Seitdem hat keine kirchenpolitische Discussion im größern Stil stattgefunden, an welcher sich Windthorst nicht betheiligt hätte.

Als im Jahre 1872 der Abg. Wagener als geheimer Commissar des Reichskanzlers bei der Vorlage des Jesuitengesetzes dem Centrum den Krieg erklärte, nahm Windthorst den hingeworfenen Handschuh auf und bemerkte, daß die Katholiken den Krieg nicht wünschten, daß sie wünschten im Frieden zu leben und dem Kaiser zu geben, was des Kaisers, aber auch Gott, was Gottes sei. — Die weiteren Sätze, welche Windthorst sprach, sind hauptsächlich wegen den Zwischenbemerkungen, welche aus dem Hause gemacht wurden, characteristisch. Der stenographische Bericht fährt nämlich fort:

„Wollen Sie, meine Herren", sagte Windthorst, „den Katholiken dies nicht gestatten, wollen Sie in solch' brüsker Weise den Krieg ihnen erklären, nun! dann werden Sie ihn haben, da wir uns mit voller Energie zu vertheidigen gezwungen sind. (Heiterkeit rechts und links.) Dann sagen Sie aber nicht, daß wir angefangen haben, dann vergessen Sie nicht, daß Sie diesen Krieg begonnen haben. (Heiterkeit links und rechts. Abg. v. Kardorff: Karnickel hat angefangen!) Es wird durch die Laute, die ich vernehme, und durch die kleine prosaische Bemerkung des Herrn v. Kardorff über das Karnickel, welches angefangen, mir klar, wie die Herren nicht glauben, daß sie angefangen haben. Auch der Herr Abg. Wagener hat das nicht geglaubt. Er hat gemeint, es datire sich der Streit, der jetzt entbrannt ist, von dem vaticanischen Concil, er datire vom Syllabus und der Encyklica. Meine Herren, das ist absolut unrichtig."

Nun zeigte der Redner, wie weder Concil noch Syllabus etwas Neues festgesetzt hätten, weder in dogmatischer Hinsicht, noch in den Beziehungen zwischen Kirche und Staat. Zuletzt wurde der Jesuitenorden vertheidigt und namentlich gezeigt, wie große, außerhalb der katholischen Kirche stehende Geister Bewunderer dieses Ordens gewesen seien.

Selbstverständlich waren alle Worte Windthorsts in den Wind gesprochen. Im Parlamente herrschte nur „Heiterkeit". Auch die übrigen Redner des Centrums richteten nichts aus.[1]) Die sich aus „rechts und links" zusammensetzende Majorität hatte ihren Beschluß längst gefaßt.

Als unter diesen Umständen im preußischen Landtage die Maigesetz-Entwürfe von der Staatsregierung eingereicht wurden und vorauszusehen war, daß auch diese durchgehen würden, machten in einer Fractionssitzung einige Centrumsmitglieder den Vorschlag, einen parlamentarischen Strike zu insceniren d. h. den Plenar-

[1]) Es sprachen noch Moufang, v. Mallinckrodt, Graf Ballestrem, von Aretin und Probst. Bischof von Ketteler hatte am 16. März 1872 sein Mandat niedergelegt.

sitzungen bis auf Weiteres nicht beizuwohnen, da ja doch alle Einreden vergeblich seien.

Windthorst (mit v. Mallinckrodt, August und Peter Reichensperger ꝛc.) widersprach diesem Plane, der das Centrum nur ins Unrecht setzen und den Gegnern ebenso erwünscht kommen würde, wie eine Revolte innerhalb der katholischen Bevölkerung. Viel richtiger sei es, wenn man an den schlimmen Gesetzen noch zu verbessern suche, was man an ihnen noch amendiren könne. Da aber ein Katholik wegen der principiellen Negation, die er diesen Gesetzen gegenüber einnehmen müsse, sich nicht mit diesbezüglichen Amendements befassen könne, so empfehle es sich, mit dieser Aufgabe den protestantischen Hospitanten Brüel zu betrauen.

Mit diesem Vorschlag erklärte sich die überwiegende Mehrheit der Fraction einverstanden und das ganze Centrum stimmte dann für die Brüel'schen Amendements — jetzt wie auch bei späteren kirchenpolitischen Gesetzentwürfen. Da einzelne von diesen Amendements im Plenum die Majorität erzielten, wurden dadurch wenigstens einige Erleichterungen für die Kirche erreicht.

Im Ganzen und Großen stand von Anfang an die Mehrheit der Fraction auf Windthorst's Seite; in einem wichtigeren Falle jedoch wandte sich die Mehrheit von ihm ab.

Es war in der Mitte der siebziger Jahre, als er einmal in der Plenarsitzung des Abgeordnetenhauses auf den später zu schließenden kirchenpolitischen Frieden zu sprechen kam. Die Frage, wie dieser zu erreichen sei, hatte Windthorst schon frühzeitig, — ja constant beschäftigt. Eines Tages nun gab er den Modus hierzu wie folgt an: „Der Friede kann nur dadurch geschlossen werden, daß man die Principien bei Seite stellt und sich dann in der Praxis zu vertragen sucht“.[1])

Einige Fractionsmitglieder sprachen Windthorst sogleich ihre Bedenken gegen einen solchen „Frieden“ aus. Er erwiderte, daß er auf die genannte Art in Hannover stets am Weitesten gekommen sei, hatte aber niemals wieder jenen Satz ausgesprochen.

[1]) Ich habe diese Stelle in den stenographischen Berichten nicht gefunden und kann deshalb den Tag, an welchem die betreffende Rede gehalten wurde, nicht angeben. Ich habe aber weiteren Nachschlagens mich enthalten, weil ich persönlich zugegen war, als Windthorst jene Worte sprach. — In der akatholischen Presse waren nur seitens eines rheinischen Blattes dazu Bemerkungen gemacht worden. Die ‚Germania‘ polemisirte indirekt dagegen.

Etwas derber, als es von seiner Seite geschehen war, hätte er vielleicht den Gründern zu Leibe gehen können, welche unter dem „Culturkampfe" ihre Taschen füllten. Aber hierzu waren persönliche Angriffe nothwendig; es hätten gefeierte Größen aus allen Fractionen mit Ausnahme des Centrums beleuchtet werden müssen und ein solches Vorgehen persönlicher Art widerstand ihm. Er billigte es auch nicht, als der Abg. Lasker den Abg. Wagener, den Gründerfreund und Jesuitenfeind, wegen dessen Betheiligung an unsoliden Unternehmungen öffentlich blosstellte.

Sollten ihn hierbei auch tactische Erwägungen geleitet haben, so würden diese sich als nicht unangebracht erwiesen haben. Einer der Hauptgründer, der von Windthorst und auf dessen specielle Befürwortung auch von der katholischen Presse sehr geschont wurde, ist später im Communal- und Staatsleben ein sehr einflußreicher Mann geworden und hat sich dann nicht nur durch Integrität in seinem persönlichen Verhalten, sondern auch durch Wohlwollen gegen die katholische Kirche ausgezeichnet.

So standen die Dinge, als plötzlich, am 26. Mai 1874, Hermann v. Mallinckrodt an den Folgen einer Lungenentzündung im Alter von 53 Jahren mitten im Kampfe verstarb.

Erst jetzt wurde Windthorst der anerkannte Führer des Centrums. Es war nicht nur sein Rednertalent, nicht nur seine diplomatische Kunst, die es verstand, innerhalb und außerhalb des Centrums zu vermitteln, sondern vor allem seine bundesstaatliche, anticentralistische Haltung, welche ihn insbesondere im Centrum des Reichstags unter den süddeutschen Mitgliedern beliebt machte.

Daß die Centrumsfraction sowohl im Reichstage wie im Landtage die größten Capacitäten unter allen andern Fractionen in sich stets vereinigte, ist von allen Parteien und ihren Preßorganen jederzeit zugestanden worden. In einer solchen Gruppe ist auch der Führer sich stets bewußt, daß er nur primus inter pares ist und von diesem Gedanken war auch Windthorst beständig durchdrungen.

Niemals begehrte er in den Fractionssitzungen zuerst das Wort und wenn sich Niemand zum Worte gemeldet hatte, bat er geradezu die Collegen, daß sie sich doch zuvor aussprechen möchten. Er wollte immer erst die Ansicht seiner Freunde kennen lernen, um zu wissen, mit welcher Stimmung er zu operiren habe und welche eventuellen Gegensätze auszugleichen wären. Wenn nach seinem Tode gegnerische

Blätter behaupteten, daß er „oft“ nicht der Führer, sondern der „Geführte“ gewesen, so kann das ohne Weiteres zugegeben werden; es gereicht sowohl ihm als seinen Freunden zur Ehre.

Ja vieles, was in der Geschichte des „Culturkampfes“ seinen Namen trägt, ist nicht auf ihn als Urheber zurückzuführen; der eigentliche Urheber oft großer Actionen des Centrums war bisweilen garnicht einmal ein Mitglied dieser Fraction gewesen. So z. B. ist der berühmte, Jahre hindurch immer wieder eingebrachte „Antrag Windthorst, betreffend die Freigabe des Messelesens und Sakramentespendens“ ausgegangen von einem wegen Vornahme dieser Handlungen bestraften Kaplan, welcher den Abgeordneten seines Wahlkreises ersuchte, das Centrum zur Stellung eines bezüglichen Antrages zu bewegen. Der Antrag fand in der Fraction allseitigen Beifall und Windthorst brachte ihn als erster Unterzeichner ins Plenum.

Zu den Windthorst'schen Reden lieferte nicht nur die gesammte Centrumsfraction, sondern das ganze katholische Deutschland Material. Alljährlich hatte speciell das Centrum des Landtags für die Berathungen des Cultusetats eine sogenannte „Beschwerde-Commission“ eingesetzt, welche den Zweck hatte, alle auf dem Gebiete des Cultus und Unterrichts im Lande vorhandenen Mißstände — welche entweder auf dem Wege der Beschwerde zur Kenntniß der Centrumsmitglieder gelangt oder von diesen zu erforschen waren — zu prüfen und je nach ihrer Begründetheit und Erheblichkeit in der Plenarsitzung zur Erörterung zu bringen. In den Fractionsversammlungen hatte der Berichterstatter dieser Commission über deren Berathungen zu referiren und nun wurden die Rollen für das Plenum vertheilt. In der Regel gab dann Windthorst bei der Generaldebatte über den Cultusetat eine General-Uebersicht über die eingelaufenen Beschwerden und mit deren Einzelvertretung wurden einzelne Mitglieder der Fraction betraut.

Oft nahm auch Windthorst an den Commissionsberathungen selbst Theil, wie er auch dann sich jedesmal in die einzelnen Fachcommissionen (zusammengesetzt aus Mitgliedern aller Parteien) wählen ließ, wenn wichtige Materien zu erledigen waren und es den Anschein hatte, daß der Schwerpunkt der Berathung in der Commission und nicht im Plenum liegen würde. Das geschah namentlich seit dem Jahre 1880, als die Regierung durch ihre kirchenpolitischen Novellen den Anstoß zur Abbröckelung der Maigesetze gab.

Wie ein echter Feldherr erschien Windthorst jedesmal auf derjenigen Stelle, auf welcher die Entscheidung gegeben wurde.

Aber als er die Führerrolle übernahm, lag die Entscheidung im „Culturkampfe" bereits nicht mehr im Parlamente, sie lag im Pfarrclerus und im katholischen Volke.

Schon während der parlamentarischen Debatten über die Maigesetze hatte das Centrum und die Centrumspresse sich nach den Anweisungen gerichtet, die sie von Papst und Bischöfen erbeten hatten.

Diese hatten gesprochen. Ein persönlich milder und friedfertiger, aber von der Sache Gottes glühend begeisterter Papst hatte die Maigesetze für ungiltig erklärt und den Uebermuth, der sie geschaffen, mit einem vom Steinchen aus der Höhe zu zertrümmernden Koloß verglichen.

Die Bischöfe hatten vor und während der Berathung der Gesetze theils in officiellen Eingaben an das Herren- und Abgeordnetenhaus, theils in Hirtenschreiben gerade die wesentlichsten Bestimmungen derselben für unannehmbar erklärt. Kein katholischer Christ, schrieben sie einmüthig an beide Häuser des Landtags, könne „ohne schwerste Verletzung seines Glaubens den in Rede stehenden Gesetzvorlagen sich unterwerfen", und darum möge der Landtag diese Vorlagen ablehnen „und damit die beklagenswerthen Folgen abwenden, welche die Vergewaltigung des Gewissens von Millionen katholischer Bürger nothwendig nach sich ziehen müßte".

In ähnlicher Weise wurden die Bischöfe beim Kaiser und Könige vorstellig, der ersucht wurde, den Gesetzen die landesherrliche Sanction zu versagen.

Als alle Vorstellungen erfolglos blieben, richteten die Bischöfe — zwei Wochen vor der Publication der Gesetze — einen Appell an das katholische Volk, in welchem sie hervorhoben, daß die Gesetze „die Trennung der Kirche in unserm Vaterlande von der die ganze Erde umfassenden Kirche des Gottmenschen und Erlösers der Welt herbeiführen" müsse. In begeisterten Worten warnten sie schließlich vor Bischöfen, welche nicht vom Apostolischen Stuhle, „dieser Quelle der kirchlichen Einheit", und vor Priestern, welche nicht von rechtmäßigen Bischöfen gesendet seien.

Mit dieser herrlichen Haltung des preußisch-deutschen Episcopates, der bald seine Worte durch Erduldung von Kerkerstrafen

bekräftigte, war das Schicksal des „Culturkampfes“ schon zur Hälfte besiegelt: die weitere Entscheidung lag jetzt im Clerus und im Volke.

Die Priester folgten dem erhabenen Beispiel ihrer Oberhirten und gingen lieber ins Gefängniß und ins Exil — unmittelbar auf die Maigesetze folgte das Ausweisungsgesetz — als daß sie ihrem beim Empfange der hl. Priesterweihe gegebenen Gelöbniß untreu geworden wären.

Bis zu diesem Stadium war die kirchenpolitische Situation vorgeschritten, als der selige v. Mallinckrodt starb.

Prophetisch hatte dieser unvergeßliche Führer vier Wochen vor seinem Tode, am 26. April 1874, im Reichstage (bei der Berathung über das Ausweisungsgesetz) ausgerufen:

„Sie sehen trotz aller Maßnahmen der Staatsgewalt, trotz der Anfeindung der Parteien eine immer festere und engere Einigung zwischen allen Elementen positiven christlichen Glaubens. Sie haben gemeint, Sie bekämpfen nur Bischöfe, und zwar wankelmüthige, schwache Bischöfe, Sie haben gerechnet auf den Zulauf des Clerus in hellen Haufen. Sie haben sich verrechnet, m. H.! Die Erfahrung hat es schon heute constatirt, daß der Clerus feststeht zu seinen Führern, den Bischöfen. Sie haben ferner gesagt und gedacht, Sie hätten es nur mit den Geistlichen zu thun, — nein, m. H., Sie haben es genau ebenso sehr mit den Laien zu thun, und wer Augen haben will und sie brauchen, um zu sehen, der hätte heute schon Gelegenheit genug sich davon zu überzeugen. Sie sehen in unseren westlichen Gegenden die Entschlossenheit, die ruhige Haltung, den festen Willen, mit dem viele Tausende von Menschen auf die leiseste Anregung sich in Bewegung setzen, um angesichts des Kerkers, der ihren geistlichen Hirten erwartet, ihm ein Lebwohl zu sagen, ihm die beruhigende Versicherung, daß er auch, wenn er seinen Hirtenstab nicht mehr in der Hand halten kann, beruhigt sein kann, daß selbst, wenn der Zeitpunkt, den wir vorhersehen, wo die Consequenz der Schritte, welche die Staatsregierung gethan hat, sie dahin führt, zahllose Gemeinden jeder Seelsorge zu berauben, eingetreten sein wird, die Bischöfe fest rechnen können auf die kirchliche Treue des gesammten Volkes. (Bravo! im Centrum.) M. H., wenn Sie dies zu beobachten Gelegenheit hätten, ich glaube, es würde doch die Ueberzeugung bei ihnen anfangen, daß es sich nicht um den Kampf mit Einzelnen handelt, sondern daß es sich handelt, um ein geistiges Princip gegenüber einem geistigen Princip. Es ist schließlich der Kampf des christlichen Glaubens gegen die Philosophie (Oho! links), die sich losgelöst hat, und so weit sie sich losgelöst hat von dem Boden christlichen Glaubens, und die Zwischenerscheinung, so mächtig auch die Erscheinung eines Fürsten Bismarck ist, ist eine vorübergehende Erscheinung. Das ist zwar eine mächtige Person, aber schwach wie ein Rohr gegenüber dem weltbewegenden Kampf solcher Gegensätze; (Sehr gut! im Centrum.) und wenn Sie glauben, einen solchen Kampf brächten Sie

zum Austrag durch derartige armselige Verbannungsgesetze, so rechnen Sie völlig falsch, und Sie kennen nicht die Wirkung der christlichen Ueberzeugung! (Bravo! im Centrum.)

Das ist das Eigenthümliche, daß Leiden die Bereitwilligkeit zum Leiden erzeugen, und wenn sie sehen, daß unsere Hirten in Kerker und Banden oder in der Verbannung sind, glauben Sie, es fehle an Bereitwilligkeit, diesem Schicksale sich ebenfalls auszusetzen? Und wenn die Geistlichen dem Beispiele gefolgt sind und folgen, die Laien lehnen es auch nicht ab (Sehr richtig! im Centrum.) und die Mittel, m. H., die verfangen nicht mit dem Ausweisen! Sie werden zu noch schärferen Waffen greifen müssen! Bedenken Sie sich, welche Waffen Sie schaffen wollen; wir aber denken inzwischen: „Per crucem ad lucem!" „Durch's Kreuz zum Licht!" (Lebhaftes, lang andauerndes Bravo im Centrum. Schweigen, kein Zischen rechts und links.)

Der eine Theil der Prophezeiung v. Mallinckrodt's ging bald in Erfüllung.

Fürst Bismarck, der sich damals noch für keine „vorübergehende Erscheinung" hielt, kam doch bald zu der Überzeugung, daß seine bisherigen Maßnahmen gegenüber dem unerwarteten riesigen Widerstande, den er fand, „schwach wie Rohr" waren und sah sich genöthigt, alsbald „zu schärferen Waffen zu greifen". Er brachte das Sperrgesetz ein, dessen letzte Spuren jetzt ihrer endgiltigen Beseitigung entgegenharren — in der Hoffnung, daß Priester und Volk keine materiellen Opfer für ihre religiöse Ueberzeugung darbringen würden.

Kluger Weise suchte er aber einem Fiasco des Gesetzes dadurch vorzubeugen, daß er bei der Begründung desselben im Abgeordnetenhause — am 18. März 1875 — erklärte, er erwarte „keinen großen Erfolg" von der neuen Maßregel, er thue nur seine „Pflicht", um den Staat zu schützen. Er sagte wörtlich:

„Der Papst und zehnmal mehr der Jesuiten-Orden sind viel zu reich, als daß es ihnen auf große Summen (mit denen sie die Gesperrten unterstützen könnten) ankommen könnte. Ich sage nicht ohne Bedacht: der Jesuiten-Orden zehnmal mehr als der Papst. Außerdem können sie ihre Besteuerungsart, die ihnen bisher gute Dienste leistete, anwenden. Ich erwarte also keinen großen Erfolg; aber wir thun einfach unsere Pflicht, indem wir die Unabhängigkeit des Staates und der Nation gegen diese äußeren Einwirkungen schützen, indem wir die Geistesfreiheit der deutschen Nation gegen die Ränke des römischen Jesuiten-Ordens und des Papstes vertreten: das thun wir mit Gott für König und Vaterland".

Bezüglich der Maigesetze meinte der Kanzler, daß diese „nicht so weit gehen, wie das Landrecht". Diese Behauptung, sowie die

obigen Ausführungen gaben dem Abg. Windthorst Veranlassung zu einer langen Rede.

Er machte darin zunächst darauf aufmerksam, daß es der 18. März sei, an welchem man verhandele. „Die Grundsätze, welche am 18. März 1848 publicirt sind", meinte er, „sind reactionär gegen die Grundsätze des vorliegenden Gesetzentwurfs". Er begründete dies des Näheren und fuhr dann fort:

„Nun ist gesagt, die Maigesetze seien ja ganz unbedenklich. Der Herr Ministerpräsident hat gesagt, sie enthielten gar nichts, als was das preußische Landrecht auch enthielte. M. H., ich glaube, wenn der Herr Ministerpräsident diese Erklärung vor der großen Examinations-Commission gegeben hätte, würde er schwerlich bestehen. Zunächst mache ich auf das Publicationspatent aufmerksam, wonach das Landrecht nur subsidiärer Natur sein, nur subsidiäre Rechtsbestimmungen enthalten, und wonach wohlerworbene Rechte dadurch gar nicht gekränkt werden sollten. Dann aber enthält auch das Landrecht die Bestimmungen der Maigesetze nicht. Endlich glaube ich, den Herrn Ministerpräsidenten darauf aufmerksam machen zu müssen, daß, wenn man ein Land wie Preußen regiert, man nicht blos das Landrecht ansehen darf, sondern auch die Gesetze ansehen muß, welche in anderen Theilen des Landes gelten. (Sehr wahr!) In einem sehr großen Theile der jetzigen Monarchie Preußens aber gilt das Allgemeine Landrecht zu meiner großen Freude nicht. Die Berufung auf das Landrecht ist also vollkommen hinfällig.

Dann hat der Herr Cultusminister gesagt, man könne sich unmöglich obmoviren gegen die Maigesetze, weil in Oesterreich ähnliche Gesetze existiren — ich will weiter nicht gehen, als ähnliche Gesetze sagen, ich glaube, der Ausdruck des Herrn Ministers war weitergreifend. Derartige Aeußerungen sind oft gemacht worden, und ich halte es deshalb für geboten, darauf aufmerksam zu machen, daß diese Annahme absolut irrig ist. Das Gesetz, welches der Herr Minister vor Augen gehabt haben wird, ist das Gesetz vom 20. Mai 1874, betreffend die gesetzliche Anerkennung von Religionsgesellschaften. In diesem Gesetze sind einzelne Bestimmungen, welche Gegenstände betreffen, die auch in den Maigesetzen behandelt werden. Aber diese Gegenstände werden in dem vorliegenden österreichischen Gesetz absolut anders behandelt, als in den preußischen Maigesetzen. (Abg Dr. Wehrenpfennig: Nein!) Ein wenig Geduld, Herr Dr. Wehrenpfennig! Sie hätten das Gesetz übrigens schon lange lesen sollen. Wer sich so präparirt für das Cultusministerium, müßte dies Gesetz bereits kennen. (Große Heiterkeit.) Zunächst ist allerdings in dem § 10 des Gesetzes Rede davon, daß ein Seelsorger eine allgemeine Bildung nachweisen müsse, aber lediglich durch Nachweis der Vollendung des Gymnasialstudiums, etwas, was in Preußen immer gewesen ist, denn es kann Keiner zu der Universität zugelassen werden, der die Maturitätsprüfung nicht gemacht hat. Davon, wie die kirchlichen Bildungsanstalten eingerichtet, was für Gegenstände nach absolvirtem Gymnasium gelehrt werden sollen, ferner davon, daß dann noch wieder eine Prüfung über (Hegel'sche) Philosophie u. s. w stattfinden soll, steht in dem österreichischen Gesetze nichts. Dann ist in dem

österreichischen Gesetze auch Rede davon, daß der Seelsorger der Landesbehörde anzuzeigen sei — das ist der Punkt, auf den man so häufig sich beruft, um zu zeigen, daß die Kirche in Oesterreich eine ganz andere Haltung annehme, als in Preußen. M. H., an sich ist eine solche Anzeige principiell etwas durchaus Unzulässiges, denn die Aufgabe, zu lehren und das Evangelium zu predigen, haben die Apostel nicht mit der Einschränkung bekommen, daß sie es nur da thun sollen, wo die Statthalter der römischen Kaiser es ihnen gestatteten; sie haben die Aufgabe unbedingt bekommen und glücklicherweise haben sie auch diesen unbedingten Auftrag durchgeführt, denn sonst würde uns das Christenthum verloren gegangen sein. (Sehr richtig! im Centrum.) Inzwischen ist im Laufe der Zeiten von Seiten des Kirchenregiments in den betreffenden Abmachungen der Staatsbehörde rücksichtlich der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Beziehungen eine Kenntnißnahme, eine gewisse Mitwirkung bei der Anstellung der Seelsorger gegeben. Das ist auch in Oesterreich geschehen in dem Concordat. Die österreichische Regierung hat freilich ihrerseits das Concordat aufgegeben, es war diese einseitige Aufgebung nach meiner Ueberzeugung ein Gewaltact. Das Kirchenregiment betrachtet deshalb seinerseits auch das Concordat gar nicht für aufgehoben und macht die betreffende Anzeige auf Grundlage des Concordats. Und wenn man in neuerer Zeit sich darauf berufen hat, daß dem Bischofe von Linz gesagt worden ist, er könne die fragliche Anzeige machen rücksichtlich einer bestimmten bezeichneten Kategorie von Seelsorgern, so war das nicht eine Anweisung, sich den Staatsgesetzen zu unterwerfen, sondern war eine Interpretation des Concordats. (Sehr richtig! im Centrum. Heiterkeit links.) Ja, m. H., ich weiß wohl, daß Sie so vorgefaßter Meinung sind, daß es recht schwer ist, Ihnen gegenüber diese Deductionen zu machen; ich mache sie aber auch nicht hauptsächlich für Sie, sondern für die Regierung, (Heiterkeit.) und insbesondere für den Herrn Ministerpräsidenten. (Aha! Heiterkeit.) Nun frage ich, ob das derselbe Fall ist, der bei uns vorliegt. Es fehlt außerdem in dem österreichischen Gesetze der ganze Apparat von Strafandrohungen in Geld und in Kerker. Es fehlt vor allem der ominöse § 24, wonach ein vom Staat construirtes sogenanntes Gericht einen Bischof, respective die Geistlichen absetzen kann. Es ist außerdem gar nicht davon Rede, das irgend ein Zwang gegen die Bischöfe eintreten soll; es ist gar nicht davon Rede, daß man das Capitel nach der Entfernung des Bischofs berufen will, um eine Neuwahl vorzunehmen. Dann ist in dem § 12 — ich bitte, daß man diesen Standpunkt der österreichischen Regierung recht lebendig ins Auge faßt — der Fall vorgesehen, daß die Regierung verlangt, daß ein gewisser Seelsorger entfernt werde. Die Regierung maßt sich bei Leibe nicht an, den Geistlichen selbst zu entfernen, sie kann nach dem Gesetz vielmehr nur bei der bischöflichen Behörde die Entfernung beantragen. Wenn die bischöfliche Behörde nicht folgt, was geschieht dann? Das Gesetz antwortet: Wird die von der Regierung verlangte Entfernung von den dazu Berufenen nicht in angemessener Frist vollzogen, so ist das betreffende Cultusamt für den staatlichen Bereich als erledigt anzusehen, — für den staatlichen Bereich — und hat die Regierung dafür zu sorgen, daß jene Geschäfte, welche die Staatsgesetze dem ordentlichen Seelsorger übertragen, von einer andern von ihr bestellten Persönlichkeit inso-

lange versehen werden, bis das betreffende Cultusamt in staatsgiltiger Weise neu besetzt ist. Das österreichische Gesetz maßt sich also gar nicht an, den Seelsorger zu beseitigen in Beziehung auf seine kirchlichen Functionen, in Beziehung auf sein kirchliches Amt, nur die staatlichen Functionen werden ihm entzogen und einem Andern übertragen. Nun, m. H., Sie haben generell die Eheschließung, die Schulaufsicht rc., alles, was als entfernt nur vom Staate ausgehend gedacht werden kann, den Seelsorgern bereits weggenommen: die Seelsorger stehen nur in ihrem rein kirchlichen Amt da. Das österreichische Gesetz ist weit davon entfernt, in Hinsicht auf das kirchliche Amt die Geistlichen in irgendwelcher Weise zu molestiren. Wo ist denn nun eine Aehnlichkeit zwischen den österreichischen Gesetzen und den preußischen Maigesetzen? Dazu kommt, daß man in Oesterreich sich friedlich verständigt und nicht einseitig vorgeht, daß die österreichische Regierung nicht proclamirt: Es gilt einen Kampf gegen Rom, sondern daß sie das Gegentheil proclamirt, wie es auch die Könige von Preußen bis dahin gethan haben. Wenn man einer wohlwollenden Regierung gegenübersteht, so kann man, ohne dazu gezwungen zu sein, allerlei Wünsche derselben erfüllen; wenn die Regierung aber die Fahne aufgepflanzt hat: „Kampf gegen Rom, Trennung von Rom", wenn man gar anfängt, zu behaupten, der Papst sei ein einfacher Einwohner Roms, Bischof von Rom und unterstehe der surveillance der italienischen Regierung, man könne von der italienischen Regierung verlangen, daß sie den Papst in Schranken halte, — dann ist die Stellung allerdings eine wesentlich andere.

Ich denke, daß diese kurzen Bemerkungen, die ich noch erweitern könnte, wohl beweisen, daß die Behauptung, welche der Herr Cultusminister aufstellte, eine vollkommen irrige ist. Nun weiß ich im voraus, daß der College Dr. Gneist, der gern nach mir sprechen wollte, — (Abg. Dr. Gneist: Ganz richtig.) — ich kenne Sie ganz genau — (Große Heiterkeit.) mir aus den Motiven, welche die österreichische Regierung bei diesen Vorlagen machte, allerlei Sätze verlesen wird, die in etwas culturkämpferisch lauten. Einmal aber sind die Motive nicht identisch mit den hiesigen, dann aber mache ich darauf aufmerksam, daß man in Oesterreich allerlei culturkämpferische Neigungen, der dortigen sogenannten liberalen Partei allerlei schöne Floskeln hinwerfen mag, aber in der Sache bleibt es doch bei dem Gesetze, so wie es hier steht, und das ist die Hauptsache. Phrasen wollen wir Ihnen ganz gerne scheffelweise gestatten, aber keine Gesetze. (Sehr gut!) Ich glaube übrigens, daß wir die Darlegung, daß weder das preußische Landrecht, noch die österreichischen Gesetze identisch seien mit den Maigesetzen, weiter werden behandeln müssen, namentlich auch in Druckschriften, damit die Herren Minister von ihrem Irrthum befreit werden. Der Irrthum der Minister ist freilich nicht so wesentlich, aber dieselben Irrthümer, die sie uns vortragen, tragen sie ohne Zweifel auch der Krone vor (Hört! Hört!), und das ist nicht gleichgiltig. (Zuruf des Abg. v. Kardorff.) Der Herr College v. Kardorff hier meint, das hätte ich alles schon gesagt (Sehr richtig!), m. H., ich werde Ihnen die Wahrheit so lang wiederholen, bis Sie sie begreifen. (Sehr gut! im Centrum.) Nun will man diese Erklärung, von der ich gesprochen habe, erzwingen durch Geldentziehung, man will die Festung nehmen durch Hunger. Der Herr Ministerpräsident sagt uns,

sehr wirksam würde das Gesetz wohl nicht sein, der Papst und vor allem die Jesuiten hätten so unendlich viel Geld, daß sie das leicht ersetzen können, was hier entzogen werde. Woher der Herr Minister diese Nachrichten hat, weiß ich nicht; ich habe bis jetzt nicht gewußt, daß der Herr Ministerpräsident der Finanzminister des Papstes und der Jesuiten sei. (Große Heiterkeit.) Aber leider hat der Herr Ministerpräsident nicht recht. Weder der Papst noch die Jesuiten haben die nöthigen Mittel (Oh! Oh! links.), das zu ersetzen, was hier entzogen werden soll; ich wollte, sie hätten diese Mittel. — Ich kann Ihnen sagen, ich bin sicher, daß sie sie nicht haben. In Rom depossedirt man die Fürsten übrigens nicht, um hernach ihnen das Vermögen wegzunehmen. (Sehr gut! im Centrum.) Das Geld, was hier den Geistlichen genommen wird, wird, darüber ist kein Zweifel, von den Landesunterthanen aufzubringen sein. Denn darüber dürfen die Herren sich versichert halten, das katholische Volk wird seine Geistlichen nicht aushungern lassen. Aber ich frage den Herrn Ministerpräsidenten, wenn er selbst sagt, wegen anderweit vorhandener Mittel wird dieses Gesetz keine Wirkung haben, wie kann er dann das Gesetz rechtfertigen? Uebrigens muß ich dabei bleiben, daß die Leistungen, um deren eventuelle Wiederflüssigmachung es sich hier handelt, solche sind, zu welchen der Staat absolut verpflichtet ist, wenigstens in der größten Summe. In der Einziehung dieser Mittel, welche hier eventuell wieder-flüssig gemacht werden sollen, liegt ein directer Vertragsbruch."

Der Redner ging hierauf noch auf einige Details in dem Gesetzentwurf ein — natürlich ohne bei der Regierung und den gegnerischen Parteien einen Erfolg zu erzielen.

Seine obigen Worte haben aber insofern historische Bedeutung erlangt, als sie seine und seiner Freunde Anschauungen betreffs der sogenannten „Anzeigepflicht" darlegen, eines Punktes, der bei den späteren Friedensverhandlungen zwischen Rom und Berlin von grundlegender Bedeutung wurde.

Windthorst hatte constatirt, daß wenn die „Anzeigepflicht" so formulirt würde, wie es im österreichischen Concordate geschehen war, sie tolerirt werden könne.[1]) Diese Formulirung ist nun durch die preußische Gesetzgebung von 1887 erfolgt und außerdem wurde durch außerparlamentarische Abmachungen zwischen dem apostolischen Stuhle und der Berliner Regierung die dem Staate zustehende Befugniß zur Erhebung des Einspruchs bei Besetzung von Pfarreien noch mehr beschränkt, als es in Oesterreich und andern Ländern der Fall ist.

[1]) Er hatte Aehnliches, woran der Abg. v. Kardorff erinnerte, schon bei der Berathung der Maigesetze ausgeführt. Ebenso hatte sich der selige v. Mallinckrodt mit andern Centrumsmitgliedern ausgesprochen. Desgleichen hatte die katholische Presse mehrmals einstimmig erklärt: man gebe uns die österreichische, württembergische etc. Anzeigepflicht, so werden wir zufrieden sein.

Daß die preußische Regierung sich später zu diesen Zugeständnissen entschließen würde, dazu waren damals wenig Aussichten vorhanden. Fürst Bismarck glaubte immer noch, er würde mit den Mitteln materieller Gewalt über Seelen herrschen können.

Auch als Leo XIII. am 20. Februar 1878 den päpstlichen Thron bestieg und hierbei Gelegenheit gegeben war, die früheren Beziehungen zwischen Rom und Berlin wieder aufzunehmen, zeigte sich wohl beim deutschen Reichskanzler Geneigtheit zum Friedenschluß, aber an eine Drangabe des staatskirchlichen Princips war bei ihm noch nicht zu denken.

Deshalb blieben auch die ersten Meinungsaustauschungen zwischen dem Vatican und dem Berliner Hofe lediglich formale Höflichkeitsbezeugungen.

In dieser Zeit blieb aber das Centrum mit Dr. Windthorst — derselbe war inzwischen von der juristischen Facultät zu Loewen zum Dr. jur. ernannt worden — nicht unthätig. Es wurden außer dem Antrage auf Freigebung des Messelesens und Sacramentespendens eingebracht die Anträge auf Wiederherstellung der aufgehobenen Verfassungsartikel und auf Sistirung der Ausführung des Klostergesetzes.

Bei der Discussion über den letzterwähnten Antrag — am 11. December 1878 — stimmte der Minister Falk zum erstenmale den bekannten Hymnus auf den „friedliebenden Leo" an (der den Vorwand abgeben sollte zu Bismarcks bereits projectirtem Rückzuge in dem angeblich wegen des „kriegerischen Pius" unternommenen „Culturkampf") und ließ auch schon die Hoffnung auf das zukünftige Verschwinden des Centrums (v. Puttkamer nannte es später „Verduften") durchblicken.

Demgegenüber bemerkte Windthorst:

„Das veranlaßt mich, einige deutliche Erklärungen abzugeben. Die erste Erklärung, die ich abgebe und für welche ich die Zustimmung nicht allein meiner hier anwesenden Fractionsgenossen, sondern der sämmtlichen wahrhaften Katholiken des Landes habe (Unruhe links), ist die: Wenn zwischen der Staatsregierung und der Curie eine Verständigung erzielt ist, so werden wir diese Verständigung mit einem wahren Tedeum begrüßen. (Bravo! im Centrum.) Unbedingt und ganz werden wir uns den betreffenden Abmachungen unterwerfen, selbst dann, wenn wir glauben könnten, es wären der Concessionen an den Staat des lieben Friedens willen zu viele gemacht. (Bravo! im Centrum.) Was dann unsere Haltung in politischen Fragen betrifft, so werden wir in dieser Hinsicht nach Maßgabe unserer innersten festen Ueberzeugung verfahren; im voraus zu erklären, wie wir in jedem einzelnen Falle stimmen

werden, wäre vermessen, weil uns ja die Fragen nicht vorliegen. So viel müßte doch aber jedem vernünftigen Menschen einleuchten, daß, wenn die unglückseligen Kämpfe auf dem kirchenpolitischen Gebiete beseitigt wären, und wir die Gefühle zu einer gewissen Ruhe hätten zurückführen können, wenn wir einsähen, daß die Staatsgewalt Wohlwollen auch gegen die katholischen Unterthanen hegt, daß wir dann da, wo ein Zweifel sein könnte, welche Haltung wir zu beobachten hätten, gern geneigt sein würden, mehr als es sonst die Neigung mit sich brächte, auf Seite der Regierung zu stehen. (Sehr gut! im Centrum, Lachen links.) Aber, meine Herren, bei den Principienfragen, bei den Fragen freiheitlicher Staatsentwickelung werden Sie uns immer auf Seite Derer sehen, welche diese Principien vertreten, oder richtiger — denn ich sehe solche Vertreter nicht mehr (Heiterkeit) — wir werden fortfahren, die Fahne bürgerlicher Freiheit auch dann hoch in den Lüften flattern zu lassen, wenn wir einsam und allein sie tragen müssen. (Heiterkeit.) Auf die Dauer würden wir ganz gewiß auch diesen Kampf siegreich durchfechten. (Lebhaftes Bravo im Centrum.)"

Man muß gestehen: Klarer, präciser und zutreffender kann das Programm nicht formulirt werden, welches eine katholische parlamentarische Partei in kirchenpolitischen und politischen Fragen zu befolgen hat.

In kirchlichen Fragen unbedingtes und unverändertes Festhalten an Rom, am Felsen Petri, auf welchem der Steuermann der Kirche mit seinen Berathern von einer höheren Warte aus den Cours der Welt beobachtet, als es der im Getriebe des Alltagslebens stehende Parlamentarier vermag; in politischen Fragen wechselndes Verfahren, je nach dem Verhalten der Regierung: Wohlwollen auf Wohlwollen; Abwehr auf Angriff; auf einen Schlag auf kirchlichem Gebiete einen Gegenschlag auf politischem Terrain.

Mit Recht konnte Windthorst sagen, daß er für dieses Programm nicht nur der Zustimmung seiner Fractionsgenossen, sondern aller Katholiken im Lande sicher sei.

Diese letztere ließ er überhaupt niemals aus dem Auge.

Ist schon das Centrum an sich eine Volkspartei, mehr als irgend eine andere politische Partei; steht schon jedes Mitglied der Centrumsfraction in viel engeren Beziehungen zu seinen Wählern, als es bei den Mitgliedern aller übrigen Fractionen der Fall ist — und zwar deshalb, weil das katholische Volk sein Verhältniß zu seinen Priestern und ebenso zu seinen Abgeordneten, den Vertheidigern seiner kirchenpolitischen Rechte, viel inniger auffaßt, als die indifferentere protestantische Bevölkerung — so war Windthorst in dieser Beziehung in den letzten Jahren das Centrum des Centrums

geworden, nach welchem auch der einfachste Landmann, der nur alle acht Tage einmal ein Sonntagsblatt oder beim sonntäglichen Glase Bier im Wirthshause eine Zeitung zu Gesicht bekam, vertrauensvoll ausschaute.

Die Correspondenz, welche Windthorst mit allen Theilen des Landes unterhielt, war bisweilen eine so umfangreiche, daß zwei Secretaire sie nicht bewältigen konnten. Bettelbriefe und Gesuche um Gutachten, prosaische und poetische Anerkennungsschreiben für gehaltene Reden — und der Centrumsführer sprach am meisten von allen 397 Abgeordneten des Reichstags und von allen 433 Mitgliedern des Abgeordnetenhauses — anonyme, pseudonyme oder mit bekannten oder unbekannten Namen unterzeichnete Mittheilungen und Enthüllungen lösten sich continuirlich mit einander ab; ja bisweilen — und das war schon kein normaler Zustand mehr — erbaten sich Wahlkreise mit Umgehung ihrer speciellen Abgeordneten Verhaltungsmaßregeln beim Abgeordneten für Meppen. Insbesondere war zur Zeit der Wahlbewegung Windthorst's Thätigkeit aufs Aeußerste angespannt. Er verhandelte dann nicht nur mit den einzelnen Lokal-, Kreis- und Provinzial-Comités der Centrumspartei, sondern auch mit denen aller übrigen Parteien, um Compromisse zu schließen und Compensationen zu bewirken. Es kam zuletzt so weit — und das war, streng genommen, auch nicht mehr in Ordnung, — daß Niemand mehr für's Centrum gewählt wurde, wenn er nicht das Placet von Windthorst hatte.

Waren in einzelnen Wahlkreisen innerhalb der Centrumspartei Streitigkeiten ausgebrochen, so wurde Windthorst erst recht als Vermittler angerufen. Er suchte dann überall zunächst die Einigkeit und den Friedensschluß in dem localen Kriege herbeizuführen und nur wo ihm dies mißlang — wie z. B. noch unlängst in Mainz — zog er sich von jeder ferneren Intervention zurück.

Die Centrumsfraction sowohl des Reichstags als des Landtags hatte sich inzwischen bei jeder Neuwahl an Mitgliederzahl vermehrt. Das katholische Volk hatte damit zweifellos bekundet, welche Gesinnungen es über die Regierungspolitik hegte. Auch bezüglich des Clerus war die Prophezeiung in Erfüllung gegangen, welche v. Mallinckrodt gegeben hatte. Fürst Bismarck hätte gern zehn Döllinger drangegeben für zehn Pfarrer, welche sich verpflichtet hätten, der Regierung gehorsam und ihren kirchlichen Obern untreu zu werden; er hätte zweihundert Reinkens geopfert für fünfzig Kapläne,

welche die Regierung angegangen hätten um Verleihung der durch Todesfall, Exil und staatliche „Absetzung" massenhaft vacant gewordenen Pfarrstellen. Aber nur $^{1}/_{4}$ Procent des gesammten preußischen Clerus, d. h. von Vierhundert Einer, bewarb sich um solche Stellen und obendrein konnten diese Unglücklichen, wo sie hinkamen, nirgends functioniren, weil sie überall Hirten ohne Heerden blieben.

In dieser Situation sah sich Fürst Bismarck gezwungen, mit Rom Unterhandlungen anzuknüpfen. Das sollte indeß noch so geschehen, daß Niemand hierin eine Demüthigung der Staatsgewalt vor der kirchlichen Autorität erkennen sollte. Die Maigesetze sollten aufrecht erhalten bleiben — der Cultusminister v. Puttkamer, der Nachfolger des inzwischen von dem „friedliebenden Leo" verscheuchten Dr. Falk, mußte öffentlich erklären, daß die „Grundlinien der Maigesetzgebung unwiderruflich gezogen" seien — aber bezüglich ihrer Handhabung sollten der Regierung discretionäre Vollmachten ertheilt werden.

Es war zweifellos, daß die Mehrheit des Landtags auf diesen Vorschlag eingehen würde; aber wie sollte sich das Centrum und die katholische Presse hierzu stellen?

Fürst Bismarck hatte vorher Besprechungen sowohl mit dem Münchener Nuntius Masella, als mit dem Wiener Pronuntius Cardinal Jacobini erbeten, welche ihm mit Genehmigung des hl. Vaters bewilligt worden waren. Dennoch brachte er (im Jahre 1880) den Gesetzentwurf, von dem er wissen mußte, daß derselbe ohne Zustimmung Roms nicht von praktischer Wirksamkeit sein konnte, ein, ohne sich dieser Zustimmung vorher versichert zu haben. In München, in Wien, in Rom wußte man, bevor der Entwurf im Landtage mitgetheilt war, über den Inhalt desselben nur das, was die Bismarck'sche officiöse Presse darüber kundgegeben hatte und das war nur die vage Mittheilung, daß der Regierung unbedingte Vollmacht zur Nichtanwendung oder zur ganzen oder theilweisen Anwendung der Maigesetze gegeben werden sollte.

Damals bestand nicht nur bei der Regierung, sondern auch bei allen nicht zum Centrum gehörigen politischen Parteien eine solche Scheu vor einer officiellen Annäherung an Rom — ein paar Jahre später wurden römische Noten sogar in den Drucksachen des Landtags von der Regierung mitgetheilt! — daß auch ein Centrumsmitglied sich dem hl. Vater oder seinen Nuntien behufs Besprechung

kirchenpolitischer Angelegenheiten nur wie ein Nicodemus in der Nacht nähern konnte.

Aber diese Annäherung mußte erfolgen, wenn das Centrum bei der Berathung der neuen Vorlage nicht auf Irrwege gerathen wollte. Darum begab sich Windthorst während der parlamentarischen Pfingstferien des Jahres 1880 nach Wien zum Cardinal Jacobini, um sich hier Informationen für die Centrumsfraction zu holen — ohne selbst seinen nächsten Freunden etwas von seinem Vorhaben mitzutheilen. Ich begab mich gleichzeitig nach Rom, um mir Instructionen für die katholische Presse zu holen — ohne Windthorst etwas von meiner Reise zu sagen.

Genau zu derselben Stunde, als ich beim hl. Vater eine längere Audienz hatte — an welcher Theil zu nehmen ich den Cardinal Franzelin, ein Mitglied der Cardinals-Commission, welche die deutschen kirchenpolitischen Angelegenheiten berieth, ersucht hatte — langte im Vatican ein Telegramm aus Wien von Seiten des Cardinals Jacobini an, worin dieser sich Informationen für den bei ihm eingetroffenen Dr. Windthorst erbat. Es wurde hierauf dem Cardinal erwidert, daß ich ein Protocoll über die Erklärungen des hl. Vaters nach Berlin mitbringen würde.[1]) Ein telegraphischer Auszug daraus wurde alsbald nach Wien übermittelt.

Als ich acht Tage darauf mit Windthorst wieder zusammentraf und nunmehr ihm und andern Centrumsmitgliedern eingehend über meine Reise berichtete, war soeben die neue Vorlage beim Landtage eingegangen; sie entsprach im Wesentlichen dem, was die officiösen Blätter darüber berichtet hatten; wir konnten nunmehr zu derselben leicht Stellung nehmen.

Im Uebrigen hatte ich in Rom Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie man im Vatican bis zur höchsten Spitze hinauf von vollstem Vertrauen zu Windthorst und seiner Führerschaft beseelt war.

Bei der Einbringung der neuen Vorlage mochte wohl dem Fürsten Bismarck nebenbei auch der Gedanke vorgeschwebt haben, die Centrumsfraction unter sich oder mit Rom zu veruneinigen. Beide Pläne scheiterten. Die Stellung Roms zu der Vorlage war dem Centrum bekannt; man wußte, daß der hl. Vater den Gesetzentwurf verwerfe und der Ansicht des Vaters der Christenheit unterwarfen sich auch diejenigen Centrumsmitglieder,

[1]) Den Wortlaut des Protocolls habe ich mitgetheilt in der „Geschichte des Culturkampfes", größere Ausgabe S. 664 ff.

welche Neigung hatten, die Vorlage anzunehmen. Deren Annahme im Plenum erfolgte durch eine aus Conservativen und Nationalliberalen constituirte Mehrheit und dem Führer des Centrums war es nicht schwer geworden, unter seinen Freunden die Einheit aufrechtzuerhalten

Als durch dieses erste „Friedensgesetz" und durch die folgenden kirchenpolitischen Novellen der Schwerpunkt der parlamentarischen Verhandlungen in die Commissionen verlegt wurde, ließ sich Windthorst in diese hineinwählen und trug so wesentlich dazu bei, daß nur solche Commissionsbeschlüsse ans Plenum kamen, welche das Centrum — wenigstens vom zweiten „Friedensgesetze" ab — acceptiren konnte.

Zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Abg. Windthorst schien in jener Zeit ebenfalls ein erträglicheres Verhältniß entstanden zu sein; es waren verschiedene Umstände, welche dies ermöglichten, theils politischer, theils persönlicher Natur.

In politischer Hinsicht war in Regierungskreisen seit dem Jahre 1878 ein vollständiger Umschwung in wirthschaftlichen Fragen eingetreten. Unter der bisherigen Freihandelspolitik litten namentlich die deutschen Grenzprovinzen: Rheinland, Oberschlesien und Süddeutschland. Die Regierung mußte, wenn sie nicht den Nationalwohlstand erheblich schwächen wollte, zum Schutzzollsystem übergehen und hierin fand sie im Centrum, das sich hauptsächlich aus den genannten Provinzen recrutirte, den geborenen Bundesgenossen. Dabei war die parlamentarische Constellation die, daß ohne das Centrum keine schutzzöllnerische Mehrheit zu gewinnen war. Die Regierung, welche bis dahin stets die Unterstützung der anderen Parteien gefunden hatte, mußte also von jetzt ab nach dem Centrum und seinem Führer ausschauen.

Es fügte sich nun, daß Windthorst gerade damals in Sachen des Vermögens der Königin Marie von Hannover mit Bismarck zu verhandeln hatte. Zwei „liberale" Parteiführer hatten „den Kleinen" aus diesem Anlaß gerade ins Reichskanzlerpalais hineingehen sehen und sofort entstanden im Reichstage über diese Annäherung die abenteuerlichsten Gerüchte.

Windthorst selbst gab beim nächsten Fractionsessen der Hoffnung Ausdruck, daß die Annäherung, welche sich zwischen der Fraction und der Regierung auf wirthschaftlichem Gebiete vollzogen, ihre Consequenzen in der Kirchenpolitik haben würde.

Die Voraussagung war richtig, aber sogleich ging sie noch nicht in Erfüllung.

Im Fürsten Bismarck machte sich erst noch einmal der alte persönliche Groll gegen den Centrumsführer geltend.

Seit der Annäherung an den Reichskanzler hatte Windthorst wieder dessen parlamentarische Soiréen besucht; trotzdem ließ ihn einmal der Kanzler in einer Commission beleidigen, was zur Folge hatte, daß sämmtliche Centrumsmitglieder in der betreffenden Session die Soiréen im Reichskanzlerpalais mieden.

Fürst Bismarck ließ alsbald den Abg. Windthorst auch in Rom bekämpfen und zwar durch den seit dem 24. April 1882 beim Vatican accreditirten Gesandten v. Schlözer; aber er erreichte hiermit eben so wenig etwas als durch die fortgesetzten Verunglimpfungen, mit denen er das ganze Centrum beim hl. Vater in Mißcredit zu bringen suchte.

Am 26. Februar 1883 operirte die Bismarck'sche „Nordd. Allg. Ztg." mit dem alten Ladenhüter, auf welchem geschrieben stand:

„So lange das Centrum der Führung Windthorsts folgt, kann die Regierung nicht auf Frieden rechnen"

— worauf ja schon v. Mallinckrodt elf Jahre vorher die richtige Antwort gegeben hatte.

Wie bei der Inscenirung des „Culturkampfes", so fühlte der Kanzler auch bei der vermeintlichen Abwickelung desselben seine Pläne am empfindlichsten durch Windthorst gefährdet.

Ein von Windthorst wiederholt gestellter und von der Mehrheit des Reichstags wiederholt angenommener Antrag auf Aufhebung des Priester-Ausweisungs-Gesetzes wurde vom Fürsten Bismarck hauptsächlich deshalb nicht vollzogen, weil der Antragsteller Windthorst war.

So kam es denn schließlich dahin, daß der Reichskanzler, als er endlich an die ernstliche Beseitigung des „Culturkampfes" denken mußte, den Schwerpunkt der hierzu erforderlichen Verhandlungen in ein Forum legte, in welchem er des Abg. Windthorst nicht ansichtig wurde, ins preußische Herrenhaus.

Bis dahin hatte Windthorst alle kleinlichen Nörgeleien und Schachzüge des Reichskanzlers mit kaltem Blut über sich ergehen lassen; jetzt war aber doch der Moment gekommen, wo er seiner

Mißstimmung wenigstens in privaten Kreisen lebhaften Ausdruck gab.

Fürst Bismarck hatte auf Rom einen Druck ausgeübt. Er hatte die Proposition gestellt, behufs definitiver Revision der Maigesetze einen Bischof in das Herrenhaus zu berufen, der dort die Functionen eines Nuntius zu versehen hätte. Wäre der Papst darauf nicht eingegangen, so war bei dem leidenschaftlichen Charakter des Kanzlers vorauszusehen, daß das Revisionswerk unterblieben oder auf eine unbestimmte Zukunft hinausgeschoben worden wäre.

Die Stimmung, welche bei dieser Neuorganisation in der Behandlung kirchlicher Fragen sich nicht nur des Abg. Windthorst, sondern auch eines großen Theils der Centrumsfraction bemächtigte, war erklärlich. Seit fünfzehn Jahren hatten die Centrumstruppen mit ihren Führern auf dem Kampfplatze gestanden und den Feind endlich so weit zurückgedrängt, daß er sich ergeben mußte; da sollen sie plötzlich das Feld räumen und einer anderen Truppe unter einem anderen Führer Platz machen, welchem ohne langen Kampf und ohne große Anstrengung die Siegestrophäen in die Hände fallen. Das würde gewiß bei jeder Truppe in jedem Kampfe unangenehme Empfindungen hervorrufen.

Indeß die Centrumstruppe war ja niemals um ihrer selbst willen gedacht, sie war nie Selbstzweck, sondern stets Mittel zum Zweck; sie sollte die Rechte der Kirche vertheidigen überall dort und in der Weise, wo und wie es den kirchlichen Interessen am zweckdienlichsten war. Die Entscheidung der Frage aber, was den kirchlichen Interessen nach Zeit und Umständen am Meisten entspricht, hat in letzter Instanz stets dem obersten Hirten der Kirche zugestanden und wie ein guter Soldat nicht darnach frägt, warum er im Kampfe an diesem oder jenem Ort postirt wird, so frägt auch der echte Centrumsmann nicht darnach, ob er von seinem obersten Feldherrn ins Vorder- oder Hintertreffen gestellt wird.

Ein anderes Ziel haben auch die Centrumswähler, Clerus und Volk, niemals im Auge gehabt, als das, daß ihre Erwählten sich sowohl beim kirchenpolitischen Kampf, als beim Friedensschluß stets unter die oberste Leitung des von Gott eingesetzten Hirten der Gesammtkirche begeben sollten.

Insbesondere war Windthorst ein viel zu klarer Kopf, als daß er nicht das Zwingende der veränderten Situation begriffen hätte. Ein freundliches Wort des hl. Vaters, der zwei hohe Abge-

sandte zu ihm im kritischen Jahre 1887 entsendete,[1]) reichte hin, um die „Perle" wieder in die „richtige Fassung" zu bringen.

Auch blieb ja noch für das Centrum der Arbeit genug übrig. Windthorst war nach wie vor der erste und letzte unter seinen Collegen auf dem Posten. Obschon nicht formell Vorsitzender der Fraction, erließ er in den letzten Jahren von Hannover aus die öffentliche Einladung zur ersten Fractionssitzung zu Beginn einer neuen Session — mit dem ständigen Wunsche, die Freunde möchten sich pünktlich und vollzählig einfinden, da Wichtiges zu berathen sei.

Nach der formalen Eröffnung der Sitzung durch den jeweiligen Vorsitzenden, hielt Windthorst immer die erste Ansprache. Sie gipfelte stets in dem Satze: „Thuen wir immer das Rechte, damit Niemand uns etwas anhaben kann!"

Wenn auch seit 1887 die Maigesetze in Stücken lagen und man von da ab das Ende des „Culturkampfes" datiren muß, so hörte damit natürlich die Kirche auch in Preußen nicht auf, eine streitende zu sein. Der hl. Vater sprach in einem für die Gesammtfraction des Centrums bestimmten Schreiben den Wunsch aus, daß das Centrum bestehen bleiben möge, nicht nur, um der Kirche zu noch immer größere Freiheit zu verhelfen, sondern auch um über die Ausführung der zurückeroberten Rechte wachen zu können. Windthorst selbst hatte schon in den siebziger Jahren erklärt: „Wenn der Kirchenkampf zu Ende ist, wird der Schulkampf beginnen!" Diese Parole war es auch, welche er in den letzten Jahren auf den katholischen Generalversammlungen — die er seit 1880 regelmäßig zu besuchen pflegte — in erster Linie ausgab. Denn auf dem Schulgebiete war alles im alten „Culturkampfs"-Geleise geblieben — höchstens mit der Ausnahme, daß eine Anzahl Geistlicher zur Schulinspection und zur Ertheilung resp. Leitung des Religionsunterrichtes wieder „zugelassen" waren.

Große Sorge machte Windthorst auch das Entstehen des „Evangelischen Bundes."

Der Centrumsführer war gerade in confessioneller Beziehung eine so friedfertige Natur, daß er in seinen diesbezüglichen Aus-

[1]) Einer von diesen Legaten kam zu Windthorst während der parlamentarischen Ferien nach Hannover; ein anderer, welcher eine Mission an den kaiserlichen Hof hatte, traf mit dem Centrumsführer während der Parlaments-Session in Berlin zusammen.

gleichsversuchen bisweilen sogar weiter ging, als es vom streng katholischen Standpunkte zulässig erschien.

Er sprach mit Vorliebe von der protestantischen „Kirche" als einer „Schwesterkirche" und bediente sich sogar in schriftlichen Anträgen des Ausdrucks: „die Kirchen". Wie schon oben erwähnt, war er an ein solches Verfahren in dem überwiegend protestantischen Hannover gewöhnt worden und daher schreibt sich auch sein beständiges Bemühen, confessionellen Streitigkeiten so viel wie möglich aus dem Wege zu gehen. Diejenigen Hetzer aus dem „Evangelischen Bunde", welche ihn wegen seiner angeblichen „confessionellen Engherzigkeit" oder wegen noch schlimmerer Eigenschaften noch im Grabe schmähen, können niemals auch nur die geringste Ahnung von seiner weitherzigen confessionellen Duldsamkeit gehabt haben! Schon der Umstand allein, daß er seine protestantischen hannoverschen Landsleute zum Eintritt in die Centrumsfraction bestimmte, schon die Thatsache, daß diese Protestanten während des ganzen „Culturkampfes" den kirchenpolitischen Debatten in den geschlossenen Fractionssitzungen des Centrums beiwohnen konnten, ohne jemals in ihren confessionellen Gefühlen verletzt worden zu sein,[1]) beweist, welchen Grad von Toleranz das Centrum geübt haben mußte. Ob wohl die Mitglieder des „Evangelischen Bundes" ebenfalls geschlossene Sitzungen in Gegenwart gläubiger Katholiken abhalten können?

Indeß auch die Toleranz hatte bei Windthorst ihre Grenzen. In keinem Falle ließ er die katholische Wissenschaft darunter leiden. Mehrfach ersuchte er jüngere Collegen, über dieses oder jenes Thema aus der „Reformationsgeschichte" Untersuchungen anzustellen und wenn ihm die Resultate der partiellen Forschung stichhaltig zu sein schienen, verwerthete er sie in öffentlicher Rede, gleichviel, ob es Herrn Stöcker oder Herrn v. Gneist erwünscht war oder nicht. Auf den katholischen Generalversammlungen forderte er mehrere Jahre hindurch zum allseitigen Studium der Geschichtswerke Janssens auf und als man von verschiedenen Seiten die Fortsetzung der „Hamburger Briefe" zu inhibiren suchte, trat er entschieden für deren Vollendung ein. Das schönste Zeugniß

[1]) Außer den Hannoveranern hatte das Centrum zeitweilig unter den protestantischen Mitgliedern noch den Appellations-Gerichtspräsidenten v. Gerlach und den Heidelberger Advokaten Schulz; letzteren als Ersatzmann für den hochw. Bischof v. Ketteler von Mainz.

seines confessionellen Bekenntnisses hatte er abgelegt am 18. März 1890 — gerade ein Jahr vor seinem Beerdigungstage — als Stöcker die in neuerer Zeit von katholischer Seite ausgegangenen Untersuchungen über Luthers Lebensende glaubte vor das ganz incompetente Forum des Abgeordnetenhauses bringen zu sollen. Da erklärte Windthorst freimüthig:

„Man kann der Wissenschaft nicht wehren, daß sie sich überall zu bethätigen sucht ...... Lesen Sie die Schriften Luthers, hören Sie seine Tischreden und extrahiren Sie alle die schönen Epitheta, die der Papst, die Kirche u. s. w. von ihm bekommen. Ich wage nicht, in dieser Gesellschaft diese Epitheta zu wiederholen."

Hierauf trat Stöcker den Rückzug an und entschuldigte sich damit, daß er von seinen „Freunden" zu seinem Vorgehen veranlaßt worden wäre.

Daß ein solches parlamentarisches Leben, das wohl reich an Triumphen war, auch einen außergewöhnlichen Verbrauch von geistig-körperlichen Kräften erforderte, liegt auf der Hand und es hätte Niemanden auffällig erscheinen können, wenn Windthorst, der schon im Jahre 1849 zum Abgeordneten gewählt worden war, längst der verdienten Ruhe sich überlassen hätte. Die Sehnsucht nach Zurückgezogenheit überkam ihn auch bisweilen, namentlich seit 1878, wo die socialen und wirthschaftlichen Fragen begannen in den Vordergrund zu treten und es schwieriger wurde, die Einheit der Centrumsfraction auch auf nichtkirchlichem Gebiete aufrecht zu erhalten.

Er hatte ein feines Vorgefühl für alles, was kommen konnte. „Trier kann wieder einen Bischof bekommen", sagte er einmal im Frühjahr 1881 im Freundeskreise; „ganz gut — wenn nur die wirthschaftlichen Fragen nicht wären."

In wichtigeren Materien hatte sich das Centrum zuerst bei der Frage des Socialistengesetzes, des Volkswirthschaftsrathes und der Tabaksteuer gespalten; bald zeigte sich der Dissens auch bei erheblicheren Etatsfragen, insbesondere beim Militäretat; aber doch nicht beim Septennat, gegen welches sich das Centrum noch 1880 ebenso wie 1874 einmüthig erklärte — bis auf eine Ausnahme.

Parallel liefen dabei die Verhandlungen der Regierung mit Rom, in denen der Reichskanzler das Centrum continuirlich verklagte, daß es ihm für seine angeblich großmüthige Kirchenpolitik zu wenig Concessionen mache. Fürst Bismarck beschwerte sich beim Papste u. a. darüber, daß das Centrum die Regierung in der

Eisenbahnfrage, im Schankfsteuergesetz und beim Feldpolizeigesetz nicht nur nicht unterstützt, sondern selbst „angegriffen" habe. Natürlich wurde für alle diese Handlungen und Unterlassungen Windthorst in erster Reihe verantwortlich gemacht.

Der Centrumsführer, der hierüber sehr genau unterrichtet war, pflegte dann in der Regel in der Fractionssitzung, wenn ein neues Gesetz, das nicht kirchenpolitischer Natur war, berathen wurde, auf dessen mittelbaren Zusammenhang mit der Kirchenpolitik hinzuweisen; bisweilen machte er auch darauf aufmerksam, daß ein solcher Gesetzentwurf „heißes Eisen" sei — der Fraction selbstverständlich überlassend, was sie damit beginnen wolle. In den meisten Fällen hatte denn auch die Fraction das Eisen angefaßt, ohne Brandwunden davon getragen zu haben.

Indeß der Complicationen wurden immer mehr und Windthorst empfand zunehmend das Bedürfniß nach Ruhe. Wenn zudem aus Volkskreisen Schreiben an ihn oder andere Centrumsmitglieder anlangten, worin der Wunsch ausgesprochen war, die Fraction hätte in dieser oder jener Frage anders votiren sollen, so sagte er jedesmal: „Wenn die Herren glauben, es besser machen zu können, so mögen sie herkommen und sich auf unsere Plätze setzen; wir treten gern zurück."

Während der Wahlbewegung des Jahres 1885 schrieb er mir aus Hannover einen Brief, aus dem ich entnahm, wie ungern er sich hatte wieder als Candidat für das Abgeordnetenhaus aufstellen lassen — in Anbetracht der neuen Schwierigkeiten, die er vor sich sah; — aber andererseits war auch das wieder jedem, der ihn näher kannte, unzweifelhaft, daß es für ihn noch weit schwieriger sein würde — zu Haus zu bleiben. Niemand konnte sich einen Windthorst vorstellen, der neben Frau und Tochter zu Hause sitzt und im Parlamentsbericht ruhig liest, was Bismarck und andere gesagt haben. Für ihn wäre es äußerst empfindlich gewesen, wenn er hätte sein Leben mit einem längeren körperlichen Siechthum bei geistiger Regsamkeit beendigen müssen.

Und so ist er denn gestorben mitten in der Arbeit. Er betheiligte sich wieder viel an den Commissionsberathungen; Reichstag und Landtag tagten abermals zugleich;[1]) mehr als sonst wurden

[1]) Auch sein Verkehr mit der Außenwelt blieb der alte. So schrieb er noch in seinem letzten Lebensjahre einen schönen Brief als Vorwort zu dem Neudruck der classischen Schrift des Herrn Bischofs v. Ketteler: „Die Arbeiterfrage und das Christenthum".

in letzter Zeit Anforderungen in gesellschaftlicher Beziehung an ihn gestellt; nach langer Zeit kam er sogar wieder an den Hof.

Seine letzten öffentlichen Reden hielt er im Abgeordnetenhause am 3., im Reichstage am 7. März.

In beiden sprach er sehr bestimmt von seinen Zukunftsplänen; in beiden constatirte er aber auch einen Dissensus der Centrumsfraction in Bezug auf die zur Debatte stehenden Fragen.

Im Abgeordnetenhause sprach er über das neue Einkommensteuergesetz. Sein Vorredner war der Abg. Dr. v. Gneist, der u. a. den Satz ausgesprochen hatte: „Wer reformiren will, hat zunächst sich selbst zu reformiren."

Hierauf erwiderte Windthorst:

„Dieser Gedanke des Herrn Vorredners ist unzweifelhaft richtig. Ich werde ihm das auf kirchenpolitischem Gebiete demnächst näher zu Gemüthe führen (Heiterkeit), denn da hat der verehrte Herr die Reform noch recht nöthig." (Heiterkeit)

Wahrscheinlich hatte hier Windthorst die bevorstehende Discussion über das Sperrgesetz oder über das Jesuitengesetz (im Reichstage) im Auge.

Ueber das Einkommensteuergesetz selbst bemerkte er, daß „die Mehrzahl" seiner Freunde das Gesetz schließlich so gestalten würde, daß es angenommen werden könne.

Hierauf fuhr er wörtlich fort:

„Seit Jahren — so lange ich hier bin, kann ich sagen — ist immer geklagt worden über die unrichtige Veranlagung der Einkommensteuer. Seit Jahren hat man behauptet, es müsse nothwendig dahin gewirkt werden, daß die besser gestellten Klassen zur Steuerzahlung mehr herangezogen würden als die minder begüterten. Man hat bei jeder Gelegenheit im Reichstage und hier in dieser Hinsicht auf die Einkommensteuer hingewiesen, und es hat insbesondere der Herr College Rickert im Reichstag wiederholt die Einkommensteuer verlangt. (Zuruf des Abgeordneten Rickert: die bewegliche!) — Ja, aber immer so beweglich, daß sie allen denen, die was haben, gründlich in die Tasche greift. (Heiterkeit.) — Ueber das Bewegliche sprechen wir gleich. — Ich habe, wenn diese Anforderungen erfolgten, immer gedacht: wartet nur, wenn die Geschichte angeht, werdet ihr langsamer gehen. (Sehr richtig! und Heiterkeit.) Und, meine Herren, mein guter Freund Rickert ist absolut in die Arrièregarde gerathen (Große Heiterkeit), man kann sagen: nur langsam voran, nur langsam voran, daß der Fortschritt mitkommen kann. (Große Heiterkeit.)

Ja, meine Herren, ich will damit gar nicht einen Tadel aussprechen. Denn es geziemt sich wohl, wenn man an langsameres Vorgehen gewohnte Parteien mit einem Male in einem starken Avancement sieht, ihnen zuzurufen: es ist wohl zweckmäßig, nicht zu rasch zu gehen. Und das können die am

besten und mit dem meisten Recht sagen, die aus dem Zuraschgehen zu oft Nachtheile gehabt haben. (Zuruf.) — Ich werde wohl auch — der verehrte Herr erinnerte mich hier an einen anderen Gegenstand — bei diesem Gegenstande auf dieses Thema zurückkommen, wie ich denn überhaupt verspreche: wenn Gott mir die Gesundheit läßt, Ihnen auf allen Gebieten zu folgen — Ihren Weg beachten, Ihr Vorgehen, wo ich es richtig halte, fördern und, wo möglich, durchkreuzen, wenn es sein muß. (Bravo im Centrum und Heiterkeit.) Meine Herren, ich frage: wenn man nun so lange die weniger bemittelten Stände aufmerksam gemacht hat, daß in dieser Hinsicht nothwendig eine Aenderung eintreten müsse, daß die höher Begüterten mehr herangezogen werden, daß die Steuern gerechter vertheilt werden müssen — glaubt man dann, daß man ungestraft einen Versuch der königlichen Staatsregierung, auf diesem Wege vorzugehen, zurückweisen könne? (Sehr richtig.)

Ich hätte mich vielleicht entschlossen, wegen mancher Punkte, die in dem Gesetz enthalten sind, Nein zu sagen; aber gerade das stete Drängen nach der vorhin von mir bezeichneten Richtung hat mir das rein unmöglich gemacht. Und sind wir denn nicht außerdem schuldig, die Einnahmen des Staates aus den direkten Steuern und folglich vor allem aus der Einkommensteuer mehr zu fördern, nachdem wir in einem so großen Maße die indirekten Steuern erhöht haben? (Sehr richtig!)

Und der Versuch, den die Regierung hier macht, ist nach meiner Ansicht zunächst ein gebotener Versuch des Ausgleichs zwischen den indirekten und den direkten Steuern, die nach meiner Ansicht in ein Mißverhältniß zu einander gekommen sind.

Dieser allgemeine Gesichtspunkt ist es vor allem, der die große Zahl meiner Bedenken beseitigt.

Die Regierung sagt: ich will einen richtigen Ausgleich, eine gerechtere Vertheilung der direkten Steuern; ich will mittels der Deklaration auch die Einnahmen, die in der Steuer an sich liegen, voll und ganz haben, und zu dem Ende schlage ich auch diesen ersten Schritt vor. Dieser erste Schritt nun kann betrachtet werden, von allem Anderen abgesehen, für sich allein, und dann abgeschlossen, ohne Fortsetzung. Ich würde das im höchsten Grade beklagen und würde dafür halten, daß es ein ganz enormer Schaden wäre, wenn der Weg, der mit diesem Gesetz beschritten wird, nun nicht voll zu Ende gegangen wird. Das ist für mich ein recht großer Skrupel, daß ich keine physisch zwingende Nothwendigkeit vor mir sehe, den hier beschrittenen Weg bis ans Ende zu gehen, und daß ich mir denke, es könnten doch Momente in der Entwicklung unseres Staatslebens eintreten, welche die Durchführung des Ganzen unterbrächen. (Zuruf.) — Ich komme gleich darauf; wenn man mir den Gedankengang nicht unterbricht, werde ich ihn zu Ende sagen. — Das kann geschehen einmal dadurch, daß die Männer, welche jetzt diesen Weg beschritten haben und mit einer außerordentlichen Anstrengung rasch zu Werke gegangen sind, in irgend einer Weise nicht mehr da wären. Ich hoffe, daß diese Möglichkeit nicht zur Wirklichkeit wird, obwohl mir vorkommen will, als sei so allerlei im Werke, ihnen recht ernste Schwierigkeiten zu machen. (Hört! hört!) Darauf gehe ich heute nicht weiter ein; aber ich

wollte doch nicht unterlassen, zu sagen: es ist an der Zeit, daß wir recht aufmerksam sind.

Es kann aber auch geschehen, daß die Männer auf ihrem Wege zur Durchführung dieser Reform bei uns selbst oder im Lande Hindernisse finden und diese Faktoren sind bei dem Beginn eines so außerordentlichen Werkes, eines solchen Baues ohne Zweifel sehr in Rechnung zu ziehen. Ich kann auch nicht umhin, zu sagen, daß diese Erwägungen mich etwas ängstlich machen; aber es wird wohl ein Erbtheil des Alters sein, daß es etwas ängstlicher ist, als andere Leute, jung und lebendig, wie sie hier zu meiner Freude an meiner Seite und rundum sitzen. Ich muß aber dem Herrn Finanzminister das zugeben, daß er seinerseits klar und bestimmt sich ausgesprochen, daß er die Entschlüsse der Regierung unverhohlen und unverfälscht hingestellt hat; und ich glaube: nach diesen Erklärungen ist es der Staatsregierung und den Männern, die jetzt dieselbe bilden, unmöglich, still zu stehen. Aber das allein ist für mich doch immer noch nicht genügend.

Der Herr Finanzminister hat aber auch mit Recht darauf hingewiesen, daß in dem Gesetze selbst die Anfänge einer ganzen Reihe von zwingenden Verhältnissen liegen. Und da vertraue ich denn der Macht der Ideen, und wenn auch nicht ohne etwas Aengstlichkeit, so glaube ich doch, daß die Reform noch durchgeführt werden wird und durchgeführt werden muß, und daß der Defekt, der heute vorliegt, in möglich raschem Tempo beseitigt werden wird, nämlich der Defekt, daß dem Volke das ganze Programm hier nur in allgemeinen theoretischen Sätzen mehr oder weniger gegeben ist, aber noch nicht in der concreten Form, in der die Masse des Volkes es begreift (Sehr richtig!); wie es denn so vielfach bei unserer Gesetzgebung nachtheilig für die einzelnen Etappen wirkt, daß man die folgenden nicht voll und ganz übersehen kann. Der Herr Finanzminister, gewiß, auch alle die Finanzminister, die in der Commission gesessen haben (Heiterkeit), werden wohl das Ganze voll und ganz übersehen. Die Götter, die nicht in diesem Himmel waren, die auf Erden sich herumbewegen — ich gehöre zu diesen — sehen das vielleicht nicht ganz so und würden vielleicht mit größerer Lebendigkeit die Dinge begreifen, wenn sie solch einen Ueberblick hätten, wie er auf jenen Höhen möglich war. Aber ich habe doch das Gefühl, es würde einem künftigen Finanzminister unendlich schwer sein, hier den Wagen umzudrehen, und so meine ich, daß wir es riskiren können. (Heiterkeit.)

Es ist vorher mir gesagt worden von dem Collegen Rickert, er habe eine leichtere Einkommensteuer, eine bewegliche Einkommensteuer gewollt. Das habe ich dahin verstanden, daß er eine Einkommensteuer mit Quotisation haben wolle, und in der Hinsicht habe ich auch meinestheils erklärt, daß ich sehr geneigt wäre, für die Quotisation einzutreten; daß ich glaubte, solches sei gar nicht abzuweisen, und wie ich bedauerte, daß die Regierung nicht selbst die Sache in die Hand nähme und das nothwendige in der Hinsicht vorkehrte respektive vorschlüge. Denn eine gedeihliche Entwicklung dieser Frage ist vielleicht nur — ich sage ausdrücklich „vielleicht nur", — denn eventuell könnte man doch in die Nothwendigkeit kommen, selbst Hand ans Werk zu legen — auf Grund einer Initiative der Regierung zu erwarten. Wenn ich

den Abg. Dr. v. Gneist richtig verstanden habe, so führen seine Anschauungen ihn auch zu dieser Quotisation. (Zuruf.) — Ja, das habe ich ganz deutlich vernommen, und ich freue mich dessen, weil ich denke, daß die jüngere Generation, die er ja für uns heranbildet, demnächst mit etwas weniger Schrecken an diese Sachen herantritt. (Zuruf des Abgeordneten Rickert: So lange haben wir keine Zeit!) Mein lieber College Rickert, wir werden noch lange leben müssen, wenn alle unsere Wünsche erfüllt werden sollen; ich wünsche Ihnen, daß Sie lange leben. (Heiterkeit.) Aber ich möchte doch bei der Gelegenheit sagen: wollen wir einen ruhigen Gang der Entwickelung haben, wollen wir namentlich diese Steuerreform bis ans Ende durchführen, so müssen wir uns in der That in Beziehung auf unsere Wünsche überall ein wenig beschränken, denn wenn wir die Männer am Amt behalten wollen und an der Arbeit, die die Sache jetzt in die Hand genommen haben, wenn wir im Lande die nöthige Unterstützung für die Sache haben wollen, dann gehört dazu eine gewisse Ruhe, und diese Ruhe werden wir nur dann haben, wenn wir den Arbeitern sämmtlich einige Muße gönnen, und uns, die wir zur Mitarbeit berufen sind, auch. Wie es in diesem Jahre gegangen, da mußte man ungefähr annehmen, es sei die versteckte Absicht gewesen, die sämmtlichen Abgeordneten zu Tode zu hetzen. (Heiterkeit.) Ich fühle das an mir selber, wie das wirkt; aber ich hoffe doch, daß dieser Versuch bei mir sich als ein Versuch mit untauglichen Mitteln bewähren wird. (Heiterkeit.)

Meine Herren, diejenigen einzelnen Punkte, die meinen Freunden und mir besonders noch am Herzen liegen, werden bei der Detailberathung zur Sprache kommen. Wir werden uns auf das Aeußerste beschränken; und ich muß für mich sagen, daß es mich eine Ueberwindung kostet, eine Reihe von Wünschen zu unterdrücken, von denen ich sogar glaube, daß der Herr Finanzminister geneigt sein dürfte, sie zu berücksichtigen, um nicht das Ganze ins Stocken zu bringen. Und so wiederhole ich die Erklärung, daß wir auch bei der dritten Berathung bemüht sein werden, uns das Ja zu ermöglichen, wenn wir es auch nicht gerade mit einer großen Freude abgeben, da ich sehe — es kommt das aus dem Lande mit jeder Postsendung neu an mich heran — wie groß das Maß von Sorge ist, welche verbreitet ist.

Der Herr Finanzminister hat gesagt, er glaube das wohl, daß die, welche nunmehr mehr bezahlen müßten, ungeduldig und unruhig würden. Es ist das allerdings ein wesentlicher Faktor. Ich sage aber, es kommt dazu, daß die Leute anfangen, eine Deklaration zu machen, und bei dieser Arbeit sehen, daß das kein kleines Stück Arbeit ist. Wenn wir nun auf diesem Gebiete den Anfang der Reform gemacht haben und schon große Erregung herbeiführen — wie alle die Herren zugeben, die die Güte hatten, mir zuzuhören — so möchte ich doch die königliche Staatsregierung bitten, nun nicht zuviel Eisen gleichzeitig in das Feuer zu legen und in Beziehung auf das, was sie durchbringen will und durchbringen muß, ein Maß zu halten.

Es ist ja gar nicht nöthig, daß, weil der Finanzminister Dr. Miquel wahrscheinlich das Glück haben wird, diese große schwere Arbeit durchzubringen,

nun die anderen Herren Minister sogleich was durchbringen wollen. (Große Heiterkeit. Sehr gut!)

Sie sollen in den künftigen Jahren meine Unterstützung haben, auch etwas zu erreichen; aber in diesem Jahre wird es nicht mehr gar viel sein können; denn das Frühjahr bricht glücklicherweise heran.

Meine Herren, lassen Sie uns in dieser Auffassung und Richtung handeln, und mögen die Freunde im Lande berücksichtigen, daß sie nicht aus den ersten Unbequemlichkeiten des Neubaues einen Schluß ziehen wollen auf das Gebäude selbst. Wenn es einst fertig sein wird, dann wird manches mehr erklärlich, wird manches mehr verstanden, und, wie ich hoffe, wird man zu der Ueberzeugung gelangen, das Gesetz hat wirklich erreicht, was es erstrebte: eine gerechtere Vertheilung, eine gerechtere Heranziehung der Vermögenderen und einen Ausgleich gegenüber den nach meinem Dafürhalten zu sehr angespannten indirekten Steuern. Diesen Wunsch habe ich aufrichtig, diesen Wunsch lege ich meinen Freunden und lege ich, soweit es mir gestattet ist, allen anderen ans Herz. Meine Collegen hier zur Rechten aber mögen mir erlauben, ihnen zu sagen: von Ihnen hängt das Gelingen wesentlich ab; zeigen Sie sich vollständig, wie ich es erwarte, unparteiisch auf dem ganzen Gebiete und ersparen Sie sich jeden Vorwurf, der ihnen etwa demnächst gemacht werden könnte; sehen Sie bei jedem Schritte zu, daß niemand sagt, Sie hätten agrarische Tendenzen verfolgt." (Bravo.)

Im Reichstage hielt Windthorst seine letzte Rede am 7. März; also gerade eine Woche vor seinem Tode. Man verhandelte über den Marine-Etat und man discutirte speciell darüber, ob die Frage der Herstellung neuer Schiffe, worüber der Reichstag schon entschieden hatte, noch einmal in die Commission zurückverwiesen werden sollte, da die Regierung sich inzwischen zu Concessionen verstanden hatte. Windthorst erklärte sich „mit einem großen Theil" seiner Freunde für die Zurückverweisung. Er motivirte dies in langer Ausführung, an deren Schluß er sagte:

„Also die Prüfung (in der Commission) können wir nicht abschlagen. Und was wills denn schaden, wenn wir die Prüfung vornehmen und unserer eigenen Kraft und Selbständigkeit vertrauend diese Prüfung eintreten lassen? Erhalten wir das Resultat (d. h. Ersparnisse) nicht, was uns der Herr Reichskanzler in Aussicht stellt, so bleibt es bei dem strikten Nein, das zuerst von meinen Freunden und mir ausgesprochen worden ist. (Zuruf links.) — Ich freue mich, daß Herr College Rickert sagt, daß er damit einverstanden sei. (Zuruf links.) Ich freue mich immer, wenn ich mit ihm einverstanden bin. (Heiterkeit.) Von diesen Erwägungen ausgehend werde ich mit einem großen Theil meiner Freunde für die Commissionsberathung stimmen. (Lachen links.) Ein anderer Theil meiner Freunde wird das nicht thun. Die Gründe derselben brauche ich nicht näher zu erörtern; sie meinen eben, es wäre genug geprüft, es wäre genug erwogen, und man könnte jetzt definitiv abstimmen. Diese Ansicht, daß genug erwogen wäre, könnte ich theilen, wenn nicht der

Herr Reichskanzler erklärt hätte, es wären Compensationen zu suchen und zu finden. Das ist die Lage, in der wir uns befinden, die ich hier offen darlege, und ich bitte, darnach die Sache zu erledigen. Weiter in die Sache selbst einzugehen, ist nicht erforderlich. Nach dem, was bisher vorgekommen ist, wird die Verweisung erfolgen, und wir werden übermäßig Zeit in der Commission und nachher hier im Hause haben, über die eigentliche Sache uns des Ausführlichen zu unterhalten." (Bravo im Centrum.)

Der Herr über Leben und Tod wollte es anders. Windthorst sollte nicht mehr „übermäßige Zeit" haben, in der beregten Frage zu verhandeln.

Am 7. März, Nachmittags 4 Uhr, hatte er diese Worte — die letzten die er im Parlamente von sich gegeben — gesprochen; eine Woche darauf war er schon eine Leiche.

Am 10. März nahm er noch an den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses theil; aber schon während der Sitzung mußte er sich nach Hause fahren lassen, da ein starker Husten ihn dazu nöthigte. Er war einige Zeit vorher eine Treppe im Abgeordnetenhause hinuntergefallen und hatte sich seitdem nie wieder recht erholt.

Trotzdem glaubte er anfänglich auch jetzt noch nicht, daß er am Ende seiner irdischen Laufbahn angelangt sei; erst als er seine (von seiner Umgebung telegraphisch herbeicitirte) Tochter Maria, sein einziges noch lebendes Kind, an seinem Krankenbette erblickte, wurde er sich seiner Lage bewußt. Er verlangte nunmehr nach den hl. Sterbesacramenten, welche er mit vollem Bewußtsein und großer Andacht empfing. Seine letzten Worte waren das Gebet: „Jesus Dir leb' ich, Jesus Dir sterb' ich, Jesus Dein bin ich im Leben und im Tod." So verschied er am Sonnabend den 14. März, Morgends $8^{1}/_{4}$ Uhr.[1])

Während seiner Krankheit hatte er die Genugthuung, daß der hl. Vater ihm den apostolischen Segen ertheilte und ihm eine (später eingetroffene) Ordensauszeichnung zustellen ließ. Mehrere Cardinäle und Bischöfe erkundigten sich telegraphisch nach seinem Befinden und übermittelten ihm die herzlichsten Wünsche. Der deutsche Kaiser fuhr persönlich vor seinem Hause vor und schickte einen Adjutanten in das von dem Kranken bewohnte einfache Zimmer hinauf, um

[1]) Einer freundlichen Mittheilung des Herrn Geistl. Rath Müller in Berlin verdanke ich die Nachricht, daß der Kranke von einem Priester Soc. Jesu versehen worden war. In der Nacht darauf sagte der Sterbende mehrmals freudig erregt zu der ihn pflegenden grauen Schwester: „Ich hab' die hl. Sacramente!"

einen Gruß und Glückwunsch vom Throne zu überbringen; die Kaiserin ließ dabei in sinniger Weise einen Blumenstrauß übermitteln; die höchstgestellten Staatsmänner und Abgeordnete aller Parteien fanden sich ein, um ihre Sympathien zu bekunden: kurz, während dieser vier Tage war das Kranken- und Sterbezimmer Windthorsts derjenige Ort, welcher die größte Aufmerksamkeit in Berlin, im deutschen Reiche, ja in der halben Welt erregte.

Und erst gar das Begräbniß: kein Geringerer als Fürst Bismarck hat gesagt, daß Windthorst's Beerdigung die Trauerfeierlichkeiten in Schatten gestellt habe, unter denen s. Z. Kaiser Wilhelm I. zu Grabe getragen wurde!

Und fürwahr, selten ist ein Kaiser oder König so bei seinem Ableben geehrt worden, als der Parlaments-König Windthorst! Die hervorragendsten Souveräne Deutschlands, der Kaiser an der Spitze, sandten zu dem feierlichen Requiem, welches am 17. März von dem Ordinarius von Berlin, dem hochwürdigsten Fürstbischof von Breslau, vor der sterblichen Hülle des Entseelten in der St. Hedwigskirche abgehalten wurde, ihre Vertreter. Ihre Majestät die Kaiserin schickte für sich einen besonderen Abgesandten. Es waren zugegen außer dem Reichskanzler die obersten Chefs sämmtlicher Reichs- und Landesministerien — bis auf einen, der durch Krankheit entschuldigt war; selbstverständlich die Präsidenten und Vorstände des Reichs- und Landtags, dazu Mitglieder aller Fractionen, ferner Gelehrte und Künstler, zahlreiche Adelige, Deputationen von Vereinen 2c. 2c.

Vor dieser wahrhaft illustren Versammlung hielt der hochwürdigste Fürstbischof Dr. Kopp folgende Ansprache:

„Wenn ich schweige, werden sie auf mich warten; wenn ich rede, auf mich Acht haben. Buch der Weisheit 8, 12.

Es ist zwar nicht der Mensch, sondern der Geist Gottes, der im Buche der Weisheit also von sich spricht: doch befürchte ich keinen Widerspruch, wenn ich diese Worte auf den Mann anwende, dessen allzeit beredter Mund seit Samstag verstummt ist und nicht mehr zum Reden sich öffnen wird. Andächtige Trauerversammlung! Schon wiederum nach kaum Jahresfrist stellt uns der unerforschliche Rathschluß des Herrn über Leben und Tod an die Bahre eines Mannes, dessen Namen nicht allein von den Katholiken Deutschlands mit unbegrenzter Ehrfurcht und beispiellosem Vertrauen genannt wurde, sondern auch weit über die deutschen Grenzen hinaus ein Gegenstand bewundernder Verehrung war. Tief erschüttert von dem neuen Verluste eines hochbegabten und hochverdienten Führers umstehen seine Freunde die irdische Hülle des Verblichenen, und trauernd senkt sich der Blick des ganzen katholischen Deutschlands vor dieser Todtenfeier. Fast muß ich fürchten, den Unwillen desselben zu erregen, wenn ich es hier unternehmen will, in die Gebete

der Kirche meine schwachen Worte über den Verstorbenen zu mischen; denn keine Sprache kann die Verehrung schildern, welche die Katholiken Deutschlands dem Verstorbenen Jahrzehnte hindurch erwiesen haben, und ebenso wenig läßt sich in Worte fassen, was sie jetzt angesichts seines Todes empfinden. Und doch kann bei der allgemeinen Trauer auch die Kirche nicht zurückbleiben, einem ihrer treuesten und größten Söhne den wohlverdienten Ehrenkranz auf den Sarg zu legen.

Wohl sind manche unter uns, mit denen der Verblichene oft im heißen Wortgefechte stand; allein sein Tod hat alle gleichsam in einem Gefühle geeint, der aufrichtigen Theilnahme, der unverhaltenen Trauer über seinen Verlust, der seinen Werth erst recht empfinden und richtig würdigen läßt. Sein Lebensweg führte ihn auf vielfach sehr verschlungene Pfade, und sein Leben und Wirken unterlag den verschiedenartigsten Beurtheilungen, die nicht immer dem Verstorbenen wohlwollend lauteten. Nur das katholische Volk hielt an ihm mit unerschütterlichem Vertrauen fest; es wurde niemals an ihm irre und folgte ihm blindlings, wie verschlungen und dunkel auch zuweilen die Wege waren, die er dasselbe führte. Wenn ich es versuche, diese von vielen oft nicht verstandene Thatsache angesichts seiner entseelten irdischen Hülle zu erklären, so möge das dazu beitragen, die allgemeine Theilnahme zu rechtfertigen, die sein Tod erweckt hat, und in den Schmerz über den Verlust dieses Mannes den Trost einzugießen, daß dieser Schmerz nur zu gerecht ist.

Fast ein Vierteljahrhundert hindurch haben die deutschen Katholiken in dem Verstorbenen ihren Führer verehrt und seiner staatsmännischen Einsicht wie seiner kirchlichen Treue unbedingt vertraut. Ja, in allen Welttheilen wird sein Name von seinen Glaubensgenossen mit größter Verehrung genannt. Was war es denn, was ihm solches Vertrauen und solche Verehrung erwarb? Die Katholiken maßen seinen Werth an seinem Wesen und Wirken, und nicht nach wechselnden Ansichten und Wünschen — das ist die kurze Antwort, die sich auf jene Frage geben läßt. Es war ein bedeutender Mann, der am Samstag Morgen die müden Augen schloß; darüber sind alle einig, die ihm jemals näher standen, welcher Gesinnung und Richtung sie auch sein mögen. Es war ein Mann voll hoher Begabung, festen Charakters und tiefer Einsicht. Wir bewunderten an ihm stets den sichern Tact und das feine Verständniß, mit welchen er in allen großen und wichtigen Angelegenheiten stets den rechten Punkt traf und die rechten Wege fand zur Lösung der Schwierigkeiten wie zur Erreichung eines Zieles. Er war ein Freund und Vorkämpfer der Wahrheit, und nie ist bei ihm die Wahrheit mit dem Eigennutz und dem eigenen Interesse in Streit gerathen. Er war wachsam, und darum sah er alles und nichts entging ihm. Er war unerschütterlich in seinen Grundsätzen; nicht Ehren noch Unehren machten auf ihn einen solchen Eindruck, daß er durch sie in seiner Ueberzeugung oder in seinem Handeln beirrt worden wäre — das ist es aber, was man der Eitelkeit nicht nachsagen kann. Er war unermüdlich, nicht Mühe und Arbeit scheuend, und darum konnte er mit seinem schwächlichen Körper so viel ausrichten.

Mit diesen Eigenschaften trat er ins öffentliche Leben und widmete mehr als ein Vierteljahrhundert seine Arbeitskraft dem Dienste seiner engeren Heimath, wiederholt von seinen Landesherrn zu den höchsten Staatsämtern

berufen und von ihrem Vertrauen beehrt. — Wohl wurde es ihm daher schwer, sich in die veränderten Verhältnisse seines Heimathslandes hineinzufinden, und daraus machte er auch kein Hehl. Mit unwandelbarer Treue hing er den Erinnerungen der Vergangenheit nach. Kann ihm das zum Vorwurf gereichen? Er war mit den Verhältnissen und den Personen, welche den über seine Heimath gekommenen Ereignissen zum Opfer gefallen waren, auf das Innigste verwachsen und hing ihnen an mit seinem tiefen Gemüthe und seinem treuen Herzen; wenn es ihm daher nicht möglich war, diese Beziehungen zu vergessen, können wir ihn deswegen tadeln? Brachte er doch alle seine irdischen Aussichten, zu denen ihn Begabung und Erfahrung, Ansehen und Ruf berechtigten, zum Opfer, um seinem Herzen treu zu bleiben! — Aber um den edlen Mann richtig zu würdigen und ganz zu verstehen, darf man dabei Eines nicht übersehen. Seine Anhänglichkeit an das Frühere zog ihm vielfach Verdächtigungen und Anfeindungen zu. Argwöhnische Augen richteten sich auf all sein Thun und Lassen, seine Worte und Schriften; scharfe Beobachter umgaben ihn von allen Seiten. Aber nie hat man ihn einen Schritt machen sehen, der mit der neuen Unterthanpflicht in Widerspruch stand. Wohl sprach er seine Gesinnung in offenen Worten aus; aber nie hat man ein Wort aus seinem Munde vernommen, welches mit Recht Grund gegeben hätte, seine loyale Gesinnung zu bezweifeln. Er war eben eingedenk der Mahnung des Apostels, daß die bestehende Obrigkeit von Gott sei, und daß man ihr um des Gewissens willen unterthänig sein müsse.

Aber wie groß auch die bis an sein Ende treu bewährte Anhänglichkeit an das Fürstenhaus war, dem er so lange gedient, wie theuer ihm auch die Erinnnerungen an die früheren Verhältnisse seines engeren Heimathslandes waren, sie hinderten ihn gleichwohl nicht, auch dem geeinigten deutschen Vaterlande, sowie dem Lande, dessen Bürger er nunmehr geworden, seine reichen Geistesgaben und seine unermüdliche Arbeitskraft zu widmen. Nicht zog er sich grollend in behagliche Ruhe zurück, sondern er nahm theil an der Neugestaltung der öffentlichen Verhältnisse im Reiche wie in Preußen. Mehr als 20 Jahre lang gehörte er dem Reichstage und dem Landtage an und war für alle Mitglieder ein Muster von Pflichttreue, Fleiß und Pünktlichkeit. Von der ersten bis zur letzten Sitzung war er anwesend, griff stets in die Verhandlungen mit ein, und sehr oft entschied er mit seinem klugen Rathe die Lösung der wichtigsten Fragen. Nie hielt er zurück, wenn es galt, dem Auslande zu beweisen, daß die Zweifel desselben an der deutschen Einigkeit Täuschung seien, und was immer zur Ehre und Stärke des Reiches nöthig war, das versagte er nicht. Dem Unrecht war er stets Feind; jede Rechtskränkung haßte und bekämpfte er. Wohl war auch oft sein Wort abmahnend und warnend vor den Eingebungen wechselnder Tagesmeinungen und erregter Zeit- und Gefühlsströmungen. Wohl ward dann oft der lästige Mahner verlacht und sein unbequemer Einspruch mißachtet. Allein mehr als einmal zeigte die Erfahrung, daß die Beachtung seines Mahnrufes der Reichs- und Landeswohlfahrt nicht zum Schaden gewesen wäre.

Was war es aber, was ihn antrieb, die stille Zurückgezogenheit mit dem Lärm des Tagesstreites, die Ruhe der trauten Häuslichkeit mit den Entbehrungen und Aufregungen des parlamentarischen Lebens zu vertauschen?

War es eitle Ruhmsucht? War es Ehrbegierde und Eitelkeit? Wenn es diese Triebfedern seines Handelns gewesen wären, würde er bald enttäuscht an den häuslichen Herd zurückgekehrt sein; denn sie wurden keineswegs befriedigt. Wenn er trotzdem unter Mühen und Arbeiten, Opfern und Entbehrungen bis in seinen Tod hier aushielt, was war es anders als das tiefe Pflichtgefühl, daß man mit dem empfangenen Pfunde wirken müsse, bis der ewige Hausvater rufe? So war es bei dem theuren Verblichenen; Todesahnungen erfüllten ihn bereits im Herbst beim Beginn der neuen Session, und er sprach sie offen gegen seine Freunde aus; aber weder sein leidender Zustand, noch seine geschwächte Gesundheit hielten ihn zurück. Die Lebhaftigkeit seines Eifers ermunterte die versagenden Körperkräfte. War es anders zu erwarten von einem solchen Manne, als daß er auf dem Felde der Ehre und Arbeit sterben würde?

Aber nicht bürgerliche Interessen und die Landeswohlfahrt waren es allein, die seine Thätigkeit in Anspruch nahmen. Die Ereignisse riefen ihn auch auf ein anderes Feld. Er sah durch folgenschweres Eingreifen den Hort bedroht, in welchem für den katholischen Christen die Mittel seiner Heiligung aufbewahrt werden; er sah den Pulsschlag des religiösen Lebens für sich und seine Glaubensgenossen gehemmt. Gegen diese Gefahren und Hemmnisse erhob er sich mit aller Kraft seines Geistes; 20 Jahre lang kämpfte er für die bedrohte Sache seiner Kirche, so lange er ihre Freiheit und Wirksamkeit in Gefahr sah. Doch sind das Ereignisse, die noch im frischen Andenken stehen, und die vielleicht unangenehme Empfindungen erwecken könnten, wenn ich mich weiter auslassen wollte. Aber das ist unleugbar, den Hauptheil an ihnen hatte der Verstorbene. Er scheute nicht Mühe und Arbeit, Reisen und Lasten, Verunglimpfungen und Anfeindungen — und das dankt ihm das katholische Volk und wird es ihm danken, so lange noch eine Erinnerung an jene Ereignisse in ihm lebt. Unvergeßlich ist sein Name mit der Geschichte unserer Zeit verbunden. Aber wie auch das Urtheil über diese seine Thätigkeit immer lauten mag, das Eine ist nicht zu läugnen: Es ist im höchsten Grade bedauerlich und wird es immer bleiben, daß so viel Geisteskraft in jenem unseligen Streite verbraucht worden ist.

Jedoch war der Verstorbene nicht allein ein treuer Sohn seiner Kirche, wo es sich um die Vertheidigung derselben handelte; sein Leben entsprach auch seinen Worten. Was er von der Tribüne sagte, das war die Ueberzeugung seines Herzens und die Uebung seines Lebens. Oder kann man denn so warm und überzeugend von der Religion sprechen, wenn man dieselbe nicht im eigenen Herzen trägt? Ja, er war auch darin ein treuer Sohn seiner Kirche, daß er seinen Glauben nach ihren Lehren und Vorschriften gewissenhaft ausübte und keine seiner kirchlichen Pflichten vernachlässigte, an die religiösen Uebungen seiner Pfarrgemeinde sich demüthig anschloß und regelmäßig mit ihr am Tische des Herrn erschien. Zeuge seines gläubigen frommen Sinnes ist auch die herrliche Marienkirche in Hannover, deren Steine von seinen Mühen und Sorgen, Worten und Schriften für ihre Erbauung zu den spätesten Geschlechtern reden werden. Dank sei dem Herrn, daß Er die Vollendung der Kirche den edlen Mann noch erleben ließ; freilich hat er nicht mehr erlebt die Erfüllung seines Wunsches, sie schuldenfrei der Marien-Gemeinde hinter-

lassen zu können — er hinterläßt diesen Herzenswunsch den deutschen Katholiken als sein Vermächtniß.

Soll ich auch noch erwähnen, wie der Verstorbene sich als gläubiger Christ in seinem Familienleben bewies? Ach welch schmerzliche Wunde würde ich da berühren, wenn ich seinen theueren Hinterbliebenen in Erinnerung brächte, was sie verloren haben! Gott hat in Seinem unerforschlichen Rathschlusse diese so engverbundene Familie auseinandergerissen, hat der Tochter nur den Trost gewährt, dem todtkranken Vater die letzten Stunden zu erleichtern und die Augen zu schließen, und tröstet Gattin und Tochter jetzt mit der Hoffnung auf die ewige Wiedervereinigung!

So hat denn einer der edelsten Söhne der katholischen Kirche und einer der größten Männer des Vaterlandes sein ruhmvolles Leben vollendet. Für sich und seine Ehre hat er lange genug gelebt, aber nicht für uns, insbesondere nicht für Sie, seine Freunde im engeren Kreise. Ihre Trauer an dem Sarge des heimgegangenen Führers gilt nicht allein dem erlittenen Verluste, sondern auch der Sorge um die Zukunft. In ihm und mit ihm waren Sie eine festgeeinte Phalanx, ein unerschütterlicher Thurm. Wird ohne ihn dieses so bleiben? So fragt man schon jetzt. Ich bilde mir ein, nicht ich, sondern er, der treue Freund und Führer, stände in diesem Augenblicke an meiner Stelle; was würde er auf diese Frage antworten? „„Meine theueren Freunde! Seid einig und haltet fest zusammen! Euer Bund ist entstanden unter dem Drohen stürmischer Zeiten; soll er sich lösen, nachdem das Gewölk über euch sich gelichtet hat? Hütet die Einigkeit, für die wir so viel gekämpft, so viel geduldet, so viel geopfert haben; sie hat das katholische Volk getröstet, die Welt mit Bewunderung erfüllt, die Gegner versöhnt. Eure fernere Einigkeit ist eine Beruhigung des katholischen Volkes, das Palladium Eurer Stärke, die Bürgschaft für die gesunde Entwicklung der öffentlichen Angelegenheiten. Darum bitte und beschwöre ich Euch: Bleibt einig!""

O theure Freunde des Verblichenen! Gestatten Sie mir, ihm in Ihrem Namen und im Namen der deutschen Katholiken zu antworten: Schlafe ruhig, treuer, stets wachsamer Führer! Wir werden einig bleiben! Wir werden die Einigkeit unter einander hüten als ein kostbares Vermächtniß, das Du uns hinterlassen hast!

Du aber, o Herr, der Du uns seine leitende Hand entzogen hast, entziehe uns wenigstens nicht seinen Geist, damit wir von diesem geführt im Streben für Wahrheit und Recht geeinigt bleiben. Ihm aber, der Dir treu bis in den Tod gewesen, erfülle die Hoffnungen, in denen er gelebt hat und gestorben ist: „„Ich habe einen guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt; im Uebrigen ist mir die Krone der Herrlichkeit hinterlegt, die mir der Herr, der gerechte Richter an jenem Tage geben wird.""
Ja, gerechter Richter, gieb sie ihm! Wir, seine Freunde, und die Katholiken der ganzen Welt bezeugen hier an seinem Sarg, daß es so ist, daß er einen guten Kampf gekämpft hat. Nun gieb ihm, o Herr, um was er gekämpft und auf was er gehofft hat! Amen."

Die Ehrungen, deren der todte Führer in Berlin theilhaftig

geworden, wiederholten sich, als ihm seine Grabstätte in seiner Marienkirche zu Hannover bereitet wurde.

Auch zu diesen Bestattungsfeierlichkeiten hatte der Kaiser einen eigenen Vertreter entsandt und angeordnet, daß die Leiche in den Fürstenzimmern des Bahnhofs aufgebahrt werden solle. Die Kirche konnte nicht entfernt die Leidtragenden fassen; Tausende mußten draußen bleiben. Der hochwürdigste Bischof von Hildesheim vollzog die Exequien und rief dem Entseelten die letzten Worte nach in die Gruft, welche ihre Stelle vor dem vom hl. Vater geschenkten Hochaltar gefunden hat. An dieser herrlichen Stätte wird das, was an dem Entschlafenen sterblich war, ruhen, bis am großen Auferstehungsmorgen der Stein von der Gruft wieder hinweggewälzt werden wird.

Daß schon früh der Gedanke sich regte, dem großen Volksvertreter ein Zeichen der Anerkennung zu geben, ist begreiflich. Vielfach waren die Vorschläge, welche zu diesem Zwecke gemacht wurden. Am passendsten erschien lange Zeit ein Project, welches den Ankauf einer Villa bei Hildesheim zum Ziele hatte; indeß aus verschiedenen Gründen kam dieser Plan nicht zur Ausführung.

Da kam man auf die Idee, den in Hannover längst zur Nothwendigkeit gewordenen Neubau einer zweiten katholischen Kirche mit Windthorst's Namen zu verknüpfen und es kam Windthorst auch selbst diesem Wunsche entgegen.

Mitte April 1887 veröffentlichten 181 katholische deutsche Zeitungen einen langen Aufruf, in welchem aus Anlaß von Windthorst's goldener Hochzeitsfeier zur Ausbringung eines „Ehrengeschenkes" für den „hochverdienten Führer des Centrums" aufgefordert wurde. Dieses Geschenk sollte in der Errichtung einer zweiten katholischen Kirche in Hannover, dem Sitze der Windthorst'schen Familie, bestehen.

Die Kosten dieses Monumentes, welches den Namen des gefeierten Führers des Centrums und des katholischen Volkes Deutschlands der Nachwelt verkünden sollte, waren auf ca. 300000 Mark veranschlagt.

Zwei Jahre später schenkte Papst Leo XIII., für dessen Unabhängigkeit Windthorst fortdauernd eingetreten war, der Marienkirche zur Errichtung eines Hochaltars 50000 Lire.

Auf Antrag des Kirchenvorstandes gewährte die Regierung aus dem hannoverschen Klosterfonds einen mäßigen Beitrag. Es liegt eine gewisse Ironie der Geschichte darin, daß der Staat sich

veranlaßt sah, Mittel, wenn auch aus einem kirchlichen Fonds, zu einem Monumente zu bewilligen, welches der siegreichen Beendigung des „Culturkampfes" sein Dasein verdankt, eines Kampfes, der doch ausschließlich gegen die Staats-Allmacht gerichtet war.

Windthorst, der seit 1888 bei jeder öffentlichen Gelegenheit als „Bettler" — wie er sich selbst nannte — für seine Marienkirche erschien, erlebte noch deren feierliche Einweihung im Sommer 1890; leider war es ihm aber nicht gegönnt, den Neubau noch vor seinem Lebensabende dem Gottesdienste schuldenfrei zu übergeben. Denn es ist immerhin noch eine Schuld von 150000 Mark zu decken, ganz abgesehen von der Fundation für die Unterhaltung der Seelsorger.

Zur Erklärung dieses minder günstigen Erfolges der öffentlichen Sammlungen darf man — neben andern Gründen, welche wir jetzt und hier nicht erörtern wollen — nicht übersehen, daß das katholische Volk nicht nur während des „Culturkampfes," sondern auch nach demselben in außerordentlicher Weise in Anspruch genommen wurde. Während des „Culturkampfes" mußte es für die Unterhaltung der gesperrten Geistlichen aufkommen, nach demselben aber für Gründung zahlreicher Seelsorgestellen sorgen, in Folge des Gesetzes über die Freizügigkeit, und eine große Anzahl neuer Kirchen bauen — ein Unternehmen, welches im Kampfe um die Existenz der Kirche Jahre lang völlig ins Stocken gerathen war, so daß das Versäumte nachher in wenigen Jahren eingeholt werden mußte.

Nunmehr erscheint es aber als erste und dringendste Aufgabe des katholischen Volkes, daß es der Mahnung des hochwürdigsten Fürstbischofs von Breslau: einig zu sein, u. a. durch baldige Spenden zur Deckung des Deficits gerecht wird. Es braucht hierzu keiner viel, nur jeder wenig zu geben!

Wenn somit das ganze Leben des Abg. Windthorst ein Dasein voller Streit war, so muß ihm das partei- und neidlose Urtheil der Geschichte doch zugestehen, daß er keinen persönlichen Feind hatte, namentlich nicht, als er dem Tode sich näherte.

Er hatte etwas ungemein Conciliantes in seinem ganzen Wesen. Wenn er einmal mit Feind oder Freund in einen Streit gerieth, so suchte er dem Kampfe von vornherein nicht nur jede persönliche Spitze zu nehmen, sondern er bemühte sich alsbald durch freundliche Wiederannäherung jede üble Folge des Conflictes zu beseitigen. Für Nicht-Parlamentarier, welche den Verhandlungen der Volksvertretung

auf den Tribünen beiwohnten, hatte es oft etwas Ueberraschendes, wenn sie sahen, wie Windthorst, der soeben einen nationalliberalen oder freiconservativen Gegner mit beißender Satyre moralisch vernichtet hatte, nach gehaltener Rede zu seinem Widerpart hinging und sich auf's Freundlichste mit ihm unterhielt. So wurde wohl Windthorst vielfach gefürchtet, aber einen Haß hatte Niemand auf ihn.

In dem Augenblicke, in welchem ich dieses schreibe, wird mir Kenntniß gegeben von einem Briefe, den ein allbekannter protestantischer Politiker, der ein paar Mal in ernste Conflicte mit Windthorst gerathen war, aus Anlaß von dessen Tod an ein früheres, ihm enger befreundetes Mitglied des Centrums gerichtet hat.

Das Schreiben lautet:

......, 18. März 1891.

Lieber Freund!

Windthorst ist mir zweimal in wesentlichen Fragen in den Weg getreten und Sie hatte er .... Aber ich sehe jetzt ein, daß er Recht hatte, als er uns hinderte, unsere damaligen Pläne durchzuführen. Damals war er im vollen Kampf gegen eine ......, von einem ...... regierte Staatsgewalt und unsere — an sich richtigen — Bestrebungen würden jenen Widerspruch, der vom Anbeginn im Centrum lag, vorzeitig zum Ausbruch gebracht und der eminenten Aufgabe, die er unendlich ruhmvoll gelöst hat, die Religionsfreiheit gegen den Caesaropapismus zu vertheidigen, geschadet haben. An der Bahre dieses großen Mannes, der unheilvoll auf mein Schicksal eingewirkt hat, anerkenne ich, daß ich voll Ehrfurcht und Bewunderung auf das Leben dieses hochbetagten Mannes blicke, welcher durch Rücksichten auf von ihm gewiß geachtete Männer sich nicht abhalten ließ, sie zu entfernen, weil sie seinem richtigen Plane in jenem Moment schaden konnten. Haß hat er mir nicht nur nicht nachgetragen, sondern wie ich weiß, mich im Auslande[1]) zu fördern gesucht. Doch gebührt es mir wohl, daß ich an diesem lorbeerbegrenzten Grabe von meiner kleinen Persönlichkeit absehe und den Dahingeschiedenen an sich ins Auge fasse — und das wird mir vielleicht auch Gerechtigkeit erweisen, daß ich es gern thue: Er war der glücklichste, erfolgreichste, klügste, uneigennützigste Parlamentarier unseres Jahrhunderts. Alles, alles verdankte er seinem eminenten Verstand und seinem makellosen Charakter. Er hat die Sache, welche er vertrat, und es ist die edelste, die es auf der Welt gibt, religiöse Freiheit vor dem Staatskirchenthum, vollkommen zum Siege geführt!"

Dies die Worte eines zeitweiligen sachlichen und persönlichen Gegners Windthorst's, eines Protestanten.

Sein Urtheil harmonirt mit dem, was die gegnerischen Zeitungen aus Anlaß des Ablebens des Centrumsleiters geäußert

[1]) Der Briefschreiber war in Folge von „Bismarcksbeleidigung" genöthigt, nach dem Auslande sich zu begeben, in welchem er auch jetzt noch verweilt.

haben. Nahezu einstimmig erklärten dieselben, er sei nicht nur der größte Parlamentarier der Gegenwart, sondern auch ein fleckenloser, ein uneigennütziger Charakter gewesen.

Mit diesem Zeugniß aus dem Munde der Gegner kann das katholische Volk Deutschlands zufrieden sein.

Welche Wehmuth muß das brave katholische Volk Irlands überkommen, wenn es sieht, wie ein katholischer deutscher Parlamentsführer am Ende seiner Laufbahn gefeiert wird!

Das führt noch zur Erörterung einer andern Frage.

Viele nämlich fragen jetzt: Was wird nun das Centrum ohne Windthorst beginnen?

Darauf ist zu antworten: Es wird das fortsetzen, was es begann, bevor Windthorst bei ihm war.

Wenn schon überhaupt Niemand in der Welt unersetzlich ist, so ist erst recht nicht die erhabene Sache, welche das Centrum vertritt, auf zwei sterbliche Augen gestellt.

Als der selige v. Mallinckrodt starb, fragten ebenfalls viele in Bangigkeit: Was wird das Centrum ohne ihn machen? Und damals, ihm Jahre 1874, waren die Zeitverhältnisse weit, weit kritischer, als in der Gegenwart.

Große Männer prägen viel weniger den Stempel ihrer Eigenart ihren Zeitverhältnissen auf, als sie umgekehrt Producte ihrer Zeiten sind.

Was wäre denn Windthorst ohne den „Culturkampf" gewesen? Ein nicht zur Münze geprägtes Stück Gold, von dessen Art noch viel in den Schächten verborgen liegt; eine Perle auf dem Meeresboden. Ja das ganze Centrum ist wie seine Geschichte beweist, ein von den „Culturkämpfern" zu Tage gefördertes Product.

Die Centrumsfraction des preußischen Abgeordnetenhauses ist entstanden, gewachsen, schwächer geworden, verschwunden und wiedergekommen, je nachdem der kirchenpolitische Barometer stand. Wie sehr die Religion das Band war, welches die aus den verschiedenartigsten politischen und wirthschaftlichen Elementen bestehende Fraction zu einem geschlossenen Auftreten vereinigte, geht daraus hervor, daß zu der Zeit, als der „Culturkampf" auf seiner Höhe stand, in wichtigeren politischen Fragen ebenso einheitlich abgestimmt wurde, wie in religiösen Angelegenheiten. Als aber der Kirchenconflict nachzulassen begann, gelang es selbst dem Genie, der Zähigkeit und der Versatilität des Abg. Windthorst nicht immer,

ein einheitliches Votum in der Fraction zu erzielen oder eine Mittellinie ausfindig zu machen, auf welcher sich hätten die politischen, socialen oder wirthschaftlichen Gegensätze der Freunde vereinigen können.

Schon aus Anlaß des Sozialistengesetzes fing die Einheit im Centrum zu wanken an; zweimal war die Einmüthigkeit in der Septennatsfrage aufrecht erhalten worden; als diese Angelegenheit zum dritten Male (im Jahre 1887) an das Centrum herantrat, stimmte dasselbe nicht mehr wie früher geschlossen; von größter Tragweite war die Abstimmung über das Alters- und Invaliditäts-Versicherungsgesetz, wo eine Minderheit im Centrum trotz aller Anstrengungen von Seiten des Abg. Windthorst der Regierungs-Vorlage zu einem legalen Dasein verhalf. Und noch in den beiden letzten Reden, welche Windthorst gehalten, constatirte er den Dissens seiner Parteigenossen.

Trotz alledem ist nicht daran zu zweifeln, daß Fürst Bismarck auch jetzt noch das Centrum für den „unüberwindlichen Thurm" halten wird, den der s. Z. fast allmächtige Kanzler eingestandener Maßen nicht erobern konnte, denn der Thurm hat in dem Kampfe, in welchem er zum Zwecke der Vertheidigung errichtet worden war, nicht einen Stein verloren, in dem Kampfe für die katholische Kirche Preußen-Deutschlands, welche nach dem Plane der Gegner vernichtet und dem Protestantismus gleich gemacht werden sollte.

Zur Vertretung seiner kirchenpolitischen Rechte hat das katholische Volk seine Vertreter gewählt; es hat ihnen kein imperatives Mandat mitgegeben, ob sie für oder gegen die Erhöhung der Tabaksteuer, für oder gegen die Abänderung der Einkommensteuer, für oder gegen das Socialistengesetz ꝛc. stimmen sollen.

So lange also das Centrum nur in kirchenpolitischen Fragen einig bleibt, ist es der Mission treu geblieben, die dasselbe geschaffen hat. Bis jetzt aber hat es das Centrum nicht gemacht, wie eine Anzahl Nationalliberaler, welche unter Aenderung ihres Gründungs-Programmes zur Secession schritten, oder wie die Mehrheit des „Freisinnigen", die in kirchlichen Fragen zuletzt verbrannte, was sie vorher angebetet hatte.

Freilich wird das Centrum nach wie vor bisweilen zur Erlangung seiner kirchenpolitischen Zwecke zu dem Mittel greifen

müssen, auch in nicht-kirchlichen Fragen einig zu sein, um seine Existenz dem Gegner fühlbar zu machen.

Ob und wann das wie früher zu den Zeiten des „Culturkampfes" zu geschehen hat, liegt vor allem in der Hand des Gegners selbst. Auf jeden neuen Schlag, den er dem katholischen Volke versetzen will, wird er durch dessen Vertreter jederzeit zwei Hiebe zurück bekommen!

Unser Volk hat durch den Kirchenstreit eine zu empfindliche Lection erhalten, als daß es sobald darauf vergessen könnte, sich zur Wehr zu setzen. Es wird wachsam bleiben bei den Wahlen, durch Betheiligung am Vereinsleben und durch fortgesetzte Verbreitung seiner Preßorgane.

Gehen die Volksvertreter immerdar aus solchen Bewegungen hervor, so wird an ihnen auch als Laien sich das Wort erfüllen: „Dabitur vobis, quid loquamini!" — Dann werden wir auch immer einen Mallinckrodt haben, an dessen heiligem Ernst und Feuer wir uns erwärmen, und einen Windthorst, an dessen Geschicklichkeit wir uns erfreuen!

So können wir alle Sorge für die Zukunft bannen und uns für jetzt die Thatsache genügen lassen, daß wieder Einer in die Walhalla eingezogen ist, von welchem die Zeitgenossen einstimmig bekunden, daß es der Größte in seiner Art gewesen; daß es aber Einer ist, unter dessen Büste der Bildhauer schreiben muß: Er war — katholisch!

Franz Hettinger.

Erinnerungen eines dankbaren Schülers.

Von

Franz Kaufmann.

I.

Es war im October 1883. Nach einem kurzen Besuch der Bonner Universität wollte ich in Würzburg das Studium der Theologie beginnen. Schon seit längerer Zeit nahm die theologische Fakultät dieser Hochschule eine bevorzugte Stellung in ganz Deutschland ein. Namentlich aber seit den Tagen des Vatikanums „bildeten Denzinger, Hergenröther und Hettinger im Verein mit den übrigen ihnen verwandten Kräften das Sternbild, das mit dem doppelten Glanze der Glaubenstreue und der Wissenschaft die Kampfes- und Sturmesnacht der letzten Jahrzehnte erleuchtete". [1]) In diesen Zeiten, wo so mancher Sitz katholischer Wissenschaft ins Schwanken gerieth, als einst dicht gefüllte Hörsäle veröden mußten, als kirchliche Lehranstalten geschlossen wurden und verwaiste Lehrstühle unbesetzt dastanden, war Würzburg ein Sammelplatz zahlreicher Theologiestudirender aus allen Theilen Deutschlands. Im Herbst 1883 leuchtete zwar das „Dreigestirn" nicht mehr gemeinsam. Das Jahr 1878 hatte den fruchtbaren Lehrer der Kirchengeschichte, den ebenso bescheidenen als entschiedenen Vertheidiger der Orthodoxie, Hergenröther, zur hohen Würde des römischen Purpurs hinansteigen sehen. Wenige Monate vor meiner Ankunft in Würzburg war Denzinger, ein Vorkämpfer der Neu-Scholastik, der langjährige Lehrer der Dogmatik, in das Grab gesunken nach langen Leiden. Hettinger aber stand noch da vor den Augen ganz Deutschlands, ungebeugt von Alter und Lebensarbeit, als Haupt und Mittelpunkt der theologischen Fakultät. Mit Empfehlungen an Hettinger ausgerüstet, machte ich mich gleich am Tage, nachdem ich in die schöne Musenstadt am Main eingezogen war, auf den Weg ihn aufzusuchen. In der Nähe der Universität und des Seminars, unweit vom alten

[1]) Gedenkblatt an Hettinger. Würzburg, Leo Wörl 1890. 2. Aufl. S. 17.

fürstbischöflichen Schloß mit seinem prächtigen Garten, zieht sich eine enge Straße dahin, den früheren Festungswällen entlang. Zur Rechten winkt die alte, jetzt säcularisirte Benediktinerabtei St. Stephan mit ihrer Kirche, mit weitläufigen Gebäulichkeiten und einem großen Garten, der dem Beschauer einen Einblick gewährt in alter Zeiten vergangene Schönheit. Zur Linken stehen zwischen Thürmen und Mauerwerk einige einfache Häuser. Der Zwinger wird diese Straße genannt. Dort wohnte Hettinger schon über 20 Jahre in einem zweistöckigen Hause (Nr. 24). Doch hatte er mit seiner Schwester nur die zweite Etage für sich, fünf Räume, die in ihrer inneren Ausstattung höchst schlicht waren. Durch ein Empfangzimmer trat man in das enge und schmale Studirzimmer. Vor einem schwarz gestrichenen Tannenpult sah ich einen großen, starken Mann sitzen, in die Falten eines bis auf die Füße reichenden schwarzen Gewandes gehüllt. Das Pult, auf dem ich ein hölzernes Kreuz nach Art der Tyroler Bildstöcke und ein Sträußchen duftender Blumen erblickte, stand am Fenster. Man sah weithin über die Stadt mit ihren alterthümlichen Häusern und mit ihren schönen Thürmen, in der Ferne winkten die Weinberge der andern Mainseite und, zwischen Bäumen versteckt, das friedliche „Käppele". Hettinger hatte sich bei meinem Eintritt erhoben, reichte mir die Hand und zog mich auf das Sopha nieder, das gleich dem Pulte mit Büchern und Manuscripten fast ganz bedeckt war. Während Hettinger freundlich sich nach meinen Eltern, nach Freunden und Schülern im Kölner Land erkundigte, hatte ich Zeit ihn näher zu betrachten. Hettinger war mäßig groß und von starker Körperfülle. Das ganze Wesen des Mannes lag ausgeprägt in seinem machtvollen Haupte. Der Schnitt seiner hohen, gewölbten Stirne, seine länglich gebogene Nase, sein halb geöffneter Mund, — als ob Milch und Honig daraus fließe, wie einst Jemand sagte — das rundliche Kinn trugen classisches Gepräge. Hohe Würde, Ernst und Milde ruhten auf dem Gesichte des schon alternden Mannes und verliehen seiner natürlichen Schönheit den Glanz geistiger Verklärung. Seine blauen Augen, die unter sanft geschweiften Braunen hervorschauten, glänzten nur selten in eigentlichem Feuer, meist waren sie von einem Anflug sehnsuchtsvollen, fast schwermüthigen Sinnes verschleiert. Des Hauptes Scheitel war mit einem kleinen, schwarzen Käppchen bedeckt, das von einem Kranz von Haaren umrahmt war, die in leichter Wellung sich über den Nacken legten. Ich will nicht leugnen, daß mich, den jungen Theo-

logiestudirenden, bei der Betrachtung dieser imponirenden Gestalt eine gewisse Scheu und Befangenheit befielen. So hatte noch kein Mensch durch seine blos äußere Erscheinung auf mich gewirkt. Was ich von diesem Manne wußte, konnte solche Gefühle nur bestärken. Ich hatte einen der gefeiertsten Gelehrten Deutschlands vor mir, den Altmeister und trefflichsten Vertreter der Apologetik in diesem Jahrhundert, dessen „Apologie des Christenthums" nicht blos den jugendlichen Leser entzückt und begeistert, die vielmehr von den berufensten Männern als Befreiungsthat [1]) verherrlicht wird. Ich hatte einen Mann vor mir, der als akademischer Lehrer wegen seiner außergewöhnlich anregenden Lehrweise von vielen seiner früheren Schüler mir nicht genug gerühmt werden konnte. Aber diese Scheu und Befangenheit schwanden bald. Die liebevolle Aufnahme, das freundliche Eingehen auf alle meine Verhältnisse, die sorglichen Rathschläge, aber auch die Güte, mit welcher Hettinger mich sprechen und erzählen ließ, ließen mich erkennen, daß ich hier einen Mann gefunden, den sein großes Wissen, seine hervorragende Stellung nicht hinderten, liebevoll und freundlich mit Jedermann zu verkehren, der ihm nur ein empfängliches Herz entgegenbrachte.

Oft noch betrat ich im Laufe meiner Studienzeit dieses Gemach und gleich mir betraten es viele andere Studirende, denn die Wohnung am Zwinger stand jederzeit den Schülern Hettinger's offen. So oft ich ihn besuchte, empfing er mich mit gleicher Liebe und Theilnahme, nie verließ ich ihn, ohne gehoben, belehrt und angeregt zu sein. Es waltete inmitten der Einfachheit und Bescheidenheit der Geist des Friedens, und der Duft wahrer, echter Bildung umwehte den Besucher. Da konnte ich Hettinger in seinem äußern Leben beobachten. Er hatte wenig Bedürfnisse, in Speise und Trank war er mäßig, einfach in seiner Kleidung, ohne Luxus in seinen Gemächern, bescheiden selbst im Bilderwerk, das seine Wände bedeckte. Und doch weilte er so gerne in seiner Wohnung am Zwinger, wo er so vieles durchlebt, wo die hervorragendsten Werke seines Lebens entstanden, wo so viele auch scheinbar unbedeutende Dinge in ihm theure Erinnerungen weckten. Da schauten auf ihn der hl. Augustinus, der von Hettinger hoch verehrte gewaltige christliche Denker, das Bild des hl. Thomas, des englischen Lehrers, des liebenswürdigen Namenspatron's Hettinger's, Franz von Assissi. Dankbar fiel sein Blick auf

[1]) So P. Weiß, Benjamin Herder. Freiburg, Herder 1889. S. 82.

die Bilder seiner längst verstorbenen Lehrer, römische Ansichten erinnerten ihn an die glückliche Zeit, in der er in Rom weilte als begeisterter Zögling des Germanikums. Da hing auch eine kleine Zeichnung: Ein greiser Denker mit aufgeschlagenem Buche sitzt an einem Meilenstein, vor sich das Meer. „Der Meilenstein bedeutet die Zeit, das Meer die Ewigkeit. Also hinter sich die Zeit und vor sich die Ewigkeit". Es trieb Hettinger nicht hinaus in Gesellschaften oder zu weltlichen Genüssen. Am liebsten war er „daheim". In seinem Hauswesen waltete seine einzige zärtlich geliebte Schwester, seine treue Pflegerin und „Mitarbeiterin". Hettinger schätzte und liebte sie und sie verstand ihren Bruder, wie wenig Andere ihn verstanden. Sie kannte alle seine Pläne, ihr las er in den Abendstunden gerne seine Manuscripte vor und auf seinen größern Herbstreisen war sie in den letzten Jahren seine verständnißvolle Begleiterin. Wer Hettinger in seinem äußern Leben, in seinen Bedürfnissen und Ansprüchen beobachtet hat, der konnte erfassen, wie wahr das Wort ist: „Je reicher und innerlicher ein Wesen in sich selbst ist, um so weniger bedarf es äußerer Güter, äußerer Genüsse".

II.

Seit dem Jahre 1871 las Hettinger Apologetik und Dogmatik nebeneinander. Denzinger kränkelte seit 1870 und hielt in seiner Wohnung vor einer beschränkten Zahl Studirender seine Vorlesung. Ich hatte das Glück die Apologetik, das Glanzkolleg Hettinger's, im Winter 1883 zu hören. Hettinger las damals dieses Kolleg zum letzten Male. Nach dem Tode Denzinger's, 13. Juni 1883, übernahm er definitiv die Dogmatik. Die Apologetik trat er an Schell ab, der nach Neujahr 1885 seine Vorlesungen begann, behielt aber die Homiletik selbst bei. Die Vorlesungen über Apologetik fanden im eigentlichen Universitätsgebäude statt, während das dogmatische Kolleg im Untergeschoß des Seminars, das unmittelbar mit der Universität in Verbindung steht, seinen Sitz hatte. In den Jahren, in denen ich in Würzburg weilte, bot das Auditorium Hettinger's ein merkwürdiges Bild. Man sah im Hörsaal die verschiedensten Gestalten. Da war die große Schaar der Würzburger Theologiestudirenden, die als Einwohner des Seminar's an ihrer Soutane und dem eigenthümlichen blauen Bäffchen zu erkennen waren. Unter ihnen war eine ganze Reihe Polen, die während des sog. Culturkampfes vielfach das Würzburger Seminar bewohnten. Auch einige

Mönchsgestalten waren zu sehen, angehende Priester aus dem altehrwürdigen Würzburger Minoritenkloster und Augustiner. Auch Geistliche, die sich auf das Doktorat vorbereiteten, und manche schon ältere Herrn, die sich erst später zum Studium der Theologie entschlossen hatten, konnte man erblicken. Unter den übrigen Studenten waren die verschiedensten Landeskinder: Paderborner, Hildesheimer, Osnabrücker, von dem Eichsfeld, aus Sachsen, Württemberger und Badenser, eine größere Zahl aus dem Fuldaer Bisthum, die unter Gutberlet's Leitung in einer Art von Convict lebten, Rheinländer, Pfälzer, Schweizer und Ermländer. Das war wirklich ein Bild aus der Zeit der alten Universitäten, wo nach Paris oder Padua aus aller Herrn Ländern die Studirenden zusammenströmten. Wenn Hettinger eintrat, erhob sich die ganze Zuhörerschaft. Stets erschien er mit dem sog. akademischen Viertel in der römischen Soutane, ohne Cingulum, mit schwarzem Bäffchen. Auf der Straße trug er dazu einen breitkrämpigen Hut, im Sommer das leichte, wallende Schultermäntelchen, im Winter einen langen, schwarzen Ueberrock.

In der Apologetik ließ Hettinger einen der Zuhörer während der ersten zehn Minuten aus seinem Werke „Fundamentaltheologie" vorlesen und begann dann seinen Vortrag. In der Dogmatik dictirte er während 10—15 Minuten mit langsamer und lauter Stimme eine kurze Systematik und begann dann die Erklärung. In beiden Vorlesungen fanden von Zeit zu Zeit sogenannte Disputationen statt. Einer der Zuhörer hatte eine Frage der betreffenden Disciplin kurz und präcis vorzutragen und in Thesen zusammenzufassen. Ein Opponent hatte diese Thesen anzugreifen. In den Kampf griff Hettinger gerne ein, namentlich mit viel Tact und Liebenswürdigkeit, wenn einer der Kämpfer nicht recht voran kam. In den dogmatischen Disputationen bediente man sich der lateinischen Sprache. Hettinger liebte da die Methode und Terminologie der Scholastik anzuwenden, denen er nachrühmte, daß sie sich durch Alter, Klarheit und Correctheit auszeichneten.

Alle, die das Glück gehabt haben, zu den Füßen Hettinger's zu sitzen, kamen bald zu diesem Urtheil: die große Bedeutung Hettinger's beruht im tiefsten Grunde nicht so fast in seinen Leistungen als gefeierter Schriftsteller, in seiner hervorragenden Gelehrsamkeit, in seiner Stellung als Berather der Bischöfe und Vertrauensmann zweier Päpste, nein, das größte Verdienst und die beste Leistung Hettinger's beruht in der Ausübung seines Lehrberufes.

Er besaß fast alle Vorbedingungen einer guten Doction: einen klaren, durch Jahre lange Studien geschulten Verstand, eine veredelte reiche Fantasie, ein Leben voller Erfahrungen, eine völlige Beherrschung seines Lehrstoffes. Dazu eine klangvolle ausgiebige Stimme, einen klassischen Stil, einen kunstgerechten Vortrag, endlich die richtige Erfassung der Bedeutung seines Lehrberufes. In den Gesprächen mit Alban Stolz, die Hettinger in seinem Buche „Aus Welt und Kirche" mittheilt, sieht man, was Hettinger von einem Professor der Theologie dachte und wollte. Er hielt für seine Hauptaufgabe nicht blos die Darreichung echter Wissenschaft, ebensohoch stellte er die Anregung der Studierenden. Festigkeit und Lebendigkeit des Glaubens, Liebe zur Kirche, Hochschätzung des Berufes — das wollte er im Herzen seiner Zuhörer lebendig machen. Sein ganzes Herz, seine ganze Liebe gehörte diesem hohen Berufe. Sein Lehramt war ihm ein Seelsorgeamt. Den ganzen Menschen wollte er fassen und erheben und allen Zuhörern die Wege zeigen, echt wissenschaftliche und fromme Priester zu werden. Hettinger unterrichtete nicht nur, er begeisterte. Die hohe Gabe der persönlichen Anregung zeichnete ihn vorzüglich aus und diese Macht über die Geister benutzte er redlich. Davon wissen viele zu erzählen, denen es gegeben war, dem großen Manne persönlich näher zu treten.

„Nur wenn du dein eigenes Herz schenkst, wirst du Andrer Herzen gewinnen." Dies schöne Wort des sel. Kolping ist bei Hettinger zur Wahrheit geworden. Er gab Liebe und fand Liebe. Wir liebten ihn, weil er seinen Hörsaal, seine Vorlesung, seine Studenten liebte, „jede Stunde bot mir neue Freude und die Sehnsucht nach meiner Thätigkeit ward mir mit jedem Jahre neu". Wir fühlten, daß die Vorlesung unserm Lehrer keine lästige Arbeit war. Wir fanden bei ihm kein bloses Dictiren, kein trocknes Ablesen stets wiederkehrender Erläuterungen, wie bei jenem halb mythischen Professor, der zuerst ein Dictat gab und dann dreimal das Dictirte langsam vorlas, „damit es sich recht einpräge". Nein, Hettinger und seine Vorlesungen wurden mit jedem Jahre verjüngt. Er arbeitete an seinen Heften und feilte daran, wie ein Künstler, der sein liebes Kunstwerk immer noch schöner gestalten möchte. Hettinger schritt fort mit der Wissenschaft, aber auch mit den Bedürfnissen der Zeit und erweiterte und vertiefte, ergänzte und belebte, wo es Noth that. Wir hatten alle die Ueberzeugung, daß ihm die Vorlesung die wichtigste und höchste Aufgabe sei.

Obschon er seine Zuhörer als Schüler betrachtete, behandelte er sie doch nicht schülerhaft. Dazu war er zu ideal angelegt, zu sehr Feind alles beengenden Zwanges. Aengstliche Controle über den Besuch der Vorlesungen, Pedanterie während derselben, kleinliche Tadelsucht kannte Hettinger nicht und brauchte auch nicht zu solchen Mitteln zu greifen, um den Hörsaal gefüllt und die Aufmerksamkeit auf den Vortrag gespannt zu erhalten. Hettinger hatte eine gute Meinung von seinen Zuhörern und glaubte berechtigt zu sein, den Grundsatz: Omnis homo præsumitur bonus auf junge Leute anzuwenden, die sich in einer verweltlichten und versinnlichten Zeit zu dem schweren und opfervollen Beruf des Priesters entschlossen hatten. Darum gönnte er uns auch gerne die akademische Freiheit. Er setzte den Ernst und die Gewissenhaftigkeit voraus, die nothwendig erscheinen, um den Gefahren dieser Freiheit zu begegnen, und huldigte der Ansicht, daß der im Stande sei für sein späteres Priesterleben Garantien zu bieten, der sich während seiner Studienzeit unter dem anregenden und veredelnden Einfluß seiner Lehrer durch sich selbst, durch die hohe Auffassung seines Berufes zu regeln und zu ordnen verstehe. Wo aber dieser Geist fehle, wo nur mit Hilfe einer peinlichen Controle ein geordnetes Universitätsleben zu erreichen sei, da könne man eher für die Zukunft fürchten als hoffen.

Ueberaus zahlreich sind die Schüler Hettinger's und doch hat er keine eigentliche Schule hinterlassen. Ob darin ein Vorwurf zu suchen ist, zumal Hettinger systematische Theologie vortrug? Die Wahrheit ist Eine, und in der Kirche Christi soll nur Eine Schule sein zu Füßen dessen, der seinen Lehrstuhl am Kreuze errichtet hat. Hettinger vermied ängstlich alles Subjective in der Doctrin, auch in solchen Dingen, die dem freien Urtheil der Theologen überlassen sind; er suchte stets nach möglichster Uebereinstimmung mit dem Geist der Kirche, seine Richtung war, kirchlich zu denken und zu lehren. Darum verschmähte er es, künstlich eine Schule heranbilden zu wollen. Wenn es darum auch keine Schule Hettinger's gibt, so doch um so mehr Schüler Hettinger's, die als den kostbarsten Schatz Liebe zur echten Wissenschaft, Anhänglichkeit an die Kirche, innigste Hingebung an das Priesterthum mit in das Leben hinaustrugen.

Man hat es Hettinger oft verdacht, daß er mitunter bei Erklärung des Dictates vom Lehrstoff abwich und den Blick ins Weite schweifen ließ. Mag immerhin die eigentliche Fach-

wissenschaft etwas darunter gelitten haben, Hettinger dachte so: Die Universität mit ihrer kurz bemessenen Studienzeit kann nicht wissenschaftlich vollendete Männer entlassen, sie wird meist nur zur Wissenschaft anregen, in sie einführen, nicht aber gleich deren vollen Besitz gewähren können. Dafür ist jede Wissenschaft zu umfangreich. Sollen wir es unserm Lehrer verdenken, daß er auf das Anregen und Begeistern oft mehr Zeit verwandte, als manchem billig schien? Sollen wir es beklagen, daß wir einigen Verlust gehabt an speciell wissenschaftlicher Ausbildung und Vertiefung, dafür aber die Liebe zur Wissenschaft und ideales Streben uns eingetauscht? Gewiß, das Ideal wäre gewesen, wenn Hettinger beides, Wissenschaft und Anregung, in gleicher Vollendung geboten hätte — aber alles Menschliche bleibt unvollkommen, kein Mensch ist allseitig ausgebildet, nicht einmal körperlich, geschweige denn geistig, und nie sollten wir das Dichterwort außer Acht lassen: „O sieh doch nicht was jedem fehlt, was jeder hat betrachte!" Daß Hettinger uns Anregung gab für das ganze Leben, daß er uns erfüllte mit großen Gedanken, die mächtig und stark sind, zu schützen und zu tragen im Kampfe des Lebens, das wollen wir ihm nie vergessen. Was ist es denn, was so viele, die in den Arbeiten und Mühen des Lebens ringen, auf der Universität vermißt haben? Ist es nicht gerade die Anregung und Begeisterung für unvergängliche Ideale? Darum preisen die das gütige Geschick, denen es vergönnt war, in ihren Studienjahren einen Mann als Lehrer gehabt zu haben, der als höchste und beste Frucht seiner Thätigkeit die Anregung seiner Schüler betrachtete und erntete.

III.

In allen Vorlesungen Hettingers zeigte sich das Bestreben, die Hoheit und Erhabenheit des theologischen Studiums darzustellen, um seinen Schülern wahre Liebe zu dieser Wissenschaft einzupflanzen. Er wußte, daß man nur für das, was man wahrhaft liebt und hochschätzt, dauernd Arbeit und Mühe opfert. Wie einen herrlichen Wunderbau, von Gott gegründet, stellte er uns die katholische Theologie vor Augen, zeigte uns ihre erhabenen Hallen, ihren herrlichen Schmuck, wies uns hin auf die größten Männer vergangener Jahrhunderte, die darin gewandelt, die darin ihr Glück und ihren Frieden gefunden und dort die Denkmale ihrer Dankbarkeit, ihres Geistes und ihrer Tüchtigkeit hinterlassen hatten. Mit heiliger Scheu und

doch mit Begeisterung traten wir ein in den heiligen Tempel jener Wissenschaft, die Hettinger mit Stolz als die erhabenste und nothwendigste, als die centrale und universellste bezeichnete und nachwies. Diese Liebe, diese Freude am Studium sind ein Erbgut, das Hettinger seinen Schülern mit ins Leben gab.

Er wollte uns dadurch bewahren vor der Liebe zum Irdischen, vor dem Versinken in das Alltägliche und Gemeine. Er beklagte es, daß manche Geistliche nach den Arbeiten und Lasten des Tages ihre Erholung an Orten und in Beschäftigungen suchten, die weder der Würde des Priesters entsprechen, noch auch seinen Geist veredeln und erheben.

Gestützt auf seine allseitige und gründliche Bildung entwickelte er gerne, daß die Theologie in harmonischem Verhältnisse zu allen andern Wissenschaften stehe. Er war nicht nur Theologe sondern auch Aesthetiker. Seine Kenntnisse in Kunst und Literatur waren meist aus den Quellen geschöpft. Täglich gönnte er sich einige Zeit, um in lateinischen und modernen Classikern, insbesondere in seinem Lieblingsschriftsteller Dante zu lesen. In jedem Herbst machte er weitere Reisen in Italien, Oesterreich und Deutschland mit offenem Auge für alles Schöne. Was er da erschaut und beobachtet, haftete in seiner Seele. „Nichts wahrhaft Schönes in Natur und Kunst blieb ihm fremd, den Erscheinungen echter Humanität ist er nachgegangen, wo immer sie sich ihm darboten, und keine finstere, krankhafte Weltflucht hat sein Auge vor ihnen verschlossen." Was war natürlicher, als daß Hettinger oft und gerne von Dingen sprach, die Kunst und Literatur berührten. Christliche Kunstgeschichte und Dantestudien erwählte er sogar als Thema besonderer Vorlesungen. Von der Ueberzeugung getragen, daß die Theologie als Wissenschaft der Religion die Kunst im weitesten Sinne nicht ignorieren könne, lenkte er unsere Aufmerksamkeit auf die hervorragenden Werke der christlichen Kunst, welche, insbesondere in der Hauptstadt der Christenheit, in und durch die Kirche, nicht am wenigsten auf Anregung der Päpste geschaffen wurden oder derselben ihre Erhaltung verdanken. In den Anordnungen des Kirchenrathes von Trient, welche sich auf die Kunst beziehen, und in zahlreichen Aeußerungen der Provinzial-Concilien offenbare sich die Liebe und das Verständniß der Kirche für die Kunst. Als erfahrener Pädagoge kam Hettinger in seinen Vorlesungen dem lebhaften Sinn der Jugend für das Schöne in Kunst und Literatur entgegen. Gleichzeitig war

er aber auch bemüht, diese Vorliebe der jugendlichen Gemüther in die rechten Bahnen zu lenken und ihr den rechten Platz anzuweisen, eingedenk der Mahnung des Dichters:

„Jüngling, merke dir bei Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht."

Die Liebe zur Kunst müsse getragen sein von der Liebe zur Wissenschaft vom Ursprung aller Güte und Schönheit. Alle Betrachtung creatürlicher Schönheit müsse zurückführen zum Urbild, zur unveränderlichen Schönheit, zu Gott selbst. Daher dürfe und müsse auch der Theologe dafür Auge und Sinn geöffnet haben. Aber weit entfernt, oberflächliche Dilettanten oder maßlose Kunstenthusiasten heranbilden zu wollen, erklärte Hettinger vielmehr: „Gerade diese, von denen die Welt voll ist, haben der echten, heiligen Kunst so viel Schaden gethan; nachdem sie einige Kunstausdrücke und Redensarten sich angeeignet haben, ohne tiefere Kenntniß, namentlich ohne oft und lange die großen Kunstschöpfungen des In- und Auslandes studirt oder auch nur gesehen zu haben, geben sie mit der größten Zuversicht nicht nur ihr Urtheil ab, sondern finden auch kein Bedenken, Altes und so oft Besseres zu entfernen und Neues, ihre Schöpfungen, aber Schlechteres, an dessen Stelle zu setzen. Der Schein von Kunstverständniß, durch den so viele den Ruhm besonderer Bildung zu gewinnen wähnen, ist der größte Feind echter Kunst." [1])

In keiner Disciplin hat Hettinger die ihm eigenen Kräfte besser entfalten können und Größeres in Wort und Schrift geleistet als in der Apologetik des Christenthums. Den Glanzpunkt dieses Collegs bildete seine Erörterung über die Kirche. „Der Odem der Unsterblichkeit ist ausgegossen über die katholische Kirche, und ewig lebt, wer sich eng an die Kirche anschließt." Dies Wort, das Hettinger einst in einer Vorlesung sprach, ist gleichsam der Wahlspruch seines Lebens. Der Kirche hatte er sich, sein ganzes Leben, seine Kräfte, all seine Liebe geweiht. Und sie hinwieder gab ihm alles, „ihr verdankte er sein bestes Besitzthum, alle Nahrung seines Geistes, allen Aufschwung seiner Seele, allen Trost seines Herzens." [2]) Wie leuchtete sein Auge, wie hob sich seine ganze

[1]) Hettinger, Timotheus. Freiburg, Herder 1890. S. 270.

[2]) Hettinger, Aus Welt und Kirche Freiburg, Herder 1885. Vorwort.

Gestalt, wie ertönte so lebendig und voll Kraft sein Wort, wenn er die Größe und Herrlichkeit der Kirche, ihre weltumspannende Erscheinung, ihren wundervollen Gang durch die Geschichte behandelte und ihr segenspendendes Wirken für die Einzelnen wie für die menschliche Gesellschaft entwickelte, ihre ideale Lebensauffassung, ihre mächtigen Triebkräfte zu allem Großen und Edlen schilderte. Das ist es darum auch, was alle Schüler Hettingers ihm so hoch anrechnen, daß er eine glühende Liebe zur Kirche in den Herzen seiner Zuhörer zu entzünden verstand. Als einen integrirenden Theil der Apologetik betrachtete Hettinger die Polemik, die Zurückweisung des Irrthums. Er war zwar durch und durch eine irenische Natur, maßvoll im Urtheil, rücksichtsvoll gegen die Person des Gegners, feind allem unnöthigen Kampfe, allem Gehässigen und Provozirenden abhold. Er glaubte zudem, daß die Grundsätze des Christenthums und der Wahrheit am besten dadurch vertheidigt würden, daß man sie in ihrer ganzen Erhabenheit und ihrer harmonischen Vollendung zur Darstellung brächte. Der Irrthum aber, wenn er gründlich dargestellt wird, zeigt sich gerade dadurch fehlerhaft, haltlos und disharmonisch. Gerne kleidete er den Irrthum in Form einer These. Oft war dann blos durch eine gewandte Distinction die Falschheit des Satzes blosgestellt und widerlegt. Gerne ging er auf die Geschichte der menschlichen Irrthümer ein, zeigte namentlich, wie so viele der modernen Irrthümer nur alte Gestalten in neuen Kleidern seien. Neu aufgeputzt nach modernem Geschmack erscheinen sie auf der Weltbühne und verschwinden, um bei gelegener Zeit immer wieder ihr Glück zu versuchen. Ewig aber und unveränderlich ist die Wahrheit der Kirche, wie ein helles Licht leuchtend und erwärmend, strahlt sie in das Dunkel des Erdenlebens. Oft als Thorheit verlästert und verspottet, lebt sie und wird leben, während man kaum mehr den Namen derer nennt, die sie bekämpft haben.

Auf die Fundamentaltheologie folgte die Dogmatik, welche Hettinger vier Semester hindurch in einem sechsstündigen Colleg vortrug. Sein Dictat gibt in gedrängter Kürze, scharf und genau disponiert, einen Ueberblick über den gesammten Inhalt des christlichen Glaubens. Seine Erklärungen wollten nicht nur die Lehren der Offenbarung erläutern, sondern auch die Zuhörer anleiten, tiefer in den Schatz der Offenbarung einzudringen, den inneren Zusammenhang der einzelnen Dogmen zu erfassen, die nöthigen Folgerungen

zu ziehen und die practischen Anwendungen auf das Leben des Christen und der Völker zu machen. Gerne entwarf er das Gegenbild, zeigte die verhängnißvollen Folgen, sobald eine Glaubenswahrheit verleugnet oder verdunkelt oder nicht nach ihrem ganzen Werth geschätzt werde. In dem Bewußtsein, daß die Mehrzahl seiner Zuhörer in der Seelsorge thätig sein würden, streute Hettinger gern Winke und Anweisungen ein über die Darstellung der Glaubenswahrheiten in Predigt und Katechese. Unter allen Lehrern der Theologie stellte er den hl. Thomas obenan. „Von allen Fakultäten deutscher Universitäten war Würzburg in unserm Jahrhundert die erste, auf der die Summa des hl. Thomas gelesen und interpretirt worden ist. Und der das that, war Hettinger. Und mehr als dies. Er hat dem alten Golde ein neues Gepräge zu verleihen verstanden. Er hat die Terminologie des Mittelalters, die für die Modernen zu einer Art Keilschrift geworden war, zu übersetzen gewußt; er hat mit einem Worte den hl. Thomas deutsch zu uns reden lassen".[1]) Es gereichte für Hettinger zur größten Genugthuung, als Papst Leo XIII. in seinem bekannten Rundschreiben über die Philosophie mit besonderem Nachdruck auf den hl. Thomas hinwies und von ihm sagte: „Er hat die Lehren der Scholastik wie die zerstreuten Glieder eines Leibes in Eins zusammengefaßt, nach einer wunderbaren Ordnung eingetheilt und vielfach derart sie vervollkommnet, daß er mit vollem Recht als ein besonderer Schmuck und Hort der Kirche gilt. Es gibt kein Gebiet der Philosophie, das er nicht scharfsinnig und zugleich gediegen behandelt hätte; seine Untersuchungen über die Gesetze des Denkens, über Gott und die unkörperlichen Substanzen, über den Menschen und die übrigen sinnlichen Dinge, über die menschlichen Handlungen und ihre Prinzipien sind derart, daß in ihnen sowohl eine Fülle von Stoff als passende Anordnung der Theile, die zweckmäßigste Methode, Sicherheit der Grundsätze und Kraft der Beweise, Klarheit und Genauigkeit im Ausdrucke, wie nicht minder eine Leichtigkeit sich findet, auch das Dunkelste aufzuhellen."[2])

Verwandt mit der Liebe Hettinger's zu den Werken des hl. Thomas war seine Begeisterung für das Meisterwerk Dante's, die Divina Commedia, welches Ozanam mit Recht die poetische Summe der Philosophie und Theologie des Mittelalters genannt hat.

[1]) Gedenkblatt an Hettinger 2c. S. 18 u. 19.
[2]) Von Hettinger citirt in seinem Timotheus, S. 174.

Leider war es mir nicht gegönnt, durch das lebendige Wort Hettinger's in die Dantestudien eingeweiht zu werden. Zwar war ich im Hause eines Vaters aufgewachsen, der für alles, was Kunst und Literatur berührte, ein feines Verständniß hatte und den Sinn dafür auch seinen Kindern zu vermitteln verstand. Als aber der Entschluß, Theologie zu studieren, in mir gereift war, legte mir die Betrachtung der kurzen Lernzeit und des großen Umfanges der theologischen Studien den Gedanken nahe, während dieser Zeit alle Nebenbeschäftigungen möglichst zu sistieren. Diesen Entschluß kannte und billigte Hettinger und mit der freundlichsten Zurückhaltung vermied er es die Verwendung meiner Zeit durch die Einführung in das Verständniß Dante's zu stören. Er beschränkte sich darauf, nur im Allgemeinen mich dazu anzuregen. „Die Liebe zu Kunst und Literatur dürfen sie nicht verlieren, wenn auch augenblicklich eine vernünftige Ascese des Geistes ihnen die Beschäftigung damit untersagt."

Hettinger hatte ferner eine überaus hohe Meinung von der Bedeutung des Predigtamtes. Daher schenkte er dem homiletischen Unterricht eine ganz besondere Aufmerksamkeit. In jedem Sommersemester las er ein Colleg über Homiletik, in welchem er kurz die Regeln der geistlichen Beredtsamkeit zusammenstellte. Dann leitete er Sommer und Winter das homiletische Seminar, welches eine Schule der Beredtsamkeit bieten sollte. Eine solche eingehende und ununterbrochene Schulung, so meinte er, verlange die Größe der Sache, das Bedürfniß des katholischen Volkes und der Kampf der Gegenwart. Die Vernachlässigung des homiletischen Unterrichtes beklagte Hettinger öfters. „Ist es möglich, daß gerade das, was den Abschluß, die Vollendung, die Krone unserer ganzen Erziehung von Jugend auf sein soll, vernachlässigt werde? In zahlreichen Schriften, häufigen Versammlungen, unter großer Theilnahme wird die Unterrichtsfrage besprochen, von dem Unterricht in der Dorfschule an bis zu jenem auf der Hochschule; ist es möglich, daß der Unterricht in dem Höchsten, was es gibt, der für alle der wichtigste ist, der am heiligen Orte im Namen des heiligen Gottes selbst gegeben wird, der älteste, der allgemeinste, der nothwendigste, der Unterricht durch die Predigt vernachlässigt werde?"

Freilich ist zur Leitung einer solchen Predigtschule der richtige Mann erfordert. Was Hettinger von dem Leiter eines solchen Seminars verlangt, hat er in seinem letzten Werke „Timotheus" ausgesprochen; er hat sich selbst darin geschildert. „Nur der

Mann kann Beredtsamkeit lehren, der selbst sein ganzes Leben hindurch das Predigtamt geübt hat, der die Naturanlagen nicht gängelt, noch meistert, sondern sie in ihrer Eigenthümlichkeit wahrt und zu reicher Entfaltung sich ausbilden läßt, der den Herzschlag des Volkes belauscht hat, sein Wohl und Wehe erfahren, und zumeist an sich selbst, dem sein heiliger Glaube die Leuchte ist auf allen Pfaden der Wissenschaft und in allen Fragen des Lebens. Kann doch jener nur ein Meister sein, vor dessen Blick immerdar die Ewigkeit steht, die es ihm wehrt, in hohlen Formen und Wortschwall die Beredtsamkeit zu suchen, der vielmehr die Dinge in ihrem tiefsten Grunde, in ihrer Beziehung zur Seele und unserer Seele Seligkeit aufzufassen seine Schüler gewöhnt und alles mit dem Geiste Christi zu durchdringen und von diesem Licht- und Brennpunkte aus die mannigfaltige Fülle des Lebens zu beurtheilen und alles Wahre und Gute und Menschenwürdige in den Dienst der Predigt zu stellen."[1]) Drei Jahre hindurch habe ich die Curse des homiletischen Seminars besucht und rechne ich die Stunden, die ich dort zubrachte, zu den lehrreichsten und genußvollsten der ganzen Universitätszeit. Den Untercursus des Seminars möchte ich als die Handwerksschule der Beredtsamkeit bezeichnen. Da lernte man lesen. „Sie können noch gar nicht lesen", sagte mir Hettinger unter großer Heiterkeit des Auditoriums, als ich zum ersten Mal durchaus nicht zu seiner Zufriedenheit im homiletischen Seminar vorgelesen hatte. Man lernte deklamiren, frei vortragen; die Stellung, der Gestus wurden geübt; man lernte seine Stimme erst recht kennen und gebrauchen, ihre Höhe und Tiefe und die verschiedenen Modulationen, deren sie fähig ist. Hettinger suchte uns da alles zu bieten und zu lehren, was in technischer Beziehung von einem guten Prediger verlangt werden muß. Er bedauerte es, daß fast allgemein an den Gymnasien in dieser Beziehung nicht genügend vorgearbeitet werde. Von allen Seiten, nicht zum mindesten aus seiner eigenen Erfahrung schöpfte er, um uns möglichst praktische Winke und Rathschläge zu geben. In Goethe's „Regeln für Schauspieler"[2]) findet sich eine Reihe ganz gleicher Winke, wie Hettinger sie uns gab. Baumgartner stellt den Goethe'schen Regeln das Zeugniß aus: „Sie mögen manchem pedantisch erscheinen, aber sie drücken im Grunde nur die elementaren Bedingungen aus, ohne welche die gewünschte Vollendung des Vortrages

[1]) Timotheus. S. 507.

[2]) Goethe's Werke. Hildburghausen 1869. Bd. 12 S. 210 fgd.

sich nicht erreichen läßt." [1]) Ich bezweifle nicht, daß Hettinger sie bei seiner großen Belesenheit kannte, obschon er weder in seinem Colleg, noch in den Aphorismen auf Goethe hinwies. Im Obercurs behandelte Hettinger den Geist der geistlichen Beredtsamkeit, den Kern, der unter der äußern Schale wohnen muß. Wir lernten die Mittel und Wege kennen, eine gute Predigt anzufertigen. Wir wurden auf die Quellen hingewiesen, vorzüglich auf die hl. Schrift, auf Brevier und Missale und die größten Werke der Predigtliteratur. Hettinger's Lieblingsprediger war Bossuet; von ihm sagt er: „Es gibt keine Predigten, die mehr wirken, als die über die Ewigkeit und das Unendliche und Unvergängliche. Die Ewigkeit erscheint in allen Predigten Bossuet's als Hintergrund." Hettinger war Bossuet congenial, daraus erklärt sich diese Vorliebe. Die trefflichen Bemerkungen, die Hettinger da uns gab, hat er in seinem Werke „Aphorismen über Predigt und Prediger" niedergelegt. Wer dieses Werk studirt, kann sich einen Begriff davon machen, was Hettinger seinen Zuhörern in dem homiletischen Seminar bot.

„Einem Jeden von uns," sagt Kraus, „hat Niebuhr aus der Seele herausgesprochen, als er die schönen Worte niederschrieb: „Was Pyrrhus seinen Epiroten sagte: „Ihr seid meine Schwingen," das fühlt der eifrige Lehrer von Zuhörern, die er liebt und die mit ganzer Seele an seinen Reden theilnehmen." [2]) Das konnte Hettinger auch auf sich anwenden. Die Vorlesungen boten ihm, nach eigenem Geständniß, die größte Anregung: „Dort kommen mir gerade durch den Vortrag die besten Gedanken." Die Schriften Hettinger's stehen in lebendigem Zusammenhang mit seinen Vorlesungen; sie sind gleichsam die gereifte Frucht derselben.

Er huldigte der Ansicht, die schriftstellerischen Werke eines Professors harmonierten nur dann mit der Aufgabe eines Professors, wenn sie aus dessen Hauptthätigkeit, aus dem Colleg, aus dem Dozieren hervorwachsen. Dozieren und Schriftstellern müssen sich gegenseitig ergänzen, das eine müsse das andere unterstützen. Darum publicierte Hettinger ebenso lange, als er dozierte. Das letzte Wort seiner Vorlesung war kaum verklungen, so griff er schon zur Feder, um die Gedanken, die er gewonnen, zu fixiren.

[1]) Baumgartner, Goethe. Sein Leben und seine Werke. Freiburg, Herder 1886. 3. Band S. 208.

[2]) Kraus, Ueber das Studium der Theologie Sonst und Jetzt. Freiburg, Herder 1890. 2. Aufl. S. 35.

Auch während der Ferien legte er die Feder nicht nieder. Nur waren Stoff und Form anderer Art. Was Hettingers Werke vor allem auszeichnete, ist die klare, leichtverständliche und doch schwungvolle Sprache und die mit interessantem Beiwerk geschmückte Beweisführung. Goethe sagt einmal: „Die Deutschen besitzen die Gabe, die Wissenschaften unzugänglich zu machen.“ Diese zweifelhafte Gabe besaß Hettinger nicht. Ebenso wenig ist auf ihn anzuwenden, was Steinle einmal an Reichensperger schrieb: „Der Jammer ist, daß Professoren gelehrte Abhandlungen schreiben, die selbst für ein philosophisch-theologisch gebildetes Publicum noch schwer verständlich sind. Es ist nicht zu leugnen, daß bei solchen Gelegenheiten der deutsche Charakter sich als ein Hinderniß erweist. Wie selten kann ein deutscher Gelehrter populär schreiben.“[1]) Hettinger wußte wohl, daß man ihm seine Schreibweise in gewissen Kreisen nicht recht verzeihen wollte. Es freute ihn daher, daß ein Mann, wie P. Weiß, in der Biographie Benjamin Herders gerade der Popularität in Hettinger's Schriften seine Anerkennung zollte.[2]) Hettinger huldigte in dieser Hinsicht der Ansicht seines Collegen Professor Grimm, der in der Vorrede und Einleitung zu seinem Werke „Die Einheit der vier Evangelien“, den Satz aufgestellt, daß es wohl thunlich sei, ein Buch nicht blos für den Gelehrten von Fach, sondern auch für die Gebildeten überhaupt zu schreiben, daß Wissenschaftlichkeit und Popularität nicht zwei Begriffe seien, die sich gegenseitig ausschließen.

Die falsche Abgeschlossenheit der Wissenschaft fand in Hettinger keinen Vertreter; er wollte vielmehr, daß das Licht echter Wissenschaft nicht blos in den Studirsälen der Gelehrten leuchte, sondern vielen zugänglich werde. Diese größere Verbreitung der Ergebnisse der Wissenschaft bringt ihr keinen Nachtheil und hindert nicht den Ernst und die Tiefe der Forschung.

In dem Werke „Rembrandt als Erzieher“[3]) wird kein Stand einer so scharfen Kritik unterzogen, wie der Professorenstand. Es ist für die Freunde Hettinger's erfreulich, daß alle Ausstellungen, welche der geistreiche Verfasser am „deutschen Professor“ macht, bei Hettinger nicht zutreffen. Es gereicht ihm zum Ruhme, daß er sein univer-

[1]) Erinnerungen an Eduard Ritter v. Steinle von Dr. A. Reichensperger. Frankfurt 1887, A. Fösser S. 34.

[2]) S. 94.

[3]) Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen. Leipzig, Herschfeld 1890. 22. Aufl.

selles Wissen sowohl als Professor wie als Schriftsteller der Gesammtheit zu Dienste stellte. Dazu trug die Formvollendung in Wort und Schrift nicht wenig bei. Es verstand es wie wenige andere, die Wahrheit in das Gewand der Schönheit zu kleiden. Seine Sprache ist fest gefügt und doch so leicht gebaut, daß sie sich allen Höhen des Gedankens und allen Tiefen der Empfindung anschmiegt. Mit Recht sagt Stamminger: „Nach einem Möhler und Döllinger ist Hettinger der dritte, welcher der wissenschaftlichen Theologie ein Heimatsrecht in der Geschichte der klassischen deutschen Prosa erworben hat.“

IV.

„Frömmigkeit und Wissenschaft sind die zwei Augen des Priesters und ein Einäugiger ist niemals schön.“ So dachte und handelte auch Hettinger: „Zuerst Priester und dann Professor, so habe ich es immer gemeint.“ Neun Jahre hindurch war er, nach langen, gründlichen Studien in Deutschland und Italien, im Würzburger Priesterseminar als Assistent und später als Subregens thätig gewesen. Hier hatte er „gelernt, der Wissenschaft Wärme und Leben zu verleihen durch die Ascese und der Ascese Grund, Halt, Richtung zu geben durch die Wissenschaft.“ Ein Wort des großen Suarez hat Hettinger sein ganzes Leben lang vor Augen gehabt: Est enim sine veritate pietas imbecilla, et sine pietate veritas sterilis et jejuna. Die Frömmigkeit ohne Wahrheit verfällt dem Siechthum und ohne Frömmigkeit bleibt die Wahrheit unfruchtbar und kraftlos. Hettinger hatte von einem katholischen Theologen folgende Auffassung: „Er ist mehr als ein Lehrer und Gelehrter, mehr als ein Mann der Wissenschaft. Er ist Priester und die theologische Wissenschaft soll ihn befähigen zu seinem hohen Priesterberuf. Christi Opfer soll er erneuern immerdar, von dem alle Gnaden ausfließen über alle Creatur. An Christi statt soll er eingehen in das Heiligthum, ihn, den Preis der Erlösung, soll er auf seinen Händen tragen.“ [1]) Darum arbeite Hettinger fortdauernd an seiner priesterlichen Heiligung. In den Jahren, in welchen ich in Würzburg weilte, las er täglich in der Klosterkirche der unbeschuhten Carmeliter die hl. Messe mit großer Andacht und Erbauung, durchdrungen von der Erhabenheit des Geheimnisses, das er darbrachte. Alles Auffallende in Andachtsübungen, alle Ostentation

[1]) Timotheus, Freiburg 1890. S. 38.

mit den heiligen Gefühlen der Gottesverehrung war ihm zuwider. Auf die Betrachtung religiöser Wahrheiten, die er, wie er sagte, gern im Anschluß an das Brevier übte, legte er hohen Werth. Oft und mit den eindringlichsten Worten sprach er seine Ueberzeugung aus, daß die Betrachtung alle Frucht des Priesterthums bedinge, daß von ihr Segen und Weihe ausgehen müsse über das priesterliche Leben und Wirken. Gerne citirte er den Ausspruch des heiligen Alphons: „Wer nicht betrachtet, kennt kaum seine Fehler, kaum die Gefahr Gottes Gnade zu verlieren, kaum die Mittel die Versuchungen zu überwinden, kaum die Nothwendigkeit zu beten; und wer nicht betet, überwindet nicht den Feind." [1]) Er schrieb mir einst: „Vergessen Sie nie bei Ihren Studien und Arbeiten sich mit ganzer Seele in der Betrachtung Gott zu schenken; über seine Größe und Güte, über seine Werke müssen Sie täglich nachdenken, daraus entspringen große Gedanken und heldenmüthige Entschlüsse. Seien Sie wie ein Baum, der seine Wurzeln in die Tiefe senket."

Hettinger gab all seinem Sinnen und Schaffen die Richtung nach Oben. Diese Geistesrichtung war es auch, welche seinen Worten höhere Kraft und Bedeutung verlieh. In dieser Seelenverfassung ist auch der Grund zu suchen, daß Hettinger frei war von den Fehlern und Schwächen des Subjectivismus sowohl als Priester, wie als Gelehrter und Schriftsteller. Er war durchaus objectiv, weil die summa regula aller Objectivität, Gott selbst, ihm Maaßstab für alles war. Es ist dies umsomehr bei Hettinger zu bewundern, als seine ganze Anlage, seine überreiche Fantasie, ein stark entwickeltes Geistesleben ihn leicht für die Gefahren des Subjectivismus empfänglich machen konnten, zumal seine Ausbildung in den Jugendjahren in eine Zeit fiel, wo in Deutschland der Geist einer falschen Philosophie viele Männer befangen hielt, und wo die theologische Wissenschaft noch nicht zu den Bahnen zurückgekehrt war, auf denen sie allein gedeihen kann. Dankbar erkannte Hettinger es an, daß der mehrjährige Aufenthalt im Germanikum in Rom (1841—1845) und die neunjährige Thätigkeit im Würzburger Priesterseminar ihn wissenschaftlich und ascetisch von allem Falschen und Fehlerhaften, mit einem Wort, von allem Subjectivismus befreit habe.

Die Sucht nach Gunst und Ruhm verschmähte er. Die ihm gezollten äußern Ehrungen zogen spurlos an ihm vorüber; er blieb einfach

[1]) Timotheus S. 286.

und schlicht, anspruchlos wie er es stets gewesen war. Als er im Jahr 1882 mit dem Ritterkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone ausgezeichnet worden war — es geschah dies bei dem Jubiläum der Universität Würzburg — dachte er gar nicht daran, von dem Rechte Gebrauch zu machen, als Ritter des Kronenordens sich in die bayerische Adelsmatrikel eintragen zu lassen. „Von" Hettinger hat er sich nie unterschrieben. Aber auch die Furcht vor Zurücksetzung und die drohende Ungnade der Mächtigen dieser Erde waren nicht im Stande, sein Urtheil zu trüben oder seine Handlungsweise zu beeinflussen. Mild in der Form, war Hettinger in der Sache stets correct und unbeugsam. In den Kämpfen, welche infolge des Vatikanums entstanden, konnte er wie seine Freunde Hergenröther und Denzinger nur auf der Seite der Kirche stehen. Der dogmatische Theil jenes bekannten von dem königlichen Ministerium abverlangten Gutachtens der Würzburger Facultät stammt aus seiner Feder.[1]) Den Großen zu schmeicheln, sich zu beugen, hielt er unter der Würde des Priesters, jedes Liebäugeln mit dem Liberalismus unseres Jahrhunderts, der namentlich in Bayern so stark und mächtig war, verachtete er. Mehrmals wurde Hettingers Namen bei Besetzung von bischöflichen Stühlen in Bayern und außerhalb Bayerns, in Köln nach dem Tode des Cardinals von Geissel, genannt; doch sollte er zu dieser Würde nicht gelangen. In Bayern war er persona minus grata. Allerdings war er ein Mann der Principien, und er würde lieber Amt und Stellung verloren haben, als nur einen Fingerbreit von seinen Grundsätzen abzuweichen, das Treiben der Politik aber lag ihm seiner ganzen Beanlagung nach fern. Er selbst lächelte darüber, daß man ihn politisch für nicht unverdächtig hielt. Er war gewohnt, weder nach rechts noch nach links zu schauen, einfach so zu leben, zu handeln und zu denken, wie er es für Recht erkannte. Doch stand er den großen Fragen der Gegenwart keineswegs gleichgiltig gegenüber. Da er ein gründlicher Kenner Italiens und seiner Zustände war und alle Leiden der Kirche mitfühlte, beschäftigte ihn besonders die römische Frage viel. Er war ein Feind des übermäßigen Lesens von Tageblättern, wies uns stets auf das fruchtbringendere Studium der Quellen hin und begnügte sich selbst, wenigstens zu meiner Zeit, mit einer sehr bescheiden politischen Tageskost. „Wenn man einmal so alt geworden ist, wie ich bin, meinte er, dann verliert man an der Lectüre politischer

---

[1]) Gedenkblatt ꝛc. S. 34.

Tageblätter den Geschmack. Eine große Zeitung mit langen politischen Artikeln widersteht mir. Ich lese nur das Fränkische Volksblatt, da finde ich genugsam die bedeutenden Ereignisse des Tages und mehr will ich gar nicht, auf lange politische Erörterungen darüber verzichte ich gerne".

Die äußere Veranlassung, daß Hettingers Stellung zu dem bayerischen Ministerium und dessen Leiter, von Lutz, nicht die beste war, hat er mir selbst mitgetheilt. Er hatte — die Zeit gab er mir nicht an, gewisse Gründe weisen aber auf die Vacanz nach dem Tode des Bischofs Stahl hin — eine lange Unterredung mit Minister von Lutz. „Lutz war auffallend gnädig und freundlich, er sprach eingehend über meine Stellung, über meine Ansichten, ging dann auch auf mein Verhältniß zur Regierung über. Ich durchschaute sofort, was der kluge Mann wollte: Zugeständnisse und Versprechungen. Als er immer zudringlicher wurde, als die Worte fielen: „wir könnten Sie wohl gebrauchen", da konnte ich meine innere Erregung nicht mehr bemeistern, trat einen Schritt zurück und nur das eine Wort kam über meine Lippen: Exzellenz, ich bin katholischer Priester. Seit der Zeit war ich in Bayern unmöglich. Erst beim Universitätsjubiläum hier in Würzburg scheint sich das Eis gebrochen zu haben, denn ich wurde auffallend ausgezeichnet."

Einer großen Auszeichnung erfreute sich Hettinger im Spätherbste 1885, als er von Papst Leo XIII. nach Rom berufen wurde, wo er sechs Wochen weilte. Obschon Hettinger mit der ihm eigenen Discretion den Gegenstand der Verhandlungen nicht nannte, so war doch durch die bald darauf erscheinende Kundgebung Leo's XIII. über die kirchlichen Zustände in Bayern das Räthsel für Jedermann gelöst. Ueber den Verkehr mit Leo XIII. erzählte er mir: „Mich hat noch nie ein Mensch mit so viel Liebe, mit solch herzlichem Zutrauen behandelt, wie der Papst. Er war mir wie ein Vater während dieser Wochen, wo ich oft längere Zeit mit ihm arbeitete. Das war mir mehr Lohn als aller Beifall der Welt." Bei dieser Gelegenheit hatte er auch die unermüdliche Arbeitskraft des Papstes kennen und schätzen lernen, der übrigens auch von andern beharrliches Arbeiten verlange. „Als ich ihm eines Morgens sagte, daß ich in der Nacht bis halb zwei gearbeitet habe, da lächelte Leo und indem er mich betrachtete, klopfte er mir freundlich auf die Schulter und sprach: Tu es vir fortis! Als aber der Papst auf eine dauernde Uebersiedelung nach Rom zu sprechen kam, fuhr ich un-

willkürlich zurück; das wäre dein Tod, dachte ich, ein alter Baum läßt sich nicht mehr versetzen." Zum Abschiede erhielt Hettinger ein kostbares Bild des hl. Thomas von Aquin in Perlen gefaßt — eine Auszeichnung, die ihm, dem treuen Sohne der Kirche und Verehrer des Papstes als des Stellvertreters Christi, zu großer Befriedigung gereichte. Noch ein Wort, das er aus dem Munde des hl. Vaters vernommen, theilte Hettinger mir mit wahrer Genugthuung mit: Nihil aliud desidero, nihil aliud volo, quam consecrare omnes vires meas, totamque vitam meam Ecclesiæ: „Nichts anderes ersehne ich, nichts anderes will ich, als all meine Kräfte und mein ganzes Leben der Kirche zu weihen."

V.

Es war im Herbste. Ein Gewitter, das den ganzen Tag gedroht hatte, war stürmisch niedergegangen in den Bergen. Der Regen verzog sich und die Sonne trat wieder in ihrem Glanze hervor und herrlich leuchtete auf dem grauen Grund der Wolken ein Regenbogen. Ich war mit Hettinger auf eine Anhöhe am Waldeshang gestiegen, unter uns rauschten die leicht angeschwollenen Wogen eines Stromes, friedlich hingeschmiegt an das Gelände winkten aus dem Thale die Kirche und die weißschimmerden Gebäude eines Klosters. Andächtig klangen aus dem Wiesenthale die Glocken an unser Ohr.

„Da drüben in der Abendruh'
Gar ernst das Glöcklein läutet:
Gekommen ist der Herbst, und du,
Wie bist du vorbereitet?

Nun ist es Herbst, der Sommer schwand,
Und Gott will Frucht vom Zweige;
Schon kommt der Abend über's Land,
Das Leben geht zur Neige.

Aushallt die Glocke. In der Brust
Doch hallt ihr ernstes Fragen:
O Mensch, nach eitler Lebenslust
Wie wirst du Antwort sagen?" [1])

Schweigend schauten wir in die schöne Natur. Da griff Hettinger nach meiner Hand und sprach: „In meiner Jugend stand ich einst mit einem Freund auf einem Hügel, unter uns tobte und brauste ein Strom. So kommt mir das Leben vor, sagte mein Freund,

[1]) Citirt aus „Welt und Kirche". 2. Bd. S. 177.

o, hätte ich erst den Strom durchschwommen." Da brach glänzend die Abendsonne durch die Wolken jenseits des Stromes und ich sprach: O, wenn nur unsere Abendsonne glänzend untergeht, wenn unsere Todesstunde gut und ruhig ist, dann mag immer es im Leben tosen und brausen. Mein Freund ist längst gestorben — und er ist gut gestorben." Und lebhaft werdend fuhr Hettinger begeistert fort: „O, wie viele Jünglinge scheuen sich, den Strom mit muthigem Herzen und opferwilligem Gemüthe zu durchschwimmen, sie wollen leichte Bahnen gehen, die mühelos sind, ohne Kampf und ohne Entsagungen, — aber wie ist ihre Todesstunde?" Und nun führte er mich zu jener geistigen Höhe, von der aus betrachtet alles Irdische eitel und vergänglich erscheint. „Wie ein Mann, der in einem Thale wohnt, wenn die Dunkelheit über dem Thale lastet, oben aber die Sonne lacht, hinaufsteigt auf den Berg, um die Sonne zu sehen, so wir, wenn die Dunkelheit der Zaghaftigkeit und Muthlosigkeit uns umhüllt. Hinaufsteigen sollen wir auf den Berg der Hoffnung und mit den Augen des Glaubens anschauen das himmlische Firmament, Gott, in dem alle Auserwählten ruhen wie die Sterne im Firmamente." [1])

Wir stiegen vom Berge herab. Der Wald hatte sich schon gefärbt, die Sonne war im Sinken. Die Ruhe nach dem Gewitter, der herbstliche Friede der sterbenden Natur stimmten Hettinger ernst, fast wehmüthig. Er machte mich auf den Paulinischen Gedanken aufmerksam, [2]) daß die Natur seufzt und leidet unter dem Fluche der Sünde.

Es geht ein allgemeines Weinen,
Soweit die stillen Sterne scheinen,
Durch alle Adern der Natur;
Es ringt und seufzt nach der Verklärung,
Entgegenschmachtend der Gewährung,
In Liebesangst die Creatur.

Noch deckt ein tiefer Wittwenschleier
Der künftigen Vollendung Feier,
Und Trauer hüllt die Schöpfung ein;
Bis einst der Schleier wird gehoben,
Muß ewig Klaggesang erhoben
Von allem, was da athmet, sein. [1])

---

[1]) Vergl. Revelationes selectæ S. Mechthildis ed. Heuser. Coloniæ, Heberle 1854. p. 150.

[2]) Römer 8, 22.

[1]) Schlegel, Friedr. v., sämmtl. Werke. Wien 1846. Bd. 10, S. 181 u. 190.

Tiefergriffen klagte dann mein Führer, wie im Selbstgespräch begriffen: „Die Sünde schafft Trauer und weil wir Sünder sind, darum kehrt in das Menschenherz oft die Trauer ein. Es gibt eine Trauer, die zum Heile ist. Mir stehen gewisse Momente vor Augen — vierzig, fünfzig Jahre sind es her, — religiöse und antireligiöse. Auch das Böse, das wir gethan, bleibt lebendig in unserer Seele. Auch ich muß es bekennen, ich bin ein armer Sünder, hab' viel Böses angerichtet, und wenn ich einstens nach oben komme, dann muß ich zur lieben Muttergottes flehend sagen: „bitte Du Deinen Sohn, daß er mich einläßt." Gleichsam sich selbst zum Troste schloß er dann mit den Worten: Qui ad justitiam erudiunt multos, quasi stellæ fulgebunt in perpetuas æternitates.[1]) „Die unterrichten zur Gerechtigkeit viele, werden leuchten wie die Sterne in alle Ewigkeiten." Tiefe Demuth und kindliche Frömmigkeit klangen aus den Worten des vortrefflichen Mannes. Es war tief ergriffen und fast erschrocken, daß er sie vor mir so ausgesprochen hatte. „Anfänger im Christenthume begreifen oft nicht, daß Lieblinge Gottes, von denen sie glauben, daß sie den Gipfel erreicht haben, solchen Schmerzen unterworfen sind," sagt Stolberg. „Ja sie werden manchmal irre an ihnen, so irre, daß sie die Aufrichtigkeit ihrer demüthigen und reinigen Aeußerungen bezweifeln. Doch diese Demuth, diese Reue sind wohl begründet. Denn je weiter die Kinder Gottes fortschreiten auf den steilen Pfaden des Heils, desto mehr werden sie inne, daß die Höhe, welche sie erstiegen haben, ihnen, weil sie unmittelbar vor ihnen sich erhob, einen höheren Berg verbarg, den sie noch ersteigen müssen." [2]) Dies eine Mal nur sprach Hettinger so offen von sich selbst; um so mehr machte diese Offenbarung seines Innern auf mich einen unvergeßlichen Eindruck. Hettinger war eine innerliche Natur und betrachtete die Vorgänge in seiner Seele als ein Heiligthum, das nur in der Verborgenheit seine Schönheit bewahren könnte, das durch neugierige Blicke nur profanirt würde. Jedem Zurschautragen seelischen und geistigen Lebens war er abhold. Er dachte darin ganz anders als sein Freund Alban Stolz, der alle Einfälle, alle Gedanken, alle „Witterungen" seiner Seele genau beobachtete, aufschrieb und, was Hettinger bedauerte, veröffentlichte.

Es war etwas merkwürdiges um die Freundschaft dieser zwei

---

1) Dan. 12, 3.

2) Stolberg, Ein Büchlein von der Liebe. Münster 1820. XIII. 52.

gänzlich verschieden gearteten Männer. Beide verstanden es, gegenseitig ihre Vorzüge zu erkennen und zu schätzen. Hettinger durchschaute mit scharfem Blick, daß hinter der derben, oft kantigen Außenseite des badischen Volksschriftstellers ein tiefes, echt deutsches und frommes Gemüthsleben wohnte, und Stolz war menschenerfahren genug zu erkennen, daß das feine, ästhetisch angehauchte Wesen Hettinger's nicht etwas blos Äußerliches, sondern der Ausdruck und Abdruck seiner durchgebildeten, harmonisch vollendeten, edlen Seele war. Für beide Männer ist diese Freundschaft ein ehrendes Zeugniß. Wie sehr Hettinger seinen Freund Stolz verstand und liebte, hat er in seiner Schrift „Aus Welt und Kirche" gezeigt. In dem Aufsatz „Mit Alban Stolz durch den Schwarzwald"[1]) hat er in wenig Zügen ein classisches Lebensbild des heimgegangenen Freundes entworfen. Man lernt Stolz in seinem ganzen Wesen kennen, wenn man dieses Bild betrachtet, und es ist doppelter Genuß, die Seele Hettinger's aus dem Bild seines Freundes mit hervorleuchten zu sehen. Ich erlaubte mir, da ich Hettinger beim Entstehen der Schrift „Aus Welt und Kirche" einige kleine Dienste leistete, zu bemerken, ich halte den Aufsatz über Stolz für den schönsten und vollendetsten der zwei Bände, es sei, wenn ich so sagen dürfe, die Perle des ganzen Buches. Das Urtheil freute Hettinger. „Es mag sein", sagte er, „ich war es meinem Freund schuldig, sein edles, tief innerliches Wesen darzulegen. Die ihn nicht genau kannten, oder nicht zu beurtheilen verstanden, kommen zu leicht dazu, bei Stolz zu viel auf das Aeußere zu sehen und machen ihn dadurch zur Carricatur".

Als wir unsern Gang beendet, nahm ich von Hettinger Abschied. Es war an der Pforte des Klosters, dessen Anblick von der Anhöhe uns erfreut hatte. Es ist das kleine Minoritenkloster Schönau. Drei Viertel Stunden von Gemünden entfernt, liegt es anmuthig und weltvergessen in einem Wiesenthale, das von der Saale durchzogen wird. „Morgen ist hier Wallfahrt", sagte mir Hettinger beim Fortgehen, „dann halte ich eine Marienpredigt im Anschluß an das Stabat mater. Also Gott befohlen bis am Montag im Colleg". Hettinger liebte es während des Schuljahres an den Samstagen die Klöster in der nächsten Umgebung Würzburg's zu besuchen; er blieb dann bis Sonntag Abend. Diese Ausflüge erfrischten ihn körperlich und geistig. Schönau besuchte er seit mehr als 30 Jahren und war

[1]) Bd. 2, S. 289 ff.

mit den Patres sehr vertraut. Seine besonderen Freunde waren der Wald, der friedliche Garten, der an die Saale stößt, und die Bibliothek. Auch in den Klöstern Dettelbach, Allstadt bei Hammelburg und Schwarzenberg weilte er gern; bei Feierlichkeiten hörte das herbeiströmende Volk ihn oft als Festprediger. Auf das freundlichste verkehrte er bei seinen Spaziergängen mit den Landleuten; mit den Brüdern in den Klöstern, besonders mit dem Bruder Gärtner sprach er gerne, alle bewunderten und liebten ihn und sein anspruchsloses Wesen.

VI.

Noch einmal führte mich ein guter Stern nach Würzburg. Es war im Sommer 1889. Ein herrlicher, lichter Tag war aufgestiegen, goldene Pracht ruhte über der Stadt mit ihren schönen Thürmen, und die alte Marienburg jenseits des Mains glühte im Sonnenglanze, im Strome spiegelten sich ihre Mauern und Zinnen. Ich wandelte durch die schönen Anlagen, welche die Stadt im Halbkreise umschließen. Aus einem prächtigen Garten schallten fröhliche Studentenlieder, Fahnen und bunte Wimpel grüßte den Ankömmling. Zahlreiche Gäste waren bei Musik und Gesang dort versammelt, Geistliche und Weltliche, Alt und Jung, manche, die mit ihrer Familie wieder einmal an dem Orte weilen wollten, wo sie als Studenten so glücklich gelebt. Walhalla, die älteste und angesehenste katholische Studentenkorporation der Alma Julia, hielt ihr fünfundzwanzigjähriges Stiftungsfest. Hettinger und Hergenröther waren ihre Mitgründer gewesen. Klein von Anfang hatte sie der Feinde viele gefunden, Spott und Hohn hatten nicht gefehlt, daß sie es gewagt, ihr Banner inmitten einer principienlosen Zeit in den Boden heiliger Grundsätze zu pflanzen. Und doch war sie gewachsen und stark geworden inmitten des Kampfes und nahm an Ehren und Ansehen unter den studentischen Vereinigungen Würzburgs nicht den letzten Platz ein. Religion, Wissenschaft und Freundschaft hatten sich als Ideale bewährt, die auch heute noch in der deutschen Jugend das Feuer der Begeisterung zu entzünden vermögen. Studenten aller Fakultäten hatten sich hier einträchtig die Hand gereicht, um sich in den gefahrvollen Studienjahren gegenseitig zu stützen und schon in der Jugend zu lernen, daß Eintracht in den höchsten Fragen der Menschheit allein stark macht im Leben. Namentlich waren es die beiden Fakultäten, welche in Würzburg durch die Zahl der Studenten und durch den Ruhm ausgezeichneter Professoren hervor-

ragten, — die theologische und die medizinische — welche das Hauptcontingent stellten. Hettinger sah diese Vereinigung sehr gerne. „Es ist für einen jungen Theologen eine Schule für das Leben; hier kann er lernen, mit Klugheit und Mäßigung auf die gebildeten Kreise einzuwirken, hier bewahrt er sich vor Einseitigkeit und es bietet sich manche Gelegenheit, für seine Grundsätze einzutreten und seine Treue in Beobachtung derselben zu erproben." „Nur nicht exclusiv werden," sagte Hettinger mir ein andermal; „mitten im Volke muß der Priester stehen, ganz vorzüglich auch inmitten der gebildeten Kreise. Es ist gewiß gut, wenn wir uns schon auf der Universität mitten unter die stellen und bei ihnen Einfluß und Ansehen zu erringen suchen, die später im Leben durch ihren Stand und ihre Bildung für viele andere Muster und Vorbild werden."

An der inneren Entwickelung der Walhalla und an ihren äußeren Geschicken hatte Hettinger jederzeit das regste Interesse genommen. Walhalla nannte ihn mit Recht ihren Gründer und Protector. Ganz seiner Gesinnung entsprechend hat er jedoch deßhalb den übrigen katholischen Studentenkorporationen Würzburgs seine Sympathie nicht entzogen. Insbesondere billigte er theologische Vereinigungen, in denen man der Pflege der Wissenschaft durch Vorträge und Disputationen den ersten Platz einräumte.

Anhänglichkeit an die Walhalla, aber nicht zum wenigsten die Sehnsucht meinen geliebten Lehrer Hettinger wiederzusehen, hatten auch mich unter die Jubiläumsgäste geführt. Ich saß an der Seite eines Freundes unter einem der prächtigen Bäume des Gartens, in welchem das Walhallafest gefeiert wurde, als Hettinger, mit Jubel empfangen, langsam die Reihen durchschritt, sichtlich erfreut über den herzlichen Empfang und nach allen Seiten freundlich grüßend. Sobald er auf einer Rampe Platz genommen, überreichten ihm die Vertreter der Walhalla als dem Gründer und Schützer des Vereins einen prächtigen Blumenstrauß, den er freundlich seiner Schwester gab. Rasch sammelte sich um ihn ein Kreis von Festgenossen. Ich hatte ihm meine Ankunft nicht mitgetheilt, wollte ihn vielmehr überraschen. Kaum aber hatte jemand mein Geheimniß verrathen, so ließ er mich durch einen Boten zu sich rufen und folgte diesem auf dem Fuße nach, um mich zu suchen. Nun eilte ich meinem verehrten Lehrer entgegen und wurde nicht wie ein ehemaliger Schüler, sondern wie ein Freund aufgenommen. Ich mußte ihn bei seinem Rundgang durch den Garten begleiten. Von Tisch zu Tisch wußte er hier ein freundliches Wort zu

sagen, dort alte Schüler zu begrüßen und die Herzen zu erfreuen, wo immer er erschien. So verkehrte Hettinger mit seinen früheren Schülern.

An seinem Platze auf der Rampe angekommen sah er mit Lust dem fröhlichen Treiben im Garten zu. Seit ich Würzburg verlassen, hatte ich ihm nicht allzu oft geschrieben, obschon Hettinger mich jedesmal mit einer classischen lateinischen Karte belohnte. Ich wollte seine kostbare Zeit nicht in Anspruch nehmen. Nun aber mußte ich ihm über die Seminarzeit und alle Obliegenheiten meines Amtes berichten. „Eigentlich", meinte er, „hätten Sie zuerst ein paar Jahre auf dem Lande thätig sein müssen; das wäre Ihnen körperlich und geistig vortheilhaft gewesen. Aber Sie sind nun einmal von Ihrem Bischof in die Stadt versetzt worden, das ist Gottes Wille, der Gedanke muß Ihr ganzes Arbeiten durchdringen." Auf die einzelnen Verrichtungen des priesterlichen Wirkens eingehend, schärfte er wieder mit Nachdruck die Nothwendigkeit ein, alle Predigten sorgsam zu schreiben. „Zwölf Jahre lang müssen Sie wörtlich auswendig lernen. Das Schreiben bewahrt vor Gemeinplätzen, es bildet den Ausdruck, das sind Sie sich selbst und den Zuhörern schuldig." Nach den wissenschaftlichen Bestrebungen sich erkundigend, sagte er: „Was Sie bewahren müssen Ihr ganzes Leben lang, das ist die Liebe zur Wissenschaft, das Einzige, was man von beschäftigten Seelsorgern verlangen kann; es kommt vielleicht eine Zeit, wo die Liebe wieder zur That werden kann."

Am Abend zog die ganze Gesellschaft an den Main, um die bengalische Festbeleuchtung der Marienburg und des Käppele zu schauen. Er war eine herrliche Sommernacht! Das Licht des Mondes und tausend Sterne funkelten. Hettinger war nicht mitgegangen. Bei unserer Rückkehr saß er noch auf der Rampe mit seinen Gedanken beschäftigt. „Ich habe auf Sie gewartet," sagte er freundlich, „es ist heute zu schön, wir wollen noch etwas zusammen bleiben." Erst am späten Abend wanderten wir durch die dunklen Gänge der Anlagen nach Hause. Einsam war es um uns her, nur der melodische Gesang einer Nachtigall klang an unser Ohr. Hettinger hatte seine alte Wohnung am Zwinger verlassen. Neubauten hatten ihm die Aussicht versperrt und Licht und Luft konnte er nicht entbehren.

Am andern Morgen, es war der 12. Juni 1889, besuchte

ich ihn in seiner neuen geräumigen Wohnung jenseits des Zwingers in dem parkartig angelegten Sanderglacis. Hier vernahm ich seine letzten, väterlichen, freundlichen Worte, die mir unvergeßlich sind. Drüben auf den Bergen des Mains steht eine einsame Pappel. „Dorthin richtete ich gern meinen Blick," bemerkte mir Hettinger, „als ich meine Apologie schrieb," und fuhr dann fort: „Bald habe ich ein Buch fertig, das wird Ihnen Freude machen, da habe ich noch einmal alles zusammengefaßt, was ich über das Priesterthum gedacht und erfahren habe." Er meinte sein letztes, vielleicht schönstes Werk: „Timotheus, Briefe an einen jungen Theologen". Beim Abschied legte Hettinger seine Hand auf meine Schulter und entließ mich mit dem Wunsche: „Gott bleibe bei Ihnen, lieber Freund!" Dankbar und bewegt drückte ich ihm die Hand; daß es zum letzten Male war, ahnte ich nicht, denn Hettinger war noch im Vollbesitz seiner Kraft geistig und körperlich. „Vergessen Sie mich nicht!" sprach er zuletzt und seine Augen glänzten voll Wohlwollen und Güte und winkte dem Scheidenden auf der Treppe ein freundliches „Auf Wiedersehen!" zu. Es war das letzte Wort, das ich aus seinem Munde vernommen. Am 26. Januar 1890 hat Hettinger auf immer seine Augen geschlossen.

Von Confucius wird erzählt, daß er einst mit seinen Schülern zu einem großen Gelehrten gegangen sei, um von ihm Anregung und Aufmunterung in seinem edlen Streben zu empfangen. Confucius wollte nämlich die Lehren der Weisheit, die er von den Alten erlernt hatte, vielen mittheilen. Wie erstaunte er, als der große Mann ihn durchaus nicht ermuthigte, ihn im Gegentheil abhalten wollte, die Weisheit vielen zu geben. Wer einen Schatz hat, theilt ihn nicht Jedermann mit, mußte er vernehmen, er bewahrt ihn und nutzt ihn für sich selbst. Als Confucius nach diesem Besuche mit seinen Schülern an einen Strom kam, stand er still und sprach: Seht die rinnenden Wellen. Sie rinnen Nacht und Tag, bis sie sich alle im großen Weltmeer vereinen. So wir. Von alten Zeiten kam die Lehre der Weisheit zu uns herab, lasset uns andern sie geben, damit diese auf ihre Nachkommen sie fortpflanzen bis ans Ende der Zeiten. Wir haben empfangen, wir wollen geben und uns nicht zu den Weisen zählen, die für sich allein da sind. Das Wenige, das wir mittheilen können an Wissenschaft und Tugend, wird uns nicht arm, sondern in andern reich machen. Menschen und Zeiten sind für einander. Denkt daran, Freunde! Wir sind die Wellen im

Strome der Zeiten.[1]) Das war auch die Gesinnung Hettinger's.

Den Kern seines Wesens hat er selbst in dem Vorworte zu seinem letzten Werke in folgende Worte gekleidet: „Mein Beruf vom ersten Mannesalter an hat mich an die Priesterjugend hingewiesen; so viele vortreffliche Jünglinge waren mir nahegestanden und haben, als ich ihre priesterliche Bildung zu leiten hatte, dann vom Lehrstuhle aus sie in die heilige Wissenschaft einführte, mir in freundlichem Umgange und im literarischen Verkehr ihr Vertrauen geschenkt. Was ich selbst in meiner Jugend in reichem Maaße empfangen habe, die liebende Leitung so mancher Lehrer, dafür wollte ich ihnen dankbar sein, und vor allem Gott, der sie mir gesendet hatte. Wie hätte ich den Dank besser bethätigen können als dadurch, daß ich Liebe gab um Liebe?"[2])

---

[1]) Joh. Gottfried von Herder, sämmtl. Werke. Wien 1813. 9. Theil S. 313.

[2]) Timotheus, Freiburg 1890. S. VII.

Verzeichniß der Schriften Franz Hettingers.

1. Das Priesterthum der katholischen Kirche. Primizpredigten. Regensburg, Manz. 1851. 8⁰.

2. Die kirchlichen und socialen Zustände von Paris. Mainz, Kirchheim. 1852. 8⁰.

3. Die Idee der geistlichen Uebungen nach dem Plane des heil. Ignatius von Loyola. Ein Beitrag zu deren Würdigung und Verständniß. Regensburg, Manz. 1853. 8⁰.

4. Christliche Armenpflege. Predigt bei der Gründung des Vincentius- und Elisabethen-Vereins zu Würzburg, gehalten 10. April 1853. Würzburg, Stahel. 1853. 8⁰.

5. Herr, den du liebst, der ist krank. Ein Kranken- und Trostbuch für kath. Familien, besonders aber zum Gebrauche für Seelsorger. Accedit summa rituum in cura animarum frequentiorum. Würzburg, Stahel. 1855. — 2. Aufl. Ebd. — 3. Aufl. Würzburg, Wörl. 1878.

6. Die Liturgie der Kirche und die lateinische Sprache. Vier Vorträge. (Abdruck aus: Kathol. Wochenschrift.) Würzburg, Stahel. 1856. 8⁰.

7. Das Recht und die Freiheit der Kirche. Ein Vortrag zur Beleuchtung der römischen Frage. Würzburg, Stahel. 1860. 8⁰.

8. Der Organismus der Universitätswissenschaften und die Stellung der Theologie in derselben. Ein Vortrag zum Antritt des Rectorates der k. b. Julius-Maximilians-Universität Würzburg, gehalten am 2. Januar 1862. Würzburg, Stahel. 1862. 8⁰.

9. Apologie des Christenthums. 2 Bde. in 5 Abtheilungen. Freiburg, Herder. 1863—67. — 2. Aufl. Ebd. 1865. — 3. Aufl. Ebd. 1867—69. — 4. Aufl. Ebd. 1871—73. — 5. Aufl. Ebd. 1875—80. — 6. Aufl. Ebd. 1885—87. 8⁰.

10. Die Kunst im Christenthum. Festrede zur Jahresfeier des Stiftungstages der Julius-Maximilians-Universität Würzburg am 2. Januar 1867. Würzburg, Stahel. 1867. gr. 4⁰.

11. Der Kampf der Kirche in der Gegenwart. Zwei Predigten, gehalten in der deutschen Nationalkirche Sancta Maria de Anima zu Rom. Freiburg, Herder. 1869. 8⁰.

12. Gutachten der theologischen Facultät der k. Julius-Maximilians-Universität in Würzburg über fünf ihr vorgelegte Fragen das bevorstehende ökumenische Concil betreffend. 2. Aufl. (Sonderabdruck aus dem „Chilianeum".) Würzburg, Woerl. 1870. 8°. (Nur der dogmatische Theil ist von Dr. Hettinger; der historisch-canonistische dagegen von Dr. Hergenröther.)

13. Die kirchliche Vollgewalt des apostolischen Stuhles. Zugabe zu den drei früheren Auflagen der Apologie des Christenthums. Ebd. 1873. — 2. Aufl. Ebd. 1887. 8°.

14. Der kleine Kempis. Brosamen aus den meist unbekannten Schriften des Thomas von Kempis. Freiburg, Herder. 1874. 32°.

15. David Friedrich Strauß. Ein Lebens- und Literaturbild. Freiburg, Herder. 1875. 8°.

16. Grundidee und Charakter der göttlichen Komödie von Dante Alighieri. Ein Vortrag gehalten zu Bonn am 9. Dezember 1875. Bonn, Henry. 1876. 8°.

17. Pius IX. und die Idee des Papstthums. Ansprache, gehalten am 3. Juni 1877 an die zur Feier des 50jährigen Bischofs-Jubiläums Sr. Heil. Papst Pius IX. zu Würzburg versammelten Festgenossen. Würzburg, Wörl. 1877. 8°.

18. Lehrbuch der Fundamental-Theologie oder Apologetik. 2 Thle (Theologische Bibliothek. Bd. 16. 17.) Freiburg, Herder. 1879. 2. Aufl. in einem Bande. 1887. 8°.

19. Die Theoloie der Göttlichen Komödie des Dante Alighieri in ihren Grundzügen dargestellt. (Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1879.) Köln, Bachem. 1879. 8°.

20. Thomas von Aquin und die europäische Civilisation. (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge. Band I., Heft 9.) Frankfurt a. M., Fösser. 1880.

21. Die göttliche Komödie des Dante Alighieri nach ihrem wesentlichen Inhalt und Charakter dargestellt. Ein B.itrag zu deren Würdigung und Verständniß. Mit Dante's Bildniß in Stahlstich. Freiburg, Herder. 1880. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. 1889. 8°.

22. Die „Krisis des Christenthums", Protestantismus und katholische Kirche. Ebd. 1880. 8°.

23. De theologiae speculativae ac mysticae connubio in Dantis praesertim trilogia. Commentatio quam alma Julio-Maximilianea tertia saecularia celebrante auspice theologorum in eadem academia ordine edidit F. H. Wirceburgi, typis Thein. 1882. gr. 4°.

24. Die Wissenschaft betet. Predigt bei der Feier des dritten Säcularfestes der Universität Würzburg gehalten. Freiburg, Herder. 1882. 8°.

25. **Dreifaches Lehramt.** Gedächtnißrede auf den Heimgang des hochwürdigsten Herrn Heinr. Jos. Dominicus Denzinger, gehalten in der Universitätskirche zu Würzburg bei dem akademischen Trauergottesdienste am 22. Juni 1883. Ebd. 1883. 8⁰.

26. **Dante und Beatrice.** (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Bd. IV. H. 9.) Frankfurt a. M., Fösser. 1883. 8⁰.

27. **Aus Welt und Kirche.** Bilder und Skizzen. 2 Bde. Freiburg, Herder. 1885. — 2. Aufl. 1887. 8⁰.

28. **Rom gehört dem Papste.** (Nach Dante Allighieri.) [Aus „Theolog.-prakt. Quartalschrift".] Linz, Haslinger. 1887. 8⁰.

29. **Gottes Schutz über seiner Kirche.** Fest-Rede zur Secundizfeier unseres heiligsten Vaters Leo XIII., geh am 11. Dezbr. 1887. Würzburg, Wörl. 1887. 8⁰.

30. **Dante's Geistesgang.** Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1888. Köln, Bachem. 1888. 8⁰.

31. **Aphorismen über Predigt und Prediger.** Freiburg, Herder. 1888. 8⁰.

32. **Timotheus.** Briefe an einen jungen Theologen. Freiburg, Herder. 1890. 8⁰.

Der heilige Aloysius von Gonzaga in seiner pädagogischen Bedeutung.

Zum dritten Centenarium seines Todestages.

Von

Dr. Joseph Blasius Becker.

Am 21. Juni feiern wir den dreihundertjährigen Erinnerungstag an den Tod eines Heiligen, der wie wenige in der Kirche Gottes volksthümlich geworden ist, eines Lieblings vor allem der Jugend, welcher er durch sein hellleuchtendes Beispiel ein erhabenes Muster, durch seine mächtige Fürbitte ein hervorragender Patron geworden. Nicht jeder Heilige erhält die Ehre einer Jubelfeier in der Kirche Gottes auf Erden, nicht jede Zeit rafft sich zu einer Jubelfeier in Begeisterung auf. Als das erste Jahrhundert nach dem Tode des hl. Aloysius zu Ende ging, war die Grabkapelle des Seligen in der Kirche des hl. Ignatius in Rom wohl vollendet und seine Verehrung bereits eine allgemeine geworden, aber das Jubeljahr selbst verlief ohne besondere Feier. Als das zweite Centenarium am 21. Juni 1791 sich vollendete, prangte wohl die goldene Inschrift des „Heiligen" über der Grabkapelle, aber dunkle Trauer und ein Hauch der Verödung lagerte über der heiligen Stätte, denn die berufenen Wächter derselben, die Väter der Gesellschaft Jesu, waren zerstreut und geächtet Die Welt erzitterte in den Zuckungen der Revolution, nur der eine oder der andere von den Ordensgenossen des hl. Aloysius kniete unbekannt mit tiefem Weh im Herzen an den Stufen seines Altares.

Unserer Zeit, dem dritten Centenarium des Heiligen ist es durch Gottes weise Fügung vorbehalten, eine große Jubelfeier zu Ehren des hl. Aloysius zu begehen, den sein neuester Biograph, P. Meschler, so treffend „den Ehrenpreis der Jugend" nennt. — Und in Wahrheit der hl. Aloysius ist von eminenter Bedeutung für die Jugend, von eminenter Bedeutung auch für die Erziehung der Jugend; ist ja gerade dieses das Apostolat, das Gott der Herr dem jugendlichen Heiligen anvertraut hat — die Ein-

wirkung auf die Jugend. Es war schon während seines Lebens der Herzenswunsch des Heiligen gewesen, in der Erziehung der Jugend thätig zu sein, es war das mit ein Grund, weßhalb er bei der Wahl seines Berufes gerade der Gesellschaft Jesu seine Neigung zuwandte, weil eine ihrer Hauptbethätigungen die Erziehung der Jugend ist. Später im römischen Colleg bewarb er sich schon vornherein bei den Obern um eine Stelle als Lehrer und Erzieher der Kinder, er wußte dafür unzählige Gründe aufzubringen und gab sich alle Mühe, sich die erforderliche Befähigung anzueignen.[1]) Was er in seinem kurzen Leben nicht erreichen konnte, hat die göttliche Weisheit ihm im reichsten Maße verliehen nach seinem Tode. Unaussprechlich und nur Gottes alldurchforschendem Auge offenbar ist der Segen, den der hl. Aloysius vom Himmel herab auf die christliche Jugend niederströmen ließ, unabsehbar ist die Schaar reiner Jünglinge und Jungfrauen, die er unter seinem Lilienbanner vereinigt hat. Nicht gering ist deßhalb die pädagogische Bedeutung dieses Heiligen, nicht gering daher auch die pädagogische Bedeutung seines Centenariums. Es sei uns gestattet, dieselbe etwas näher zu beleuchten.

Der hl. Vater hat die Bedeutung dieses Centenariums für die Jugend klar ausgesprochen in seinem Schreiben vom ersten Januar dieses Jubeljahres. „Sehr glücklich und gelegen hat es sich gefügt, daß am 21. Juni d. J. die dreihundertjährige Gedächtnißfeier des hl. Aloysius von Gonzaga pietätvoll begangen werden soll. Es ist uns verkündet worden, daß in Folge dieses günstigen Anlasses die Herzen der heranwachsenden Christen in wunderbarer Liebe und frommem Eifer erglüht seien; ihnen schien selbstverständlich eine derartige Gelegenheit die beste, um ihre Hingebung und Verehrung gegen den Schutzheiligen der Jugend durch vielfache Kundgebung zu bezeugen. Und dies scheint sich nicht nur in jenem Lande zu ereignen, welches den hl. Aloysius der Erde und dem Himmel geschenkt hat, sondern weit und breit überall ist der Name des hl. Aloysius und der Ruf seiner Heiligkeit bekannt geworden. Wir, die wir schon von zarter Jugend an gewohnt waren, den englischen Jüngling mit eifrigster Frömmigkeit zu verehren, haben uns von ganzem Herzen gefreut, als wir das vernahmen. Mit Gottes Hilfe vertrauen wir, daß diese Festfeier nicht ohne

[1]) Vgl. Meschler, Leben des hl. Aloysius von Gonzaga S. 273.

Frucht bleiben werde, namentlich bei den Jünglingen, welche leicht zur Betrachtung der herrlichsten Tugenden, durch die jener Heilige zu Lebzeiten allen zum Beispiel hervorragte, geführt werden können, wenn sie ihrem Schutzpatron festliche Ehre erweisen. Wenn sie diese Tugenden bei sich betrachten und bewundern, so ist zu hoffen, daß sie mit Gottes Hilfe suchen werden, Herz und Geist nach denselben zu bilden, und sich bestreben, durch Nacheiferung besser zu werden. Und gewiß kann den katholischen Jünglingen kein vortrefflicheres und an jenen Tugenden, durch deren Ruhm man das Jünglingsalter so gern glänzen sehen möchte, reicheres Vorbild zur Nachahmung empfohlen werden. Aus dem Leben und dem Charakter des hl. Aloysius können ja die Jünglinge zahlreiche Beispiele entnehmen, aus denen zu lernen ist, mit welcher Besorgniß und Wachsamkeit die Reinheit des Lebenswandels bewahrt werden muß, mit welcher Beharrlichkeit der Leib gezwungen werden muß, die Gluth der Leidenschaften zu dämpfen, wie der Reichthum zu verachten und Ehren zu verschmähen sind, mit welcher Gesinnung man sich einerseits den Studien widmen, andererseits alle Pflichten und Obliegenheiten seines Alters erfüllen soll, und was in unseren Zeiten das Wichtigste ist: mit welcher Liebe und Treue man der Mutter Kirche und dem Apostolischen Stuhle anhängen soll. Darum pflegen wahrlich mit weiser Absicht die Lehrer der christlichen Jugend den hl. Aloysius als das edelste Beispiel zur Nachahmung zu empfehlen, gemäß dem Rathe unseres Vorgängers Benedict XIII., welcher der studirenden Jugend als vornehmsten Schutzpatron den hl. Aloysius bestimmte." Mit diesen Worten hat Papst Leo XIII. aufs neue den englischen Jüngling empfohlen als Ideal und Vorbild der Jugend, auch der Jugend unserer Zeit, er hat sein Beispiel hingestellt als wirksames Heilmittel für die Schäden in der Erziehung unserer Tage, welche alle, die es mit der Jugend wohl meinen, so bitter beklagen.

„Aber" — so schallt es uns von anderer Seite entgegen — „was soll der bleiche Ascet Aloysius als Vorbild für unsere Jugend? Wir modernen Menschen, die wir eine ganz andere Moral haben, dürfen nicht zugeben, daß unsere Jugend nach diesem Vorbilde gebildet werde."[1])

---

1) Vrgl. Corriere della Sera citirt in: L'Eco di San Luigi. 1. Jahrg. No. 5.

„Wer ist dieser Aloysius von Gonzaga?“ fragt der Apostat Gioberti. „Ein Fürst, der im väterlichen Hause wie ein Mönch lebte, sich dann vergraben im Kloster unfruchtbar verzehrte in übertriebener Ascese. Und nach diesem Vorbilde sollen wir die glühenden, jugendlichen Herzen bilden, in solchen Fesseln soll die Blüte des schönsten Alters hinsiechen! Andere sind die Bedürfnisse unserer Zeit, andere die Ansprüche der Welt! Wir wollen feurige Jünglinge, heldenmüthige, großmüthige Jünglinge, entschlossen zu großen Unternehmen, kühn in Gefahren, geweckten Geistes, starken Armes — und solche Jünglinge werden nicht gebildet in der Schule eines Aloysius!“ [1])

Wer hat Recht? Das Oberhaupt der Kirche, das den hl. Aloysius als Ideal der Jugend hinstellt, oder der Apostat, der ihn verhöhnt? Wir brauchen den Beweis nicht zu scheuen, daß die Wahrheit auf Seiten des Stellvertreters Christi liegt, und statt vieler Beweise soll ein Blick erstens auf den Lebensgrundsatz des Heiligen und zweitens auf seine charakteristische Tugend uns die pädagogische Bedeutung desselben als wahren Ideals auch der Jugend unserer Zeit klarlegen. Unsere Erörterung wird zeigen, daß auch noch im 19. Jahrhundert Aloysius als Muster und Vorbild der Jugend aufgestellt zu werden verdient.

I.

Der Lebensgrundsatz des hl. Aloysius.

Die Bildung des Charakters ist nach dem übereinstimmenden Urtheil aller Pädagogen die Krone der Erziehung. „Auf den Charakter kommt alles an“, hat schon der große heilige Chrysostomus gesagt, und der von der modernen Pädagogik so hochgepriesene Herbart sagt: „Charakterstärke der Sittlichkeit ist der Zweck der Erziehung“. „Die Welt“, sagt der edle Victorin von Feltre[2]) „bedarf vor allem solcher Menschen, bei denen die ewigen Grundsätze des Guten und Rechten felsenfest stehen, die dem Strome, der Millionen zur Sünde und Schande hinreißt, muthig widerstehen, die auch bei den schmerzlichsten Opfern, welche die Pflicht heischt, groß genug denken und handeln, um nichts für verloren zu halten, so lange nur ihre Tugend bewahrt bleibt“. Daß ferner unsere Zeit ganz besonders klarer, fester, entschiedener Charaktere bedarf, das ist auch allgemein anerkannt.

[1]) Vgl. das Citat bei Stocchi, Discorsi sacri, disc. 45 S. 670.

[2]) Vgl. Kellner, Erziehungsgeschichte in Skizzen und Bildern I. S. 207.

Wie viele Windfahnen sehen wir heutzutage und wie wenige Menschen mit einer festen, klar erfaßten Richtung ihres sittlichen Lebens! Wie viele Menschen des Erfolges und wie wenige des Gewissens, Männer ohne Furcht und Tadel. Die meisten Menschen unserer Tage lassen sich fortreißen mit dem Strome der Menge um sich her! Sie loben und erheben, was zu loben eben an der Tagesordnung ist, sie tadeln und verwerfen, was sie von anderen tadeln hören. Heute huldigen sie dieser Richtung, morgen jener, heute halten sie diese Grundsätze für richtig, morgen sind sie vom Gegentheil überzeugt. „Morgens ein Schmollen, ein Opponiren, ein Toben, als ob die Welt heute noch aus den Fugen gehen müßte, und Abends dann, wenn der Tag ein Bändchen ins Knopfloch oder eine Einladung zum Thee gebracht, ein Ersterben vor Ergebung, ganz wie der große Dichter es gesagt:

> Ein Chor der Rache, der voll Wuth den Schwachen
> Auszischt, und wie ein Lamm sich schmiegt, wenn einer
> Die Zähne weiset oder auch — den Beutel!" [1])

Solcher Menschen sehen wir nur zuviele, diese können die großen Aufgaben der Zeit nicht lösen — dazu gehören feste Charaktere.

Was uns aber besonders noth thut, das sind einheitliche Charaktere. „Die meisten Menschen, sagt treffend P. Weiß[2]), tragen leider mehrere verschiedene Charaktere an sich, einen anderen für das äußerliche, einen andern für das innerliche Leben, einen für das Irdische und wieder einen, aber leider ganz verschiedenen, für die Beziehungen zum Göttlichen. Anders sind wir zu Hause, anders in der Oeffentlichkeit, anders geben wir uns vor Fremden, anders sind wir vor uns. Es ist aber nur der ein einheitlicher Charakter, den wir gelten lassen können, in dem alle Richtungen, nach oben, nach unten, nach innen, nach außen sich ohne Widerspruch decken. Nur der ist ein ganzer Charakter, der alles, Denken und Fühlen, Begehren und Thun, Blick und Wort, Wissen und Glauben, von einem Gedanken getragen, von einem gemeinsamen Mittelpunkt ausgehend, auf ein und dasselbe Ziel bezogen sein läßt." — Wodurch aber werden solche Charaktere gebildet, was ist zu diesem Zwecke erforderlich? Zu einem soliden Charakter sind vor allem nothwendig klare, feste, unerschütterliche Grundsätze. „Wer ohne feste Grundsätze dahinlebt und heute so urtheilt, wie man es ihm heute vorsagt, und morgen so handelt, wie

[1]) Dante, Parad. 16, 215 ff. bei Weiß: Apologie des Christenthums vom Standpunkte der Sitte und Cultur III. S. 688.

[2]) Apologie I. S. 812.



man es ihm morgen einredet, der ist kein Charakter und wird nie einer. Ein charakterfester Mensch ist nur der, der seine eigenen Grundsätze hat und nach ihnen unerschütterlich handelt und spricht, mag es ihm dann Lob und Nutzen, oder Schaden und üble Nachrede bringen"[1]).

Zu einem einheitlichen Charakter sodann gehört ein einheitlicher Lebensgrundsatz. „Die Grundsätze, sagt ein tüchtiger Pädagog[2]), müssen einem obersten praktischen Grundsatz untergeordnet, von diesem gleichsam appercipirt sein und so umgewandelt werden, daß sie ein einheitliches Ganze darstellen. Der Charakter besteht somit in der beharrlichen Unterordnung des gesammten Wollens und Handelns unter die durch das Leben gewonnenen und durch Nachdenken gereinigten und geläuterten obersten praktischen Grundsätze.

Zu einem soliden Charakter ist an zweiter Stelle erforderlich ein treues Festhalten an den gewonnenen Grundsätzen. „Von einem Manne, von einem jeden, der nach Charakter strebt, setze ich voraus, daß er der erkannten und gelobten Wahrheit, daß er seinem Worte, daß er sich selber treu bleibt. Untreue ist jeder Tugend und jeder Charaktervollendung Tod. Treue und Ueberzeugungstreue vor allem ist die Grundbedingung der Mannesehre, die Mutter jeder Tugend, ein Siegel, ein Schloß und starker Riegel für alles Gute, das sich in einem Menschen findet. Treue und Wahrheit gehören unzertrennlich zu einander. — Wenn wir von Charakter sprechen, so versteht sich Treue, die Treue der Anhänglichkeit an die erkannte Wahrheit, Treue gegen die unerschütterlich feststehenden Grundsätze so sehr von selber, daß jedes Wort darüber geradezu überflüssig erscheint."[3])

Die geistige Thätigkeit gleicht bei vielen Menschen einem Strohfeuer. Schnell leuchtende Gedanken, rasche Entschlüsse, gute Vorsätze und die besten Anfänge, aber keine Festigkeit und Ausdauer. Die Leuchtkugeln der Gedanken zerplatzen wie Seifenblasen in der Luft, die Vorsätze kühlen sich ab, die Ausführung der Entschlüsse stößt auf Hindernisse, man wird überdrüssig und müde, zieht die Hand zurück und wirft, wie man zu sagen pflegt, die Flinte ins Korn. Solche Menschen können allerlei sein, aber ein Charakter werden sie nicht, denn der Charakter wird nicht müde noch mürbe;

1) Weiß, Apol. I. S. 89.

2) Leutz, Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichts I. Theil S. 123.

3) Weiß, Apolog. III. S. 700.

darum werden solche Menschen nie etwas Großes zu Stande zu bringen. Andererseits aber liegt die Vollendung des tugendhaften Lebens, die Vollendung auch des Charakters in jener unwandelbaren Festigkeit der Gesinnung, die nur durch beharrliche Treue in der einmal erkannten Wahrheit und durch Ausdauer und Uebung des Willens in der gesinnungstreuen That erworben werden kann.

Sehen wir nun, ob in dem hl. Aloysius sich ein so gezeichneter Charakter findet, ob er dasteht als ein einheitlicher Charakter, der mit Fug und Recht unserer Jugend als Ideal vorgehalten werden kann. Finden wir bei Aloysius eine oberste Maxime, die das gesammte Denken und Handeln seines Lebens beherrscht, finden wir die unerschütterliche Treue, mit der er an dieser Maxime festhält, sie seinem ganzen Leben als Regel vorhält? eine Lebensmaxime, der er in allen Lagen seines Lebens unerschütterlich treu geblieben ist? — Gewiß! Seine Lebens-Maxime ist sein bekannter Grundsatz, der ausgesprochen ist in der Frage, die er sich oft stellte: Quid hoc ad aeternitatem? Was nützt mir dies für die Ewigkeit? Diesem großen Grundsatze war das gesammte Denken, Wollen und Handeln des Heiligen untergeordnet; er bildete die Norm und Richtschnur seines ganzen Lebens. Der Gedanke an die Ewigkeit war es, der alle seine Schritte leitete, der Gedanke an die Ewigkeit ist es, der uns alle Opfer verstehen läßt, die er so heldenmüthig gebracht hat.

Dieser Gedanke erklärt uns, daß er, wie seine Biographen berichten, als Kind von zehn Jahren bereits die Reife des Mannes zu haben schien, er gab ihm den männlichen Sinn, ohne deßwegen die zarte Freude der Jugend zu vergällen, denn Aloysius war heiter und froh bei allem Ernste, heiter und froh, wie es nur ein schuldloses jugendliches Herz sein kann. Was Salomon, der weise König, erst eingesehen, nachdem er den Becher der Lust bis zur Hefe geleert, daß alles Irdische Eitelkeit und Geistesplage ist, das erkennt Aloysius im Lichte seines Lebensgrundsatzes schon als Kind. Die frühreife ernste Gemüthsrichtung des Heiligen, die auf das klar erkannte Ziel mit aller Entschiedenheit und Hintansetzung nebensächlicher Dinge unentwegt zuschritt, erklärt sich im Lichte dieses Grundsatzes. „Die Welt und was in der Welt war, Zustände, Dinge und Menschen, bestanden für ihn nur insofern, als sie ihm behilflich oder feindlich waren in seiner wesentlichen Lebensthätigkeit: dem Suchen und Finden Gottes. . . . Jene Entschiedenheit, die auf das Wesen

gerade losgeht, drückte sich selbst dem alltäglichen Verkehr mit Verwandten und Freunden auf. Was gesagt und gethan werden mußte, weil Pflicht oder Anstand es erheischten, das wurde gesprochen und ausgeführt; darüber hinaus der Zerstreuung, der Erheiterung oder gar dem Zeitvertreib sich zu widmen, hätte ihm Raub an der ernsten Lebensaufgabe gedeucht, den kein Vernünftiger zu thun wage." [1]) Im Lichte dieses großen Grundsatzes begann er sodann eine der wichtigsten und entscheidendsten Aufgaben der Jugend, die Standeswahl, und im Lichte dieses Grundsatzes führte er sie siegreich zur Vollendung. Die unerschütterliche Norm, nach der Aloysius diese große Angelegenheit regelte, war der Blick auf die Ewigkeit, die Frage, die alle seine Schritte in dieser Sache lenkte: Quid hoc ad aeternitatem?

Einmal des Berufes gewiß, setzte er sodann seine ganze Willenskraft ein, um ihn zu ergreifen. Und dazu bedurfte es wohl unbeugsamer Energie. Denn es kamen Kämpfe, schwere, schwere Kämpfe. Von allen Seiten thürmten sich die Schwierigkeiten. Den hartnäckigsten Widerstand setzte ihm an erster Stelle entgegen der zärtlich liebende Vater, der sich gar nicht mit dem Gedanken vertraut machen konnte, daß sein Erstgeborener der Herrschaft entzogen werde. Er glaubte, er sei es dem Glanze seines Hauses schuldig, Aloysius abwendig zu machen von seinem Entschlusse, den Ordensstand zu wählen. Alles versuchte er, Mahnungen, flehentliche Bitten, ja selbst schwere Drohungen blieben dem Sohne nicht erspart. [2]) — Als das nichts half, sollten ihn nach dem Plane des Vaters die Zerstreuungen und Reize eines üppigen Hoflebens in der Welt zurückhalten. Die glänzenden Höfe von Mantua, Ferrara, Parma und Turin mit ihren in jener prachtliebenden Zeit besonders verführerischen Festlichkeiten wurden besucht. Aber der Markgraf verkannte die Kraft des Gedankens an die Ewigkeit, der Aloysius verfolgte mitten in den rauschenden Hoffesten. — Und nun mußten Freunde und Verwandte, Fürsten der Kirche und weltliche Herrn, Priester und Ordensleute die Standhaftigkeit des Heiligen erproben, ihn umzustimmen versuchen. Vergebens! Was nützt es mir für die Ewigkeit! das war die Waffe, mit der Aloysius alle in die Flucht schlug und als Sieger hervorging aus allen Kämpfen, bis er triumphirend sein

[1]) Meschler, Leben des hl. Aloysius S. 267, 268.
[2]) Meschler, S. 84.

Lied anstimmen konnte: In exitu Israel de Aegypto und einzog in das Land der Sehnsucht und die Stadt der Heiligen [1]).

Und als er sein Ziel erreicht, in den Orden eingetreten, da war es wieder derselbe Grundsatz: Was nutzt es mir für die Ewigkeit, der ihn im Ordensleben zu immer höherer Vollkommenheit emporklimmen, der ihn endlich als Opfer der Nächstenliebe im Dienste der leidenden Menschheit sein junges Leben darbieten ließ. Wahrhaftig Aloysius ist ein Held geworden, ein Held in des Wortes edelster Bedeutung. Und wodurch anders ist er es geworden als durch die Unterordnung seines ganzen Lebens unter die eine Maxime: Quid hoc ad aeternitatem? durch den Gedanken an die Ewigkeit. Er hat die erhabene Höhe des sittlichen Charakters, wie sie in der heroischen Tugend der Heiligen sich findet, erstiegen im unverwandten Blick auf diesen großen Grundsatz seines Lebens: Quid hoc ad aeternitatem! —

Wenn ein hl. Aloysius kein Charakter ist, kein einheitlicher Charakter ist, wo sollen wir einen finden?

„Charakter sagt Stärke, Kraft. Einheit ist das Geheimniß jeder Macht. Nur an Eines denken, nur Eines wollen, das macht den Menschen stark. Dies Eine ist der Dienst Gottes. Wer in die Einheit dieses Strebens sein ganzes Sinnen und Trachten, insbesondere auch sein ganzes natürliches Berufsleben gefügt hat, der allein wird unbeirrt bleiben durch das eitle Spiel rasch verschwindender Erdenfreude und Erdenlust. Wie ein Fels unentwegt dem vorübereilenden Strome trotzt, so wird er feststehen zu seinem Gott und zu seiner Pflicht in allen Wechselfällen und Lockungen dieses Lebens" [2]). „Vielerlei Ziele zersplittern, ein Gedanke, ein Zweck macht die Einheit aus. Darum findet man so selten ganze Menschen, weil es so wenig einheitliche Menschen gibt. Es gibt aber nur da einheitliche Menschen, wo alles auf das eine Ziel der Menschen, auf Gott bezogen wird." [3])

Und nun fragen wir: Soll eine Erziehung, die auf solchem Grundsatz, wie der des hl. Aloysius war, aufbaut, nicht mehr zeitgemäß sein? Können wir solche Jünglinge nicht brauchen, die in der Schule eines hl. Aloysius gebildet werden? Darf die Pädagogik

[1]) Meschler, S. 276.

[2]) P. Heinrich: Wittenberg und Rom S. 156.

[3]) Weiß, Apol. I. S. 813.

unserer Zeit auf solche Grundsätze verzichten, sie höhnisch abweisen? So lange die Wahrheit zeitgemäß ist, so lange wird auch der Grundsatz des heiligen Aloysius zeitgemäß sein. Die Wahrheit aber wird und muß immer zeitgemäß sein, sie ist und bleibt die Grundlage jeglicher Größe für alle Zeiten, auch für die unsrige. Ist dieser Grundsatz nicht mehr pädagogisch? Solange die Pädagogik noch auf den ewigen Grundsätzen der Wahrheit ruht, solange wird dieser Grundsatz auch echt pädagogisch sein. Und nur eine Pädagogik, welche auf die Wahrheit sich stützt, wird Erfolge aufzuweisen haben. „Wir vermögen nichts gegen die Wahrheit, sagt der Völkerapostel (2. Cor. 13, 8), alles aber für die Wahrheit." Das gilt auch von der Pädagogik. Und gerade für unsere Tage ist der große Grundsatz des hl. Aloysius zeitgemäß; ja er ist die rechte Arznei für die Wunden, welche eine verkehrte Philosophie und darauf bauend eine verkehrte Pädagogik unserer Jugend geschlagen hat. — Es sei mir gestattet, diesen Gedanken noch etwas näher auszuführen!

„Was ist denn, so fragt ein namhafter Schriftsteller, unsere große Idee und Leidenschaft? Habsucht — Genußsucht. — Habsucht macht die große und kleine Weltgeschichte des Jahrhunderts. Den göttlichen Hort christlicher Rechtsordnung unter den Völkern lieferte Habsucht aus an die Mäklergilde macchiavellischer Realpolitiker, und was diese gewinnen, schirmt Habsucht durch die blutigste Knechtung, welche je die Menschheit erduldet, durch den Militarismus. Die Großmächte, innerlich so vielseitig bankerott, suchen mit Kanonen und Lügen, Flotten und Armeen mehr Boden, mehr Geld, mehr Absatz. Habsucht im großen Stile ist das Mobil unserer großen Geschichte! —

„Und die kleineren Herrn? Habsucht expropriirt, was in der socialen Ordnung der Culturwelt ererbtes Eigenthum von fast Jahrtausenden ist, die Rechte der Stände, der Gewerbe und Gewerke; saugt wie ein Riesenpolyp Thätigkeit und Bestand des Kleinvolks und des Kleinbesitzes auf; spannt die Hälfte der Menschheit, Jung und Alt, in die Stränge der Großindustrie, bis sie verbraucht ist im Sklavendienst und verkommen im Sklavensinn und Sklavengrimm. Habsucht zerreißt Fleisch und Blut der einen menschlichen Familie und spaltet sie in „Kapitalismus" und „Pauperismus" — zwei Worte und ein Gedanke, zwei geschändete Menschheiten und eine Schande, ein Delirium: Habsucht. Was Habsucht gewonnen,

setzt Genußsucht in reißenden Ab- und Umsatz. Dies Geschlecht will genießen, wie und was nie genossen worden. Daher Emancipation der Geschlechter, Stände, Alter von allen Rücksichten und Gesetzen Gottes und der Geschichte. Obrigkeitlich patentirt, hygienisch garantirt oder in selbstmörderischer Wildheit verübt, wälzt sich durch die Gassen und die Salons, durch die Sphären alles Lebens, aller Künste, durch die Asyle des christlichen Gewissens Wollust und tausendfache Cultur des Fleisches. Ein Jahrhundert mit einer Physiognomie, welche an den Ausspruch des Propheten Isaias erinnert: „Canes impudentissimi nescierunt saturitatem“ (Is. 56, 11). Lebenspraxis und Lebensphilosophie sollen sich decken. Darum dociren die Katheder: Was wollt ihr denn? Geist und Gedanken gibt es ja nicht, nichts gibt es als Stoff und Bewegung. Stoff ist die Welt, Gährung und Umsatz des Stoffes ihre Geschichte und Moral.“[1])

„Die Ideale“, so belehrt uns Lange, der Geschichtsschreiber des Materialismus, „haben keinen Curs; was sich nicht naturwissenschaftlich und geschichtlich legitimieren kann, wird zum Untergang verurtheilt, wenn auch tausend Freuden und Erquickungen des Volkes daran hängen, für die man keinen Sinn mehr hat.[2])“ Und dieser verheerende Strom der Habsucht und Genußsucht hat auch unsere Jugend überfluthet, die verderblichen Lehren des Materialismus zählen nicht wenig jugendliche Adepten. „Wie kommt es“ fragt die Augsb. Allg. Ztg., „daß im Allgemeinen die heutige Jugend idealen Interessen und Bestrebungen so abhold ist, so wenig Pietät besitzt, sittliche Reinheit so gering schätzt, dagegen alles Hohe und Edle mit Kälte verneint, der Autorität spottet, den sinnlichen Genüssen so oft Zeit, Habe und Gesundheit opfert? Wer die Thatsache leugnen wollte, kennt das jüngere Geschlecht nicht.[3])“ Die Antwort auf diese Frage soll uns ein Pädagog geben, dem man allzugroße Voreingenommenheit für christliche Ideale nicht vorwerfen kann. Noiré sagt: „Stellt nur das cui bono? bei allem Wissen und Handeln als obersten Grundsatz auf, und bald werden die Pietät, die Liebe zu Elternhaus und Vaterland, die Begeisterung für die höchsten Interessen der Menschheit zu den sehr anzweifelbaren Dingen gehören, d. h. in ihrem innersten Keim angefressen und zerstört werden. Jenen Moloch, Reichthum und Genuß genannt, der in

[1]) P. Löffler S. J. vgl. Laach. Stimmen XXIII, S. 435.
[2]) Vrgl. Lange, Geschichte des Materialismus I. S. 537.
[3]) Citirt in Mainzer Journ. 19. April 1881.

ewigem Wiederkäuen sein eigenes Fleisch frißt und sich niemals sättigt, werdet ihr eure Kinder opfern, frühreife, jedes idealen Aufschwunges unfähige Rechenmaschinen, blasirte und raffinirte Genußlinge — ihr seht sie ja zu Tausenden herumlaufen, deren erste Frage nach dem Werth eines Menschen das amerikanische: „Wieviel gilt er?" ist, und deren Weltklugheit und moralische Grundsätze sich etwa in den Goethe'schen Worten resumiren:

„Uebers Niederträchtige
Niemals Dich beklage,
Denn es ist das Mächtige,
Was man Dir auch sage." [1])

Ja das verderbliche **Utilitätsprincip** ist es, welches alle wahren Ideale im Keime erstickt, das alle Dämme, welche die Wogen des Materialismus aufhalten können, niederreißt. Wo sollte auch der ideale Aufschwung herkommen, wenn man immer nur das gegenwärtige Leben betont und das jenseitige Leben ganz aus dem Gesichtskreise der Erziehung hinausschiebt; wenn man es mit einem Virchow lächerlich findet, daß das Leben des Menschen eine Vorbereitung für die Ewigkeit ist; wenn man in allen Tonarten predigt, daß es kein Jenseits gibt, daß man sich hier behaglich einrichten müsse, daß die Verheißungen des Christenthums und sein Hinweis auf die Ewigkeit eitel Täuschung seien? Verkündigen das denn nicht die Koryphäen der modernen Zeit, ein Strauß, ein Hartmann, ein Büchner u. a. In welchem Lehrbuch der modernen Pädagogik wird noch die Lehre von der ewigen Bestimmung des Menschen gewürdigt? Hat man nicht dieselbe ganz aus der Erziehungslehre verbannt und an deren Stelle als Ziel aller Erziehung die „Heranbildung zur Humanität", die „nationale Erziehung", die „Erziehung als Selbstzweck" gesetzt? Daß eine solche Pädagogik sich nicht befreunden kann mit dem Grundsatz des hl. Aloysius ist zu selbstverständlich. Aber dann staune man auch nicht, wenn es nicht gelingen will, auf dem Fundament dieser modernen Systeme die Pflege der Idealität aufzubauen, den hohen Sinn für die echten Ideale, die hoch über der alltäglichen Wirklichkeit liegen, zu wecken und zu nähren. Man staune nicht, wenn alle Mittel und Wege der modernen Pädagogik fehlschlagen, oder das Uebel nur vermehren helfen. So empfiehlt Noiré, nachdem er treffend die verderblichen Wirkungen des Utilitätsprincips geschildert, zur Pflege der Idealität die **klas-**

[1]) Noiré, Pädagogisches Skizzenbuch S. 275.

sischen Studien und besonders die neue deutsche Literatur, ganz wie Strauß, der ja auch darin die Religion der Zukunft sieht. „Inmitten des Rasselns der Dampfmaschinen, inmitten der unheimlich gewaltigen Bewegung des riesigen Räderwerks von Staat, Industrie, Handel und aller realen Weltmächte gilt es, für das Jugendalter ein stilles, friedliches Asyl zu finden, bis zu welchem der Lärm und die Aufregung jener Mächte nicht dringen kann, und dort in der harmonischen Entwicklung des ganzen Menschen, in der Pflege der Idealität ein nothwendiges Gegengewicht zu schaffen; den Jüngling zu umkleiden mit dem Stahlpanzer der Gesinnung, an welchem die Stöße und Angriffe der Gemeinheit und Niederträchtigkeit machtlos abprallen, ihn auszurüsten mit dem scharfen Schwerte der klaren Erkenntniß und der stets bereiten Rede, damit er dem Edlen die Bahn breche, in seinem Innern aber die heilige Glut zu nähren, die aushält in dem erschöpfenden Kampfe, in der mühevollen Arbeit, in den Enttäuschungen und Schicksalsschlägen seines späteren Alters und die erst mit seinem letzten Athemzuge erlischt".[1])

Und dieses Asyl sind ihm die klassischen Studien, der Kern, Mittelpunkt und Ausgangspunkt der idealen Bildung, die deutsche Literatur, besonders, „die beiden Dioskuren, von denen der eine die feste Geschlossenheit des männlichen Charakters, die sittliche Kraft und den idealen Adlerblick, der andere die klare, breite Entfaltung der Menschennatur in ihren Wechselbeziehungen zur unendlichen Außenwelt in nie geahnter, entzückender Vollkommenheit darstellen.[2])"

Aber dieses Asyl wird die Jugend nicht schützen vor dem verderblichen Einfluß des materialistischen Zeitgeistes. „In Wahrheit" sagt treffend P. Weiß, „was können das für Ideale sein, nach denen Goethe und Schiller gerungen haben, nicht die sagenhaften Goethe und Schiller, sondern die leibhaftigen und geschichtlichen, die so bittere Seufzer darüber ausstoßen, daß der unästhetische Christengott die schönen Götter Griechenlands entthront habe, oder vielmehr die cyprische Unholdin, denn um die übrigen ist ihnen soviel nicht zu thun! Und welche Ideale muß unsere Jugend zu den ihrigen machen, wenn wir sie an solchen Schriftwerken großziehen, und ihr immer nur das eine einschärfen, hier seien die höchsten Blüthen moderner

1) Noiré, Pädag. Skizzenbuch S. 278.

2) Ebdas. S. 289.

Bildung zu pflücken, die unerreichbaren Vorbilder wahrer, ganzer Menschlichkeit zu finden. Man kann sich fürwahr nicht genug wundern über die Blindheit unserer Zeit. Da klagt alles, daß es so gar keinen höheren edleren Sinn mehr gibt. Da erschrickt alles über die Frivolität und Gottlosigkeit, in der es jetzt die Buben den eisgrauen Sündern zuvorthun. Aber kein Mensch denkt daran, daß es nicht anders sein kann, wenn man die Kinder schon, ja selbst die Mädchen mit einer Literatur bekannt macht, aus der sie nur Verachtung aller Religion, ja Gottes selber schöpfen kann, wenn sie nicht geradezu gedankenlos wie ein Stück Holz sind.[1]"

Das also ist nicht das stille Asyl zur Pflege der Idealität — die Pflege der Literatur. Nein, das Asyl, in das wir unsere Jugend in der Zeit der Habsucht und Genußsucht flüchten, ist kein anderes als die christlich-religiöse Erziehung, eine Erziehung, die ihre höchste Aufgabe darin sucht, den Zögling so zu leiten, daß er später sein ewiges Ziel selbstständig erstrebe, eine Erziehung, die als Grund- und Eckstein aufstellt den Grundsatz des hl. Aloysius, den Gedanken an die Ewigkeit. An dem Felsen dieses Grundsatzes zerstieben die Wogen der Habsucht, die nicht Stand halten kann dem großen Gedanken an das höchste, ewige Ziel des Menschen; an diesem Felsen müssen sich brechen die schmutzigen Fluthen der Genußsucht, der unreinen Leidenschaft, denn dieser Strom wird nur gespeist von der Quelle der Vergessenheit des Ewigen. Laßt uns mit Rosen bekränzen und das Leben genießen hastig, denn morgen sterben wir, und alles ist dahin — das ist die Sprache der Habsucht und Genußsucht; das Vergessen der Ewigkeit ist die fruchtbare Mutter dieser Leidenschaften; daher der Gedanke an die Ewigkeit das kräftigste Gegengift gegen ihre verheerenden Einflüsse.

Mit dem Gedanken an die Ewigkeit stellen wir auch nicht, wie uns höhnisch vorgeworfen wird, den Menschen aus der Welt hinaus, sondern erst recht in sie hinein, denn das irdische Leben ist ja Mittel und Weg zum ewigen Leben; wir entfremden ihn nicht seinen Mitmenschen, sondern vereinigen ihn aufs innigste mit denselben im Streben nach dem großen gemeinsamen Ziele aller Menschen. Wir machen ihn nicht untauglich für seinen Beruf, sondern befähigen ihn für denselben erst vollkommen, denn das Leben und seine Aufgabe erscheint in einem ganz anderen Lichte und in ganz anderer

[1]) Weiß, Apolog. I. S. 311 f.

Bedeutung, wenn es getragen wird vom Gedanken an die Ewigkeit. Wer hat besser als die Heiligen in allen Ständen und Berufsklassen seine Aufgabe erfaßt und durchgeführt mitten in der Welt und im schönsten Einklang mit seinen Mitmenschen? Damit rauben wir auch der Jugend nicht den frischen, frohen Blick in's Leben; im Gegentheil, niemand schaut froher und sicherer in's Leben, als wer es betrachtet im Lichte der Ewigkeit. Hell liegt die Zukunft vor ihm, kein Nebel der Sünde und verkehrten Strebens verdunkelt sie ihm; rein und klar liegt die Vergangenheit vor dem, der sie zugebracht im Gedanken an die Ewigkeit; heiter und ruhig, wenngleich feierlich und ernst gestimmt, schreitet er, unverrückt das Ziel im Auge, durch die Gegenwart. Auch für Aloysius war der Gedanke an die Ewigkeit nicht ein Gedanke, der ihm das Leben verdüsterte. Ihm war die Ewigkeit nicht jenes furchtbare Schreckbild, das der Welt den Freudenreiz abstreift, die Seele mit Angst und Entsetzen erfüllt und zu Buße und Entsagung treibt. Für Aloysius eröffnete die Ewigkeit einen ganz anderen Ausblick: sie war ihm ein Bild von übernatürlicher, unendlicher Schönheit und Liebenswürdigkeit — Gott selbst.[1])

Mit dem Gedanken an die Ewigkeit und mit ihm allein, empfängt das Leben erst seine ganze volle, wahrhaft ideale Bedeutung. „Wie der Goldgrund", sagt so schön Hettinger, „auf dem die alten Meister ihre Bilder gemalt haben, die Gestalt hebt und verklärt, so bildet der Gedanke der Ewigkeit den Hintergrund für all' unser Thun und legt eine überirdische Weihe auch auf das Geringste, was wir hier geschaffen und gelitten; er ist der Zauberstab, der das Irdische in Himmlisches umwandelt, uns hier schon Antheil am Leben Gottes verleiht . . . Wie die Sterne hereinleuchten in die dunkle Nacht des Irdischen, so stehen diese ewigen Gedanken über der wechselnden Fluth der Zeitlichkeit; wie der Pilot zum Polarstern, so blickt unser Geist zu ihnen auf" [2]).

„Land der Ewigkeit, uferloses Land, du allein umfassest, was dauerhaft und groß ist; wer seine Größe nicht auf dich baut, der arbeitet vergebens und bereitet sich seinen Untergang; wer nicht in dir seine Glückseligkeit sucht, der fällt dem endlosen Elend anheim" [3]).

[1]) Vgl. Meschler, Leben S. 268.

[2]) Hettinger, Timotheus S. 10 f.

[3]) Nachtgedanken des hl. Augustinus. Uebers. von Dr. Arnoldi & Heuser, 5. Aufl., S. 209 f.

Der hl. Aloysius hat auf die Ewigkeit seine Größe aufgebaut, darum hat er nicht vergebens gearbeitet, darum hat er die Höhe des wahren Ideals erstiegen. Wird die Pädagogik auf diesem Grunde aufgebaut, so ist das Asyl gefunden, in das wir die Jugend unserer Tage vor dem verheerenden Einflusse der Habsucht und Genußsucht zur Pflege wahrer Idealität hineinretten. —

II.

Die characteristische Tugend des hl. Aloysius.

Nennt man den hl. Aloysius, so denkt jeder an die Tugend, welche ihm den Ehrennamen des „englischen Jünglings" eingetragen hat, an die „Perle der Tugenden", wie sie ein begeisterter Lobredner derselben, P. Adolf von Doß S. J., so treffend nennt, an die Tugend der Reinheit. Sie ist charakteristisch für Aloysius, wie für einen Franz von Sales die unüberwindliche Sanftmuth, für einen Franz Xaver der glühende Seeleneifer, wie bei einem Vincenz von Paul die heldenmüthige Nächstenliebe. Die Lilie, das Symbol der Reinheit ist das Scepter dieses königlichen Jünglings. Wie heroisch er gerade diese Tugend geübt, ist jedem, der auch nur oberflächlich seine Lebensgeschichte kennt, männiglich bekannt. Von seiner Hochschätzung dieser Tugend zeugt der Umstand, daß er schon im zarten Alter von neun Jahren der Königin der Jungfrauen zu Ehren das Versprechen ewiger Jungfräulichkeit ablegte; aus seiner Liebe zu dieser Perle der Tugenden erklären sich die heldenmüthigen Anstrengungen, die er machte, um auch den Schatten der Unlauterkeit zu fliehen, welcher den reinsten Spiegel seiner Seele hätte beflecken können. In der Werthschätzung dieser Tugend finden wir die Rechtfertigung seiner fast übertriebenen Abtödtung, durch die er seinen Leib in Zucht hielt, um jeglichen Reiz der Sinnlichkeit niederzuhalten und deren verderblichem Einfluß vorzubeugen. Seiner heldenhaften Liebe zur Keuschheit hat er es ja auch zu verdanken, daß er als besonderer Patron der Jugend verehrt wird, wie Papst Benedict XIII. in seinem Breve hervorhebt und auch Papst Leo XIII. in dem Schreiben zu Anfang unseres Jubeljahres aufs neue bestätigt hat [1]). Aloysius ist in dem Punkte der Reinheit einfach unübertrefflich und heldenhaft, wie es ihm als dem Patron der Jugend geziemt [2]). Darum dürfen wir, wenn wir von der pädagogischen

[1]) Vgl. oben S. 3.

[2]) Vgl. Meschler, Leben des hl. Aloysius, S. 274.

Bedeutung dieses Heiligen, von der pädagogischen Bedeutung seines Centenariums reden, am allerwenigsten Umgang nehmen von der Besprechung dieser seiner charakteristischen Tugend und deren Bedeutung für die Erziehung der Jugend.

Daß nun diese Tugend, in welcher der hl. Aloysius ein so hervorragendes Muster ist, ehrwürdig und liebenswürdig in sich ist, daß also Aloysius gerade dieser Tugend wegen mit Recht als Vorbild der Jugend aufgestellt wird, dafür ließen sich soviele Zeugnisse anführen, daß wir ganze Bände damit füllen könnten. Und doch ist es nothwendig, in unserer in den Koth der Sinnlichkeit und ekler Fleischesemancipation versunkenen Zeit der Jugend und leider auch den modernen „Erziehern" der Jugend die Schönheit dieser Tugend in etwas zum Bewußtsein zu bringen. Hat man ja doch es gewagt, diese herrliche Tugend als unnatürlich und unmenschlich hinzustellen. Doch dagegen protestirt nicht blos Gottes Wort in der hl. Schrift, dagegen protestiren nicht blos die begeisterten Lobreden der hl. Väter und Kirchenlehrer, dagegen protestiren selbst die Heiden, bei denen die Leidenschaft das natürliche Licht des Verstandes nicht soweit zu verdunkeln vermocht, wie bei sovielen unserer modernen Heiden, dagegen protestiren selbst Wüstlinge, welche unfähig, sich selbst zur erhabenen Höhe dieser Tugend zu erheben, doch ihrem Liebreiz sich nicht zu entziehen vermochten, wenn sie ihnen bei anderen in ihrer makellosen Schönheit entgegentrat. Nur einige Stellen seien uns gestattet, anzuführen.

Der große Plato hat das schöne Wort gesprochen, daß der Sieg über den sinnlichen Trieb der edelste aller Siege ist[1]), und Cicero meint, daß keiner den Namen Mensch verdiene, der auch nur einen Tag in den Lüsten des Fleisches hinbringt[2]). Juvenal sieht gerade darin den Kern jenes hochberühmten Grundsatzes der Sittenlehre der Alten von der „gesunden Seele im gesunden Leibe", daß die Seele nicht beherrscht sei von der sinnlichen Begierde.

„Flehe darum, daß gesund sei der Geist im gesunden Körper,
Bitt' um ein tapferes Herz, das Furcht nicht schreckt vor dem Tode,
Das in des Daseins äußerstem Ziel ein Geschenk der Natur sieht,
Jegliche Mühe zu tragen vermag, daß nimmer der Jähzorn,
Nie die Begierde beherrscht, des Herkules Kämpfe sich lieber,

1) De legib. 8, 7, p. 840. c. bei Weiß, Apologie. II. S. 339.
2) De finibus 2, 34, 114.

Lieber die äußerste Qual sich wählt, als die Lüste der Venus

Oder ein üppiges Mahl und die Pfühle des Sardanapalus [1]).

Und der Stoicker Seneka sagt das treffliche Wort: „Die sinnliche Lust hat nichts Hohes an sich, nichts das für eine mit Gott verwandte Natur geziemend wäre; sie beginnt mit der Unterwürfigkeit unter Gemeines und Niedriges und endigt mit Ekel und Schande."[2]) Wahrlich! diese Heiden beschämen soviele moderne Pseudophilosophen, die mit einem Schopenhauer es über sich bringen zu sagen, das Einzige, was im Leben von Wichtigkeit genannt werden könne, sei die Unterwürfigkeit unter die Forderungen der Sinnlichkeit; freiwillige vollkommene Enthaltsamkeit dagegen heiße soviel als den Willen zum Leben preisgeben, Keuschheit sei Liebe zum Tode.[3]) Hat doch selbst ein Wüstling wie Rousseau sich nicht versagen können einzugestehen, daß ein Jüngling, der durch die Wohlthat einer christlichen Erziehung bis zum zwanzigsten Jahre seine Unschuld bewahrt hat, in diesem Alter der beste und edelste und liebenswürdigste der Menschen sei.[4])

Die Reinheit ist aber nicht blos schön und liebenswürdig in sich, sie hat auch ihre große pädagogische Bedeutung, indem sie den segensreichsten Einfluß ausübt sowohl auf die körperliche Gesundheit als besonders auf die intellectuelle und moralische Bildung des Menschen, auf die Vervollkommnung und harmonische Vollendung der ganzen erziehlichen Thätigkeit.

Sie bildet im vollen Sinne des Wortes eine gesunde Seele im gesunden Leibe. Von dem Unreinen sagt die hl. Schrift, er sei ein Nichtswürdiger, Fäulniß und Gewürm werden ihn erben, und er wird hingestellt werden zu großer Warnung.[5]) „Ein reines Herz hingegen verleiht auch dem Leibe Frische, Kraft und Schmuck. Nicht selten verleiht die Enthaltsamkeit dem Jüngling eine Fülle von Körperkraft, die weit dem Alter voraneilt. Nicht selten drückt die Reinheit den Zügen des Jünglings ein fast überirdisches Gepräge auf. Nicht selten blickt aus dem Auge des Reinen ein Funke, der bezaubert, rührt, wie in das eigene Herz herüberleuchtet. Nicht

[1]) Vgl. Kayser, Ueberblick der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, S. 51. — [2]) Citirt in: Die Pflichten des Adels. S. 387.

[3]) Welt als Wille und Vorstellung I, 390, 449 ff.

[4]) Vgl. Meer, Pädagog. Blumenstrauß, S. 50. — [5]) Sirach 19, 3.

selten bekundet das ganze Aeußere des reinen Jünglings eine Frische, ein Leben, eine Holdseligkeit, die uns mächtig anziehen, die der Tugend zum Sporne, dem Laster zur Beschämung gereichen. Von Gottfried von Bouillon, dem Helden des ersten Kreuzzuges, werden Wunder der Stärke und Tapferkeit erzählt. In den Schlachten warf er sich ins ärgste Getümmel, die streitbarsten Feinde suchte er auf und maß sich mit ihnen. Wie manchen, selbst geharnischten Gegner spaltete er mit einem Hiebe bis zum Sattelknopfe. Befragt, woher ihm doch so eine außerordentliche Stärke komme, antwortete er: Das ist die Kraft der Reinheit, denn noch nie habe ich diese Hände durch Unlauterkeit befleckt."[1]) Da zeigt sich ja klar: Mens sana in corpore sano als Wirkung der Keuschheit.

Die verheerenden Wirkungen der Unkeuschheit dagegen, auch auf die Gesundheit des Leibes, schildert schon der Heide Plutarch mit den Worten: „Die Sinnlichkeit ist ein Ungeheuer, welches den Körper verdirbt und der Kraft beraubt und zum Sklaven herabwürdigt."[2]) Den Beweis hierfür liefert nicht blos die alltägliche Erfahrung in den wandelnden Leichen, greisen Jünglingen, die zu Skeletten geworden, ehe sie ins Grab steigen, den Beweis liefert auch in Flammenzügen die Geschichte ganzer Geschlechter, ja ganzer Völker. Wer weiß nicht ganze Geschlechter zu nennen, die von diesem heimtückischen Ungeheuer entnervt, zerrüttet, vernichtet wurden? Die edelsten Häuser, die kräftigsten Völker, die meistverheißenden Glieder der Menschheit, wem sind sie zum Opfer gefallen, wenn nicht der unheilvollen Sinnenlust? Solange die Meder und Perser die Ausschweifungen fürchteten, waren sie die tapfersten und edelsinnigsten aller Asiaten. Als sie aber in jene seither sprichwörtlich gewordene Ueppigkeit versanken, als bei ihnen Jeder, welcher eine neue Art Vergnügung erfand, von Staatswegen belohnt wurde[3]), da brach ihre Kraft, so daß sie sich nicht einmal mehr die Fähigkeit bewahrten, ihren Untergang und ihre Schande zu fühlen.[4])

An den Galliern hatten die Römer Feinde gefunden, vor denen selbst sie zitterten. Doch nicht lange dauerte es und die unbändige Sinnlichkeit[5]) und Trunksucht[6]) dieser Stämme machte es den Römern leicht, sie der Freiheit zu berauben, und zuletzt ging

[1]) Doß, Perle der Tugenden. S. 124 ff.
[2]) Plutarch, Fragm. 20, 1. 2. 4, bei Weiß, Apol. II, S. 348 (2. Aufl.)
[3]) Aristoxenus, Fragm. 15. — [4]) ff. Clearchus, Fragm. 12.
[5]) Strabo 4, 4, 6; 5, 4. — [6]) Polyb. 2, 19, 4; 11, 21.

dieses begabte Volk fast völlig in die Eroberer auf, welche die mühelose Arbeit übernehmen mochten, sich in dasselbe zu theilen.[2]) Und büßte nicht das starke Heer des Hannibal in dem üppigen Capua den elastischen Schwung und die Freudigkeit im Ertragen der Strapazen durch die Genüsse der Sinnlichkeit ein? Das ist ein allgemeines Gesetz, daß die Wollust den Körper entnervt und zerrüttet, während die Reinheit ihn kräftigt und gesund erhält.

Noch höher sind die Wirkungen der Reinheit auf die Bildung des Verstandes und Willens anzuschlagen.

„Die Weisheit, sagt die hl. Schrift,[3]) geht nicht ein, in eine übelwollende Seele und wohnt nicht in einem Leibe, welcher der Sünde unterworfen ist." Dagegen ist der Herzensreinheit, der sechsten unter den acht Seligkeiten, die Gabe der Einsicht als besonderer Lohn verheißen. Und dies bewahrheitet sich nicht allein in der übernatürlichen, sondern auch in der natürlichen Erkenntniß. Kenelm Digby hat in seinem großen Werke: Mores Catholici or Ages of the faith in herrlicher Weise durch das ganze achte Buch hindurch nachgewiesen, von welch' bedeutendem Einfluß auf das wissenschaftliche Streben und die großen Geisteswerke des Mittelalters die Reinheit gewesen ist.[4]) „Die Menschen reinen Herzens", schreibt der heilige Augustinus[5]), „können sehen, was sonst das Auge nicht sieht." Und der Verfasser des öfters bei Digby erwähnten „Sittenspiegels" sagt, daß die Menschen auch darum nach Reinheit des Herzens streben sollen, weil sie damit zum Lichte der Wissenschaft vordringen. Ebenso versichert Savonarola, daß selbst zum Fortschritt in den menschlichen Wissenschaften, namentlich in der Metaphysik die Reinheit des Herzens, welche alle Leidenschaften zur Ruhe bringt, unerläßlich sei. Die schärfsten und tiefsinnigsten Scholastiker, wie Scotus Erigena, Anselm von Canterbury, Hugo von St. Victor, Thomas von Aquin u. a. waren zugleich auch hohe sittliche Charaktere, reine, in sich harmonische Naturen, heitere Erscheinungen eines innigen, in sich freudigen christlichen Lebens.[6])

Der hl. Thomas, sagt Labbé, war ein Engel an Reinheit, ehe er der englische Lehrer geworden ist. — Der scharfsinnigste und praktischste der griechischen Philosophen[7]) ist der Meinung, es

[1]) Tacitus, Agric. 11. — [2]) Weish., 1, 3. 4. — [3]) Vgl. Weiß, Ap. II, S. 348.
[4]) Vgl. bes. Kobler's Auszug III, S. 41, ff. [5]) — a. a. O.
[6]) Vgl. Staudenmaier, Scotus Erigena I, 450.
[7]) Aristot. Ethic. l. X. c. 9.

sei unmöglich, die Menge zum Verständniß des Schönen und Guten zu bringen, da sie ihren Leidenschaften fröhnend, ihren Privatmeinungen nachgeht, vor Leiden und Schmerz aber flieht und keine Vorstellung hat, wie süß und schön das Gute ist, denn sie hat es nie gekostet. Und welche Rede kann sie auf bessere Gedanken bringen? Es ist unmöglich, wenigstens nicht leicht, durch Reden die Dinge zu ändern, welche von alter Zeit her ins Leben der Menschen übergegangen sind. „Ein reines Herz", sagt treffend P. Weiß[1]) „sieht schärfer als der schärfste Geist, kommt schneller an das Ziel als blose Denkarbeit, und erreicht fast ohne Mühe das, woran alle Wissenschaft erlahmt. Petrus flog zum Grabe des Herrn auf den Flügeln der Reue und der Liebe. Aber Johannes kam ihm doch zuvor, obwohl ihn Petrus an Liebe zum Herrn übertraf.[2]) Die übrigen Jünger erkannten nicht den auf den Wogen Wandelnden, Johannes aber sprach: Es ist der Herr.[3]) Sicherlich reichte er nicht von ferne an die Geistesgaben eines Paulus hin. Aber jene Reinheit, die ihm den Platz am jungfräulichen Herzen des Herrn und das Ehrenamt als Pflegevater und als Pflegesohn der jungfräulichen Mutter erwarb, brachte ihn dem Herrn näher als alle übrigen Apostel, so daß er aus der Quelle seines menschlichen Herzens die Ströme der Erleuchtung sog und sich dem Adler gleich hinauf bis zum Throne seiner göttlichen Wesenheit erschwang."[4])

Mit begeisterten Worten preist auch der große pädagogische Schriftsteller Bischof Dupanloup den Einfluß der Reinheit auf die intellectuelle Bildung und Vervollkommnung: „In Folge der Reinheit der Sitten ist der Geist lebhafter, das Urtheil thätiger und sicherer, das Gedächtniß treuer, die Einbildungskraft heiterer. Die tägliche Erfahrung läßt bis zur Evidenz erkennen, wie der junge Mann, der reine Sitten hat, zu gleicher Zeit auch in der Erfüllung seiner Pflichten als Schüler, wie als Christ der pünktlichste ist, während der treffliche Quintilian vom Gegentheil sagt: „Es gibt nichts so Unruhiges, so Aufgeregtes, von tausend verschiedenen Regungen Getheiltes und Zerissenes als ein lasterhaftes Herz. Welcher Raum wird mitten in dieser Unruhe und inneren Verwirrung für das Studium der Wissenschaften und für edle Beschäftigungen übrig

---

[1]) Apologie des Christenth. V. 310.

[2]) Joh. 20, 4. — [3]) Joh. 21, 7.

[4]) Cf. Hieron. Is. 56, 3. Beda in Joan. 1, 1.

bleiben? Der, welcher einem guten Samenkorn in einer mit Gestrüpp und Dornen bedeckten Erde bleibt." Instit. orat. XII, 1.[1])

Mit diesen Worten hat Quintilian treffend den wahren Grund des so wohlthätigen Einflusses der Sittenreinheit auf die intellektuelle Bildung ausgesprochen. Unruhe und Leidenschaft trüben die Klarheit des Geistes, die unerläßlich ist, um einzudringen in die Tiefen der Wissenschaft[2]). Balmes führt dies sehr schön aus in seinem gehaltvollen Werkchen „Weg zur Erkenntniß des Wahren", wenn er schreibt: „Derjenige, welcher richtig denken will, lerne sich zuerst selbst kennen und sich selbst besitzen; er prüfe oft sein Bewußtsein und sage: „Athmet Deine Seele in genügender Ruhe? Wird sie von keiner Leidenschaft getrübt, welche die Dinge verschieden von dem darstellt, was sie in Wirklichkeit sind? Verbirgt sie nicht in ihren Falten eine geheime Neigung, von der sie wider ihren Willen beherrscht wird? Stehst Du, wenn Du denkst und urtheilst, nicht vielleicht unter der Herrschaft irgend eines neuen, noch frischen Eindruckes, der dadurch, daß er Deine Gedanken ändert, auch die Form, die Farbe und den Schein der Dinge umgestaltet? Denkst Du, siehst Du schon längst in derselben Weise? Denkst Du, siehst Du die Dinge erst seit gestern auf diese Art an, oder vielleicht seit einem Augenblick, seitdem ein günstiges oder nachtheiliges Ereigniß Deine Lage geändert hat? Wo ist die Veränderung vor sich gegangen, in Deiner Vernunft oder in Deinen Wünschen? Die Urtheile, die Du fällst, scheinen Dir unfehlbar heute; würdest Du, in eine andere Lage, in eine andere Zeit versetzt, ebenso urtheilen?

„Man darf es mir glauben, diese Methode kann jedermann anwenden. Es gibt keine bessere, um den Verstand zu leiten, und den Lebenswandel zu regeln. Zwar regen sich bisweilen die Leidenschaften so heftig, daß sie die Vernunft trüben, lähmen; aber dies ist nicht die gewöhnliche Wirkung der Leidenschaften; am häufigsten zerstören sie nicht das Erkenntnißvermögen, sondern verdunkeln es blos; im Grunde unserer Seele leuchtet ein allerdings mattes, schwankendes Licht, das aber nicht erlischt. Sein Glanz strahlt in dem Verhältniß, als wir wachsam sind. . . Die Leidenschaften aber machen uns blind; Niemand denkt daran, diese Wahrheit, die jeder im Munde führt, anzustreiten".[3]).

[1]) Dupanloup, Die Erziehung I, S. 138.

[2]) cf. Thomae Aq. Monita et preces, p. 25 seq.

[3]) Balmes, Weg zur Erkenntniß des Wahren, übers. v. Rißl, S. 139 ff.

„Selten", sagt derselbe Balmes, „gibt es in den Ideen einen hohen Aufschwung, ohne daß sich an denselben die Gefühle betheiligen; die erhabenen Gefühle aber werden aus der Tugend selbst geboren oder sind eine glückliche Anlage zur Tugend. Die Geschichte lehrt uns in der That, daß die verderbten Menschen selten mit einem sehr hohen Geiste begabt gewesen seien; unter den höchst begabten Menschen im Gegentheil haben viele durch vorzügliche Tugenden geglänzt" [1]).

Die Bestätigung des Gesagten, besonders über den wohlthätigen Einfluß der Reinheit auf die intellectuelle Bildung bietet auch der hl. Aloysius. Seine Biographen berichten, daß er sowohl in den philosophischen, wie in den theologischen Studien sich in nicht gewöhnlichem Maße ausgezeichnet habe. Er bewies in der Philosophie ein so hervorragendes Talent, daß ihm die Vertheidigung der Thesen aus der ganzen Philosophie vor glänzender Versammlung anvertraut wurde [2]). Auch in der Theologie, bei deren Studium er Lehrer ersten Rangs wie einen Gabriel Vasquez zur Leitung hatte, zeigte er einen ungemein klaren und scharfen Geist, leichte Auffassung und gereiftes Urtheil, so daß die Lehrer bekannten, blos bei Aloysius hätten sie sich in Acht nehmen und gut vorbereiten müssen, um auf alle seine Fragen die Antwort nicht schuldig zu bleiben [3]). Seine Fortschritte in den Wissenschaften waren um so staunenswerther, als seine schwächliche Gesundheit ihm das Studium sehr erschweren mußte. Der spätere General der Gesellschaft Jesu, P. Mutius Vitelleschi, ein Mitschüler und Freund des Heiligen, sagt von der musterhaften Art und dem Erfolge in den Studien des hl. Aloysius, er habe sich gedacht, so hätte wohl der hl. Thomas einst gelebt, voll Weisheit und Heiligkeit. Gott der Herr verlieh dem hl. Jüngling wie einst Daniel und seinen Freunden Weisheit und Wissenschaft als Lohn der Keuschheit und Enthaltsamkeit [4]). „Das reinere Herz reinigt den Geist, macht ihn empfänglicher für die Eindrücke des Schönen, gelehriger für die Lehren des Wahren und läßt ihn mit Lebhaftigkeit das süße und edle Vergnügen, die Vernunft zu hören, genießen".[5])

Von noch weit tiefgreifenderem Einfluß als auf die Schulung des Verstandes ist aber die Tugend der Reinheit auf die **Bildung und Vervollkommnung des Willens**, auf die Krone der

1) Ebdas. S. 270.

2) Cepari-Schroeder, Leben des hl. Aloys. S. 161 ff., Meschler S. 150.

3) Cepari-Schröder S. 163, Meschler S. 151. — 4) Dan. 1, 17.

5) Dupanloup, die Erziehung I. S. 176.

Erziehung: die Stählung des Characters. — Auf der Reinheit beruht die sittliche Kraft des Menschen. „Wer es dahin gebracht hat, seine sinnlichen Neigungen und Leidenschaften zu beherrschen und den schmeichelnden Lockungen derselben mit starkem Entschluß entgegenzutreten, der wird auch in jeder anderen Richtung, nach welcher hin das sittliche Gesetz seine Forderungen an ihn stellt, mit gleicher entschiedener Willenskraft eintreten für das Gute. Kraft gebiert Kraft. Aus einer gesunden kräftigen Wurzel erwächst ein gesunder kräftiger Baum. Wenn der Geist über das Fleisch herrscht, dann läßt er sich von anderweitigen schlimmen Mächten nicht unterjochen, er entfaltet auch auf den übrigen Gebieten der Sittlichkeit die ganze Energie seines Willens für das Gute"[1]).

Die Reinheit ist unmöglich zu erhalten ohne fortwährende Selbstverläugnung und steten Kampf, und darin ist ja die Quelle echt christlicher Geistesstärke; reine Seelen sind nothwendig auch starke Seelen. Die Stärke des Geistes bewährt sich im Ertragen. Mag auch der Jüngling auf seinem Pfade so vielen Dornen noch nicht begegnen; je weiter er in den Jahren voranschreitet, desto ernster wird das Leben, desto mehr Leid stellt sich ein, desto mehr Gelegenheit ist ihm geboten, sich der langen Reihe kreuztragender Erdenpilger anzuschließen. Meistens ist das reine Gemüth, selbst abgesehen von der göttlichen Gnadeneinwirkung, muthiger, zäher, geduldiger, — weil entsagender, weil mehr gewöhnt an Opfer, weil losgeschälter von der Welt.

Die Stärke der Seele erweist sich im Unternehmen. Nicht handelt es sich hier um Irdisches; auch auf geistigem Gebiete, und auf ihm zumal, — im Bereiche des Idealen, auf dem Gebiete des sittlich Hohen, gibt es Großes zu erstreben und zu thun. Und wer verstände besser die Lockungen der Gnade und wäre willfähriger edlen Regungen des Herzens als der Reine? Lauter ist sein Blick, — nicht umflort von Leidenschaft, und gesund sein Herz, — nicht von Weichlichkeit zersetzt: was Wunder, wenn er Hohes denkt, Hohes wagt, Hohes vollbringt?

Die wahre Geistesstärke zeigt sich ferner in der Ausdauer. Nicht ohne fortwährenden Kampf blieb der Reine rein; nicht ohne unablässiges Wachen, Beten und Ringen bleibt er dennoch Sieger über Fleisch und Blut und Welt und Hölle; diese Ausdauer auf

[1]) Vgl. Stöckl. das Christenthum und die modernen Irrthümer, S. 44.

diesem Gebiete überträgt er häufig auch auf all das, was er für Gott, was er zum Heile seiner Seele überhaupt begonnen, und dessen Durchführung ihm gleichsam Ehrensache geworden ist. — Blicke die gewaltige Eiche an. Tief wurzelt sie im Boden. Gesund an Mark und Rinde, breitet sie ihre mächtigen Zweige weithin aus. Himmelan strebt ihr Wipfel. Sie trotzt Jahrhunderten, und selbst gefällt, verleiht sie dem aus ihr Gearbeiteten Kraft und Bestand.[1])

„Die Keuschheit", sagt P. Weiß, „ist für die Einzelnen wie für die Völker im Großen der Prüfstein ihrer sittlichen Kraft. Ein großer Kampf um die Keuschheit ist nicht selten der Scheideweg, von dem aus es zum Besseren oder zum Schlechteren geht. Ein Sieg der Keuschheit, und der Glaube bleibt an der Herrschaft; ein Fall, und der Unglaube ist oft entschieden. . . Es gibt keine stärkeren Seelen als die keuschen, keine opferfreudigeren, keine selbstloseren als die, welche in diesem inneren Kriege die Festigkeit des fürstlichen Sinnes erworben haben, der dann wie natürlich zu erhabenen Gesinnungen und königlichen Thaten treibt. . . Und gewiß, wenn es eine Tugend gibt, die ein Ausfluß aus der Gabe der Stärke ist[2]), so ist es die Reinheit, dieses beständige Martyrium, dieser großartige Kampf auf Lebensdauer gegen den gefährlichsten aller Feinde[3]), dieses Mark der Kirche wie der Welt[4]), dieses Wunderding, seiner Natur nach so zart, daß schon ein Blick es verletzt[5]) und die Luft der Straße ihm Gefahr bringt[6]), und doch so unüberwindlich, daß tausendmal Feuer und Schwert an ihm erlegen sind, und daß die wilden Thiere sich vor ihm auf den Boden gelegt haben, nicht wagend, den Blick zu erheben oder feindlich eine Klaue zu bewegen."[7])

Den Heroismus der Charakterstärke feiern wir im Martyrium, nun — gerade die Reinheit ist es, welche, wie Ambrosius sagt, nicht so sehr deßwegen Lob verdient, weil sie in den Martyrien sich findet, sondern weil sie die Martyrer bildet. Die Jungfräulichkeit war der Same der Martyrer, die Martyrer der Same der Christen.[8])

---

[1]) Vgl. Doß, die Perle der Tugenden, S. 126 ff.

[2]) Cf. Bernard. Vitis myst. 22, 73.

[3]) Cf. Ambros. Ansbert., Apocal. 14, 1.

[4]) Cf. Vitis myst. 28, 94. — [5]) cf. Ambros. Ep. 1, 63, 34.

[6]) Cf. Ambros. De virg. 8, 46.

[7]) Cf. Ambros. De virgin. 2, 3, 19, 20. Ep. 1, 63, 34, citirt bei Weiß, Apol. V. S 308. — [8]) Tertull. Apol. 50.

Mit Recht preist darum Shakespeare die Reinheit:

> „Gibt's einen Harnisch, wie des Herzens Reinheit?
> Dreimal bewährt ist der gerechte Streiter,
> Und nackt ist der, obschon in Stahl verschlossen,
> Dem Unrecht das Gewissen angesteckt“ [1]).

Die hervorragende Wirkung der Keuschheit auf die Stärke und Energie des Willens sehen wir auch klar bei unserem Helden, dem hl. Aloysius. Sein Charakter war von ganz ungewöhnlicher Energie. Dem seltenen Scharfblicke seines Geistes entsprach eine ebenso große Willensstärke. Weit entfernt von kleinlichen Zielen, war sein Wille nur auf das Große gerichtet, und indem er es verfolgte, entwickelte er eine erstaunliche Kraft.[2]) Zeuge davon sind seine Festigkeit in der Erkämpfung seines Berufes, Zeuge die unüberwindliche Thatkraft in Erstrebung der höchsten Ziele der Vollkommenheit im Ordensstande, Zeuge seine geradezu staunenswerthe Selbstbeherrschung und Abtödtung, Zeuge auch unter anderm die Briefe, die er in den Angelegenheiten seiner Familie, besonders seines älteren Bruders Rudolf schrieb. Diese imponirende Energie des Characters verdankte er gewiß nicht zum geringen Theil der fleckenlosen Reinheit seines Herzens, die er unter den großen Gefahren eines üppigen, oft ausgelassenen Hoflebens einer leichtlebigen Zeit unversehrt bewahrte. — Mit Recht wurde darum auch bei seiner Canonisation ein besonderer Nachdruck auf den heroischen Starkmuth des englischen Jünglings gelegt. —

So zeigt sich uns die characteristische Tugend des Heiligen vom wohlthätigsten Einflusse auf Leib und Seele, äußere und innere Gesundheit, von den segensreichsten Wirkungen auf die Bildung des Verstandes, auf das Erstreben wahrer Weisheit, sowie auf die Vervollkommnung des Willens, die Stählung des Characters, die Krone der Erziehung. — Volle Selbstgenügsamkeit und Unabhängigkeit, ganze Freiheit von dem, was selbst den Stärksten bricht, Erhebung über alles Niedere, Vergeistigung und Verklärung des Lebens, das sind die erhabenen Wirkungen der characteristischen Tugend des hl. Aloysius; was bedarf es mehr, um ihre hohe pädagogische Bedeutung zu kennzeichnen? — Was die Alten als hohes Ziel der Erziehung priesen: mens sana in corpore sano — eine gesunden Seele im gesunden Leibe, — das vermag die Reinheit in hervor-

[1]) König Heinrich VI. Th. 2.

[2]) Vgl. Cepari-Schroeder, Leben des hl. Aloysius. S. 370.

ragendster Weise zu bewirken, ohne sie wird dieses Ziel nie erreicht werden. „Es gibt nur einen einzigen Weg den Menschen gesund zu machen, und das ist der eines ganz entschiedenen, ernsten Kampfes wider die Sinnlichkeit.“[1])

Wie erbärmlich und elend erscheint nach all diesen Erwägungen das Gerede der Menschen, das wir im Eingang vernommen haben; das Gerede der Männer, die protestiren gegen Aloysius Gonzaga, die ihm den Ehrenkranz des „Ideals der Jugend“ vom Haupte reißen wollen. — „Wir haben eine andere Moral“, sagen sie uns, nicht nach dem Vorbilde eines Aloysius wollen wir unsere Jugend bilden lassen. Gewiß! wir kennen diese Moral. Es ist die Moral ohne Gott, die Moral, losgelöst von ihrem mütterlichen Boden, der Religion. Diese Moral will freilich nichts wissen von Gedanken an die Ewigkeit, sie kann sich auch nicht vertragen mit der Reinheit und am allerwenigsten deren höchster Blüthe, der christlichen Jungfräulichkeit. Das ist die Moral der Lebemänner, die Moral der „gesunden Sinnlichkeit“, die Moral, für die auch unsere deutschen Dichterheroen geschwärmt haben, wie Schiller an Goethe schreibt: „Eine gesunde und schöne Natur braucht, wie Sie selbst sagen, keine Moral, kein Naturrecht, keine Metaphysik; sie braucht keine Gottheit und keine Unsterblichkeit, um sich zu stützen und zu halten. Jene drei Punkte können einer solchen Natur nie zu ernstlichen Angelegenheiten und Bedürfnissen werden.“[2])

Das ist die Moral aller Atheisten und Materialisten — das ist mit einem Worte die Moral Derer, die keine Moral besitzen. Solche Moral schmeichelt freilich dem Hochmuth, der Sinnlichkeit und allen niederen Leidenschaften — was Wunder, daß Tausende ihr begeistert zujubeln, was Wunder, daß man sie mit allen möglichen Sophismen philosophisch zu rechtfertigen sucht. Man hat es auch versucht, nach dieser Moral die Jugend zu bilden; in den religionslosen Schulen Frankreichs, Belgiens und und Amerikas hat man mit dieser Freimaurermoral experimentirt an den Seelen der armen Jugend. Aber nur wenige Jahre des Experimentes haben genügt, um ein klägliches Fiasko dieser Erziehung festzustellen, wie es in den zahlreichen Berichten zur Jubelfeier der Revolution officiell documentirt wurde.[3]) Man hat — wie

[1]) Weiß, Apol. II, S. 358.

[2]) Vgl. Noack, J. G. Fichte in seinem Leben. S. 360.

[3]) Vgl. Blätter für christl. Erziehg. (Mainz) Jahrg. 1889 No. 21.

es gar nicht anders zu erwarten war — die schlimmsten Früchte mit solcher Pädagogik gezeitigt.[1]) Diese neueste Erfahrung bestätigt nur, was Bischof Doupanloup ausgesprochen: „Erziehung ohne Gott! ich habe dies einige Male genauer beobachtet, und meine dabei empfundene Trauer, mein Entsetzen läßt sich nur durch die zwei Worte der hl. Schrift ausdrücken: „Vastitas et sterilitas" — „Verwüstung und Unfruchtbarkeit".[2])

Ja, das ist und muß das Resultat einer Erziehung sein, die sich feindselig gegenüberstellt dem Lebensgrundsatz des hl. Aloysius, die keinen Sinn hat für die Tugend, in welcher er sich in seiner Heldengröße zeigt — Verwüstung und Unfruchtbarkeit!

Verwüstung und Unfruchtbarkeit zeigt die von allen Seiten beklagte zunehmende Verrohung und Verwilderung der Jugend[3]), Verwüstung und Unfruchtbarkeit die schauerliche Statistik jugendlicher Verbrecher[4]), Verwüstung und Unfruchtbarkeit die Schilderung der beklagenswerthen Zustände, wie sie in den staatlichen Verordnungen gegen die geheimen Schülerverbindungen auf den Gymnasien enthalten sind. Sehr lehrreich ist in dieser Hinsicht der Erlaß des preußischen Cultusministers von Puttkamer vom 29. Mai 1880.

„Als gemeinsamer Character der bestraften Schulverbindungen hat sich erwiesen die Gewöhnung an einen übermäßigen Genuß geistiger Getränke, welcher, auch wenn er in Ausnahmefällen ohne Täuschung der Eltern über den Zweck der Ausgaben ermöglicht wird, jedenfalls der körperlichen Gesundheit nachtheilig ist, jedes edlere geistige Interesse lähmt, ja selbst die Fähigkeit zum ernstlichen Arbeiten aufhebt. Die Unterhaltungen in den Trinkgelagen sind in manchen Fällen nachweisbar, da man sie der schriftlichen Aufzeichnung werth erachtet hat, sie sind in den Schmutz gemeiner Unsittlichkeit herabgesunken.

Die Entfremdung gegen die wissenschaftlichen und sittlichen Ziele der Schule führt zu der Bemühung um alle Mittel der Täuschung in den für häusliche Arbeit gestellten Aufgaben. Manche Verbindungen sichern hierzu überdies ihren Mitgliedern die Benutzung ihrer Täuschungsbibliothek. Selbstverständlich ist der

[1]) Vgl. Keller, Zeit- und Sittenbilder. S. 75, 98.

[2]) Vgl. Meer, Pädag. Blumenstrauß. S. 60.

[3]) Vgl. Keller, Zeit- und Sittenbilder. S. 112, 55 u. s. w.

[4]) Vgl. ebdas. S. 163, 170, 181.

Erfolg solcher Täuschung nur ein vorübergehender; die längste Dauer des Aufenthalts in den oberen Klassen, das Doppelte und Dreifache der normalen Zeit, findet sich vornehmlich bei Verbindungsmitgliedern, die in der Erfüllung ihrer angeblichen Verbindungspflichten die Fähigkeit zum Arbeiten verloren haben. Gemeinsam ist ferner den bestraften Schülerverbindungen die Bestimmung, daß in Sachen der Verbindung den Mitgliedern gegenüber der Schule die Lüge zur Ehrenpflicht gemacht wird. An die Stelle der Achtung vor der sittlichen Ordnung der Schule und der natürlichen Anhänglichkeit der Schüler an die Lehrer wird die grundsätzliche Mißachtung der Schulordnung und die pietätlose Frechheit gegen die Lehrer gesetzt. Der Terrorismus, welchen die Vereinsmitglieder gegen die übrigen Schüler ausüben, erschwert es diesen, sich der sittlichen Vergiftung zu entziehen; durch rege Verbindung untereinander breiten die Vereine ihr Netz möglichst weit über verschiedene nahe und ferne Lehranstalten aus. Die bezeichneten Characterzüge sind, wenn auch nicht jeder derselben in jedem einzelnen Falle ausdrücklich nachgewiesen ist, doch sämmtlich in betrübender Evidenz als thatsächlich constatirt."

Also Ruin der Gesundheit, Lähmung jedes edleren geistigen Interesses, Unfähigkeit zum Arbeiten, Unsittlichkeit, Entfremdung gegen die wissenschaftlichen und sittlichen Ziele der Schule, pietätslose Frechheit, sittliche Vergiftung, das sind die Ergebnisse einer Erziehung, die einen Aloysius als Vorbild der Jugend verläugnet, das sind die Früchte der modernen Moral. — Kann man deutlicher das Wort Dupanloup's bestätigt finden: Vastitas et sterilitas — Verwüstung und Unfruchtbarkeit? „Es gibt", wie P. Weiß sehr treffend sagt, „eine unerbittliche Logik der Thatsachen, und diese führt sich auf das Gesetz zurück, daß aller Aufbau fallen muß, wenn man das Fundament hinwegreißt. Mit Deklamationen dagegen hält man die Menschlichkeit und Menschheit so wenig in der Luft schwebend wie einen Kirchthurm. Sagen wir es aufrichtig, ohne mit den Worten Spiel zu treiben: Welches Ergebniß erwarteten wir, wenn uns Leute zur Erziehung übergeben würden, in denen sich weiter kein Ideal mehr findet, als das, was dieser im Irdischen aufgehende Sinn mißbräuchlich genug Ideale zu nennen wagt? Werden wir uns wundern, wenn wir sie mit allem Ernste nicht aus dem Schlamm hervorbringen, wenn sie sich allen Bemühungen

der Veredlung zum Trotze an die Versuchungen und an die Niedrigkeit preisgeben? Wie soll es denn auch anders werden? Erst sagt ihnen dieser Humanismus: Laßt alles Hinüberschielen in ein unerreichbares, fernes Jenseits. Hier ist euer Boden, hier eure Wahlstatt, hier eure Heimat. Hier müßt ihr suchen eure Pflicht zu thun, hier euer Glück zu machen. Und dann kommt derselbe Humanismus, nachdem er ihnen den Glauben und die Hoffnung und den Muth genommen, für die Ewigkeit zu arbeiten, und sagt ihnen abermals: Ihr seid Narren, wenn ihr euch plagt. Das Leben, das ganze Treiben der Welt zahlt nicht einmal die Kosten der Arbeit ab.[1]) Was sollen die Leute darauf sagen? Was anders als: Laßt uns essen und trinken und unserer Lust leben und sehen, daß wir heute noch um jeden Preis die Mittel dazu zusammenscharren. Wer weiß ob nicht morgen schon alles für immer ein Ende hat! Und wer will uns denn das auch verbieten? Haben nicht die Philosophen uns seit Menschengedenken Eines Mundes gesagt, daß wir uns nichts brauchen einreden zu lassen, daß wir selber Herren sind und nicht einmal unter einem Gebote Gottes stehen?"[2])

Ganz andere Früchte, Früchte edler Art hat eine Erziehung gezeitigt, in der als Ideal aufgestellt wurde der hl. Aloysius, eine Erziehung, die sich aufbaute auf dem großen Gedanken des jugendlichen Heiligen — auf dem Gedanken an die Ewigkeit, eine Erziehung, die vor allem die Lieblingstugend des englischen Jünglings, die Reinheit, in dem jugendlichen Herzen zu pflegen suchte.

Das ist und war insbesondere das Ziel, welches die marianischen Congregationen unablässig im Auge haben. Mit Freuden erinnert sich der Verfasser dieser Zeilen an die Blüthezeit der unter Leitung der Ordensbrüder des hl. Aloysius in Mainz bestehenden Congregationen, welche einen so wohlthätigen Einfluß auf die Jugend, insbesondere auf die studirende Jugend in der Realschule und im Gymnasium ausübten. — „Die Studentencongregation", heißt es in einem Bericht der Mainzer Patres, „zeichnet sich aus wie durch die Zahl, so durch guten Geist und verleiht wie ein vorzüglicher Sauerteig dem hiesigen Gymnasium den Wohlgeschmack der Sittenreinheit und Frömmigkeit. Die Congreganisten sind durch ihren Fleiß, ihre Fügsamkeit, die sorgfältige Beobachtung der Schulgesetze auch bei ihren Professoren in gutem Ansehen." [3])

[1]) Vgl. Apol. II. 13, 11. [2]) Vgl. Weiß, Apol. III. S. 420 f.
[3]) Pfülf, Erinnerungen an P. Ad. v. Doß. S. 216.

Wenn seiner Zeit, wie das allgemein anerkannt war, ein vortrefflicher Geist am Mainzer Gymnasium herrschte, so ist dieß allerdings der unter der bischöflichen Amtsführung Kettelers gehobenen religiösen Haltung der ganzen Diöcese, ferner dem ausgezeichneten Wirken des damaligen Gymnasialdirectors Bone, aber zu einem großen Theile auch den blühenden Congregationen zuzuschreiben. Hier wurden andere Früchte gezeitigt als die vom Minister v. Puttkamer gekennzeichneten. Da zeigte sich nicht Verwüstung und Unfruchtbarkeit, sondern frisches frohes Leben, wahre Bildung und Erziehung. Nicht aus dem Leben hinausgestellt wurde unsere Jugend dadurch, daß sie den Lebensgrundsatz des hl. Aloysius zur Norm und Richtschnur ihres Handels wählte, nicht den wissenschaftlichen und sittlichen Zielen der Schule entfremdet, sondern zu arbeitsfrohem, regem Wetteifer in Erstrebung der Wissenschaft und Tugend angehalten. Und dabei herrschte ein so fröhliches Leben, so ungezwungene Heiterkeit, wie es jeder bezeugen kann, der das Glück hatte, diesen Vereinigungen anzugehören; Kopfhängerei und scheues Wesen waren unbekannte Dinge in unseren Congregationen. — Furchtsame, schläfrige, kleinmüthige, schwachköpfige Jünglinge, die zu nichts tüchtig seien, als um Andachten zu halten und in der Kirche zu sitzen, wie sich Gioberti die Jünglinge in der Schule des hl. Aloysius denkt, waren in diesen Congregationen nicht vertreten; wohl aber „feurige, heldenmüthige, großmüthige Jünglinge, entschlossen zu großen Thaten, geweckten Geistes, starken Armes, frischen Muthes" — solche sind erzogen worden in der Schule des hl. Aloysius.

Wer sie nicht selbst gesehen, der lese die Geschichte der marianischen Congregationen, die P. Löffler zur dritten Säcularfeier der Congregationen, am 5. Dezember 1884, geschrieben. [1]) Dort treten uns entgegen wahrhaft edelgesinnte, heldenmüthige Jünglinge, gebildet in der Schule des hl. Aloysius, Jünglinge, die später in den mannigfachsten Lebensstellungen Zierden ihres Standes, die Ehre und Stütze von Kirche und Staat geworden sind. — Wer im Hinblick auf den großen Gedanken der Ewigkeit und im Kampf um die Perle der Reinheit tagtäglich nach dem Beispiele eines hl. Aloysius an sich die höchsten sittlichen Forderungen stellt, wächst heran zum wahren Heldenmuthe, wird fähig der größten Opfer, überspringt leicht alle Hemmnisse auf den Pfaden der Pflicht, löst sicherlich

[1]) Vgl. Laach. Stimmen XXVII. S. 230 ff. 343 (separat bei Herder).

glänzend alle Aufgaben, die Gott und die Menschen ihm anvertrauen. Wir können kühn die Verächter des hl. Aloysius auffordern, sie sollen uns neben der edlen Schaar, die in der Schule des hl. Aloysius herangebildet wurde, eine gleiche Schaar heldenmüthiger Jünglinge vorführen, die nach ihrer Moral gebildet sind. Aber sie werden vergeblich darnach spähen; was sie uns zeigen können, ist — Vastitas et sterilitas — Verwüstung und Unfruchtbarkeit!

Es wird eben nie und nimmer gelingen auf einem anderen Fundamente eine gesunde Pädagogik aufzubauen als auf den ewigen Grundsätzen der Wahrheit, auf den Grundsätzen, nach denen der hl. Aloysius sein Leben eingerichtet, durch deren Befolgung Tausende von Jünglingen zur Höhe des Ideals emporgestrebt sind. — Die moderne Pädagogik mag noch so viel reden von „Characterstärke der Sittlichkeit," zu welcher sie den Jüngling bilden will, sie wird dieses Ziel nie erreichen auf dem Weg, den sie eingeschlagen, weil ihr die wesentliche Voraussetzung dazu fehlt. Ein gediegener sittlicher Character kann sich nun einmal nur aufbauen auf dem Boden der Religion, auf der Lehre von einem jenseitigen Leben, auf dem Lebensgrundsatz des hl. Aloysius. Ein gediegener sittlicher Character kann sich nur heranbilden im ernsten Kampfe mit der Sinnlichkeit und allen niederen Leidenschaften, im Streben nach des Herzens Lauterkeit, wie wir es im heroischen Grade finden bei Aloysius, der darum ein wahres Ideal für die Jugend ist und jeder Zeit bleiben wird. — Alle Bemühungen der modernen, unchristlichen Pädagogik, nach ihren Grundsätzen ganze Menschen, gesund an Seele und Leib, einheitliche Charactere zu schaffen, sind vergeblich gewesen und werden es immer sein, und auch die volltönendsten Deklamationen können über dieses Ergebniß nicht hinwegtäuschen; die Logik der Thatsachen ist unerbittlich — contra factum nullavalet illatio!

Darum zurück — zurück, ehe es zu spät ist, zu den christlichen Idealen, zurück zu Aloysius, zurück zu dem „Ehrenpreis der Jugend.

Möge das dritte Centenarium des Heiligen für die Pädagogik ein Markstein werden, der eine neue Zeit eröffnet, eine Zeit, in der wieder die altbewährten, christlichen Ideale und Grundsätze die Pädagogik beherrschen — dann hätte das Centenarium des hl. Aloysius seine volle pädagogische Bedeutung erlangt.

Die Heilsarmee.

Ein neuer Auswuchs des Protestantismus.

Von

Professor Dr. J. Fehr.

I. Zur Orientirung: der Methodismus.

Die „Heilsarmee" ist eine auf dem Grunde militärischer Einrichtung organisirte, sehr eigenartige, methodistische Gesellschaft, eine der auffallendsten Erscheinungen der Neuzeit.

Die Methodisten sind aus der englischen Staatskirche im 18. Jahrhundert hervorgegangen. Im Gegensatz zu der bischöflichen Hochkirche mit ihren rituellen und dogmatischen Formen und der rationalistischen Strömung der Zeit bildete sich um das Jahr 1720 ein christlicher Verein zur strengern Befolgung der biblischen Vorschriften und ernsteren Erneuerung des Herzens durch Buße und Glauben. Der Anstoß zu dieser religiösen Bewegung ging von einem Verein von protestantischen Studenten aus, der 1720 zur Förderung der Tugend und Frömmigkeit an der Universität Oxford gegründet wurde, dem „frommen Club" oder der Verbindung der „Methodisten", wie die Mitglieder wegen der streng geregelten Methodik ihrer Lebensweise genannt wurden. Gründer der Verbindung war Karl Wesley, Haupt und Seele aber dessen älterer Bruder John Wesley (1703—1791). Ein weiteres Mitglied wurde 1732 Georg Whitefield, der gleichfalls zu Oxford Theologie studirte. Wesley und seine Freunde blieben mit der englischen Kirche eins, fühlten aber für das von dieser ganz vernachlässigte Volk. Sie erkannten, daß Verkündigung des biblischen Wortes, um die Rückkehr des Herzens zum Glauben zu fördern, das Richtige sei, und beschlossen hiefür zu wirken. Während Whitefield in England blieb, gingen beide Wesley 1736 nach Georgien und versuchten Wilden und Christen das Evangelium zu verkünden. Die demoralisirten Pflanzer indeß und die mißtrauisch gewordenen Indianer kamen ihnen nicht willig entgegen, und sie kehrten nach zwei Jahren zurück. Inzwischen hatte Whitefield von Bischof Benson die Weihe empfangen und predigte einer kleinen Gemeinde zu Fetterlane in London. Doch ordnete er sich wieder unter. Beide begannen das Land zu durchziehen. Tausende von Seelen waren hier wie in London ganz ohne Seelsorge. Ueberall, wo an kurz vorher noch unbewohnten Orten belebte An-

siedelungen entstanden waren, fehlten Kirchen und Prediger; überall, wo eine Gemeinde unter einen abwesenden Pluralisten, d. h. Besitzer von mehr als einer Pfründe, gestellt war, versah ein mit dem Hunger kämpfender Vikar sein Amt so gut oder so schlecht als es ging. Wo aber Kirchen und ein wohlausgestatteter Pfarrer vorhanden waren, hatte das aristokratische Publikum schon begonnen, durch Beschlagnahme der Kirchenstühle die Armen aus der Kirche auszuschließen. Die meisten der Pfarrer, welche wirklich hätten eingreifen können, lebten den noblen Passionen, oder den jetzt im Schwunge befindlichen deistischen Controversen. Daher strömten den vom Glauben und seinen Segnungen mit Begeisterung predigenden neuen Aposteln die Volksmassen zu. Sie redeten in Kirchen, und wo keine war, im Freien; so Wesley einst von einem Hügel herab vor 20000 Kohlengräbern zu Kingswood bei Bristol. Bald indeß, als sie die Kanzeln nicht mehr betreten durften, wurde das Predigen im Freien dauernde Sitte. John Wesley fühlte jetzt auch Wunder auf sich wirken. Jeder Witterungswechsel war ihm eine Deutung, und er unterließ niemals, vor jedem wichtigen Schritt solche Zeichen wie ein Loos entscheiden zu lassen. Seine Zuhörer wurden häufig von Zuckungen, von convulsischem Gelächter oder Delirien befallen, was John Wesley als Zeichen der Gnade erschien, von seinem Bruder Karl dagegen mit Mißtrauen betrachtet wurde. Während Wesley jetzt auf unverrückbarer Bahn vorwärts ging, mußte er sich von Whitefield trennen (1741), da jener über die Gnadenlehre arminianisch, dieser streng calvinisch dachte. In Folge dessen theilten sich die Methodisten gleich von Anfang an in zwei Zweige, von denen aber der wesleyanische weitaus der bedeutendere wurde. Wesley führte eine einheitliche Organisation der neuen Sekte ein, ordinirte Prediger, später auch Bischöfe, und bestimmte die Reiseapostel. Leute jeden Berufs, Grobschmiede und Ackerknechte, waren als solche willkommen. Sie mußten stets von Station zu Station miteinander abwechseln; so wirkte auf die Zuhörer auch der Reiz der Neuheit. Die Gemeinde wurde in Klassen eingetheit; jede Klasse mit einem Führer. Wöchentliche Meetings und eine Jahreskonferenz fanden statt. Sündigende Mitglieder wurden ausgeschlossen. Wesley selbst konnte natürlich kein Feind der Bildung sein. Jene Apostel aber sahen in ihrem frommen Eifer das Wissen der Welt als etwas Unwesentliches an, und ihre Richtung blieb die herrschende. Zugleich begeisterte man sich für asketische Uebungen. Wesley wirkte mit ungeschwächtem Eifer, aber mäßigend. Er scheute keine der bei der Rohheit der Massen unvermeidlichen Insulten, bereiste unausgesetzt Grafschaft für Grafschaft. Viele Freigeister wurden bekehrt, zum Selbstmord Entschlossene durch den „presbyterianischen Papisten", wie ihn die Gegner nannten, gerettet. Eine seiner erfolgreichsten Predigten geschah 1742 zu Epworth, seiner Heimat.

Da der Curat ihm die Kanzel entzog, so trat er auf „das Grab seines Vaters und redete zu Tausenden, so daß kein Auge trocken blieb und jedes Herz gerührt war". Seine Lehre wich von der der Hochkirche nur betreffs der Wiedergeburt, der Vollkommenheit und der Heilsgewißheit ab. Noch auf dem Sterbebette bekannte er, daß er der anglikanischen Kirche angehöre. Bei seinem Tode (1791) zählte man in England 71000, in Amerika 48000 Anhänger mit 500 Reisepredigern. Wesley's Glück war nur durch eine unglückliche Ehe getrübt. Indeß hatte er, abgesehen von seiner eigenen Stiftung eine historische Bewegung in der anglikanischen Kirche hervorgerufen, welche immer mehr erstarkte und endlich fruchtbar wurde. Der Methodismus wurde der Sauerteig, welcher ein mehr evangelisches Leben und Wirken des anglikanischen Klerus hervortrieb. Der elegante fuchsjagende Pfarrer und der nicht seiner Pflicht, sondern den Musen obliegende, pluralistische Pfründenbesitzer sanken schon lange vor Wesley's Tode zur Minderheit herab. Whitefield starb 1770 in Amerika.

Im Jahr 1797 entstanden die Neuen Methodisten, welche sich förmlich von der anglikanischen Kirche lossagten. Um das Missionswesen und die Abschaffung des Sklavenhandels haben die Methodisten sich Verdienste erworben. Ueberhaupt hat die Methodistengesellschaft, wie viel Schwärmerei ihre Anhänger auch in sich bergen mochten, doch heilsam auf das protestantische kirchliche Leben in England und Nordamerika gewirkt. Die Gesellschaft erfreute sich denn auch des größten Wachsthums. Im Jahre 1846 wurde ihre Stärke in England und Amerika auf 1 Million, im Jahre 1863 in Amerika allein auf 3 Millionen, im Jahre 1890 auf 4980240 angegeben.[1]) Der weitaus größte Theil gehört Nordamerika an, und unter den dortigen Gemeinschaften — der Methodismus theilte sich nämlich mit der Zeit in eine Reihe von Denominationen — ist die stärkste die bischöfliche Methodistenkirche, die, in Folge der Sklavenfrage selbst wieder in eine nördliche und südliche gespalten ist. Die religiös sittliche Belebung der Volksmassen durch Unterricht und mächtige Beredsamkeit ihrer meist wandernden Prediger und Ausübung einer großartigen, gemeinschaftlichen Wohlthätigkeit ist ihr Hauptverdienst.[2])

II. Entstehung und Ausbreitung der Heilsarmee.

Ein neuer Auswuchs des Methodismus ist die Heilsarmee, (the Salvation Army, Heer der Seligmacher). Wie diese neue Sekte eine

[1]) Stimmen aus Maria Laach. Jahrg. 1890. S. 566.

[2]) Vgl. Wason, John Wesley, London 1831, deutsch von Bonnet, Frankfurt 1839; Tholuck, Whitefield, Leipzig 1834; Jackson, Gesch. des Methodismus, deutsch von Kunze, Berlin 1840; L. S. Jacoby, Gesch. des Methodismus, Bremen 1870; J. Jüngst, der Methodismus in Deutschland, 2. Aufl., Gotha 1877.

Frucht des Methodismus ist, so hat sie sich auch zuerst hauptsächlich in den Ländern ausgebreitet, in denen jener vorzüglich zur Geltung gelangte, d. h. zunächst in England und Nordamerika. Wo der Boden nicht durch jenen empfänglich gemacht worden war, hat auch die Heilsarmee nirgends tiefere Wurzeln schlagen können. Es stehen somit beide Sekten in einem gewissen innern Zusammenhang und in einer geistigen und sittlichen Verwandtschaft.

Die große Bewegung, die unter dem Namen der Heilsarmee bekannt geworden ist, ist, wenn auch auf methodistischer Grundlage, der Hauptsache nach das Werk eines einzigen Mannes, „Generals" William Booth, geb. 1829 in Nottingham. Seine erste religiöse Erziehung erhielt er in der englischen Staatskirche, trat aber schon mit 14 Jahren aus, um sich mit Zustimmung seines Vaters den Jüngern Wesley's zuzuwenden, bei denen er sich etwa ein Jahr später „zu Gott bekehrte." Er scheint sogleich die ganze Eigenart dieses Dissenterth uns in sich aufgenommen zu haben, um sie im Laufe der Zeit bis zum äußersten Extrem auszugestalten. [1]) Eben damals hatten einige junge Männer im ersten Eifer der Neubekehrten angefangen, in den ärmeren Gebieten der Weltstadt London religiöse Versammlungen zu halten. Fast unmittelbar nach seiner „Bekehrung" schloß sich Booth denselben an und predigte mit Begeisterung oft beim schlechtesten Wetter im Freien. Schon mit 17 Jahren wurde er als Laienprediger angestellt. Zwei Jahre später suchte man ihn zum Eintritt in's geistliche Amt zu bewegen, doch mußte er auf den Rath der Aerzte, wegen seiner schwächlichen Gesundheit auf ein solches Amt verzichten, das, wie sie meinten, in wenigen Monaten seine Gesundheit zerstören würde. Er beschloß zu warten und unterdessen, soweit er es vermochte, „Seelen zu retten." Anderthalb Jahre hintereinander war er einmal als Prediger in London und Lincolnshire beschäftigt, aber erst mit 24 Jahren trat er in den offiziellen Kirchendienst und zwar in der „Neuen Methodisten-Vereinigung" (the Methodist new connexion), die sich am 9. August 1797 von der Muttergesellschaft getrennt hatte, ohne jedoch große Bedeutung erlangen zu können. Sie unterscheidet sich in der Verfassung von der letztern dadurch, daß sie den Laien gleiches Recht mit den Predigern einräumt, somit ihre Organisation auf breitester, demokratischer Grundlage erbaut, was den Anschauungen Booth's die eigenthümliche Richtung bot. Schon wenige Wochen nach seiner Anstellung in London wurden seine Erfolge so gerühmt, daß die Beamten der Methodisten-Gesellschaft zu Guernsey ihn dringend ersuchten, eine Predigtreise nach ihrer Insel zu machen. Wir müssen übrigens hier ein für allemal darauf hinweisen, daß wir fast ausschließlich

[1]) Vgl. Th. Kolde, die Heilsarmee (The salvation army) nach eigenen Anschauungen und nach ihren Schriften. Erlangen 1885. S. 11.

auf die Angaben der Armee und ihrer Mitglieder angewiesen sind, die es lieben, ihre eigene Sache in lichtvollem Glanze darzustellen und mit fast wunderbaren Begebenheiten auszuschmücken. So wird denn gleich Booth's Thätigkeit auf Guernsey also geschildert: „Es war an einem Mittwoch, als er seine Thätigkeit begann. Da war in den ersten Tagen nichts Außerordentliches zu bemerken, außer daß die Versammlungen sich vergrößerten, die Bekehrungen gründlicher waren, aber am Sabbath bekannten sich 30 Personen zum Heil und im Verlaufe von 10 Tagen rechnete man nicht weniger als 300 Personen, die sich für Gott entschieden hatten! Gleich Feuer breitete sich das Werk über die Insel aus, andere Kirchengemeinschaften begannen ebenfalls besondere Unternehmungen und das Resultat war eine große Ernte von Seelen." Immerhin begann damit der Ruf Booth's als einflußreichen Predigers. Die Methodisten-Konferenz (die jährliche Synode) fand ihn für den speziellen Missionsdienst so geeignet, daß sie ihn direkt als „Evangelisten" aussandte. Als solcher wirkte er ganz besonders in den großen Handels- und Industrieplätzen, wie York, Sheffield, Leeds, Halifax, später in Yarkmouth, Birmingham u. s. w. Große Zahlen von Bekehrten wurden in den Blättern aufgeführt und der Erfolg der Sache der Methodisten war wirklich ein sehr großer. Allem Anscheine nach war derselbe aber nicht zum geringsten Theile dem excentrischen Wesen des Predigers zuzuschreiben, denn wir hören, daß die Special-Gottesdienste, die jetzt Mode wurden, durchaus nicht den Beifall der übrigen Methodistenprediger fanden. Er mußte daher dieselben aufgeben, worauf er ein Jahr zu Halifax und drei Jahre zu Gadeshead-on-Tyne pastorirte. Indeß war er, wie seine Frau Katharina Booth so sehr davon überzeugt, daß er mehr als „Evangelist" leisten könne, daß er sich abermals zu diesem Dienste anbot. Als ihm aber die Conferenz von 1861 den Evangelistendienst nicht mehr gestattete, gab er seine Stellung auf, „um im Vertrauen auf Gott, Gottesdienste zu halten, wo immer eine Thür sich ihm öffnen würde." Auf diesen Entschluß hatte höchst wahrscheinlich seine Frau großen Einfluß geübt, wie andererseits gerade ihr Verhalten die Conferenz bestimmt hatte, ihm den Evangelistendienst nicht mehr zu gestatten. Denn 12 Monate vorher, bevor W. Booth seine Stellung als Geistlicher aufgab, hatte seine Frau, damals Mutter von 4 Kindern unter 5 Jahren, angefangen, in den verschiedensten Orten als Predigerin aufzutreten. Allerdings waren in der ersten Zeit des Methodismus Predigerinnen nichts Ungewöhnliches gewesen, aber alsbald nach der Consolidirung dieses neuen Kirchenthums erkannte man das Unschickliche dieses Gebahrens und hob es mit wenigen Ausnahmen überall wieder auf. Um so mehr Aufsehen erregte das öffentliche Auftreten dieser energischen, beredtsamen, geistreichen Frau. Sie machte von sich reden,

zog die Leute an, das genügte vorderhand; sicher hat sie ihrem Manne vielfach die Wege gebahnt, ja man wird kaum irren, wenn man Mrs. Booth als die eigentliche treibende Kraft der Heilsarmee bezeichnet.

Für die nächsten 2 Jahre schlug das Ehepaar Booth seinen Wohnsitz in Cornwall, der alten, festen Burg des Methodismus seit den Tagen John Wesley's, auf Aber es hielt sich nirgends lange; bald dahin, bald dorthin, nicht selten von religiösen Gesellschaften darum ersucht, trugen die beiden ihre Erweckungspredigten in den Jahren 1864 und 1865, auch in die großen Handelsstädte Mittelenglands. Indeß gab ein Aufenthalt in London im Juni 1865 dem Leben des Reisepredigers eine andere Richtung. Einer Aufforderung entsprechend war er nach London gekommen, um in Whitechapel, einem der bevölkertsten Bezirke der Millionenstadt, in einem eigens zu diesem Zweck errichteten Zelte Erweckungs-Gottesdienste zu halten. Der Eindruck, den die zur Rechten und zur Linken vorbeiflutenden Menschenmassen auf ihn machten, war ein überwältigender. In der Ueberzeugung, daß die meisten in Sünden und Laster dahin lebten, ohne Kunde von Gott und seinem Evangelium, faßte er den Entschluß, fortan allein der Bekehrung derer sein Leben zu widmen, die ihn nicht einlüden, und eher geneigt wären, seine Arbeit zurückzuweisen. Hatte er bisher nur innerhalb geordneter, christlicher Denominationen gewirkt, so sollte jetzt das Evangelium zu denen getragen werden, die in gar keiner christlichen Gemeinschaft mehr standen. Es mußten neue Wege gefunden werden; er fand sie wirklich, aber sogleich zeigten sich auch die Anfänge jener Absonderlichkeiten, in denen er dann in der krankhaften Sucht, Erfolge zu erzielen, immer weiter ging.

Auf einem Stück Land, nahe einer belebten Straße (Mile End Road) wo allerlei Schaubuden, Quacksalber u. dgl. sich den Rang abzulaufen suchten, richtete auch Booth sein Zelt auf. Selbst in London war es auffallend, daß der große, dunkle Mann mit den scharfen Augen und der feingeschwungenen Adlernase, wie die Andern vor ihrer Bude, so vor seinem Zelte stand, und in Wind und Wetter von Jesus, dem Sünder-Heiland, predigte, jeden, dessen er habhaft werden konnte, mit freundlichen Worten nach seiner Seele fragte u. s. w.; aber er erreichte was er wollte: die allgemeine Aufmerksamkeit. Man drängte sich um ihn, folgte ihm in sein Zelt, bald waren nicht wenige „bekehrt," die ihn als ihren Vater verehrten und die Kunde von dem, was sie erfahren hatten, weiter trugen.

Die Stürme des Herbstes zerstörten sein Zelt, so berichtet der Chronist der Armee, George Railton,[1]) aber das Werk ging unter freiem Himmel

[1]) Headen England (Das heidnische England): being a description of tho utterly Godless condition of the vast Majority of the english nation and of the

weiter. Dann miethete man einen alten Tanzsaal, nicht lange darauf erwarb man käuflich eine gewöhnliche Kneipe, die in eine Missionshalle umgewandelt wurde. Als diese Räume zu enge wurden, gelang es, für die Sonntag-Nachmittage und Abende ein geräumiges Theater zu miethen, das Tausende faßte, auf dessen Bühne arme Sünder oft reihenweise Erlösung suchten und fanden.

Aus solchen Anfängen entwickelte sich zunächst die christliche Mission für Ost-London (the East London Christian Mission), die sich anfangs wohl nur wenig von andern methodistischen Unternehmungen unterschied, jedoch mit besonderer Vorliebe und äußerster Energie an die rohesten Männer, Diebe und Trunkenbolde und die gemeinsten Weiber sich wendete. Der Erfolg war groß, nicht bloß äußerlich. Es konnte nicht unbemerkt bleiben, daß dieser Methodistenprediger eine gewaltige Macht über die Massen hatte, daß die offenkundigsten Sünder unter seinem Bußworte zu ehrbaren Leuten wurden. So fehlte es ihm nicht an Freunden und Helfern. Unter seiner Führung und in seiner Weise wirkten die Neubekehrten unter den alten Genossen des Verbrechens und Lasters. Nach und nach erstreckte sich das Missionswerk über die verschiedensten Bezirke Londons, speciell im Osten mehrten sich die Versammlungen. In der Wahl der Orte war man nicht schwierig; konnte man nichts besseres haben, so genügte ein Keller, ein Schuppen oder dgl.

Seit dem Jahre 1870 breitete sich die „christliche Mission", wie man sie von da an schlechtweg nannte, auch in einzelnen Provinzialstädten aus, wo Frau Booth vorgearbeitet hatte. War aber bisher trotz der wachsenden Ausdehnung und der Menge der Mitarbeiter William Booth der Leiter des Ganzen gewesen, so trat in diesem Verhältniß eine Krisis ein, als er 1872 auf Monate durch eine Krankheit die Arbeit einstellen mußte. Es hatten sich nämlich inzwischen „Evangelisten" aus den verschiedensten kirchlichen Gemeinschaften der Bewegung angeschlossen, die nicht gesonnen waren, ihr Kirchenthum aufzugeben, und versuchten, dem Ganzen ein mehr kirchliches Gepräge und kirchliche Formen zu geben, während W. Booth hierin die größte Gefahr für sein Unternehmen erblickte. Kirchliche Ordnung und Regel ist ihm der Gegensatz zu jenem „Leben und energischen Handeln", welches nach seiner Meinung allein unter den Massen wirksam sein kann. Alles unter einem Regiment und Loslösung von jeglicher kirchlichen Beschränkung und jeder Beziehung zu den kirchlichen Gemeinschaften war fortan die Losung. Trotzdem, ja vielleicht deßhalb, war die Bewegung in stetem Zunehmen begriffen. Die hinreißende Beredsamkeit der Frau Booth mit ihrem sittlichen Ernst und

establishment, growth, system and success of an Army for its salvation consisting of working people under the generalship of William Booth by G. R.

ihrer wahren Liebe zu den Verlorenen, der Muth, mit dem sie allein unter der rohesten Gesellschaft, unter den verwilderten Hafenarbeitern und Seeleuten aus allen Weltgegenden, in Hafenstädten wie Portsmuth und Chatam, in der Ueberzeugung, daß das Christenthum „aggressiv" sein müßte, das „Nöthige sie, hereinzukommen" zur Wahrheit zu machen verstand, waren von großem Erfolg. Die Zunahme der „Stationen", die Opferwilligkeit der Anhänger erhöhte den Eifer, aber auch den Muth zu immer kühnern Mitteln zu greifen. Das Jahr 1875 war besonders dadurch von Bedeutung, daß junge Männer und zum ersten Male auch junge Mädchen angestellt wurden, um die einzelnen Stationen zu controliren. Die bisher noch bestandenen Lokalcomité's und Lokalmissionsvereine zur Leitung der Stationen wurden 1876 abgeschafft, da W. Booth diese Einrichtung für die verkehrteste im kirchlichen Leben hält. Wie schon längst in London, sollte auch in den Provinzen die Leitung des Ganzen wie des Einzelnen in einer Hand liegen.

Aber erst das Jahr 1878, in welchem die Zahl der Missionsstationen von 30 auf 80, die Zahl der Evangelisten von 36 auf 137 stieg, bahnte diejenige Gestalt an, unter der die bisher nur wenig beachtete Bewegung zur geschichtlichen Erscheinung wurde. Längst, erzählt Railton, war in die Organisation etwas Militärisches gekommen. Im Bewußtsein des Kampfes, den man zu führen hatte, hatte man sich schon vielfach militärische Ausdrucksweisen und „Attitüden" angewöhnt. Es war zuerst im Oktober 1877, als ein Evangelist namens Cadman in Whitby (an der Ostküste Englands) seine Versammlung öffentlich als „Krieg in Whitby" ankündigte, die Mission die „Halleluja-Armee" nannte, und damit eine große Menge Volkes anlockte. Schon längst war W. Booth wegen seines organisatorischen Talentes in Freundeskreisen als der „General" bezeichnet worden; aber den Namen „Heilsarmee" bekam die Gesellschaft wie zufällig. Indem man nach einem Ausdruck suchte, der das Werk mit einem Worte bezeichnete, schrieb eines der thatkräftigsten Mitglieder, der genannte Georg Railton: „Die christliche Mission ist eine freiwillige Armee von bekehrten Arbeitsleuten." „Nein, sagte W. Booth, wir sind keine Freiwilligen, denn wir fühlen, daß wir thun müssen, was wir thun, und wir sind immer dazu verpflichtet." Er strich das Wort und schrieb darüber: Salvation, so daß die Erklärung jetzt lautete, die christliche Mission ist eine „Heilsarmee von bekehrten Arbeitern".

So war das Schlagwort gefunden, um unter der Leitung eines fähigen, commandirenden Generals, wie Railton sich ausdrückt, „das ganze Königreich für Jesus zu stürmen". Nun ging man mit Energie daran, alles militärisch zu regeln. Die Kriegsversammlung (War congress), die im August 1878 in Whitechapel abgehalten wurde, die erste

und letzte repräsentative Versammlung der Bewegung, stimmte voll den Gedanken ihres Führers bei, suchte durch eine, den öffentlichen Behörden übergebene Grundakte den Bestand der Gesellschaft nach Maßgabe der angenommenen Principien für alle Zeiten zu sichern und legte alle Gewalt ohne Einschränkung in die Hände des frühern Rev. William Booth, des nunmehrigen Generals.

Schon im Oktober 1878 erschienen die Verordnungen und Regeln für die Heilsarmee,[1]) jenes in der Geschichte der Religionen einzigartige Buch, welches in Bezug auf das Militärische einem Soldatenbuche des englischen Generals Wolseley nachgebildet, das Thun und Treiben und Denken des Heilssoldaten bis in's Einzelnste und Kleinste regelt und ihn mit Leib und Seele unter den allmächtigen Willen seines Generals stellt.

Erst jetzt fand die Bewegung größere Beachtung in der Oeffentlichkeit. Besonders war es die Anstellung von weiblichen Offizieren „Halleluja-Mädchen" (The Halleluja Lasses), wie man sie zuerst im nördlichen England nannte, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, übrigens nach dem eigenen Geständniß ein Hauptbeförderungsmittel der Armee.[2]) Zur allgemeinen Durchführung der militärischen Organisation hielt der „General" in den verschiedensten Gegenden „Kriegsrath" (Councils of war), d. h. er inspicirte die Corps und hielt bei diesem Anlaß „Erweckungsversammlungen", die nach den Berichten von großem Erfolg gewesen sein sollen. Im Anschluß daran richtete man für diejenigen, die am Tage verhindert waren, Gebetsnächte (nights of Prayer) ein, eine Einrichtung, die, obwohl ihr von der Armee als Mittel zu einem heiligen Leben ein großer Werth beigelegt wurde, doch bald wieder fallen gelassen wurde, wohl um übler Nachrede zu entgehen.[3])

Im Jahre 1879 erhielt die Armee ihre Fahne, die blutrothe Flagge mit goldgesticktem Wappen, in der Mitte die Schlange am Kreuze, worüber sich zwei Schwerter kreuzen mit der angeblich biblischen Umschrift „Blut und Feuer", womit das Blut Christi und das Feuer des hl. Geistes bezeichnet sein sollte, darüber eine fünfzackige Krone, darunter in kleinem Spruchband „Die Heilsarmee". Zu gleicher Zeit begann ein Sohn des Generals, Ballington Booth, der in Manchester commandirte,

[1]) W. Booth, Orders and regulations for the salvation army. Part. 1.

[2]) Sie werfen sich wohl auch einmal in das Costüm von Zigeunerinnen, um auf dem Marsche größeres Aufsehen zu erregen. Vgl. J. Pestalozzi, Was ist die Heilsarmee? Halle 1886. S. 10

[3]) Diese Nachtversammlungen wurden besonders von den Dienstmädchen sehr besucht, was, zumal in einer großen Stadt den Fall vieler zur Folge hatte, so daß die öffentliche Meinung sehr darüber eiferte, obgleich damit die Heilssoldaten selbst noch nicht angeschuldigt sein sollten. Neuerdings sind sie wieder in Aufnahme gekommen. Vgl. Kolde a. a. O. S. 18 Anm. 4.

damit, einzelne besonders begabte Soldaten zu Offizieren heranzubilden, was um so nothwendiger erschien, als das Material größtentheils ein ganz ungebildetes war und zum Theil jeder Schulung entbehrte. Aus jenen Anfängen erwuchsen dann die Training homes (Kriegsschulen, Erziehungshäuser), die 1880 zuerst in London in größerem Umfange eingerichtet wurden. Bis zu diesem Jahr war das Preßorgan der Bewegung ein monatlich erscheinendes Blatt das „Magazin" gewesen. An Stelle desselben trat jetzt das „Kriegsgeschrei" (the War cry), dessen Verbreitung eine ungeheure wurde; zumeist im Straßenverkauf oder auch bei den Versammlungen wurden mehr als 400,000 Exemplare abgesetzt. Die großen Erfolge des Jahres veranlaßten zu immer größeren Anstrengungen. Von London aus fing die Bewegung an sich über das ganze vereinigte Königreich auszudehnen. Man mußte die Corps in Divisionen vertheilen, um eine leichtere Uebersicht über das Ganze zu gewinnen.

Inzwischen hatten auswandernde Soldaten die neue Religion nach den Vereinigten Staaten Nordamerika's gebracht, zu deren Unterstützung 1880 Railton mit 7 Hallelujamädchen dorthin geschickt wurde, mit dem Auftrag, die Fahne der Heilsarmee auch dort zu entfalten. Für Amerika bedurfte es neuer Reizmittel. Bei ihrer Abreise von England nahmen jene Sendlinge zum ersten Mal Uniform und Abzeichen an, auch wurde eine besondere Ausgabe des „Kriegsgeschrei" für Amerika veranstaltet; aber trotz des vielen Lärmens in der Presse war der Erfolg anfangs geringer, als man erwartet hatte. Dafür machte man die Erfahrung, daß die Annahme der Uniform — ein einfacher dunkelblauer Anzug, mit rother Litze gesäumt und mit dem Buchstaben S. auf beiden Seiten des Kragens — in der Heimat eine große Anziehungskraft ausübte, und außerdem, da Anfertigung und Verkauf derselben von dem Hauptquartier übernommen wurde, sich als bedeutende Einnahmequelle für die Armee erwies.

Anfang 1881 begann man die englischen Kolonien „anzugreifen", und zwar Adelaide im südlichen Australien, wo wie in Nordamerika Auswanderer vorgearbeitet hatten.

Aber auch die Länder des europäischen Festlandes sollten bald mit den Segnungen der Heilsarmee nicht verschont bleiben Im April 1881 ging ein Detachement unter Führung der Frl. Katharina Booth, der Tochter des Generals, nach Paris. In einem für 4000 Frcs. gemietheten Saale in der Straße Angoulême begann sie den Angriffskrieg. Aber schon in der zweiten Versammlung kam es zu solchen Auftritten, daß die Polizei, um weitere Ausschreitungen des Pöbels zu verhindern, das Versammlungslokal schloß. Natürlich erklärten sich auch die Protestanten in Paris gegen diese Art von Mission, die sich als protestantisch

ausgab und die protestantische Sache zum Gespötte machen mußte. Allein Frl. Booth, von ihrer Sendung überzeugt, war nicht so leicht zu entmuthigen. Nach drei Wochen durfte sie wirklich ihr Versammlungslokal wieder öffnen und ihre Predigten fortsetzen. Wieder kam es zu pöpelhaften Ausschreitungen und Schimpfreden, aber die junge Dame hielt muthig aus. Unbekümmert um alle Schmähungen boten die Hallelujamädchen auf den Boulevards oder in der Nähe der Börse die französische Ausgabe des „Kriegsgeschrei", den „En Avant" aus und wenn auch mancher junge Mann ihnen das Blatt nur abkaufte, „weil sie so reizend in ihren Uniformen aussahen", so wurde es doch an den Mann gebracht und Geld dafür gelöst. Nach und nach gelang es, ein kleines Corps zusammenzubringen, Frl. Katharina Booth wurde zur „Marschallin" befördert und konnte bei der Jahresfeier der „Invasion" einige „Kriegstrophäen" vorführen, Pariser und Pariserinnen.

Auch in England kam es bei der stets wachsenden Excentricität der Heilsarmee zu starken Excessen. Dieses principiell „aggressive Christenthum", dessen Vertreter sich mit Vorliebe in der Nähe von Schnapsbuden stellten, um in diese „Forts des Satans" ihre Bomben zu schleudern, hatten naturgemäß überall die Schankwirthe und deren Freunde zu Gegnern, die, wo sie konnten, die Prozessionen und Straßenpredigten zu stören suchten. Auch fehlte es nicht an blutigen Köpfen. Es kam, ohne Zweifel unter Mitwirkung der Schankwirthe, zur Bildung von Banden, die, meist aus halberwachsenen Burschen bestehend, sich die Störung der Umzüge der Heilsarmee zum besonderen Geschäft machten. Nach dem Wappenbild auf ihrer Fahne (Todtenkopf mit zwei Knochen) nannten sie sich „Skelettarmee" (skeleton army). Nun folgten schlimme Krawalle. Die Nachbarschaft der Kasernen, „Barraks" — so hießen der militärischen Terminologie entsprechend, die zum Gottesdienst bestimmten Lokale — klagte über den wüsten Lärm, die Störung der Ruhe, besonders an Sonntagen. Die Polizei suchte gegen die Heilssoldaten als die Ruhestörer einzuschreiten. Die Regierung hatte, von einzelnen Magistraten deßhalb angegangen, den Städten den Rath ertheilt, die Processionen in den Straßen einfach zu verbieten. Das war aber ein mißliches Vorgehen im Lande der Freiheit, wo die Gesetzgebung auf die Wahrung der persönlichen Freiheit einen so großen Nachdruck legt. In Befolgung dieses Rathes wurden nach der Angabe der Armee im Jahre 1882 86 Offiziere und Soldaten, darunter 15 Frauen, gefangen gesetzt. Die meisten freilich nur deßhalb, weil sie, den Befehlen ihres Generals getreu, sich weigerten, die ihnen zuerkannten geringen Geldstrafen zu zahlen, und lieber um „Jesu willen" Gefängniß leiden wollten. Man wollte in den Zeitungen herumgetragen werden und den Ruhm der Bekenner ernten. Es machte denn

auch im Jahr 1882 die Armee ganz bedeutende Fortschritte. Die öffentliche Meinung war offenbar auf Seite der muthigen Evangelisten. Selbst im Parlament kam ihre Sache zur Sprache. Ein Mitglied richtete im Frühjahr 1882 an den Staatssekretär des Innern die Frage, „ob er nicht die Aufzüge der Armee, welche ernstliche Unordnungen und grobe Profanationen zur Folge hätten, verbieten wolle.“ Drei andere Abgeordnete stellten die Frage: „ob er nicht Maßregeln ergreifen wolle, um diese treuen Staatsbürger, welche die verworfensten Klassen der Gesellschaft dem Laster und dem Verbrechen zu entreißen suchten, gegen die Erbitterung der Massen und die Schwäche der Magistrate zu schützen.“ Die Regierung antwortete ausweichend. Die nächste Folge dieser Vorgänge war für die Sache der Armee nur günstig. Die Zeitungen besprachen dieselbe vielfach und die Freunde derselben veranstalteten in demonstrativer Weise Sammlungen zu Gunsten eines der angeklagten Heilsofficiere. Selbst im Hause der Lords erhoben sich gewichtige Stimmen dafür, daß die Heilssoldaten wie jeder andere Engländer das Recht hätten, in Procession, mit Musik und Gesang durch die Straßen zu ziehen und daß sie in diesem Rechte geschützt werden müßten. Zudem wurde die Frage auch in der Convocation der anglikanischen Bischöfe verhandelt. Erzbischof D. Tait (gest. 3. Dez. 1882) brachte die Sache auf die Tagesordnung. Der Bischof von Winchester hatte gefunden, daß die Armee in keiner Weise falsche Lehren verbreite, sich vielmehr auf das einfache Evangelium von der Rettung der Menschheit allein durch Jesus Christus beschränke. Sein Antrag, ein Comité von Bischöfen einzusetzen, welches sich noch weiter über die Arbeiten der Gesellschaft unterrichten und darüber berichten solle, ob und wie weit man den Geistlichen der Kirche den Rath ertheilen könne, mit der Armee zusammen zu arbeiten, wurde ohne Widerspruch angenommen. Der Erzbischof unterstützte die Bewegung mit Geld. Der Bischof von Bedford hielt sogar dem Corps in Newington eine Predigt, in der er u. A. bemerkte: „Da die Parochialgeistlichkeit mit andern Arbeiten überladen sei, so hätte die Armee eine berechtigte Aufgabe vor sich, und wenn sie dabei auch mit den Ordnungen der Staatskirche nicht übereinstimme, so habe sie doch die höchste Autorität (!?) für sich.“ Mehr konnte eine Gesellschaft, welche die Kirche gründlich verachtet, nicht verlangen. Die „Times“ sprach von „einer Wolke von bischöflichen Zeugen für die Verdienste des Generals Booth.“ Dieser feierte Triumphe. Die Zeitungen nahmen je länger je mehr Partei für die Heilsarmee gegen die Sicherheitsorgane. Auch die Appellationen dieser gegen die Verurtheilten der städtischen Behörden hatten Erfolg. Der höchste Gerichtshof von Plymouth entschied, daß die Armee wie jede andere Gesellschaft das Processionsrecht habe und daß jeder, der sie in Ausübung dieses Rechtes angreife, den gesetzlichen Strafen verfalle. Auch das war ein großer Sieg.

Zunächst flossen der Armee die reichsten Geldmittel zu. Das „Hauptquartier" konnte von Whitechapel nach Queen Victoria Street, eine schöne Straße, in ein stattliches Haus verlegt werden, das schon äußerlich die erhöhte Bedeutung der Armee erkennen ließ. Es gelang, ein großes Etablissement in Clapton, das früher ein Waisenhaus gewesen, für den Preis von 22 750 Pfund Sterl. (455 000 Mark) zu erwerben, und das Geld wurde zusammengebracht. Einige Tage später konnte der „Adler" mit dem griechischen Theater in der City road, einem der volkreichsten Viertel Londons, für 16 750 Pfund Sterl. „erobert" werden, um da den „Teufel" auszutreiben. Das große Grundstück hatte bisher zu Volksbelustigungen der zweifelhaftesten Art gedient und wurde der General von allen Seiten, so auch vom Erzbischof von Canterbury, und was am meisten bedeutete, von der Königin selbst in einem besonderen Schreiben beglückwünscht. Ein wichtiges Ereigniß für die Armee war auch 1882 die 17. Jubelfeier ihres Entstehens, welche im Alexander-Palast, einem großartigen, mitten in einem hübschen Parke gelegenen Gebäude, begangen wurde. Ueber 8000 Soldaten sollen hinter dem General einhermarschirt sein und die Menge der Theilnehmer am Feste wurde auf über 70 000 geschätzt, trotzdem ein Eintrittsgeld erhoben worden war. Der Zudrang war so enorm, daß dieses Eintrittsgeld auf große, am Boden ausgebreitete Leinwandstücke geworfen werden mußte. Den Glanzpunkt des Festes bildete eben die Verlesung des genannten Beglückwünschungsschreibens der Königin.[1])

Um das Selbstbewußtsein der Armee noch zu erhöhen, trafen auch aus den auswärtigen Stationen günstige Nachrichten ein. Zwar wurden die „Angriffe" auf das heidnische Paris zeitweilig von der Polizei untersagt, weil es wieder zu stürmischen Auftritten gekommen war, doch blieb das Pariser Corps bestehen und in der Folge kamen noch einige in der Provinz dazu, wie Valence, Nimes u. s. w. Das Hauptinteresse bei der Eroberung Frankreichs concentrirt sich selbstverständlich auf Paris. Da hat die Marschallin ihr Hauptquartier aufgeschlagen, und von da aus dirigirt sie die Operationen der verschiedenen, ihr unterstellten Truppen. Man würde sich aber sehr täuschen, wenn man meinte, Miß Booth beschränke sich auf die Leitung von ihrem Büreau aus, begnügte sich mit dem Studium der einlaufenden Rapports, mit der Ausfertigung von Befehlen, der Abfassung von Berichten und Artikeln für den War Cry oder dessen in französischer Sprache erscheinende Ausgabe, „En Avant" und was derartige Arbeiten mehr sind. Bald sehen wir sie auf Inspectionsreisen und größeren Recognoscirungen, bald in einer salle de lecture du Boulevard des Capucines (Lesehalle), wo sie an ihr Pariser

[1]) Pestalozzi a. a. O. S. 13.

Publikum eine Ansprache hält, aus der hervorgeht, daß es ihr weder an Gewandtheit, noch an Klugheit fehlt. Ein Auszug aus einer ihrer Reden im Dezember 1885 mag dies beweisen und zugleich zum besseren Verständniß ihres Auftretens dienen. „Jedermann weiß, sagte sie, daß wir mit der Politik nichts zu thun haben; das politische System, das ich für Frankreich vorzuschlagen habe, hat seinen Grund und Boden in einer andern Welt. Der Heilssoldat ist der treueste Patriot, denn er sucht sein Leben im Dienste des Vaterlandes zu opfern und dieses zu einer wahren, von allen andern Nationen beneideten Größe zu führen, die darin besteht, daß es den Weg der Ehre, des Rechts und der Gerechtigkeit niemals verläßt. Und wie thut er das? Nicht indem er sein Vaterland herabwürdigt; elend muß die Verfassung des Mannes sein, dem es gleichgültig ist, welchen Rang sein Vaterland einnimmt. Blind, selbstsüchtig und niedrig denkend muß der Mann sein, der wünschte, daß Frankreich keinen Einfluß haben sollte auf die höchsten Interessen der Menschheit. Was nützt es, die Menschen die Künste zu lehren, Musik, Malerei und mechanische Wissenschaften, wenn ihnen nichts gesagt wird von ihren Pflichten, von der Verantwortlichkeit, die das Leben ihnen auferlegt, von der Ewigkeit und von Gott? Wenn Gott und Ewigkeit wirklich existiren, dann stehen alle andere Dinge blos in zweiter Linie, und anstatt den sichtbaren Dingen alle Euere Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu widmen, müßtet Ihr den unsichtbaren Dingen, die Euer ganzes Leben bestimmen sollen, Eure erste und hauptsächlichste Beachtung schenken. Mögen die Menschen thun was sie wollen, diese wichtigen Fragen werden weder von ihrer hohen Bedeutung noch von ihrer Dauerhaftigkeit etwas verlieren."

Am Weihnachtsabend finden wir die „Marschallin" mit acht Begleiterinnen vor den Theatern am Boulevard, alle mit „En Avants" ausgerüstet. Es ist bitter kalt, allein das hindert die kleine Gruppe nicht, sich vor den Theatern neben die Jungen hinzustellen, die das Programm verkaufen, und eines der Hallelujamädchen beginnt zu rufen: „En Avant un sou! Die große Frage von Himmel und Hölle!" Ein anderes läßt den Ruf erschallen: „Eure Seelen sind unsterblich!" Man denke sich die Verwunderung der Theaterbesucher, denen noch nie solche Worte beim Eingang in das Theater zugerufen worden waren. Ein Wagen fährt vor, zwei elegant gekleidete Damen in Begleitung eines Herrn steigen aus; die Marschallin, welche zunächst dem Eingang Stellung gefaßt hatte, redet sie an: „Wollen sie nicht mein Blatt annehmen, um es zu lesen bis der Vorhang in die Höhe geht?" Allein die Damen würdigen sie keines Blickes, sie sind mit ihren Handschuhen zu sehr beschäftigt. „Nehmen Sie, bitte, mein Blatt, es wird Ihnen wohlthun", fährt Fräulein Booth fort, allein sie erhält nicht mehr Aufmerksamkeit als das erste Mal. Da

tritt sie näher und spricht mit feierlicher Stimme: „Es ist Zeit, daß Sie an Ihre Seele denken!" Mit einem Ruck wenden sich alle drei nach ihr um und stehen einen Augenblick wie versteinert; ihr Blatt nehmen sie nicht, aber die Marschallin ist überzeugt, daß trotz Schauspiel und Applaus ihre Worte beständig in die Ohren derer schlagen, die sie einmal vernommen. Sie berichtet von einer ganzen Reihe von Vorfällen ähnlicher Art, die natürlich sich wiederholten. Im Januar 1886 besuchte der General Booth selbst Paris und hielt daselbst mehrere Reden in den von der Marschallin geleiteten Versammlungen und fand zwei Stunden Gehör.[1])

In den vereinigten Staaten Nordamerika's bestanden Ende 1882 12 Corps, darunter das Corps der Unbesiegbaren (the Invicibles) in New-York und 4 in Canada, Ende 1885 gab es aber daselbst mit Californien schon 149 Corps mit 313 Offizieren. Fort und fort wurden neue Posten vorgeschoben. 16 Staaten der Union waren bereits occupirt; die Kosten der „Kriegsführung" wurden wie überall aus den laufenden Beiträgen bestritten und darüber hinaus wurden als Beitrag zu den allgemeinen Fonds durch Verkauf der Litteratur und durch Beiträge von Soldaten und Freunden der Armee eine Summe von 130 000 Mk. flüssig gemacht.

In Canada werden noch wesentlich bessere Erfolge verzeichnet. 70 000 Versammlungen sind daselbst im Laufe des Jahres 1885 abgehalten worden, in denen über 20 000 Personen „die Rettung gesucht und gefunden haben." Gegen 400 000 Mk. wurden in derselben Zeit als Beiträge gesammelt. Selbstverständlich stehen die zu verzeichnenden Erfolge im engen Zusammenhange mit der Gewandtheit und Leistungsfähigkeit der höheren und niederen Offiziere und es muß betont werden, daß deren Thätigkeit in den meisten Fällen eine geradezu staunenerregende ist. Aus einem Bericht über eine von Commissar Coombs unternommene Reise kann man sich eine Vorstellung von dem machen, was von einem Heilsarmeeoffizier gefordert und geleistet wird. Während 23 Tagen, die er auf der Reise zubrachte, legte er 3911 englische Meilen zurück, indem er 200 Stunden auf Wagen (vielfach primitivster Art) zubrachte, daneben leitete er 26 Versammlungen (ungerechnet die Märsche und Paraden im Freien und die Bankette, an denen er theilnahm,) empfing in Privataudienz Candidaten und hielt eine große Anzahl von Besprechungen mit den Offizieren jedes einzelnen Corps. Im Ganzen hatte er zu 27 000 Personen gesprochen und gegen 500 hatten sich in diesen 26 Versammlungen auf die Bußbank geworfen. Beiläufig gesagt, erhellt aus dem Bericht, daß die Heilsarmee eine genaue Statistik über alles führt, was in ihren Bereich kommt und in demselben geschieht.[2])

[1]) Pestalozzi S. 24 f.

[2]) Pestalozzi S. 16 f.

Den größten Schritt aber that die Armee, als sie **Ostindien** in Angriff nahm, d. h. eine Heidenmission veranstaltete, die, weil sie die **Taufe** und eine gründliche Heilserkenntniß für unnöthig hält, in Widerspruch steht mit allem, was man bisher unter Heidenmission verstanden hat, und damit dort ein scheinbares Christenthum schafft, welches jeder wahren Bekehrung für Christus hinderlich sein muß. Eine Carrikatur einer wahren christlichen Mission! Der Begründer der indischen Heilsarmee ist F. de Lautour **Tucker**, der sich früher im Civildienst des indischen Reiches befand; er wurde durch den War cry auf die Bewegung aufmerksam gemacht, und reiste, um sie näher kennen zu lernen, nach England, wo er sich der Armee anschloß. Am 23. August 1882 segelte er mit 3 andern Offizieren nach Indien ab und landete am 19. September in Bombay in der Absicht, den „Angriff" sogleich zu beginnen; allein bei der damaligen Sachlage in Indien, bei dem beginnenden Kampf der englisch-indischen Truppen gegen den falschen Propheten im Sudan, glaubte die englische Regierung alles verhindern zu sollen, was die muhamedanische Bevölkerung irgendwie beunruhigen könnte. Es sollte jeder Argwohn ferne bleiben, daß ihr das Christenthum nunmehr mit Gewalt aufgedrängt werden solle. Es wurde daher den Heilssoldaten alsbald nach ihrer Ankunft mitgetheilt, daß auf offener Straße keine Demonstrationen geduldet werden könnten. Das Besondere, womit man hier zunächst die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf sich lenken wollte, war die Annahme der Tracht und Lebensweise der Eingeborenen. In dieser Tracht, auf einem gewöhnlichen Ochsenwagen, mit einer Fahne, die in einer der Landessprachen das Motto „Blut und Feuer" trug, hielten die 4 Offiziere, von denen einer eine landesübliche Weise auf einem Horn blies, gegen das Verbot des Gouverneurs am Tage nach ihrer Ankunft ihren Einzug in die vorgenannte Stadt. Das Ungewöhnliche der Erscheinung, zumal Engländer ganz in der Tracht der Eingeborenen zu sehen, erregte die Aufmerksamkeit von Tausenden, freilich auch die der Polizei, welche den Trompeter verhaftete. Das gleiche Schicksal traf die übrigen, als sie am nächsten Sonntag, ihre Armeelieder singend durch die Straßen zogen. Auf Grund der Anklage, daß ihre Demonstrationen geeignet seien, die Bevölkerung in Aufregung zu bringen und so das Gemeinwesen zu gefährden, wurden sie verurtheilt, der Major Tucker sogar zu einem Monat Gefängniß. Indeß machte die Sache doch Aufsehen und die einheimische Presse protestirte im Gegensatze zu der indo-englischen Regierungspresse im Interesse der allgemeinen Freiheit gegen das Vorgehen, und die englische evangelische Missionspresse, die sich mit den Heilssoldaten solidarisch erklärte, ließ entrüstete Artikel zu Gunsten des Märtyrers Christi erscheinen. Noch wichtiger war, daß einer der Hauptführer und Neubeleber der unter den Hindus ent-

standenen theistischen Bewegungen, die den Namen Brahma Samaj[1]) führt, der angesehene, auch in England wohlbekannte Babu Keshab Shunder Sen sich ihrer annahm. Unter seinem Vorsitz wurde in Calcutta ein großes Meeting gehalten, das den Beschluß faßte, bei dem Vicekönig gegen die Verfolgung der Heilssoldaten vorstellig zu werden, was die eingeborene Bevölkerung veranlaßte, sich für die Heilsarmee zu interessiren. Erst nach acht Monaten wurden ihre Versammlungen und Demonstrationen geduldet und fanden jetzt die größte Aufmerksamkeit. In einer Woche wurden 15 000 Exemplare des indischen War cry verkauft und der „Krieg" kam in vollen Gang; es wurden massenhaft „Gefangene" gemacht, hauptsächlich unter Muhamedanern und Hindus. Wie ein getaufter Christ in Europa braucht ein solcher nur auf der Plattform sich als „Sünder" zu bekennen, um als erlöster Heilssoldat aufzustehen, eine Schnelligkeit der Heidenbekehrung, die einzig ohne Beispiel dasteht. Nach dem Bericht des Major Tucker bestanden Ende 1883 Stationen in den sechs großen Städten Bombay, Madras, Calcutta, Poona, Lahore und Colombo auf Ceylon; die Zahl der Offiziere war auf 39 gestiegen. Die Armeegesänge wurden in's Hindostanische, Marathische und Tamulische übersetzt, während von dem War cry eine Ausgabe in der marathischen und eine in der Gusarattisprache erscheint. Besonders wird die große Opferwilligkeit der nichtchristlichen Eingeborenen gerühmt. Wirklich greift die Armee in Indien wie ein Krebs um sich. Die Indier finden namentlich großes Vergnügen an dem ganzen militärischen und lärmenden Apparat, an den Trommeln, Tamburinen, Fahnen und Prozessionen; sie sind voll des „Kriegsgeistes," schreibt Major Tucker. Eine indische Zeitung „Der Staatsmann und Freund von Indien" urtheilte: „Die Heilssoldaten argumentiren oder disputiren nie; sie greifen keine Religion an; wir haben auch nicht ein einziges Wort von ihnen vernommen, das bei einer einem andern Bekenntniß angehörigen Person Widerstand hervorrufen könnte. Ihr Glaubensbekenntniß, wie wir es von ihren eigenen Lippen hören, ist ungemein einfach und, indem es leere Ausdrucksweisen gänzlich bei Seite setzt, vor allem in thatsächlicher und wissenschaftlicher Hinsicht wahr. Sie sagen ihren Zuhörern: „Ihr alle dienet entweder Gott oder dem Teufel. Es ist ein unendlich segenbringendes Ding, Gott zu dienen, während ihr durch Teufelsdienst unendlich und ewig elend werdet." Auf die einfache Betonung dieser Thatsache gründen sie nun die Aufforderung, sich sofort zu entscheiden, dem Bösen zu entsagen und das Gute zu erwählen.

In der Nachahmung der Lebensweise der Eingeborenen, um besser die Herzen derselben erreichen zu können, gehen die Offiziere der Heils-

[1]) Vgl. über die Reformbewegung unter den Hindus besonders Kolde a. a. O. S. 28, Note 3.

armee, dem Beispiel der indischen, heidnischen Priester folgend, von Haus zu Haus, um ihren Lebensunterhalt zu erbitten. Die Unkenntniß der indischen Sprachen war ein großes Hinderniß, die Heiden für Christus zu gewinnen, aber die Officiere überwanden auch diese Schwierigkeiten und machten in der Erlernung dieser Sprachen große Fortschritte. Im Jahre 1887 hatte Ceylon schon seine eigene Erziehungsanstalt, in welcher sich 50 Cadetten befanden und von denen 20 bekehrte Buddhisten waren. Aus den 50 Missionären, welche nach Indien gewünscht wurden, wurden 30 auserlesen, welche bereits die indischen Sprachen lernten, die indische Uniform trugen und sich in allem für die Arbeit in Indien vorbereiteten. Im September schiffte sich das indische Kontigent, das in Australien ausgehoben worden war, auf dem deutschen Dampfer Salier von Melbourne nach Colombo ein; im Ganzen waren es 4 Frauen, 9 Männer und 1 Knabe. Der Commissar, welcher in Indien die Heilsarmee befehligt und der früher ein Beamter der englischen Regierung war, äußerte sich über das neue System wie folgt. Wenn man unter den Eingeborenen lebt, so muß man, außer der Religion, gerade so wie sie leben. Das Christenthum hat bis jetzt in Indien nur deshalb wenig Früchte getragen, weil man englische Lebensweise damit verbunden hat. Von der ganzen Bevölkerung von 50 Millionen sind nur 3 Millionen Christen. Wenn unsere Officiere in Indien ankommen, so werden sie gleich Eingeborene. Sie wohnen unter den Eingeborenen, und wenn sie gute Freunde unter den im Disstriet wohnenden Engländern haben, so sind sie angewiesen, so wenig wie möglich sich in irgend welche Beziehungen mit ihnen einzulassen. Wir überbrücken den Abgrund, der bisheran zwischen den Engländern und den Indiern bestanden hat. Der Engländer verachtet die Lebensweise und die Gewohnheiten der Indier; dagegen ärgert sich der Indier über die Anmaßung der Engländer. Zwischen den beiden existirt kein Anknüpfungspunkt zur Vereinigung. Wir suchen diese Anknüpfungspunkte zu erreichen. Mit großer Verwunderung lernen die Eingeborenen erkennen, daß es Engländer gibt, die aus reiner Liebe für die Rettung der unsterblichen Seelen willig sind, aufhören zu wollen Engländer zu sein und sich nicht schämen dem Indier als Bruder zu dienen.[1]) Bald kamen denn auch günstige Nachrichten aus Indien. In einer großen Versammlung in der Heilsarmeekaserne in der Pettah war die Sympathie der zahlreichen Zuhörerschaft so stark, daß 150 Rupien ersammelt werden konnten. Durch die Heirath des Commissioner Tucker, des Befehlshabers der indischen Streitkräfte, mit Emma Booth,

[1]) Vgl. Heilsruf, amtliches Organ der Heilsarmee für alle Völker deutscher Zunge. Verantwortlicher Redakteur und Verleger Fritz Schaaf. Stuttgart Jahrg. 1887 Nr. 1, 6, 9. 1888 Nr. 1.

der zweiten Tochter des Generals, im Frühjahr 1888 sollte der Verbreitung des Werkes in Indien nicht wenig Vorschub geleistet werden. Bei der Hochzeitsfeier im Hauptquartier in London, der Mitglieder der Armee aus allen Welttheilen anwohnten, wurden 100000 Mark für den Krieg in Indien, in der Versammlung, die von Morgens 10 Uhr bis spät Abends unausgesetzt fortdauerte, ersammelt. In Bombay wurde eine Gefängniß- und Trunkenboldbrigade in's Leben gerufen. Die Polizei stand der Sache freundlich gegenüber und unterstützte dieselbe nach Kräften. Von 485 Soldaten in 13 Corps in Gujarat waren die meisten, annähernd 400, die gröbsten Götzendiener gewesen. Mehrere Officiere erlagen der Cholera und mußte ein Nachschub von 70 Officieren gemacht werden. In der Versammlung im Stadttempel zu London im Sommer 1888 erwähnte Commissioner Booth-Tucker, daß die Heiden Indiens das Christenthum und die Träger desselben haßten, sie hätten aber gelernt, die Heilsarmee zu lieben. Es wäre aber unmöglich, daß sie die Heilsarmee lieben könnten, ohne daß sie Christum liebten, der in der Heilsarmee lebe! Unter den jüngst Bekehrten befinde sich ein Häuptling der Afghanen, der jetzt als Cadett in die Heilsarmee eingetreten. Auch arbeiteten die indischen Kameraden unter den Aussätzigen in Hendala und erwartete man davon einen großen Erfolg. Die Behörden stellten ihnen jeden Sonnabend ein Boot zur Verfügung, auf welchem die Offiziere nach der Insel befördert werden, wo die Aussätzigen wohnen. Einige schöne Beweise der Liebe der Hindus zu den Officieren der Heilsarmee werden erwähnt. Die unter Leitung der Frau Booth-Tucker, die den indischen Namen Raheeman annahm, abgegangenen 50 Heilsofficiere kamen glücklich in Bombay an. Diese 50 Officiere wurden zu Ehren der Verheirathung der Fräulein Emma Booth mit dem Befehlshaber der indischen Streitkräfte die „Hochzeitsfünfzig" benannt, während die bereits nach Indien gesandten 50 Offiziere den Namen „Jubiläumsfünfzig" trugen. Auf dem Dampfer hielten sie während der Reise für sich und die übrigen Passagiere höchst angenehme und „zeitvertreibende" Gottesdienste mit Ansprachen und Gesang. Die erste Versammlung, die Frau Booth-Tucker in Bombay hielt, war eine höchst begeisterte. Dieselbe wurde im Novelly-Theater abgehalten und der Zudrang war ein ungeheurer, trotzdem ein Eintrittsgeld gefordert wurde; Regierungsbeamte, Leute aus den höheren Ständen, die in ihren Wagen angefahren kamen, Militärpersonen, die Geistlichkeit und die Presse, alle waren vertreten. Auf der Plattform waren außer den „Hochzeitsfünfzig" noch Offiziere aus den umliegenden Distrieten, im ganzen über 80. Die Versammlung stand unter der Leitung von Commissioner Booth-Tucker (Fakir Singh). Derselbe erwähnte, daß die Heilsarmee, obschon die jüngste, doch die größte Missionsgesellschaft in Indien sei; sie habe jetzt

160 europäische und 100 eingeborene Offiziere, 50 Corps und 30 Vorposten, in sechs verschiedenen Ländern in Indien. Die „Hochzeitsfünfzig" seien hauptsächlich für den Marathi-District um Bombay herum bestimmt und ihre Hauptschwierigkeit liege darin, geeignete Versammlungslokale zu bekommen. Ein Herr muhamedanischen Glaubens habe sich erboten, ihnen eine Halle zu erbauen und ihnen dieselbe unter leichten Bedingungen zu überlassen, ebenso ein anderer Herr (ein Hindu) in Poona. Auch habe ihnen ein Herr in Gujarat (ein Perser) ein Grundstück im Werth von 1500 Rupien geschenkt, um darauf eine Halle zu erbauen, und er hoffe, daß Andere diesem edlen Beispiel folgen würden. Der Gouverneur von Bombay habe ihnen erlaubt, jetzt in den Städten auch durch die Straßen, in denen die Eingeborenen leben, ihre Märsche mit Musik abzuhalten. Einen wesentlichen Fortschritt habe die Heilsarmee zu verzeichnen in der Verbreitung ihrer Zeitschriften. Die Zeitung „War cry" werde jetzt in der englischen, marathischen, gujaritischen, singhalesischen und tamulischen Sprache gedruckt. Der englisch-indische „War cry" werde wöchentlich in 2000 Exemplaren verbreitet und übertreffe jede andere religiöse Zeitung um das Doppelte. Von dem „Tamulischen" werden 6000 ausgegeben; zusammen würden ungefähr 240000 Exemplare jährlich verkauft. Dieses sei sehr bemerkenswerth, besonders wenn man in Erwägung ziehe, daß diese Zeitungen nur religiösen Inhaltes seien und keine Erzählungen oder Anzeigen irgend welcher Art enthielten. Außerdem wurde noch der englischen Gefängnißbrigade Erwähnung gethan und besonders hervorgehoben, wie man von Seiten der Regierung den Bemühungen der Heilsarmee, den armen, verlassenen Sträflingen zu Hilfe zu kommen, außer Geldbeiträgen, jede andere Unterstützung zu theil werden lasse. Zum Schlusse hielt Frau Booth-Tucker eine „wundervolle" Rede.[1]) Ein besonderes Augenmerk wurde auf die Bekehrung der Brahminen gerichtet.[2])

„Sieg" verkünden auch fortwährend die Nachrichten aus Australien, wo die Heilsarmee trotz mancher Hinderung bereits zu einer Macht geworden ist. Im Jahre 1883 waren dort schon 50 Offiziere angestellt; Ende 1883 hatte man in Neu-Seeland auch schon 80000 Exemplare der Penny-Gesangbücher abgesetzt. Als der „Oberst" Ballington Booth im September 1884 zur Inspektion nach Melbourne kam, wurde er von circa 2000 Heilssoldaten empfangen, und in Sidney benutzte sofort die Heilsarmee das große Weltausstellungsgebäude, und gibt sich der Hoffnung hin, von da aus in Bälde die „Operationen" nach China und Centralafrika ausdehnen zu können. Wenigstens wurde in Südafrika ein „Einfall" gemacht. Mit Einschluß von Neu-Seeland, Vandiemensland

[1]) S. die Rede Heilsruf Jahrg. 1888 No. 22.

[2]) Vgl. Heilsruf, Jahrg. 1888 No. 5, 9, 12, 21 und 23.

und Queenland sind in Australien 169 Corps mit 331 Offizieren bis zu Ende 1885 errichtet worden und deren Erfolge entsprechen vollkommen ihrer unermüdlichen Thätigkeit. Auch in diesen südlichen Ländern stieß die Heilsarmee auf ungeheure Schwierigkeiten. Bald stand ihr die einheimische Bevölkerung gegenüber und bewarf sie mit Steinen und Koth, wenn sie sich blicken ließ, bald schritten Polizei und Gerichte gegen sie ein und setzten ihre Führer gefangen; allein nichts hielt ihr Vordringen auf; mit innerer Siegesgewißheit hielt sie ruhig stand, bis die Aufregung vorüber war und schließlich behielt sie die Oberhand. Der anglikanische Bischof von Adelaide erklärte einst in einer seiner Predigten, daß der Geist, der die Heilsarmee erfüllt, eben der sei, dessen die Kirche so sehr bedürfe, und der Berichterstatter des „Südöstlichen Sternes" stimmte damit freudig überein. Einen ganz besonderen Erfolg hat in den australischen Colonien die sog. Prison-Gate-Brigade (Gefängnißthorbrigade) zu verzeichnen. Heilssoldaten postiren sich an den Gefängnißthoren, machen sich an die Freigelassenen, die ihre Strafe abgebüßt haben, heran und suchen sie unter freundlichem Zureden in ihre Baraken zu ziehen, wo sie weiter in sie eindringen, um sie zum Verlassen ihres bisherigen schlimmen und sündlichen Lebenswandels zu veranlassen. Ganz besondere Aufmerksamkeit widmet die Armee auch der zahlreichen, chinesischen Bevölkerung, die in den australischen Häfen sehr stark vertreten ist. Nach den im März 1886 aus Australien eingetroffenen Berichten waren die chinesischen Invasionscorps bereits zum Eintritt in die Aktion gerüftet.[1]) Von den vier in den australischen Colonien erscheinenden Ausgaben des War cry wurden wöchentlich 85000 Exemplare verkauft.

Der Jahresbericht von 1885 erwähnt das Vorhandensein von 17 Corps in Südafrika mit 35 Offizieren, die sich von Capland längs sowohl der östlichen wie der westlichen Küsten von Südafrika ausdehnen; eine Niederlassung ist 1885 sogar bis nach St. Helena vorgeschoben worden. Aber nicht blos auf das feste Land gedenkt die Armeeleitung ihre Operationen auszudehnen. Der officielle Bericht von 1885 sagt im Anschluß an die Mittheilung, daß ihr von einem alten Freunde (Cory) eine prachtvolle Dampfyacht geschenkt worden sei. „Unsere Flagge hat bereits auf der See geweht und Haufen von Matrosen und Fischerleuten haben sich um dieselbe geschaart. Wir beabsichtigen, alle unsere zur See gehenden Leute in „Schiffbrigaden" zu formiren, welche ganz speciell für die Rettung ihrer Kameraden zur See arbeiten sollen, so daß wir nach und nach jedes Handelsschiff zu einem Kriegsschiff der Heilsarmee umwandeln werden. Wir betrachten indessen die „Iole" nur als das erste Schiff unserer Flotte,

---

[1]) Pestalozzi a. a. O. S. 19 f.

die mit der Zeit eine große Bedeutung gewinnen muß."[1]) Im Laufe des Jahres 1886 wuchs die Heilsarmeeflotte zu einer nicht zu unterschätzenden Macht heran. Viele Schiffe segelten bereits unter der Heilsarmeeflagge und wurden an Bord derselben fast täglich regelmäßig Gottesdienste gehalten, in Folge derer sich Hunderte von Fischerleuten bekehrt haben. Nach dem Untergange des Dampfbootes Yole bedachte Cory die Heilsarmee mit einem anderen Schiffe, der „Vestal".

Seit dem Frühjahr 1886, wo Oberst Ballington Booth aus Australien nach London zurückkehrte, stand das Werk unter dem Befehl von Commissar Howard. In der Kolonie Victoria hatte Oberst Barker in der Fürsorge für entlassene Sträflinge und in der Rettung gefallener Mädchen vielen Erfolg. Unter den Urbewohnern der Kolonie Südaustraliens wurde gleichfalls eifrig gewirkt. Ebenso ging das Werk der Seelenrettung in Queensland, Neu-Seeland und Tasmanien „herrlich" voran. Der Oberaufseher der Gefängnisse in Australien versprach, die Heilsarmee in ihrer Arbeit möglichst zu unterstützen. In den Gängen der Gefängnisse und auf den Höfen ließ er gedruckte Karten anheften des Inhaltes, daß Gefangene, die sich nach ihrer Entlassung bessern wollten, bei der Heilsarmee hilfreiche Hand finden würden. Der Polizeipräsident von Melbourne dankte für eine solche Thätigkeit dem Obersten Barker von der Gefängnißbrigade und letzterer berichtete im Jahre 1888, daß seit der Eröffnung seiner Arbeit unter den entlassenen Sträflingen 4535 errettet und der menschlichen Gesellschaft als ehrliche Männer zurückgegeben wurden. Die englische Regierung in Australien bewilligte der Heilsarmee für diesen Zweck ihrer Thätigkeit eine jährliche Geldunterstützung von 20000 Mark. Einen wahren Glanzpunkt der Armee in Australien bildet nach ihren Berichten die große Heilsversammlung in Launceston. Oberst Barker erzählte, wie er und seine Frau im Jahre 1883 in Victoria angekommen, ohne einen Freund in der Kolonie zu haben. Anfangs konnte er nur vier Männer unterbringen. Später erhielt er gegen mäßige Rente das alte Büreau der Geheim-Polizisten. Viele Verbrecher und andere wurden bekehrt. Vier Jahre sind seitdem vorüber und zahlreiche Erfolge sind zu verzeichnen; 4575 entlassene Sträflinge wurden errettet; 14984 Personen fanden Obdach und Schlafstätte und 4575 wurden Speisen verabfolgt; in den Brunswick Heim wurden seit seiner Eröffnung 1024 Personen aufgenommen. Von diesen kamen 400 in Stellen, 100 kehrten zu ihren Verwandten zurück, 30 verheiratheten sich und 100 blieben zurück. Die Geetone und Castlemaine Heim gingen auch gut voran. Sie haben eine Samariter-Brigade mit Nachtdienst. Die Regierung und der Polizeichef

[1]) Pestalozzi a. a. O. S. 22.

unterstützten das Werk. Auch mehrere Pastoren spendeten demselben volles Lob. Das Besitzthum der Armee in Australien belief sich auf den Werth von circa 1 200 000 Mark. Australiens Selbstverläugnungswoche von 1888 brachte 20 000 Mark zusammen.[1])

Am Cap der guten Hoffnung ist die Heilsarmee schon seit 1884 thätig. Da die Mehrheit der Bevölkerung holländisch ist, so wurde auch ein Werk unter den Holländern angefangen; 1887 zählte man dort bereits sechs holländische Corps. Im Ganzen gab es damals in der Cap-Colonie und in Natal 36 Corps und 71 Offiziere. Da es wegen der dünnen Bevölkerung jener Districte vielfach unmöglich ist, feste Stationen zu gründen, so wurde, um die Bevölkerung zu erreichen, ein neuer Plan gefaßt. Ein Wagen, mit 13 weiß- und schwarzfarbigen Offizieren bemannt und von Ochsen gezogen, fährt von Haus zu Haus und von Dorf zu Dorf. Je nach Gelegenheit halten die Offiziere Versammlungen im Freien oder in gemietheten Gebäuden, oder gründen Stationen, wenn eine genügende Bevölkerung vorhanden ist. Auf ihrer ersten Reise, 600 Meilen landeinwärts, steuerten die Leute so viel an freiwilligen Beiträgen, daß nicht allein die Offiziere unterhalten, sondern auch die Kosten für den Wagen und die zwölf Ochsen bestritten werden konnten. Durch den ersten Versuch ermuntert, wurde ein zweiter Wagen gebaut und um schneller vorwärts zu kommen, mit Mauleseln bespannt. Die Regierung vom Cap der guten Hoffnung gewährte allen reisenden Heilsarmeeoffizieren ermäßigte Fahrpreise. Unter den Negern wurden ebenfalls Corps gebildet und da schon einige Offiziere die Sprache der Kaffern verstanden, so sollte auch die Kafferbevölkerung erreicht werden. Dasselbe gilt von den Zulus. Auch in Johannesburg (Transval) hat die Armee ein Corps. Innerhalb sechs Wochen wurde eine Schuld von 2000 Mark abbezahlt, welche noch auf der Heilsarmeekaserne lastete, so daß das ganze Gebäude schuldenfrei wurde. In Transval erhielten die Offiziere die Erlaubniß, in den Gefängnissen Ansprachen zu halten. In einer der Versammlungen, der 160 Gefangene anwohnten, kamen vier derselben an die Bußbank. Unter den Booren in Transval brach indeß 1888 das sog. „Goldfieber" aus. Schaaren von Kolonisten und Eingeborenen der umliegenden Stämme strömten in größter Eile auf die Hauptstadt Johannesburg und andere Orte, um sich ein Vermögen zu suchen. Kleine Ortschaften wuchsen in kürzester Zeit zu großen Städten an. Wo es bisher Mühe gekostet, zur Ausbreitung des Evangeliums in der Woche wenige Schillinge einzusammeln, betrugen jetzt die Collecten wöchentlich 30, 40, sogar 60 Pfund Sterl. Dementsprechend „ging auch die Rettung der unsterblichen Seelen voran.

[1]) Heilsruf, Jahrg. 1887 No. 1, 2, 9. Jahrg. 1888 No. 3, 4, 7, 17, 18 u. 23.

Kapitän Osborne ist auf dem Wege zu den Zulus. Er reist in Begleitung von drei Heilssoldaten auf einem mit sechs Ochsen bespannten Wagen durch die Republik und hofft bei den Zulus einzutreffen." Ferner erhielt die Armee eine Einladung, in Essequibo an der Westküste von Afrika den Feldzug zu eröffnen. Ein Bruder von dort schrieb, daß er willig sei, die Literatur der Armee dort zu verkaufen. Ueber den Erfolg bei den Zulus berichtet Stabskapitän Osborne: Unsere Bekehrten legen in der Regel schon in der ersten Versammlung Zeugniß ab. Den Tag über besuchen wir die Dörfer (Kraals) und jeden Abend um acht Uhr halten wir Versammlung in der Hütte des Häuptlings. Manchmal kommen 30—40. Die Zulus lernen unsere Lieder sehr gern und schnell, die in ihre Sprache übersetzt werden. Sie singen diese Lieder sogar beim Biergelage. Das Bier, das die Zulus trinken, ist sehr stark und berauschend. Eines Abends kam eine Masse angetrunkener Mädchen in unsere Versammlung und sobald sie uns sahen, begannen sie zu singen: „Ja, ja, Jesus starb für mich." Wir werden überall freundlich aufgenommen. Es gibt etwa 45 000 Eingeborene in Natal; die meisten andern sind Zuluflüchtlinge. Die schwarzen Eingeborenen sind sehr willig das Wort des Lebens zu hören und mit der Zeit werden wir hier eine mächtige Heilsarmee bekommen. — Die Anzeige einer größeren Versammlung in Südafrika schloß mit der Bitte: Jedermann ist ersucht, frühe zu kommen und einen Stuhl mitzubringen; dies geschah; die Halle war zum Erdrücken voll und am Schlusse der Versammlung suchten 13 Seelen Gnade.[1]) Der afrikanische War cry erschien 1888 in einer Auflage von 9500 Exemplaren.

Auch auf der westafrikanischen Küste St. Helena „ging die Rettung unsterblicher Seelen ungeschwächt vorwärts". Ein großes eisernes Gebäude, der Markt genannt, wurde der Armee zur Verfügung gestellt, um eines ihrer Theefeste zu feiern. Es sollen an demselben über 300 Personen theilgenommen haben.[2])

Sogar bis nach Westindien wurde der Krieg getragen. Schon 1885 von vielen Einwohnern Jamaicas zur Eröffnung eines Feldzuges eingeladen, konnte die Heilsarmee im Januar 1888 die Eröffnungsattake auf dieser Insel also vermelden: „Ungeheuerer Enthusiasmus. Die Straßen gedrängt voll. Versammlung auf einer Wiese, 6000 Personen gegenwärtig. Bitte an die Versammelten, auseinanderzugehen. Schnelle Verbreitung des Heils." Der War cry war 1888 im Jamaica das einzige dort erscheinende, illustrirte Blatt. In einer Stadt allein wurden von einer Auflage 5000 Exemplare verkauft. Den Versammlungen im Freien wohnten Tausende von Personen an und spendeten über 1000 Mark. In

[1]) Heilsruf, Jahrg. 1887 No. 1. Jahrg. 1888 No. 6, 8, 11, 12, 13, 19 u. 23.
[2]) Daselbst, Jahrg. 1888 No. 14.

Jamaica ging die Armee rasch vorwärts, so daß im Sommer 1888 Hilfstruppen aus England dahin abgehen mußten. In Folge der Hitze und des ungewohnten Klimas erkrankten die meisten Offiziere.[1])

Im Sommer 1888 erschien in London ein Bote aus China mit der Bitte um Offiziere aus der Heilsarmee. Dieselbe Bitte kam 1888 auch von Malta, und man versprach alle mögliche Hilfe zur Erstürmung dieser Festung.[2])

Sogar die Stadt Jerusalem bot der Armee eine „wunderbare Gelegenheit" zur Eröffnung einer Station. „Einer der Offiziere, dem der liebe Gott die Stadt Davids besonders auf das Herz gebunden zu haben scheint, ist sozusagen auf eine heimliche Weise dorthin gegangen, und schreibt uns jetzt, ihm Geld zu senden, um Handwerkszeng kaufen zu können. Er ist nämlich Zimmermann und will in Jerusalem so lange arbeiten, bis er die Sprache versteht. Wir müssen ihm Heilsarmeekameraden senden."[3]) Seitdem fehlen von dort Nachrichten!

In Betreff der Juden erließ Commissioner Railton 1887 folgenden Aufruf: „Alle Kinder Abrahams, welche zu unserer Armee gehören, sind gebeten, ihre Namen mit genauer Adresse und unter Angabe, zu welchem Corps sie gehören, und mit Aufschluß, was für ein Geschäft sie treiben und wie ihre Familienverhältnisse sind, an mich nach London zu senden.[4])

In dem Mormonenstaat Utah waren 1887 bereits drei Heilsarmeecorps und sollten in nächster Zeit noch zwei andere Stationen errichtet werden. Die Theater sind daselbst eine kirchliche Institution. Sonntagsschüler wurden zum halben Preise zugelassen und diese hoffte man zu retten. Ein bekehrter Mormone ist bereits auf einer Station in Nordamerika thätig.[5])

Von der russischen Regierung wurde die freie Circulation der Literatur der Heilsarmee im ganzen Lande bewilligt. Im Sommer 1888 machte ein Major derselben eine Inspektionsreise im Süden Rußlands; er besuchte Odessa und andere Städte.[6])

Wider anfängliches Erwarten machte die Heilsarmee während des Jahres 1883 auch in Amerika große Fortschritte. In den Vereinigten Staaten stieg die Zahl der Stationen von 12 auf 34, in Canada von 4 auf 12 und versprach man sich besonders viel von Californien, wo man den Chinesen nahezukommen suchte. Im Jahre 1886 reiste General Booth selbst nach Amerika und schilderte den ihm dort zu Theil

---

1) Heilsruf, Jahrg. 1888 No. 2, 8, 16, 19 u. 21.
2) Daselbst No. 19, 20.
3) Daselbst, Jahrg. 1887 No. 8.
4) Daselbst, Jahrg. 1887 No. 8.
5) Daselbst, Jahrg. 1887 No. 9. Jahrg. 1888 No. 24.
6) Daselbst, No. 6 und 15

gewordenen Empfang und seine Reise durch die Vereinigten Staaten und Canada als einen wahren Triumphzug. Während seines zehnwöchentlichen Verweilens habe er zu 200 000 Personen gesprochen. Mit welcher Schnelligkeit die Heilsarmee in den kleineren Städten Mitglieder gewinne, wäre geradezu wunderbar. Sie hätte 240 Städte in Angriff genommen und könnte noch vieles in Angriff nehmen, wenn sie die dazu nöthigen Männer und Frauen hätte.[1]) Eine besondere Aufmerksamkeit schenkte die Heilsarmee den Deutschen in Amerika. Das erste Corps für dieselben wurde 1888 in New-York errichtet.[2]) Im Frühjahr 1888 feierte die Armee in Amerika das 8. Jahresfest. Nach den Mittheilungen des amerikanischen War cry, der eine wöchentliche Auflage von über 100 000 Exemplaren hatte, war die Heilsarmee daselbst in 11 Districte eingetheilt. In den bedeutendsten Städten derselben sollten vom 1. bis 30. April 1888 großartige Demonstrationen stattfinden. Im Ganzen belief sich nach der Statistik vom 31. Dezember 1887 die Gesammtstärke der amerikanischen Streitkräfte auf 1507 Offiziere und 604 Corps, die übrigens fortwährend Zuwachs erhielten. In allen Staaten vom Norden New-Fundlands bis zum Süden von Texas und vom Osten des Staates New-York bis zum Westen des Staates Californien war die Heilsarmee vertreten. „Wie in allen andern Ländern, so ging es auch in Amerika; sobald die Heilsarmee in irgend einer Stadt den Feldzug eröffnete, strömten ihr die Massen zu, die sonst unter keinen Umständen irgend ein Gotteshaus betreten würden.“[3])

Zwar fehlte es auch in Canada nicht an Ausschreitungen gegen die Heilsarmee. In Quebec war ihre Procession durch die Straßen einem Angriffe von Seiten der Raufbolde ausgesetzt, wobei die Polizei abwesend war.[4])

Hingegen reichte die Halle im Hauptquartier zu Toronto, ungefähr 5000 Personen fassend, nicht aus, so daß man genöthigt war, größere Räumlichkeiten zu gewinnen. In Montreal wurde ein kolossaler Tempel erbaut, in welchem sich das Hauptquartier für das französische canadische Volk befindet. In Folge einer gewissen Wohlhabenheit in den Dörfern werden Indifferentismus und Trunksucht der Bewohner beklagt. Aber trotz dieser Gleichgültigkeit tragen die Heilssoldaten das Heil zu den verschiedenen Dörfern und viele Herzen nehmen dasselbe auf. Der Winter mit seinen großen Schneestürmen und seiner ungeheuren Kälte ist die günstigste Zeit zur Seelenrettung in den Dörfern. Im Sommer, der kurz

---

1) Heilsruf, Jahrg. 1887 No. 1.
2) Daselbst, Jahrg. 1888 No. 1.
3) Daselbst, Jahrg. 1888 No. 8.
4) Daselbst, Jahrg. 1887 No. 9.

ist, haben die Leute mit harter Feldarbeit zu thun; deßhalb ist es unmöglich, die Leute außer am Sonntage zusammenzubringen. Im Winter erfreuen sich die Söhne und Töchter der Bauern (Farmer) besonders an großen Schlittenfahrten; mitunter betheiligen sich an der Fahrt 30 - 40 Personen mit Musik und Fackeln. Die Heilssoldaten begleiten dann solche Fahrten. Die Unterhaltung dreht sich fortwährend um das Heil der Seelen und es kommt häufig vor, daß man Halt macht und betet, um eine arme unsterbliche Seele, die ihre Sünden fühlt, vor den Thron der Gnade zu bringen. Am Versammlungsorte angekommen, trifft man von allen Seiten Personen, um einer Heilsversammlung anzuwohnen. Viele Seelen wurden errettet und der Saufteufel wird auf diese Weise aus manchem canadischen Dorfe vertrieben. Dieses alles läßt sich nur erzielen durch harte Arbeit. An vielen Plätzen ist der Widerstand sehr groß und insbesondere der Indifferentismus das größte Hinderniß. Die Leute sind nicht zu den Versammlungen zu bringen und der in einem Orte stationirte Capitän muß daher durch Sturm und Schnee, mit Gefahr des Lebens die Dörfer besuchen, oft zu Fuß, da Pferde nicht zu bekommen sind. Ist das alles erreicht, so stellen sich vielleicht als Auditorium nur zehn junge Burschen ein; doch werden einzelne Seelen gerettet. In Canada gibt es auch deutsche Offiziere, die sich übrigens sehnen, an dem Heilskrieg in Deutschland selbst Theil zu nehmen. Im Jahre 1888 hatte die Heilsarmee in Canada 294 Stationen in Städten und 94 in Dörfern mit zusammen 869 Offizieren.[1])

In Deutschland wurde man erst seit dem Jahre 1881 darauf aufmerksam gemacht, daß sich in England eine Gesellschaft gebildet habe, die, in militärischer Weise organisirt, gegen den Teufel zu Felde ziehe. Das größte Aufsehen haben aber das Erscheinen der Heilsarmee in der Schweiz und die dadurch hervorgerufenen Auftritte erregt. Die Mißerfolge der „Marschallin" Booth in Paris veranlaßten dieselbe, in der freien Schweiz ein neues Gebiet zum „Angriff" aufzusuchen. Sie sollte sich jedoch in ihren Hoffnungen auf die Freiheit der Schweiz gewaltig täuschen. Am 22. und 23. Dezember 1882 schlug sie ihre ersten Schlachten im Casinosaale zu Genf, bei denen es sogleich zu den bedenklichsten Auftritten kam, die sich, obgleich die vielfach pietistisch gefärbten kirchlichen Kreise Genf's der „Armee du salut" die wärmsten Sympathien entgegenbrachten, während andere wenigstens die Freiheit der Religionsübung und des Versammlungsrechts auch für diese Sonderlinge gewahrt wissen wollten, in Biel, Neufchâtel, Chaud de fonds in schlimmster Weise wiederholten. Vergebens hatte der Staatsrath von Neufchâtel in einer

[1]) Daselbst, Jahrg. 1888 No. 2, 15, 17 u. 4.

Proklamation das Volk zur Ruhe und Achtung vor jeder Ueberzeugung aufgefordert. Die übergroße Kühnheit, mit der die Marschallin trotz des ausgesprochensten Widerwillens der Bevölkerung mit ihren Blut- und Feuerplakaten neue Schlachten ankündigte, steigerte die Gährung. Die Miß Marschallin wurde sammt ihren Offizieren auf Schritt und Tritt mit Schimpf und Spott bedeckt, mit Koth beworfen, mit Steinwürfen verfolgt. Das Bureau des Generalstabs der Heilsarmee wurde von der wüthenden Menge bombardirt. Die Insassen waren ihres Lebens nicht mehr sicher, so daß sie vor dem entfesselten Pöbel nach dem nächsten Polizeiposten flüchten mußten. Genf glich zwei Tage und Nächte einer in Aufruhr und Empörung begriffenen Stadt. Die Behörde mußte endlich einschreiten. Am 2. Februar 1883 beschloß der Genfer Staatsrath, die Versammlungen der Heilsarmee zu suspendiren. Dasselbe geschah in Neufchâtel, während der Berner Regierungsrath ihre Uebungen von vornherein für den ganzen Canton untersagte, als sie am 8. Februar in Saint Imier ihre erste Versammlung abhalten wollte. Neue Versuche zur Forsetzung der Versammlungen hatten zur Folge, daß die Marschallin, angeblich auch deßhalb, weil sie über die Verwendung der von ihr gesammelten Gelder jede Auskunft verweigerte, mit ihren Gefährten aus dem Canton ausgewiesen wurde.

Diese Maßregeln wurden indeß für die Behörden eine Quelle mancher Unannehmlichkeiten nach Innen und nach Außen. Die Gesetzmäßigkeit ihres Verfahrens wurde von vielen Blättern ernstlich in Frage gestellt, und Petitionen zu Gunsten der „Salutisten“ eingereicht, während in England die Ausweisung englischer Staatsbürger übel vermerkt wurde, und der englische Gesandte bereits am 19. Februar einen Recurs gegen das Ausweisungsgebot einreichte. Am 1. März kam es auch zu einer Interpellation im englischen Parlament. Die Ausgewiesenen hielten sich indeß in Lausanne auf; in Privatzirkeln, wozu man nur mittelst Karte Einlaß fand, wurden die Uebungen fortgesetzt. Die schon halb und halb gewonnenen frommen Kreise der französischen Schweiz betrachteten sie mehr und mehr als Märtyrer, als durch eine Schrift eine große Ernüchterung eintrat. Eine fromme und christliche Dame aus diesen Kreisen, die Gräfin Gasparin, lieferte in französischer Sprache unter dem Titel „Lisez et Ingez“ einen Auszug aus den „Orders and regulations for the Salvation Army,“ um daraufhin ein scharfes Verdammungsurtheil zu fällen.[1]) Die Wirkung war eine außerordentliche, besonders in den gebildeten Kreisen. Gleichwohl gab die Heilsarmee ihre Sache noch nicht verloren. Es gelang ihr, mehrere Corps in Genf und besonders in Neufchâtel zu errichten. Trotz

[1]) Siehe Näheres bei Kolde, a. a. O. S. 33 Note 2.

des Verbotes wurden sogar öffentliche Versammlungen im Walde gehalten, welche die Polizei eine Zeit lang gewähren ließ, schließlich aber Mitte September sich veranlaßt sah, Miß Booth zu verhaften und sie in das gewöhnliche Gefängniß nach Neufchâtel zu verbringen, worüber natürlich in England großer Lärm entstand. Auch von den Kundigen wurde die Berechtigung vor den schweizerischen Gesetzen zu diesem Verfahren verneint. In einem alsbald in London veranlaßten Entrüstungsmeeting konnte General Booth auf einen Brief von Gladstone hinweisen, nach welchem das auswärtige Amt die Sache in die Hand genommen hatte.

Das Nachspiel in der Schweiz war eine schwurgerichtliche Verhandlung am 29. Sept., vor welcher Miß Booth nach 12tägiger Haft unter ungeheurem Andrang des Publikums sich zu verantworten hatte. Nach dem Bericht der Frl. Booth hatte man die Anklage anfangs darauf begründet, daß die Heilsarmee als eine religiöse Körperschaft einer speciellen Erlaubniß bedurft hätte, mußte aber diesen Punkt fallen lassen, als die englische Gesandtschaft die Mittheilung machte, daß die Heilsarmee in England keine religiöse Körperschaft sei. Nunmehr lief die Anklage im wesentlichen darauf hinaus, daß die Angeklagten das Verbot, Versammlungen zu halten, verletzt hätten. Der Vertheidiger machte besonders geltend, daß durch die Regierungsmaßregeln die Religionsfreiheit verletzt worden sei. Den größten Eindruck aber brachte wohl die Marschallin selbst hervor mit ihrer von der Mutter ererbten, begeisterten Beredtsamkeit, indem sie den Staatsprokurator vor den Thron Gottes forderte, ihre auf die Rettung der Verlorenen abzweckenden Ziele auseinander setzte und nachwies, daß der Staatsanwalt ihnen sehr mit Unrecht den Gebrauch von Trommeln, Trompeten und Fahnen vorgeworfen habe, dessen sie sich in der Schweiz (wie überhaupt auf dem Continent) enthalten hätten. Da die Geschworenen die Frage, ob Miß Booth und die übrigen Angeklagten bei der von ihnen eingestandenen Gebotsübertretung in böswilliger Absicht gehandelt hätten, verneinten, endete die mehrtägige Verhandlung mit Freisprechung. Am 8. Oktober wurde jedoch die Marschallin wie Hauptmann Becquet, die indessen die Schweiz bereits verlassen hatten, auch aus Neuenburg ausgewiesen, und jeder andere Fremde, der daselbst Versammlungen der Heilsarmee veranstalten würde, mit derselben Strafe bedroht.

Die Schweiz schien jetzt vor den fremden Heilssoldaten gesichert, aber an ihre Stelle traten nunmehr einheimische, um das Werk fortzusetzen und allen Hindernissen zu trotzen. Der am 9. Juli 1884 gefaßte, gemeinsame Beschluß der Cantone Bern, Neufchâtel und Waadt, alle öffentlichen Versammlungen der Heilsarmee zu untersagen, ein Verbot, welches der Berner Regierungsrath mit Rücksicht auf die fortwährenden durch das Auftreten der Heilsarmee verursachten Ruhestörungen, welche zeitweilig wie

in Biel am 22. Juli sogar das Aufgebot von Militär gegen den wüthenden Pöbel nöthig machten, noch in demselben Monat auf alle Versammlungen ausdehnte, konnte die Ausbreitung der Heilsarmee in der Schweiz doch nicht hindern. Ein Protest des „Obersten" Clibborn hatte zur Folge, daß nach längeren Berathungen der Berner Regierungsrath am 27. August einen Beschluß erließ, wonach die Uebungen der Heilsarmee, sowie jede propagandistische Thätigkeit mit Geld- oder Gefängnißstrafen bedroht wurden. Am entschiedensten suchte man sie in Waadtland zu unterdrücken. Hier wurde den Heilssoldaten bei schwerer Strafe verboten, in die Häuser zu gehen, um Propaganda zu machen, ihre Gesangbücher und andere Schriften zu verkaufen oder Geldsammlungen vorzunehmen. Trotzdem aber und obwohl die Regierungen alle fremden Heilssoldaten ausgewiesen, bestehen doch mehrere kleine Corps in Genf (ein französisches und ein deutsches), in Nyon, in Aubonne, Waadtland, Lausanne, Montecheroux u. s. w., die sich langsamer Fortschritte rühmen. Die „Kriegsberichte" der letzten Jahre sind voll von Schilderungen über Angriffe und dabei erlittenen Mißhandlungen, welchen die Armee in der Schweiz ausgesetzt war, und es kann nicht geleugnet werden, daß in vielen Fällen das Verhalten der Bevölkerung unwürdig war, und daß auch das Verhalten der lokalen Polizeibehörden vielfach tadelnswerth erscheint. Allein die Heilsarmee darf sich insoweit nicht allzu sehr beklagen, als sie eben den Kampf provocirt und es gerade ihre Absicht ist, ihn mit aller Gewalt herbeizuführen. Ueber die Vorfälle in La Sagne, in Val de Ruz, in Granges-Marnard, Biel und Hottingen bei Zürich bringt der „Heilskrieg" 1885 ausführliche Nachrichten. In neuester Zeit muß die Armee auch anderwärts an Bedeutung gewonnen haben, da sie selbst die Aufmerksamkeit der kirchlichen Behörden auf sich gezogen hat. Im Mai 1889 richtete der evangelisch-reformirte Synodalrath von Bern an die Kirchengemeinderäthe und Pfarrämter ein Schreiben, in welchem er u. a. sagt: dem Treiben der Heilsarmee könnten die obern Kirchenbehörden nicht mehr ruhig zusehen. Er müsse allerdings anerkennen, daß viele Salutisten, namentlich in den unteren Graden „von warmer Liebe zum Herrn und von dem aufrichtigen Wunsche beseelt seien, Ihm zu dienen und sein Reich auf Erden auszubreiten", und daß sie dies mit der Hingebung und einem Muthe thun, der vor keinem Opfer zurückschreckt, aber „der Leidensmuth derselben nehme mehr und mehr den Charakter des mönchisch-(!) sektirerischen Fanatismus an; das auffällige Hervortreten der Frauen widerspreche der bestimmten apostolischen Vorschrift, die ganze Bekehrungsweise sei gewaltthätig, eine Ueberrumpelung, geeignet, Scheinbekehrungen zu Stande zu bringen; widerevangelisch sei die Vermengung des Heiligen mit dem Trivialen, des Göttlichen mit dem Komödienhaften; das Treiben sei um nichts besser als

die Frömmigkeitsübungen der Pharisäer und Schriftgelehrten. Endlich sei es beleidigend für Volk und Kirche Bern's, das Land „erobern" zu wollen, als ob es ein heidnisches wäre." [1]) Das marktschreierische Treiben der Heilsarmee muß also die Berner protestantische Landeskirche mit ernsten Gefahren bedrohen, wenn das Einschreiten der kirchlichen Behörde für nöthig erachtet wurde.

Sogar bis in den scandinavischen Norden hinauf wurden die „Angriffe" ausgedehnt. In Schweden wurde die Tochter eines Banquiers, Namens Hanna Ouchterlony, von dem Generalstabschef H. Bramwell Booth, dem ältesten Sohne des Generals, während dessen Aufenthalt daselbst im Jahr 1878 für die Armee gewonnen und setzte es endlich bei dem General durch, daß unter ihrer Führerschaft einige Offiziere nach Schweden gesandt wurden. Ende 1882 begann „Major" Hanna Ouchterlony daselbst den Kampf und zwar in Stockholm. Nach den ersten Erfolgen erhob sich wie überall die Volkswuth gegen diese sonderbaren Bekehrer, das Militär mußte zu ihrem Schutze einschreiten, die Theater, Hallen, Reitschulen u. s. w. wurden ihnen verschlossen. Eine zeitlang mußte man sich trotz der schwedischen Winterkälte mit Demonstrationen und Gottesdienst im Freien begnügen. Allmählich fand das Volk doch Geschmack daran und wurden 1883 außer dem zu Stockholm noch ein Corps zu Gothenburg, Noorköping und eines in der Universitätsstadt Upsala errichtet. Im letztern Ort besitzt die Armee mit einem Contingent von 155 Soldaten ein selbsterbautes Gebäude für 1500 bis 2000 Personen, und in Stockholm wurde am 28. September ein großes Gebäude, welches 4000 Menschen fassen soll, als „New Salvation Cathedral" eröffnet. Die Staatskirche wie die meisten Dissenters, mit Ausnahme der Baptisten, verhielten sich ablehnend. Die finanziellen Verhältnisse sollen in Schweden nicht besonders günstig für die Armee liegen, so daß sie ihre Operationen wegen der in der Kriegskasse herrschenden Ebbe nicht mit dem Nachdruck betreiben kann, wie es dem Wunsch und Willen des schwedischen Hauptquartiers entsprechen möchte. [2]) Im Anfang des Jahres 1887 waren indeß in Schweden 11 Corps und 30 Offiziere, und das Werk ging, wenn auch mit vielen Verfolgungen verknüpft, seinen geregelten Gang und nahm stetig zu. Einer der Offiziere, welcher wegen Abhaltung einer religiösen Versammlung verhaftet und in's Gefängniß geworfen worden war, wurde auf Befehl des Königs von Schweden, als er davon hörte, sofort in Freiheit gesetzt.

Gefle, die äußerste Station im Norden, im Sommer vielfach von Lappländern besucht, ermöglichte es, auch unter diesen zu wirken. Außerdem wurde Linköping eröffnet, war aber ein sehr harter Platz.

[1]) Vgl. Stuttgarter Deutsches Volksblatt. Jahrg. 1889 vom 6. Juni No. 128.
[2]) Pestalozzi a. a. O. S. 23.

Anfangs erschien eine gelehrte und ehrwürdige Zuhörerschaft. Im Mai 1887 hatten sie 60 Bekehrte auf der Plattform. Die Studenten wohnten in Massen den Versammlungen bei. Als aber einige derselben das Heil fanden, wurde ihnen der Besuch der öffentlichen Versammlungen vom Curator verboten, dafür hielten die Offiziere mit ihnen Versammlungen in Privathäusern. In den nördlichen Wäldern Schweden's hatte die Heilsarmee ein herrliches Werk unter den Dorfbewohnern. In einem einzigen Dorfe von 500 Einwohnern wurde innerhalb einer Woche die Hälfte bekehrt. Ehedem fragten die Leute nichts nach der Religion, selten ging Jemand in eine Predigt; jetzt hören sie den weiblichen Offizieren aufmerksam zu. Der 24. Juni ist ein Festtag in Schweden. Die Heilsarmee benutzte denselben, „um ein Besonderes für das Reich Gottes zu thun." Am Abende vor dem Festtage und am frühen Morgen desselben kamen die Contingente von Sundvall, Upsala, Mardjon, Tunadal, Alunda, Norrköping, Linköping und Wisby (Gothland) in Stockholm an. Mit Einschluß der Truppen in Stockholm waren es im Ganzen 800 Soldaten und 40 Offiziere und Cadetten, welche in den Baraken einquartirt wurden. In allen drei Hallen wurden am Morgen und Nachmittag Versammlungen gehalten; des Nachts versammelten sich alle in der „alten Reitbahn", in welcher vor fünf Jahren die ersten Heilsversammlungen in Schweden gehalten wurden. Trotzdem, daß 25 Ore Eintrittsgeld gefordert wurden, waren 2000 Personen gegenwärtig. „Einige" Seelen wurden gerettet. Am 5. November 1887 kam General Booth selbst nach Stockholm und wurde in der von ihm anberaumten Versammlung mit dem Rufe empfangen: „Gott segne den General!" Am Abende sprach er in der Reitschule, die zum Erdrücken voll war und sagte u. a.: „An manchen Orten nennt man mich Papst; mag dem sein wie ihm will, jedenfalls scheinen meine Leute mit ihrem Papst zufrieden zu sein" u. s. w. Vom Dezember 1887 bis März 1888 wurden auf der Station Norrköping 200 Seelen errettet, darunter fanden sich 105 Soldaten. Im August 1888 wurde berichtet: In Schweden und Norwegen marschirt die Armee rasch vorwärts. In Schweden zählte sie 35 sebstständige Corps. In der ersten Woche bei ihrem Einzuge in Joenköping bekehrten sich daselbst 100 Seelen. In Christiania (Norwegen) gedachten die Feinde der Heilsarmee eine Versammlung abzuhalten, in welcher berathen werden sollte, wie die Armee zu vertreiben sei. Aber am Abende vorher kam die Genehmigung vom Könige, wonach es dem General erlaubt ist, in der Stadt zu bauen und Besitzthum zu haben. Eine schwedische Prinzessin gab ihre Juwelen her, um ein Spital für Frauen bauen zu lassen. Als sie Reuethränen in den Augen einer ihrer Kranken sah, rief sie gerührt aus: in diesen Thränen sehe ich meine Juwelen wieder. Eine Gräfin in Norwegen schenkte der

Heilsarmee Land in der Mitte der Stadt Christiania gelegen, und ward darauf ein Gebäude errichtet, welches zwei Hallen enthalten sollte, je für 1500 und 600 Personen. Außerdem wurden in dem Gebäude die Offizierswohnung und die Cadettenschule eingerichtet. Das Ganze sollte 88,000 Mk. kosten. Der schwedische Kriegsruf hieß „Strids-Ropet". [1])

In Dänemark wurde die Blut- und Feuerfahne Ende Juni 1887 aufgepflanzt. Die Eröffnung des Werkes in Kopenhagen geschah unter regem Interesse und allgemeiner Aufregung. Die Presse leistete Großes in Beschreibung der Versammlungen und das „Frelsens Haer" wurde das Tagesgespräch. Der erste Tag der Heilsarmee in Kopenhagen schloß mit der Errettung von 4 Seelen und einem großartigen Durcheinander. Den nächsten Abend standen etliche 1000 Personen vor der Halle, entschlossen in dieselbe hineinzukommen, die doch nur 500 Personen fassen konnte. Nur mit der größten Mühe vermochte die Polizei Ordnung zu erhalten. Den folgenden Abend war es noch schlimmer, trotzdem daß 25 Polizisten auf dem Platze erschienen waren, um die Ordnung aufrecht zu erhalten und dafür zu sorgen, daß die Versammlungen nicht gestört wurden. Und wie ging es innerhalb der Halle zu? O! herrlich, sagt der Heilsruf. Jeden Abend kommen schwerbeladene Sünder unter das Kreuz und seit den 5 Wochen unseres Hierseins haben wir 120 Bekehrte. Die meisten davon sitzen mit uns (den Offizieren) auf der Plattform und zeugen davon, was der Herr an ihren Seelen gethan hat! Das amtliche Regierungsblatt in Kopenhagen schrieb: Nun, da die Heilsarmee bei uns eingekehrt ist, möchten wir das Volk im Allgemeinen, sowie die in Aemtern stehenden Personen, die Kirchenglieder und die Pastoren veranlassen, mehr für jede Klasse, besonders für das geistliche Bedürfniß der arbeitenden Klassen zu sorgen. Am 5. November sollte der General selbst in Kopenhagen eintreffen. Dahin wurde auch Stabshauptmann Fritz Schaaf aus Stuttgart berufen. In Kopenhagen angekommen, hielten sie Versammlungen in ihren Lokalen und die Hauptversammlung in einer großen Methodistenkirche, die 2500 Personen faßt. Zu allen Versammlungen war der Andrang sehr groß, so daß mehr als 1000 Personen weggewiesen werden mußten. Wirklich konnte alsbald in Kopenhagen eine dritte Station errichtet werden. Anfangs 1888 wurde Aalborg als Heilsarmeestation eröffnet und die größte Halle der Stadt war jeden Abend von „oben bis unten" gedrückt voll. Das Interesse in dieser Stadt für die Heilsarmee war auf dem „Siedepunkt". Bei der Eröffnung der Station Odense wurden 77 Seelen errettet. Im Juni wurde in einem der verkommensten

[1]) Vgl. Heilsruf, Jahrg. 1887 No. 1, 4, 7, 11 u. 12; Jahrg. 1888, No. 6, 16 u. 18. Merkwürdigerweise spielt in diesen Berichten aus Schweden der Teufel keine Rolle.

Stadttheile Kopenhagens das 5. Corps eröffnet. Das Lokal faßte 300 Personen und war in der ersten Versammlung „gesteckt" voll und 100 konnten nicht herein; trotz des fortwährenden Lärmens kamen zwei Seelen zum Heiland. [1])

Im Frühjahr 1887 wurde gemeldet, daß die Eröffnung des Heilsarmeefeldzugs in Holland nahe bevorstehe. Kapitän Tyler war bereits nach Amsterdam abgereist. Noch im Juni fand das erste Gefecht daselbst statt. Im August wurden die Fahnen an das erste holländische Corps verliehen. Bei diesem Anlaß berichtet der Heilsruf, in den holländischen protestantischen Kirchen sei an jedem Sonntag zweimal Predigt, welche gewöhnlich zwei Stunden dauere und während welcher der gemüthliche Holländer abwechsend zuhöre, schlafe und träume, weßhalb der etwas lärmende Gottesdienst der Heilsarmee mit Blasinstrumenten, Harmonikas und kurzen Ansprachen die Menge besser „unterhalte". Den Heiligen war es anstößig, aber die Sünder hatten im Allgemeinen gute Zeiten dabei. Die Menge strömt uns zu und jeden Abend ist die Halle gesteckt voll. Wie in der Versammlung sich die Kraft Gottes mehr und mehr offenbart, so ist auch der Teufel nicht unbeschäftigt. Nicht selten schlägt derselbe über die Schnur und dann fängt das Gefecht erst recht an. Am Sonntag Morgen waren 200 in der Gebetsversammlung, meistens starke rohe Männer, die gewiß gewohnt waren, weit mehr im Wirthshaus zu verkehren als in der Kirche, dabei wurde ein Sünder errettet. Den ganzen Tag stehen Haufen von Menschen drinnen und draußen, auf 5 Minuten Ruhe folgt 10 Minuten Sturm. Kaum hatten wir angefangen, dann brachen die Ruhestörer schon los. Sie standen auf, schwangen ihre Schnapsflasche, fingen an zu trinken und zu singen. Am nächsten Abend war Fahnenverleihung. Der Saal war gedrängt voll. Man hatte an die Menge freien Schnaps vertheilt, um uns zu stören. Alle Stände waren vertreten. Volle 1½ Stunden dauerte der Kampf zwischen Sündern und Soldaten um den Sieg. Um ½10 Uhr waren die hartnäckigsten Ruhestörer durch die Polizei entfernt und mehrere Seelen wurden dem Herrn zugeführt. Bald darauf wurde eine zweite Station in Amsterdam und eine in Harlem eröffnet und das Werk ging unter dem Schutze der Regierung herrlich voran. Viele Socialisten wurden dem Heiland zugeführt und kämpfen jetzt für die Bekehrung ihrer Kameraden. Ueberhaupt war unter dem Schutze der Regierung der Erfolg der Heilsarmee in Holland staunenerregend. Von allen Städten hörte man den Ruf: Sendet die Heilsarmee, sodaß mehr Offiziere erforderlich wurden. In Amsterdam erwarb die Heilsarmee große Gebäulichkeiten. In denselben befindet sich

[1]) Heilsruf, Jahrg. 1887 No. 7, 10, 11 u. 12. Jahrg. 1888 No. 2, 6, 9 u. 12.

eine Halle, die 1200 Personen faßt, außerdem ein Verkaufslokal und 78 eingerichtete Schlafzimmer zur Aufnahme von Cadetten. Major Hodder anerkennt dankbar die Unterstützung der Regierung und der Bürgermeister und berichtet von dem zahlreichen Besuche der Lokale der Heilsarmee, welche jeden Abend mit Männern und Frauen angefüllt eien. Ueberhaupt seien die Aussichten für eine reiche Seelenernte in Holland immer herrlicher. Fluſching, der Seehafen, sollte eröffnet werden und wurde eine Halle in der Stadt gemiethet. Auch in der Universitätsstadt Utrecht wurde eine Halle erbaut und durch den General selbst eröffnet. Baronin Van Vortzalaar hatte den Boden dazu geschenkt. Die Feier war eine sehr gelungene; das Volk freute sich ganz besonders, den General zu sehen und ihn in seiner einfachen kräftigen Weise von dem Leben und Wirken, Zweck und Absicht der Heilsarmee reden zu hören. Ende 1888 hatte die Armee in Holland 20 Stationen und jeder Rapport brachte die freudige Nachricht, daß Seelen sich zum Heiland bekehren.[1])

Von Holland aus machte Major Hodder mit Adjutant Schoch im September eine Reise nach Belgien, wo sie neue Stationen zu errichten gedachten. Sie waren in Brüssel, Antwerpen, und St. Nicolas und gaben ihre Aussichten dahin ab: „Dieses Land wird ein sehr günstiges Arbeitsfeld für die Heilsarmee sein und wir erwarten, daß sich Tausende zum Herrn bekehren werden. Jetzt freilich liegt es in den Händen Satans, aber mit der Hilfe und dem Beistand unseres Gottes werden wir den Sieg davontragen."[2]) Außerdem wurde ein großer Circus zu Gent und eine andere große Halle zu Malines gemiethet.

Wenden wir uns jetzt nach Italien und Rom. Donnerstag den 10. Februar 1887 verabschiedete sich Stabshauptmann Vint nebst seiner Frau von seinen englischen Kameraden in der Regent-Halle, um den Heilsarmeefeldzug in Italien zu eröffnen. Der erste Angriff sollte in Rom stattfinden. Lieutenant Hak sollte sie begleiten. Bei dieser Gelegenheit wurde Vint zum Major befördert. Auf die Frage des Feldsekretärs, was seine Erwartungen wären, antwortete der Major: Wenn ich meinen Schädel in Rom eingeschlagen wünschte, so könnte ich meinen Wunsch in Zeit einer Woche erfüllt sehen; doch mit ein wenig gesundem Menschenverstand, und indem ich ein wenig vorsichtig zu Werke gehe, hoffe ich den Sieg davonzutragen, ohne meinen Kopf einzubüßen. Nach ganz kurzer Zeit berichtete Vint 20 Bekehrungen in Rom. Viele von ihnen könnten weder lesen, noch schreiben, und wäre er gezwungen ihnen Unterricht zu

---

[1]) Heilsruf, Jahrg. 1887 No. 5, 8 und 10. Jahrg. 1888 No. 2, 4, 19, 20 und 22.

[2]) Heilsruf, Jahrg. 1888 No. 19.

geben, damit sie die Bibel und die Heilsarmeelieder lesen könnten.[1]) Bald wurde indeß der Kampf in Italien als sehr hart geschildert. Ein gewisses „Scheinlicht in einer gewissen Stadt hat eine Rede losgelassen. Diesmal nicht gegen den Papst, den Vatican oder die Priester, sondern gegen die arme Heilsarmee. Der General und seine Krieger wurden als Charlatans, der Gottesdienst als unehrerbietig und das Kommen der Heilsarmee als völlig unnöthig hingestellt. Ein armer Katholik war gewiß erstaunt darüber, daß es auch Protestanten gibt, die etwas anderes zu thun haben, als in den Versammlungen auf die römisch Katholischen zu schimpfen. Die Enthüllungen über die Heilsarmee hatten seine Neugierde angeregt und er besuchte endlich ihr Versammlungslokal. Alle seine eingesogenen Vorurtheile verschwanden im Laufe der Versammlungen. Am Schluß kam er an die Bußbank." Fürwahr, ein armer Katholik! In einer Woche des Juli wurden in Rom 24 Seelen gerettet. Der Andrang zu den Versammlungen war sehr groß und in steter Zunahme begriffen. Die Halle befand sich: Via la Principessa Margherita 93 nahe der Eisenbahnstation. Es ging in Rom das Werk der Heilsarmee herrlich voran. Im Februar 1888 wurde jedoch gemeldet: In Rom sind in den Gottesdiensten der Heilsarmee große Störungen vorgekommen. Es gelang der Polizei, in kurzer Zeit Ordnung zu schaffen und nun geht alles wieder gut. In Stuttgart beschränkt man die Heilsarmee, in Rom haben wir Freiheit und beschützt man uns. Besser, wir gehen alle von Stuttgart nach Rom und lernen, was Religionsfreiheit ist. Das officielle Organ der Heilsarmee „Grido" durfte von den Offizieren öffentlich auf den Straßen zum Verkauf ausgerufen werden; der Verkauf desselben wurde aber auch in den italienischen Kantonen der Schweiz betrieben. Die Polizei in Rom war ebenfalls sehr freundlich und ersuchte die Heilsarmee, auch in andern Städten Hallen zu eröffnen. An einem Sonntag im Juni kamen sechs theure Seelen an die Bußbank und trotz der großen Sommerhitze waren die Soldaten entschlossen, vorwärts zu gehen.[2])

Der Heilsruf vom September 1887 meldet aus Spanien: Schon seit mehreren Jahren hat ein dortiger Methodistenprediger uns gebeten, Offiziere zu senden; er möchte die Heilsarmeeflagge, bevor er zur ewigen Ruhe eingehe, in diesem Lande aufgepflanzt sehen, und erbot sich, die zu sendenden Offiziere auf seine Kosten so lange zu erhalten, bis sie die Sprache gelernt hätten. Ohne über das weitere Vordringen der Heils-

---

[1]) Dazu machte die Redaktion die Bemerkung: In Deutschland ist es gerade umgekehrt; da können alle die Bibel lesen, aber wenige können sagen, daß Jesus sie errettet habe. Welches von beiden ist nun wohl das Beste im Hinblick auf die Ewigkeit?

[2]) Vergl. Heilsruf, Jahrg. 1887 No. 2, 3, 6, 7, 12. Jahrg. 1888 No. 4, 5 und 12.

armee unterrichtet zu sein, erwähnen wir blos einen Bericht des Commissioner Railton über seinen Besuch in diesem Lande. Er fand, daß die Spanier Gefallen an seiner Uniform hatten und daß diese überhaupt ein guter Paß für die ganze Welt sei und fährt dann fort: „Die Freundlichkeit, mit der ich allenthalben begrüßt wurde, nicht nur bei Protestanten, sondern auch bei Katholiken, läßt uns erkennen, welch' ein Schatz die Armee ist allen denen, welche das Gute lieben. Alle Arten von protestantischen Gläubigen scheinen in Spanien in der schönsten Harmonie zusammenzuwirken. In einem Punkte besonders waren sie einer Meinung, nämlich, daß sie von Herzen wünschten, die Heilsarmee möchte nicht in ihre Nähe, und besonders nicht dahin kommen, wo sie schon angefangen hätten. Ich war ganz einverstanden mit diesem letzten Punkte und mehr als die lieben Leute ahnten, bereit, einem zweiten Wunsche nachzukommen, nicht als Protestant, sondern als Heilssoldat aufzutreten. Gegen das Papstthum zu eifern, würde nichts Gutes bewirken; die Mehrheit des Volkes ist nur zu gerne bereit, solchen Anfeindungen, solchen Angriffen gegen die Priester zu lauschen, und das Resultat davon ist der krasseste Unglaube. (Railton war der spanischen Sprache mächtig.) Nachdem ich erst zwei Tage im Lande gewesen, forderte mich der Methodistenprediger auf, die Leute spanisch anzureden. In der Stadt Barcelona fand ich in einer Abendversammlung trotz des heißen Wetters 40 Personen anwesend, und ungefähr dieselbe Zahl in einer Vorstadt. In Valladolid fand ich eine kleine Versammlung, die wöchentlich zweimal zusammenkommt, unsere Lieder singt und betet, daß die Armee bald des Weges kommen möge. An einem Nachmittag besuchte ich einen Bruder auf dem Felde. Gar viele besitzen ein Stück Land, das sie bebauen und wo sie die heißesten Monate Juli, August und September zubringen. Zu dem Zweck machen sie sich Hütten von Segeltuch, mit Stroh bedeckt, eine der vier Seiten ist ganz offen. In einer solchen Hütte saßen wir auf dem Stroh, während vier oder fünf von den nächsten Nachbarn sich einfanden, und hielten eine Versammlung. Ein Trunkenbold wurde errettet." Railton glaubte, daß gerade in diesen Hütten auf dem Felde das geistige Ackerfeld mit Erfolg bearbeitet werden könnte.[1]) So wollten sich denn die alten und jungen Methodisten in Spanien keine Konkurenz machen und die Heilsarmee sich zunächst darauf beschränken, die Leute in ihrer Einsamkeit und Vereinzelung zu „fangen". Es ist dies keine üble, wenn auch nicht ehrliche Kriegslist.

In England traf inzwischen die Armee ein schwerer Schlag. In dogmatischer Beziehung scheint die Hochkirche an deren Sache keinen be-

[1]) Heilsruf, Jahrg. 1887 No. 8. Jahrg. 1888 No. 19.

sonderen Anstoß zu nehmen, obwohl von katholischer Seite kein geringerer als Kardinal Manning sein Verdict über dieselbe ausgesprochen hat.[1]) Dagegen haben die immer größeren Ausschreitungen und Absonderlichkeiten der Armee das Urtheil der Bischöfe der Hochkirche schwankend gemacht und die Unmöglichkeit eines Zusammenwirkens mit derselben blosgelegt. So machte sich in einem öffentlichen Anschlag ein Hauptmann in Derby anheischig, zehn Minuten lang auf dem Kopfe zu stehen und in dieser Stellung die Bibel erklären zu wollen, und hat sein Versprechen wirklich erfüllt. Das war den Bischöfen der Hochkirche denn doch zu viel und ihre Convocation im Sommer 1883 bezeichnete die Armee und die durch sie hervorgerufene Bewegung als einen ungesunden Auswuchs am Körper der Kirche, der, alles in allem genommen, mehr Schaden als Nutzen zu stiften scheine.

Trotzdem wurde ihr System von der Hochkirche adoptirt. Noch im November 1882 brachten die Zeitungen die Nachricht, daß sich eine kirchliche Heilsarmee (The Church army) gebildet, deren Auftreten sich äußerlich wenig von der militärischen Heilsarmee unterscheide, dasselbe Verfahren mit Aufmärschen, Gottesdiensten im Freien, Mittheilungen von innern Erfahrungen verfolge, jedoch unter kirchlicher Sanction stünde und von den Pfarrgeistlichen geleitet würde. Indeß soll die letztere Angabe nicht ganz richtig sein, vielmehr der Geistliche nur die Oberaufsicht führen, die Leitung selbst unter speciell dazu erzogenen Laienagenten stehen, deren Ausbildung der Bischof von Oxford unter seinen Schutz genommen hat. Im übrigen ist die Kirchenarmee eine völlige Nachahmung der Heilsarmee. Die kurzen, nur 42 Punkte umfassenden „Elementarregeln“ für die Offiziere, (Officers primary regulations) schließen sich zum Theil wörtlich an die Bestimmungen der Heilsarmee an, ganz derselbe Apparat, dieselbe Erweckungsmethode mit Bußbank u. s. w. Doch dürfen Frauen nicht als Agenten oder Offiziere angestellt werden, obwohl sie in den Versammlungen sprechen dürfen. Auch die Uniform fehlt nicht. Eine seit 1883 alle 14 Tage erscheinende Zeitschrift „Die Streitaxt“, (Battle axe) ist ihr Organ. Sie geht Hand in Hand mit den Methodisten und bildet eigentlich blos einen neuen Keil, der in das morsche Gebäude der englischen Staatskirche eingetrieben wird, hat indeß nur wenige Erfolge und so gut als gar keine Aussicht für die Zukunft aufzuweisen.[2])

Am allerwenigsten aber bedeutet die kirchliche Armee eine Einschränkung der Heilsarmee. Die weitere Ausbreitung der letztern haben auch die Ausbrüche des Pöbels und der Skelettarmee nicht zu ver-

[1]) Vergl. Contemporary Review. 1882. Vol. 42 u. s. w. S. Kolbe a. a. O. S. 37. Note 2.

[2]) Näheres bei Kolbe a. a. O. S. 38 f.

hindern vermocht, welche in London selbst im Februar 1883 solche Dimensionen annahmen, daß die Armee sich veranlaßt sah, einige Zeit ihre Uebungen im Freien einzustellen, um sie, nachdem die Gegner sich beruhigt, unter dem Schutze der Polizei mit verstärkten Kräften wieder aufzunehmen. Wo nun die Heilsarmee mit ihren Aufzügen sich zeigte, erschien auch die Skelettarmee auf dem Platze. In die Gesänge der ersteren mischte sich das Pfeifen, Gejohle und Geheul der letzteren und nicht selten kam es zu blutigen Auftritten, wobei die Heilssoldaten meist keine Gegenwehr leisteten, sondern unter lautem Beten und Singen den Angriffen und Schlägen ihrer Feinde stille hielten.[1] Die Führer ließen sich nicht entmuthigen; hatten sie doch den Trost, Geld in Fülle eingenommen zu zu haben, und sie waren schamlos genug, in dem Kriegsbericht von 1883 es offen auszusprechen: „Wir haben Eimer voll Thränen vergossen, aber niemandes Auge ist darum trüber, niemandes Herz darum trauriger. Gott wischt unsere Thränen mit Fünfpfundnoten ab."

Aber gerade diese Geldsucht wirft auf das ganze Unternehmen die Schlagschatten eines schwindelhaften Betriebs unter dem Deckmantel der Religion. Denn in der That sind die Summen, über welche die Armee nach ihren Rechenschaftsberichten verfügt, erstaunlich groß und auch hier erweist sich die Methode des General Booth äußerst erfolgreich; gelang es ihm doch, in einer Versammlung vom 16. April 1883 in Exeter Hall in London 10 000 Pf. d. h. 200 000 M. zu collectiren. Nach seiner Angabe vom 23. April 1884 hat die Armee im verflossenen Jahre 393 000 Pf. das ist fast 8 000 000 M. eingenommen, theils aus den Collecten bei den Versammlungen, theils aus den Einkünften des Uniform- und Druckdepartement. Dazu kamen dann noch industrielle Unternehmungen, die darauf hindeuten, daß man allmählich alle Lebensbedürfnisse der Soldaten durch das Hauptquartier besorgen lassen will. Mit Armee-Schuhen und -Stiefeln hat man angefangen, seit Oktober 1884 gibt es nicht nur „Heilsarmee-Steppdecken", weiß und roth mit 4 Mottis, und „Heilsarmee-Handtücher," gebleicht und ungebleicht mit der Aufschrift „das Blut Christi macht uns rein von allen Sünden," sondern auch rothe „Heilskämme" mit dem Stempel „Heilsarmee." Auch hat man eine großartige Heilsarmee-Messerschmiede eingerichtet, von der man alle Sorten untrüglicher und bester Heilsarmee-Scheeren, Messer und Gabeln beziehen kann. Heilsarmee-Thee wird seit dem 19. November 1884 in 6 Sorten von 2—3 Schilling angeboten; dann gibt es Heilsarmee-Toilettenseife mit der unzerstörbaren Photographie des Generals oder seiner Frau oder eines seiner Kinder u. s. w.

---

[1]) Pestalozzi a. a. O. S. 13.

Indeß stehen den ungeheuren Einnahmen auch große Ausgaben gegenüber, denn der „Krieg“ jeder Art erfordert eben viel Geld. In den Jahren 1882—1884 wurden nicht weniger als 846 „Kasernen“ gebaut oder gekauft. Gleichwohl mußte sich die Armee in den meisten Fällen noch mit gemietheten Lokalen begnügen, wofür sie angeblich etwa 30 000 Pf. oder 600 000 M. zu zahlen hatte. Der War cry vom 5. November 1884 brachte die Mittheilung, daß sich zur Unterstützung der Armee eine Heilsarmee-Baugesellschaft gegründet hat. Was den Bestand der Armee betrifft, so schloß der Heilskrieg von 1883 mit 634 Corps und 1541 Offizieren; dagegen konnte der General am 18. Oktober 1884 berichten, daß die Armee nunmehr über 2300 Offiziere verfüge, die in 900 Corps angestellt seien. Eine Vermehrung der Corps war um so nöthiger, als man sich nicht mehr auf den Auswurf der großen Städte beschränkte, sondern Ende 1883 schon 245 Dörfer in England „regelmäßig besetzt hielt.“ Die wöchentliche Zunahme der Armee wurde auf mindestens 500 geschätzt. Solche numerische Erfolge hat bisher keine religiöse Bewegung aufzuweisen gehabt, was denn doch den protestantischen Staatskirchen ernstlich zu denken geben dürfte.

Auch im Jahre 1885 wurde eine ganz besondere Aufmerksamkeit der Besetzung und Eroberung von Dörfern gewidmet, nachdem fast alle größeren Städte des Königreichs mit Besatzungen der Armee versehen worden waren. Die Expeditionen nach solchen Dörfern wurden anfänglich von größeren Ortschaften aus durch kleinere Abtheilungen, meist auch von den Cadetten der Training Homes unternommen, allein dieselben konnten doch stets nur in einem geringen Umkreis wirken und um diesem Uebelstand abzuhelfen, verfiel die Armeeleitung auf die Errichtung von „Cavalleriecorps“, welche auf größeren Expeditionen verwendet werden und das Land kreuz und quer durchziehen.

Es wurde das Modell zu einem großen Wagen angefertigt, welcher 12 Personen Nachtlager gewähren und überdies Raum für Vorräthe und Kleider, Lebensmittel, Bücher, einen kleinen Kochofen und Toilettenapparat enthalten sollte, und bald darauf verließen zwei solche Gefährte das Londoner Training Home. Im Jahre 1885 scheint eine große Anzahl solcher Wagen schon im Gebrauch gewesen zu sein, von denen einige sogar den Namen „Fort“ erhalten haben, wie Fort Victory u. s. w. Mit solchen Wagen werden kleinere Expeditionen ausgerüstet, die Woche und und Monate lang auf weite Entfernungen das Land durchziehen, und in Städte, Dörfer und Weiler den Krieg hineintragen. Am 29. Mai 1885 verließ der erste derselben, der Victory, unter Begleitung von 156 Mann, alle weiße Helme und rothe Jersey-Jacken mit der Inschrift „Salvation Army“ tragend und mit Tornistern versehen, Clapton in der Richtung

nach dem Süden. Mitten in einem der belebtesten Theile des City (Altstadt von London) machte die Colonne Halt, warf sich auf die Knie und ehe Jemand Zeit hatte, sich über die Verkehrsstörung zu beklagen, sagt der offizielle Bericht, war das Gebet gehört und erhört worden. Eva Booth kam von einer anderen Seite an der Spitze einer Colonne weiblicher Cadetten und fort ging es mitten durch die City nach Camberwell Woolwich, Rochester Chatam u. s. w. Am 7. Juni scheint die Expedition nach einem Marsche von 100 Meilen wieder in London eingerückt zu sein und während derselben „100 Gefangene" gemacht zu haben. Seit dieser Zeit sind diese Cavalleriecorps fast beständig unterwegs; jede Nummer des War cry enthält Berichte über ihre Scharmützel und Gefechte; zugleich hatten sie auch einen bedeutenden materiellen Erfolg.

Während des Jahres 1885 hat die Organisation der Training Homes eine stete Erweiterung erfahren; the Prison-Gate-Brigade (Gefängnißthor-Brigade) hat in London und anderen großen Städten eine rastlose Thätigkeit entfaltet; a Cellar Gutter and Garret-Brigade (Keller, Gosse — worunter wohl die unterirdischen Wohnungen der schlimmsten Sorte verstanden sind — und Dachstuben-Brigade), the Nursery-Brigade (die Kleinkinderpflege-Brigade) haben in ihrer Art Erstaunliches geleistet. In Verbindung mit diesen sind Rescue Homes, d. h. Rettungsstätten für Gefallene eingerichtet worden, denen Frau Bramwell Booth, die Gattin des Stabschefs, vorsteht und die nach den veröffentlichten Berichten bereits mit großem Erfolg gewirkt haben. Noch ist ein besonderes Verdienst der Heilsarmee hervorzuheben, die Enthüllungen bezüglich des Mädchenhandels in London und überhaupt in England, im Zusammenhang mit der Entführung der Elisabeth Armstrong. Die Angelegenheit hat damals großes Aufsehen gemacht und wird hoffentlich von guten Folgen sein.[1])

Im Jahre 1887 plante der General ein neues System, um für 1000 Dörfer neue Versammlungshäuser zu beschaffen. In London selbst stieg fortwährend das Interesse für die Heilsarmee. Hervorragende Prediger und selbst Lord Cairns, Exkanzler von England, sprachen ihr entschieden das Wort und forderten öffentlich zur Unterstützung ihres Werkes auf. Auch die Königin Victoria bewahrte der Heilsarmee ihre Huld und anerkannte ihre gesegnete Wirksamkeit.[2]) Der General selbst wußte von fortwährenden Siegen zu berichten und versichert, wie in vielen Städten die ganze Bevölkerung von der mächtigen Bewegung ergriffen sei. Er sagt: Die Erweckungen in den Dörfern gehen ebenfalls vorwärts. Während der letzten 12 Monate sind 250 Dörfer in Angriff genommen worden. Ueber 1000 Personen haben an der Bußbank niedergekniet, von

[1]) Pestalozzi a. a. O. S. 28 ff.

[2]) Heilsruf, Jahrg. 1887 Nr. 4 u. 5.

denen jetzt 100 Soldaten des Kreuzes sind; seit den letzten drei Jahren haben wir wenigstens 300 Offiziere aus den Dörfern erhalten. Wir haben „Zufluchtsstätten" in der Stadt und auf dem Lande, welche 240 Mädchen fassen können und in welchen 50 gottergebene Offiziere mit der glorreichen Aufgabe sich zu befassen haben, diese armen, verlorenen Mädchen zu retten. Die Offiziere der sog. Gassenbrigade beweisen die größte Ausdauer unter den Tiefgesunkensten. Die verwahrlosten Kinder empfangen ebenfalls ihren Antheil an unserer Liebesarbeit. [1])

Im Jahre 1888 wurde das Jahresfest der Heilsarmee wie gewöhnlich in der Exeter-Halle zu London gefeiert und war die Halle, welche nahezu 5000 Personen faßt, zum Erdrücken voll. Der General berichtet in dieser Versammlung in der Regel über den Fortgang des Werkes der Heilsarmee in der ganzen Welt und berührt auch die finanzielle Seite derselben. Demgemäß hatte sie in diesem Jahre in England allein 135 Corps und in den übrigen Ländern 170 Corps, also im ganzen 305 Corps mehr als im verflossenen Jahr. Die Anzahl der Offiziere war von Januar an 5619 auf 6217 gestiegen und die Heilsarmee hatte im ganzen 2378 Corps in 31 verschiedenen Ländern, die Colonien eingerechnet, aufzuweisen. Im letzten Jahre allein wären 8 neue Länder in Angriff genommen worden. Auch in Betreff der Finanzen war eine Steigerung der Beiträge von den verschiedenen Stationen zu verzeichnen. Ihre eigenen Leute hätten in diesem Jahre 696 800 Mk. mehr an freiwilligen Gaben beigesteuert als im vergangenen. In Großbritannien allein seien im Werth von 900 000 Mk. an liegendem Eigenthum, Gebäuden u. s. w. dem früheren Besitzstand beigefügt worden. Der General erwähnte, daß jetzt 600 Cadetten als Offiziere erzogen würden und dieses wären mehr Candidaten als alle Universitäten in England zusammen aufzuweisen hätten. Die Statistik lautete:

	Am 1. Januar 1888:	am 10. Mai 1888:
Stabsoffiziere	8	25
Feldoffiziere	2	17
Corps	217	383
Sergeanten	523	773
Feldwebel	185	380

Die Räumlichkeiten im Londoner Hauptquartier 101 Queen Victoria Street waren nicht mehr groß genug, um die vorkommenden Geschäfte zu erledigen und wurden noch größere Lokalitäten gerade hinter dem Hauptquartier dazu genommen. In dem kleinen Seeplatz in England Torquay kam es jedoch zum Kampfe mit der Behörde wegen der Frage: ob die

[1]) Daselbst Nr. 6.



Heilsarmee an Sonntagen (an Werktagen vor dies außer Frage) auch Prozessionen mit Musik durch die Straßen halten dürfe. Nach dem Bericht war beinahe die ganze Bevölkerung der Stadt auf Seite der Heilsarmee. Man hatte die Soldaten und Offiziere zu Strafen verurtheilt und sie in die Gefängnisse gesteckt. 11 Parlamentsmitglieder kamen ihnen zur Hilfe und zahlten sogar die Geldstrafen für dieselben. Die Prozessionen fanden nach wie vor an Werktagen wie an Sonntagen statt und die Ordnung war wiederhergestellt. Auf den 9. Juli 1888 wurde die Feier des Jahresfestes im Alexandre Palace in London mit folgender Anzeige verkündet: Alle Arten von Versammlungen. Märsche. Musik. Gesang. Gebet. Zeltversammlungen. Divisionszelte. Junge Soldaten. Indier. Alle Art Leute. Vorbeimarsch von 20 000 Heilsarmeesoldaten. Aller Wahrscheinlichkeit nach die größte Zusammenkunft geretteter Männer und Frauen, welche die christliche Geschichte aufzuweisen hat. 100 Musikbanden. 2000 Offiziere. 500 Cadetten. 300 Stabsoffiziere. 2000 Spielleute, Männer und Frauen. 5000 junge Soldaten. 50 Indier. Repräsentanten der Länder Frankreich, Holland, Deutschland, Schweden, Canada, Australien, Indien, Afrika u. s. w.

Was indeß vielleicht am meisten Interesse in den Kreisen Londons erweckte, ist die Arbeit der Heilsarmee unter den gefallenen Mädchen. Dieselbe hatte in London 5 Heimstätten für solche Unglückliche, in welchen gegen Ende 1888 allein schon über 1000 Mädchen Aufnahme gefunden hatten. Zwei Drittel hatten sich gebessert und waren nun in Stellen oder bei ihren Anverwandten gut versorgt. Leider mußten viele, die willig waren, dem Sündenleben zu entsagen und um Aufnahme in das „Heim" baten, wegen Platzmangels abgewiesen werden.[1])

Die Vorbereitungen zur „Eroberung" Deutschlands wurden frühzeitig getroffen. Der Mangel der Kenntniß der deutschen Sprache unter den „Offizieren" hatte diesen „Angriff" verzögert. Doch begann man im Dezember 1883 in London ein deutsches Corps zu bilden in der bestimmten Absicht, hierdurch nicht nur den Tausenden von Deutschen, welche in London leben, zu dienen, sondern damit eine Streitmacht zu gründen, um den Krieg nach Deutschland zu tragen und auch hier dem Teufel seine Beute zu entreißen. Wirklich hat die Heilsarmee unter den deutschen Arbeitern Londons Anklang gefunden. Zu dem ersten Corps, welches in Cooperstreet seine Meetings hielt, kam seit Oktober 1884 noch ein zweites deutsches Corps zu Whitechapel. Das betreffende Kriegslied, mit dem Deutschland zum Kampf aufgerufen werden sollte, war schon ge-

[1]) Heilsruf, Jahrg. 1888. No. 11, 12, 13, 21, 22.

dichtet; es bildet No. 1 des deutschen Liederbuches der Heilsarmee, Melodie: „Die Wacht am Rhein", und beginnt:

Wach auf mein deutsches Vaterland,
Erkenne Deines Schöpfers Hand,
Zum Krieg, zum heiligen Krieg,
Dein Jesus, Er verleiht den Sieg.
Chor: Lieb Vaterland, o wache auf,
Jesus ruft, Jesus ruft: Ich komme bald!
Jesus ruft, Jesus ruft: Ich komme bald.

und schließt:

Mein Deutschland, o mein Vaterland,
Ergreife schnell die Gotteshand,
Vorwärts, vorwärts zum heiligen Krieg
Dein Jesus, Er verleiht den Sieg!

In Deutschland wußte man freilich wenig von der Heilsarmee; die Zeitungen hatten sie selten erwähnt, ihre zahlreichen Publikationen und Zeitschriften fanden noch keinen Eingang in unserem Lande und ihr selbst war bisan die Ueberschreitung unserer Grenzen nicht gestattet worden. Hier und da freilich hörte man diese Heilsarmee nennen; so hat im Winter 1885 Hofprediger Stöcker zu Leipzig in einem öffentlichen Vortrag seinen Zuhörern mitgetheilt, daß General Booth ihn gefragt habe, ob er nach Berlin kommen solle; er hätte demselben aber dringend abgerathen. Es war natürlich sehr fraglich, ob General Booth diesem Rathe Folge leisten werde; geht ja doch die Heilsarmee mit dem Plane um, sich über den ganzen bewohnten Erdkreis auszubreiten, und hatte sie ihr Augenmerk schon längst auf Deutschland gerichtet.

Seitdem haben politische und kirchliche Zeitungen, besonders als die durch die Heilsarmee in der Schweiz hervorgerufenen Scandale ein allgemeines Interesse in Anspruch nahmen, Mittheilungen darüber gebracht, die aber fast ausschließlich nur das Absonderliche hervorhoben. Außerdem haben auf Grund eigener Anschauung zwei Bremer protestantische Geistliche, Otto Funcke[1]) und R. Schramm[2]) darüber geschrieben. Nachdem Funcke berichtet, daß die Heilsarmee ihre Fahne bereits bis nach Indien und zu den Südsee-Insulanern getragen habe, schließt er: „Nur vor dem „philosophischen" Deutschland fürchtet sich der General noch. Aber es ist hohe Zeit, daß auch wir uns in dieser Bewegung gründlich orientiren; auch unsere Stunde wird schlagen, so gewiß wir ein Theil der Menschheit sind, denn die Menschheit zu gewinnen ist das Ziel der Heilsarmee."

Am 14. November 1886 eröffnete die Heilsarmee ihre erste Station auf deutschem Gebiete und zwar von Zürich aus. Als die Heilssoldaten

[1]) Englische Bilder in deutscher Beleuchtung. Bremen 1882.

[2]) Das Heer der Seligmacher oder die Heilsarmee in England. Berlin 1883, in Holtzendorff's Streit- und Zeitfragen No. 178.

Zürich verließen, wandten sie sich nach dem Großherzogthum **Baden**, durchreisten die bedeutendsten Städte in großer Eile und zogen „werthvolle" Erkundigungen ein. **Mannheim** schien für sie ein günstiges Terrain zu sein. Sie fanden, daß der **Indifferentismus** gegen wahre Herzensreligion ebenso groß, wenn nicht größer in Deutschland als in allen andern Ländern ist. So kamen sie nach **Stuttgart**. Ihre Halle, Eugenstraße 6 im Hinterhause, faßte 250—300 Personen. Ein Uebelstand war, daß sie nicht im Mittelpunkt der Stadt und von den Arbeiterquartieren entfernt war. Es war jedoch diesen Heilssoldaten am Anfange hauptsächlich darum zu thun, „den Leuten zu zeigen, was sie eigentlich seien und was ihre Absichten wären, und fanden sie das umsomehr nothwendig, weil in öffentlichen und sogar in religiösen Blättern die allerlächerlichsten Mitteilungen über die Heilsarmee verbreitet waren." Dies war der Grund, daß sie sich nicht gleich als Heilsarmee in den öffentlichen Blättern anzeigten. Nachdem es allgemein bekannt geworden, daß die Heilsarmee in Stuttgart Versammlungen halte, nahm auch der Besuch derselben zu. Sie hatte bald „**einige**" Bekehrungen zu verzeichnen und erwartete in der nächsten Zeit eine große Seelenernte. Namentlich waren ziemlich viel Arbeiter in ihren Versammlungen zu sehen. In einem Privatgespräch mit Stabshauptmann Fritz Schaaff, dem Leiter der Heilsarmee in Stuttgart, versicherten ihm die meisten, daß sie nicht an Gott glaubten, sie seien Sozialisten. Er erklärte ihnen, daß es wohl das beste wäre, wenn sie Jesus Christus als den Sohn Gottes in ihre Seelen und somit in ihr Programm aufnehmen würden. Er lud sie alle ein, wieder zu kommen, und zu seiner Freude fanden sich auch die meisten am nächsten Abend wieder ein und brachten noch andere mit. Da sie aber bis 7 oder 8 Uhr zu arbeiten hatten, so war es ihnen nicht möglich, an den **Wochentagen** in die Versammlung zu kommen. Einer entschuldigte sich sogar, daß er keine Zeit gehabt habe, seinen Sonntagsrock anziehen zu können. Es schien ihn zu freuen, als der Capitän ihm sagte, daß er ebenso willkommen sei in Hemdärmeln als wie im Sonntagsrock — es wäre ihnen nicht um seinen Rock sondern um seine unsterbliche Seele zu thun. Der Capitän machte hiezu die leider vielfach nur zu richtige Bemerkung, daß viele Leute nur eine Sonntagsreligion haben, und mit dem Sonntagsrock auch ihren Glauben und ihr Christenthum für die ganze Woche ausziehen. Die erste Nummer des Heilsrufs vom Februar 1887 enthält außer dem schon genannten Ruf an's deutsche Vaterland noch ein Lied: „Mein Herz ist im Himmel," nach der Melodie: „Mein Herz ist im Hochland" oder „Ein Sträußel am Hut," eine Bitte um Geldbeiträge und ein Bücherangebot: Liederbuch der Heilsarmee, 100 Lieder, Preis 10 Pfg.; Was ist die Heilsarmee? 10 Pfg.; Das reine Herz; Vergebung und Reinheit;

Folgen der Heiligung. Zugleich wird die Zeit der Versammlung mitgetheilt. So schien der Anfang glücklich gelungen zu sein und die Hoffnungen der Heilsarmee sich verwirklichen zu wollen. Sprache und Ton ihres Organs wurden aber gleich anfangs so zuversichtlich, verletzend, herausfordernd, daß sie nur als Ausfluß des wahren Sektenhochmutes erscheinen konnten. Da heißt es z. B. „Gott hat uns zu Menschenfischern gemacht, aber ohne etwas zu fangen, würden wir bei allen vernünftigen Menschen diese Bezeichnung verlieren. Natürlich gehen wir von dem Grundsatze aus, daß nicht alle Leute, welche in einem christlichen Lande geboren und unter christlichen Einflüssen aufgewachsen sind, Christen sind, sonst wäre für uns, die Heilsarmee, kein Platz in Deutschland; in Stuttgart sind abermals Tausende und Tausende zu finden, welche die Existenz Gottes leugnen, abgesehen von allen Andern, die blos anstandshalber die Religion „mitmachen", und noch viele Andere, die in der Sünde leben. Unter diesen werfen wir unsere Netze aus." In einer Versammlung, so wird berichtet, stand eine Schwester auf und sagte: Auch ich habe einen treuen Freund an Jesu gefunden; er hat mir alle meine Sünden vergeben, und jetzt bin ich so glücklich wie nie zuvor. Seidem ich in diese Versammlungen komme, hat der Herr Großes an mir gethan; Ich bin sein und Er ist mein. Das bezeuge ich zur Ehre Gottes. Zugleich werden noch zwei andere Bekehrungen angeführt. Wer aber weiß, was wahre Bekehrung heißt und ist, wird von einem gewissen Schauder ergriffen, wenn er hört, daß der Besuch einer solchen Versammlung allein schon hinreichen soll zur Vergebung aller Sünden und Laster. Die Grundlage aller christlichen Tugenden, die Demut, scheint der Heilsarmee geradezu unbekannt, Anmaßung und pharisäische Selbstgerechtigkeit und Verachtung aller nicht zu ihr Schwörenden ihr Grundsatz zu sein. Daher kann sie keinen Widerspruch ertragen und erklärt einen solchen stracks für das Werk des Teufels. Eine Störung ihrer Versammlung ist demnach das Werk dieses. Weiter wird gesagt: Von Tag zu Tag wird uns immer mehr und mehr die Ueberzeugung aufgedrängt, wie groß das Feld in Stuttgart ist, und welch gigantischer Anstrengungen es von Seiten der Christen bedarf, um die harten, steinernen Herzen unter das Kreuz Jesu Christi zu bringen. Schon im April 1887 konnte der Heilsruf von merkwürdigen Dingen in Verbindung mit ihrem Werke in Stuttgart berichten. „Wer hätte es gedacht", schreibt er, „als wir unserer drei am 11. November 1886, ohne fliegende Fahne und ohne Trompetengeschmetter, allein in der Kraft Gottes, unsern Einzug in unser Versammlungslokal, Eugenstraße 6, hielten, daß wir schon wenige Monate nachher erfahren mußten, welch' große Verwirrung wir im Lager des Belzebub angerichtet haben. Wir hatten nicht allein die Angriffe der Mächte der Finsterniß

auszuhalten, sondern wir durften auch zu unserm tiefsten Bedauern erfahren, daß wir da Feinde haben, wo man im allgemeinen Licht und Wahrheit erwartet." Das waren jedoch zu gewaltige und wuchtige Hiebe, als daß sie nicht als eine grobe Verletzung des Gastrechtes und der Andern schuldigen Achtung erkannt werden mußten. Indeß freute sich die Stuttgarter Station der Ankunft größerer Verstärkungen, um mehr Stationen eröffnen zu können, wobei ihr die großen Städte Wien und München besonders am Herzen lagen. Eine polizeiliche Beschränkung ihrer Versammlung in Stuttgart ließ sich die Armee gefallen, appellirte jedoch dagegen an die höhere Behörde. Am 1. Mai 1887 eröffnete sie die erste Versammlung im neuen Lokal Olgastraße 68, das größer war und jährlich 1050 Mk. Miethe kostete.[1])

Eine zweite Halle wurde in Eßlingen gemiethet und ihre Eröffnung am 24. April als ein großer Sieg gefeiert, wobei zwei Seelen gerettet wurden, darunter die eines alten Mütterchens. Der Bericht schließt: „Wir gehen vorwärts im Namen Gottes, was auch die Welt und der Teufel sagen mag. Der Sieg ist unser und wir überwinden in allem weit um deßwillen, der uns geliebt hat bis in den Tod. Lieutenant Pauline Gohlke. Luise Haas, Cadett." Auch die Lösung der socialen Frage erachtet die Heilsarmee als ihre Aufgabe. „Ein thatkräftiges, eingreifendes, aggressives Christenthum, wenn es auch noch so viel Opposition hervorruft, wird uns von allen Schrecknissen der Zukunft bewahren, denen wir entgegen gehen müssen, wenn nicht eine Umkehr stattfindet." Auch wir leben der Ueberzeugung, daß man nur durch Belebung des wahrhaft christlichen Geistes dieser in der That drohenden Gefahr begegnen kann, vermögen aber diesen erhabenen Beruf der Heilsarmee nicht zuzutrauen. — In Eßlingen wurden bis in den Juni vier Seelen dem Heiland gewonnen. Am 12. Juni fand eine kleine Versammlung statt, bei welcher der Geist des Herrn besonders mächtig an einem von seiner Frau geschiedenen Mann arbeitete, der sich mit dieser wieder vorsöhnte, so daß beide, „in der Liebe Gottes wieder vereinigt", die Halle verließen. Der Bericht schildert noch die Erlebnisse der beiden Offizierinnen beim Verkauf des Heilsrufes. Manchen Leuten seien sie sehr willkommen; sie nehmen sie auf als Engel Gottes und freuen sich, wenn sie mit ihnen beten; andere weisen ihnen die Thüre, nennen sie Teufelsbande u. dergl. Der Teufel liebe es gar nicht, daß sie von Haus zu Haus gehen und die Leute aufwecken aus ihrem Sündenschlaf; eine „wirklich vom Teufel besessene Frau" hetzte den Hund auf sie u. s. w. In der Anschauung einer ganz besonderen Sündhaftigkeit Deutschlands bestärkten sich namentlich

[1]) Heilsruf, Jahrg. 1887. Nr. 1, 2 u. 3.

die englischen Organe der Heilsarmee und klagten besonders über den Unglauben so vieler protestantischer Pastoren.[1])

Im August 1887 wurde der Kampf in Worms eröffnet, aber schon nach einer Woche die Abhaltung der Versammlungen polizeilich für immer verboten, weil diese Anlaß zur Störung der Ruhe geben. Stabshauptmann Schaaff erklärte jedoch, trotz aller Hindernisse mit dem Kampf in Worms fortzufahren; „wenn so viele Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so gehen wir doch nicht hinaus.“ Zugleich protestirte er bei dem Kreisausschuß, wurde jedoch abgewiesen.[2])

Inzwischen hallte es im Lager der Heilsarmee Halleluja! Zu Murrhardt (Württemberg) hatte eine im Dienste des Herrn schon betagte Jüngerin von der Heilsarmee gehört, kam nach Stuttgart, um sich von dem Wirken derselben zu überzeugen, fand Gefallen daran und stellte den in ihrem Hause befindlichen Saal, der früher von ihrem gestorbenen Mann, einem Methodisten, mit vielem Erfolge zur Verkündigung des Evangeliums benützt worden war, der Heilsarmee zur Verfügung. Am Freitag der letzten Woche des September kam Stabshauptmann Schaaff mit Commissär Railton aus London u. s. w. nach Murrhardt. Der Herr offenbarte sich in besonderer Kraft an jenem Tage; sieben Seelen kamen, von Sünden müde und schwer beladen, zur Bußbank. Im October kamen 40 weitere Seelen dazu. Die Leitung ging an Capitänin Elisa Milz über. Der Eindruck, den Railton auf seiner Reise in Deutschland empfangen hatte, war der, daß in der Zukunft Deutschland entweder dem Katholicismus oder der Heilsarmee angehören wird. Die jahrelange Unterdrückung hat die katholische Kirche gerade groß gemacht und so werde es auch mit der Heilsarmee sein. Der todesähnliche Zustand, in welchem sich die protestantische Kirche im Großen und Ganzen befindet, sei geradezu erschrecklich.[3])

Im November 1887 waren die zwei Heilsoffizierinnen schon wieder in Worms, hielten ziemlich gut besuchte Privatversammlungen, retteten zwei Seelen und verkauften den Heilsruf in den Wirthshäusern, wo sie meistens sehr gut aufgenommen wurden. Hatte ja Railton die Hoffnung, es zu erleben, daß die Behörden von Worms auf der Plattform der Heilsarmee sitzen und sich mit ihr über das Gute freuen werden, welches durch die Heilsarmee in Worms bewirkt worden ist. Vorerst zogen sich die zwei männlichen Offiziere nach Stuttgart zurück, dagegen sollten sich im Januar 1888 zwei andere Schwestern nach Worms verfügen.[4])

---

[1]) Vergl. Heilsruf, Jahrg. 1887 No. 6, 7 und 8.
[2]) Daselbst No. 8.
[3]) Daselbst No. 9 und 10.
[4]) Daselbst No. 10, 11 und 12. Jahrg. 1888 No. 1.

Inzwischen hatte die Heilsarmee eine andere große Genugthuung. Mit polizeilicher Erlaubniß durfte der Commissär Railton und Fritz Schaaff Sonntag, den 26. Februar 1888 von Nachmittags 4 bis 6 Uhr zu Berlin eine Versammlung in einer der schönsten und bekanntesten Hallen der Reichshauptstadt, in der „Berliner Resource" abhalten. Eine Abendversammlung würde auch die Polizei gestattet haben, aber sie war nicht möglich, da die Halle von anderer Seite besetzt war. So elegante Räumlichkeiten waren die Heilsarmeeoffiziere nicht gewohnt, da die Armee hauptsächlich die niederen Klassen sucht. Sie waren nur ihrer zwei und nur einer verstand Deutsch. Trotzdem fühlten sie sich vollständig zu Hause und glaubten, daß der liebe Gott durch sie zu manchen Herzen gesprochen habe. Alle Klassen der Gesellschaft in Berlin waren anscheinend gut vertreten. Man hörte ihnen mit der größten Aufmerksamkeit zu und hier und da unterbrach man sie mit lauten Beifallsbezeigungen. Sie suchten den Anfang und den Fortschritt ihres Werkes zu erklären und nahmen sich insbesondere Mühe, klar darzuthun, daß ihre Mission eine Mission der Liebe sei, um arme Sünder aus allen Nationen glücklich zu machen. Es schien, als ob die Zuhörerschaft damit vollständig einverstanden sei und gegen eine soche Arbeit nichts einzuwenden habe, dagegen schien sie sich zu sträuben, als sie sich erlaubten, sie darauf aufmerksam zu machen, gerade bei ihr damit den Anfang zu machen; ein solcher Versuch scheiterte fortwährend an dem sich auf vielen Seiten kundgebenden Widerspruch. In keiner Weise hatte die Polizei an dem Fortgange ihrer Versammlungen etwas auszusetzen und sie konnten ihre Blätter unbehelligt verkaufen und sogar eine Collecte erheben. Die Kosten für die Miethe der Halle wurden von einem Freunde in Mainz gedeckt. 600 Personen hatten der Versammlung angewohnt. Gleichwohl hatten sie nicht die Absicht, den Feldzug in Berlin fortzusetzen, hegten aber den Wunsch, daß sich andere Städte in Deutschland die Weisheit und Freundlichkeit der Berliner Polizei merken möchten.[1]) Etwas anders berichteten und urtheilten Berliner Blätter, namentlich die „Post" und die „Kreuzzeitung". Demnach war nach Railton's englischer Rede, welche von Schaaff ins Deutsche übersetzt wurde, die Unruhe immer mehr gestiegen und als nunmehr die Sendboten ein neues Lied nach der Melodie „In einem kühlen Grunde" anstimmten, wurde der Gesang mit Getrampel und Pfeifen begleitet. Trotzdem suchte auch Herr Schaaff zum Wort zu kommen. Er sagte: „Es war einmal eine Zeit, wo auch ich nicht glücklich war; vor 25 Jahren war ich in Berlin und Gott weiß, wie ich da in Sünden gelebt habe (Heiterkeit), aber der Heiland hat mich gerettet. Man opponirt ja nur,

[1]) Daselbst. Jahrg. 1888. Nr. 5.

weil man nicht haben will, daß Christus über die Herzen herrsche. Mein Heiland ist vorangegangen (Zuruf: „Das sagt Stöcker auch") und Tausende werden auch in Berlin nachfolgen. Und wenn wir die Sünde aus der Welt geschafft haben, dann werden wir das Paradies auf Erden besitzen. (Heiterkeit.) In Stuttgart haben wir die Herzen schon gewonnen, (Zuruf: „Mit faulen Eiern beschmeißt man Euch!") wir hoffen das auch in Berlin. (Heiterkeit.) Ich habe heute keine Zeit mehr, aber ich werde wiederkommen, Berlin liegt auf meinem Herzen. (Fortgesetzte Heiterkeit und Unruhe.) Wo ich fünf Jahre in Sünde gelebt, möchte ich den Rest meiner Tage in Heiligkeit beschließen. Nur für eine kurze Zeit sage ich „Leben Sie wohl, retten Sie Ihre unsterbliche Seele, möge der Herr Sie segnen!" (Beifall, Widerspruch.) Ein Gebet der beiden Sendboten beruhigte auf kurze Zeit den Tumult. Als aber um Beiträge zur Deckung der Unkosten ersucht wurde, brach die Unruhe von neuem los und steigerte sich noch, als eine Discussion verweigert und die Versammlung von Schaaff kurzer Hand geschlossen wurde. Unter Gejohle und Pfeifen leerte sich der Saal. Draußen auf der Straße faßte das Publikum Posto und harrte der beiden Heilsarmeeoffiziere und ihnen folgte unter Witzereißen eine große Schaar auf dem Wege zum Hôtel. Der Heilsruf bemerkt dazu eigentlich blos: „Es scheint dem Teufel sehr unangenehm zu sein, daß man uns erlaubt hat, in Berlin eine Versammlung zu halten", und wiederholt, daß es von Anfang an ausgeschlossen war, in Berlin eine Heilsarmee-Station zu errichten. [1])

[1]) Daselbst Nr. 6. Indeß kamen aus Berlin im Jahre 1890 andere Nachrichten. Die Heilsarmee kaufte dort im Frühjahr ein eigenes Grundstück an, um daselbst eine lebhafte Agitation zu beginnen. Im Sommer 1890 wurde das Hauptquartier von Stuttgart nach Berlin verlegt Zahlreiche Cadetten wurden dahin aus Süddeutschland berufen, da Berlin als eine „schwierige Station" gerade den jungen Kräften gute Schulung bietet Die Berliner Cadetten kamen dagegen auch außerhalb, da man fürchtete, daß sie dort von ihren bisherigen Bekannten zu sehr „geuzt" werden könnten. Als „Generalstabsgebäude" für die Armee und ihre Commandanten für Berlin wurde das Haus Friedrichstraße 214 gemiethet und in mehreren Straßen „Kasernen" erworben. — Am 23. Februar 1891 kam General Booth selbst an. Um das Radau-Publikum fern zu halten, mußte ein besserer Saal (der Philharmonie) für den Nachmittag von 3—5 Uhr um 100 M. gemiethet werden. Diese hohe Ausgabe hatte zur Folge, daß ein Eintrittsgeld von einer Mark erhoben werden mußte und sich etwa 200—250 Menschen im Saale einfanden, während sich vor die Thüre eine große Menge ansammelte. Die Offiziere trugen die Uniform. Railton feierte das Lob des Generals. Dieser selbst hielt einen mehr als einstündigen Vortrag über die „sociale Arbeit der Heilsarmee im dunkelsten England." Der Eindruck wurde dadurch beeinträchtigt, daß der Redner englisch sprach und die einzelnen Sätze erst durch den Stabshauptmann Junker übersetzt werden mußten. Es war ein Auszug aus dem Buche „Im dunkelsten England von Booth."

Um so mehr schien man entschlossen, **Worms** festzuhalten. Es fehlte augenblicklich nur an Offizieren, sonst wären die angefangenen Privatversammlungen fortgesetzt worden, „um den Teufel, der in Worms einen festen Sitz hat, vom Throne zu stoßen." Es muß denn auch bald Verstärkung eingetroffen sein. Denn schon im Mai 1887 war Worms „vielversprechend". Am letzten Sonntag hatte eine Seele Frieden gefunden. Der Zulauf war immer noch bedeutend und die Polizei sehr freundlich, so daß der weitere Bericht schließt: Gott segne die Wormser Polizei! Indeß konnte wegen Mangels an Offizieren in Worms im Sommer nicht fortgearbeitet werden. Wirklich brachte der Heilsruf von 1888 von da keine Nachrichten mehr aus Worms. Derselbe klagt nur über den harten Boden in Deutschland und über die geringe Unterstützung, welche ihr Werk dort finde und bittet die Freunde, ihre Gaben reichlicher fließen zu lassen.[1])

Dagegen ging im März 1888 in **Kiel** der Bau des Versammlungslokals mit Wohnung für die Offiziere seiner Vollendung entgegen. Der Saal sollte etwa 1000 Seelen fassen, da man eine große Seelenernte in Kiel erwartete. Im Mai 1888 wurde Kiel eröffnet und waren in der ersten Versammlung über 200 Personen anwesend. Die Polizei schien entschlossen, kein Hinderniß in den Weg zu legen. Zuerst sprach ein Methodistenprediger, dann Kapitän Treibe, der nach dem Kieler Tagblatt durch lautes Lachen unterbrochen wurde. Im Juni waren die Abendversammlungen daselbst in der Regel von 40—50 Personen besucht; auch wurden wöchentlich zwei Kinderversammlungen gehalten, die gut besucht seien. Außerdem wurde die Freundlichkeit der Behörde gerühmt; aber bald wurde auch schon über den harten Boden Kiels Klage geführt; doch blieb die Losung: Vorwärts und Kiel für Jesum! Im September war Kiel in Bewegung, die Versammlungen wurden gut besucht. Auch wurde berichtet: Schon sind einige Seelen bekehrt; neue Verstärkung ist nach Kiel abgegangen und hat sich bereits auch dort fühlbar gemacht; Kapitänin

---

Die Wirksamkeit der Armee wurde als eine großartige dargestellt. Seine Angaben lassen sich nicht controlliren, wären aber dem Menschenelend gegenüber ein herzlich geringer Gewinn. Sein **social-reformatorisches** Werk aber zerfällt in Kindlichkeiten. Die volksthümliche Phrase: Adam und Eva waren von Gott in einen Garten und nicht in eine Fabrikstadt gesetzt, mag auf erregbare Gemüther wirken, aber die Predigt gegen das moderne Culturdasein ist ein Schlag ins Wasser. „Kehrt zurück zu primitiven Formen", predigte der General. „Wozu die Segnungen des Telephons und des electrischen Draht's, **bebauet Eure Aecker**." Und er will die Armee der Elenden und Hungernden aus der Stadt führen, und über das Land verbreiten. „Es gibt ja so viel Oedland zu beackern." (Stuttg. Deutsch. Volksbl. Nr. 50 v. 3. März 1891.) Das ist freilich eine naive Socialreform!

[1]) Daselbst Nr. 6, 8, 10, 11 u. 12.



Haas, die ungefähr 1½ Jahr uns treu im Kampfe in Süddeutschland beigestanden hat, wird ebenfalls dem Teufel in Kiel viel zu schaffen machen. Da es aber nicht gestattet wurde, Collecten zu erheben, so fehlte es an Mitteln, das Werk zu betreiben, doch wurde sogar eine Cadettin gewonnen, obgleich der Teufel ein schlimmer Feind blieb. Im November wurden etwa 29 Seelen gerettet. Schritt für Schritt wurde dem Feinde „Terrain" abgenommen und die „lieben Kieler" erkannten mehr und mehr, daß die Heilsarmee nur das beste der Menschheit suche, und diese war daher entschlossen, nicht zu ruhen, bis der Satan aus dem Felde geschlagen und seine Gefangenen losgemacht sind. Zum Schlusse des Jahres 1888 wurde aus Kiel großer Sieg gemeldet. Während der verflossenen Woche betrug die Zahl der Besucher 12 000 Personen, obgleich die Kaserne vor der Stadt liegt. Der letzte Sonntag war der herrlichste, von Morgens 8 Uhr bis Abends 10½ Uhr floßen Segensströme herab. Der Bericht schließt: „Wir haben recht viel mit Seeleuten hier zu thun und finden sie als die offenherzigsten Leute. Eine schöne Zahl hat schon den Muth und die Entschlossenheit gezeigt, mit Jesu dem Sturme der Welt zu trotzen und dem ewigen Friedenshafen zuzusteuern." [1])

Wir kehren nun zu der verhältnißmäßig noch festesten Burg der Heilsarmee in Deutschland, nämlich in Württemberg zurück, wo sie in den vom Sectenthum und Muckerthum am meisten zersetzten Theilen der protestantischen Landeskirche wenigstens einige günstige „Eroberungen" zu verzeichnen hat. In Stuttgart zunächst beklagte sich die Heilsarmee noch Anfangs 1888 über polizeiliche Beschränkung ihres Versammlungsrechts, da sie Abends keine Versammlung halten durfte, während dies in Eßlingen und Murrhardt gestattet war, und über Mißachtung der vollen Glaubensfreiheit. Uebrigens waren die Versammlungen am Sonntagmorgen ziemlich besucht, während auch in der Woche Nachmittags drei Uhr einige wenige den Versammlungen beiwohnten. In letzter Zeit haben ihre Offiziere die Wirthshäuser besucht und die Gäste eingeladen, ihren Versammlungen beizuwohnen, und es wurde ihnen überall ein freundlicher Empfang zu Theil. Am Weihnachtsabende sangen sie in mehreren Wirthschaften ihre Lieder; sie gewannen immer mehr und mehr die Herzen der Geringen unter den Leuten und waren gewiß, daß sie trotz aller Schwierigkeiten den Sieg behalten werden. Sie waren entschlossen, immer tiefer hinunterzugehen und außer der Sünde alles mit den gewöhnlichen Leuten gemein zu haben. Im Februar 1888 schrieb Pauline Schaaff: „Es ist schwer, etwas Neues über Stuttgart zu sagen, doch haben wir kürzlich neue Beweise dafür, daß die Heilsarmee von Gott ist, sonst würde der

[1]) Heilsruf, 1888 Nr. 6, 10, 12, 13, 14, 15, 16, 18, 20, 21 u. 22.

Teufel sie nicht so hassen und ihre Glieder nicht so verfolgen." Privatversammlungen hielt die Armee am Abende in ihrer neuen Halle in der Langen Straße, welche ungefähr 100 Personen fassen würde. Am Ostermontag 1888 leitete Frau Schaaff mit ihrem „Baby" im Arm die Versammlung. Zwischenhinein waren die Berichte wieder siegesfroh. Die abendlichen Versammlungen um 6 Uhr in der Langen Straße erwiesen sich im Juni als segensreich für die Soldaten und auch für die noch nicht Bekehrten; es waren mitunter 30 Personen anwesend, von denen „einige" an die Bußbank kamen. Fortwährend wurde über das Einschreiten der Polizei geklagt. In der Langen Straße-Halle war dagegen seit Juli 1888 volle Freiheit gewährt und waren hier auch „mehrere" Seelen gerettet worden. Dagegen waren die Versammlungen in der Olgastraße bis anhin spärlich besucht. Mitte Dezember schrieb Kapitän Scheible: Eins ist sicher, daß uns der Teufel hier in Stuttgart nicht gerne sieht, doch unser Motto ist: Stuttgart für Jesum, Krieg gegen den Teufel und gegen alle Sünde; nun der Sieg wird unser sein, das wissen wir ganz voraus; drum nur vorwärts, Kameraden, alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt; glücklich im heiligen Krieg. Die letzte Nummer des Heilsrufs für 1888 beginnt denn auch mit Halleluja und fährt fort: Sonntag Abend ist die Halle immer gedrängt voll und unsere Soldaten scheuen nicht das „Feuer". Ein Bruder sagte: Früher hätte er nie an einer Wirthschaft vorbeigehen können, aber jetzt ziehe sie ihn nicht mehr an; er lebe mit Jesu und wo der Herr nicht mit ihn hin könne, da gehe er auch nicht mehr hin. Unterzeichnet: Pauline Schaaff.[1]) So groß also nach der Auffassung der Heilsarmee das Feld ihrer Thätigkeit in Stuttgart war, so war doch die Ernte unbedeutend. Zahlen der Bekehrten werden nicht angegeben und wie viel es der „wenigen, einigen oder mehreren" in der That sind, bleibt dahingestellt. Von Spendung und Empfang des Abendmahles ist nirgends die Rede und so ist dieses Christenthum denn doch ein sehr zweifelhaftes, so stark auch der bloße Glaube fortwährend betont wird.

Die Berichte aus E ß l i n g e n sind frischer, froher, enthalten aber auch Klagen über das Schaffen und Walten des Teufels. „Obgleich der Teufel sich fürchterlich ärgert und seine Knechte dazu gebraucht, uns dieses so recht zu zeigen, so wissen wir doch, daß wir den Sieg davontragen werden, weil wir auf der rechten Seite sind." Auch in einigen zu Eßlingen gehörigen Ortschaften wurden die beiden Offizierinnen freundlich empfangen. Im Monat Dezember 1887 kamen fünf Seelen an die Bußbank und wurden gerettet. Auch an Weihnachten kam eine Seele an die

[1]) Heilsruf, Jahrg. 1888 Nr. 1, 2, 4, 10, 12, 13, 19, 20, 21, 22, 23 u. 24.

Bußbank und wurde gerettet. Auf Neujahr 1888 hielten die Offiziere mit ihren Soldaten Nachtwacht, um das neue Jahr vor dem Angesichte Gottes anzutreten. Der Teufel suchte die Versammlung zu stören, indem er durch seine Diener Feuerwerk in den Saal warf. Am Neujahrstag hatten sie Kaffeefest, um sich auch leiblich zu stärken. Obschon keine Seele öffentlich herauskam, glaubten sie doch, daß manche von ihren Sünden, überzeugt wurden. Die Behörden der Stadt zeigten sich von Anfang an sehr verständig und tolerant. Die Halle war oft ganz gefüllt und über 200 Personen anwesend. Sonntag den 12. März suchten zwei Männer Frieden an der Bußbank. Im Juni wurden 3 - 4 weitere Seelen gerettet. Am 1. Juli wurde dann noch gemeldet: „Während der letzten sechs Wochen sind „einige" Seelen zum Herrn gekommen; auch im Heilsruf-Verkauf werden wir reichlich gesegnet. Aber auch der Teufel war nicht unbeschäftigt. Besonders regt sich der Saufteufel und sucht auch die Bekehrten auf eine schlaue Weise wieder in ihr altes Leben zurückzuführen. Er erscheint als ein Engel des Lichtes und meint, wenn man auch nicht mehr in's Wirthshaus ginge, so könnte man doch zu Hause dem Trunke fröhnen." Ergänzend heißt es dann weiter in Betreff desselben Saufteufels: Manche nehmen wohl einmal einen kurzen Anlauf, um der Macht des Bösen zu entfliehen, sinken aber bald wieder in das weltliche Treiben zurück. — Die zweite Augustwoche war dann wieder gesegnet. „Wenn auch keine Früchte gesehen wurden, so glauben wir doch fest, daß wir ernten werden, was wir kürzlich gesäet haben." Zugleich wird eine Bekehrung aus dem Schwarzwald gemeldet. Aber statt des gehofften Ernteberichtes folgt abermals die Klage über die Macht des Teufels in Eßlingen. Indeß sollten aus den bekehrten jungen Leuten, die fest zu stehen schienen, bald Offiziere gewonnen werden. In den letzten zwei Wochen des November bekehrten sich fünf Seelen von der Finsterniß zum Licht. Der letzte Bericht des Jahres 1888 sagt: „Wir gehen vorwärts! Die ganze Stadt haben wir mit dem Heilsruf gestürmt, und auch 15 Dörfer. Unsere Kinderversammlungen sind sehr interessant; 70—120 wohnen jeden Mittwoch denselben bei. Zwei Seelen suchten und fanden Frieden." [1])

Mit dem Anfang des Jahres 1888 ertönte auch von Murrhardt wieder Halleluja und der Dank, daß auch hier schon manches Herz aufgewacht ist. In der Versammlung am Jahreswechsel wurden 4 Seelen gerettet und auch die umliegenden Dörfer verspürten ein Wehen des heiligen Geistes. Die 2 Offizierinnen in Murrhardt wurden oft eingeladen, in diesen Ortschaften Versammlungen zu halten, und marschirten, von etlichen Heilssoldaten begleitet, durch tiefen Schnee watend, die Berge auf und ab,

[1]) Daselbst. Jahrg. 1888 Nr. 2, 3, 4, 6, 11—18, 23 und 24.

um den lieben dort wohnenden Seelen die frohe Botschaft des Heiles zu bringen. Sie wurden freundlichst aufgenommen und selbst nach eingenommenem Kaffee in Schlitten nach Hause gefahren. Etliche Seelen haben schon Frieden gefunden. Es ist kein Geheimniß, sagt der Bericht, daß die meisten Bewohner Murrhardt's keinen Gottesdienst besuchen. Trotzdem dachte man, es wäre eine große Beleidigung und der Ehre Murrhardt's zu nahe getreten, wenn ein weiblicher Offizier der Heilsarmee die Leute zum Gottesdienst einladen sollte. Die Leute wurden gewarnt, der Einladung Folge zu leisten. In Folge dessen waren die Leute anfangs sehr scheu und zurückhaltend; doch die Neugierde siegte, die Halle wurde gefüllt und die Bußbank fleißig benützt. Die Neuigkeit verbreitete sich in alle umliegende Dörfer und bald kamen auch Einladungen, dort Versammlungen zu halten. Durch diese haben wir schon ein kleines Corps und hoffen, daß von da aus das Werk sich herrlich ausdehnen wird. Nun wir hoffen, noch Millionen Deutsche zu bekommen, daß wir in Deutschland Siege feiern werden, wie in keinem andern Lande der Welt. Namentlich in den benachbarten Dörfern um Murrhardt wurde ein rechtes Hungern und Dürsten nach Gott verspürt; 46 Personen versammelten sich in einem Zimmer und am Lichtmeß-Feiertag hatten die Offizierinnen ein Kaffeefest, zu welchem sich von auswärts und Murrhardt Groß und Klein einfanden unter Danksagungen und Gebeten; Abends 7 Uhr war gut besetzte Versammlung. Freilich tobte auch hier der Teufel. Doch kam am Ostersonntag eine vielgeplagte Seele zum Kreuz, an einem Abende kamen elf Seelen und in einer Woche 14 Seelen zum Kreuz (in den Dörfern). „Murrhardt ist die Blume unter den deuschen Heilsarmee-Stationen. Wenn man wahre Schwaben und Deutsche sehen will, muß man nach Murrhardt kommen, während man in Stuttgart mehr Stuttgarter findet." Mit großem Erfolge durften die Offiziere in Murrhardt arbeiten und sind über 100 Seelen an der Bußbank gewesen. Sie haben dort 40 Soldaten. Die umliegenden Dörfer sind vielversprechend. Eines Abends waren 70 Personen in der Versammlung und lauschten mit großem Interesse den Ansprachen der Offiziere und den Zeugnissen der Soldaten. Der Pfarrer des Ortes hatte sich wohlwollend über die Heilsarmee ausgesprochen. Ein bekehrter Wirth gab seine Wirthsstube zu Versammlungen her. In Sechselberg kamen in einer Versammlung fünf theure Seelen zum Herrn. Auch in andern Dörfern wurden Versammlungen begehrt, aber man hatte nicht genug Offiziere, um den Wünschen Vieler zu willfahren. Murrhardt geht vorwärts, wurde im Juli berichtet. Sonntag vor acht Tagen hatten wir dort eine Versammlung im Freien, gerade vor unserer Halle. Am Nachmittag hatten wir eine Versammlung in einer Wiese, die uns ein Freund in Lautern bei Sulzbach zur Ver-

fügung gestellt hatte. Unsere Soldaten von Murrhardt marschirten unter Leitung ihrer Offiziere dahin. Am Montag hatten wir eine erfolgreiche Versammlung zu Oberbrüden und waren ungefähr 80 Personen zugegen. Wir werden bald von großen Siegen in Errettung unsterblicher Seelen berichten können. Am Dienstag hatten wir unsere erste Versammlung in Großaspach und das Wort des Stabshauptmanns Schaaff u. s. w. drang sichtbar in die Herzen." Allein bald schnaubte selbst in Murrhardt der Teufel sehr, er wehrt sich um seine Leute und sendet seine Gesellen von Haus zu Haus, die die Leute abschrecken sollen in die Versammlungen zu kommen. In den Dörfern dagegen wird die Heilsarmee geliebt und geehrt. Aber der Herr wird noch Wunder thun hier in Murrhardt. In den sieben Monaten hatten die Offiziere 38 Dörfer besucht. Den Heilsruf haben die Leute gerne gelesen und die Offiziere glaubten, daß ihre Arbeit Erfolg gehabt hat und daß sie die Früchte einst an jenem Tage sehen werden, „wenn Er die Böcke von den Schafen scheiden wird." [1]) So schloß das Jahr 1888 für Murrhardt und seine umliegenden Dörfer. Mit Ziffern über die Erfolge der Heilsarmee können wir auch hier nicht rechnen.

Das ist alles, was wir neben einigen schönen biblischen Sprüchen und manchen Absonderlichkeiten aus diesen Stationen der Heilsarmee in Württemberg erfahren. Mit der „Eroberung" dieses Landes hat es also noch gute Zeit und die „Eroberung" von ganz Deutschland dürfte nach diesen Erfahrungen noch in weiteste Ferne gerückt sein. [2])

Die Stärke des Heilsheeres wurde Ende Dezember 1886 im Vergleich mit der im Jahre 1885 also angegeben:

	Corps		Offiziere	
	1885	1886	1885	1886
In Großbritannien und Irland . .	802	1039	1780	2271
Vereinigte Staaten	149	238	313	569
Canada	141	212	418	602
Australien und Neuseeland	160	195	331	379
Indien und Ceylon	16	32	55	120
Südafrika	17	36	35	72

[1]) Daselbst. Jahrg. 1888 No. 1—4, 8, 10, 11, 13—17, 19, 21 und 22.

[2]) Nach Zeitungsberichten aus Württemberg erließ im Frühjahr 1889 die städtische Behörde von Murrhardt die ortspolizeiliche Vorschrift, daß die Versammlungen der Heilsarmee in der Gesammtgemeinde an Sonn-, Fest- und Feiertagen auch während der Zeit der öffentlichen Gottesdienste verboten sind. Auch wurden die Gemeindeangehörigen darauf aufmerksam gemacht, daß Mitglieder der Heilsarmee, welche sich in den Häusern Zudringlichkeiten zu schulden kommen lassen, wegen Hausfriedensbruch bestraft werden können.

	Corps		Offiziere	
	1885	1886	1885	1886
Frankreich und Schweiz	29	39	108	149
Schweden	8	11	30	36
Deutsche Corps in London und Stuttgart	1	2	2	4

Zunahme an Corps 481, an Offizieren 1130. Es ist allerdings ein nicht zu unterschätzender Zuwachs.[1])

Nach der Statistik der Heilsarmee von 1887 wurden 1810380 Versammlungen abgehalten, 2717880 Häuser besucht, 148905 Personen haben in Großbritannien allein das Heil an der Bußbank gesucht, 12740000 War cry wurden allein in Großbritannien verkauft, 3640000 von der Zeitung „Kleiner Soldat," 360000 von der Zeitschrift „All the world." Ende 1887 hatte die Armee 1492 Offiziere und 476 Corps mehr als Ende 1886. Im internationalen Hauptquartier in London sind für alle Zweige des Werkes im Jahre 1887 Mk. 780000 an Schenkungen eingegangen. Außerdem hat die Armee Mk. 615240 für die Errichtung von Gebäuden verausgabt und besaß jetzt 1510 Gebäude gegen 1200 im Vorjahre.

III. Organisation, Grundsätze, Ziele, Gebräuche der Heilsarmee.

Man mag über die Lehren, das Treiben und Gebahren der Eheleute Booth urtheilen wie man will, so muß man doch ihre Ueberzeugungsfreude anerkennen. Der Grundgedanke, von dem William Booth ausgeht und den seine Frau in zum Theil geistreichen Wendungen immer wiederholt, ist der: Ein Blick auf unsere Umgebung zeigt uns, daß Sünde und Laster in erschreckender Weise vorhanden sind, daß Tausende und Abertausende von der frohen Botschaft des Evangeliums, das auch für sie da ist, nichts vernehmen, ohne Gott, unbekehrt, in ihren Sünden zum Teufel fahren. Nach der Meinung Booth's liegt der Grund davon in dem Umstand, daß trotz des 1800jährigen Bestandes des Christenthums die Predigt des Evangeliums nicht den rechten Weg eingeschlagen hat. Der Befehl des Herrn: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Creatur" (Mark. 16, 15) ist demnach in erschrecklichster Weise mißachtet worden. „Der Satan, sagt Frau Booth, hat die Christen verführt, die Leute mit Handschuhen anzufassen." „Wollen Sie nicht so freundlich sein, diesen Traktat oder dieses Buch zu lesen, oder möchten Sie nicht diesen beliebten und beredtsamen Prediger hören? er wird Ihnen gefallen, auch ganz abgesehen von der Religion." Diese furchtsame Art, die Wahrheit vor die Unbekehrten zu bringen, und mit ihnen von ihrer Seelen Seligkeit

1) Heilsruf. Jahrg. 1888 No. 1.

zu sprechen, ist gerade das Gegentheil von dem, was der Herr fordert: Gehet hin und predigt aller Creatur, das heißt nicht: Gehe hin und baue Kirchen und Kapellen, und lade die Leute ein, hereinzukommen, und wenn sie nicht wollen, so laß sie laufen. Nein, Du sollst sie aufsuchen. Und wen? „Alle Creatur." Niemand ist ausgeschlossen, alle sollen gerettet werden. Wo Du irgend eine Creatur mit einer Seele siehst, dahin gehe und predige mein Evangelium!" Diesen Befehl hat die Kirche, haben die einzelnen Gläubigen, die alle dieselbe Verantwortlichkeit haben, mißachtet. Daher ist es gekommen, daß Tausende und Abertausende von dem Evangelium gar nicht erreicht werden, daß die Massen davon gar nichts wissen, daß ganze Generationen in die Hölle fahren. Sie einzuladen hereinzukommen, nützt nichts. Es steht fest, daß drei Viertel nicht kommen wollen, dabei darf es aber nicht bleiben, wenn der Befehl des Herrn ausgeführt werden soll. Man muß ihnen nachlaufen: „Gehe aus auf die Landstraßen und an die Zäune und nötige sie, hereinzukommen." Sind sie nicht durch freundliche (Civil-)Maßregeln zu bekommen, dann durch militärische. Wir müssen ihnen nachlaufen, von einem Ort zum andern, wir dürfen ihnen keine Ruhe lassen, bis sie sich unterwerfen und ihre Seelen gerettet werden. Das heißt, das Christenthum muß „aggressiv" werden, wie es zur Zeit der Apostel gewesen ist. Wie ist das aber anzufangen? Nicht durch ein neues Evangelium, sondern durch das alte reine Evangelium; überhaupt durch nichts Neues, sondern nur mit einem der Sache angemessenem Eifer und der Kraft, welche der hl. Geist zu geben vermag. Es ist durchaus falsch, anzunehmen, fährt Booth fort, daß wir durch die Schrift an irgend welche Formen gebunden wären; alle Formen, Beschneidung oder Nichtbeschneidung, Taufe oder Nichtgetauftsein, zum Abendmahl gehen oder davon wegbleiben, ist nichts, ohne den Geist, die Wahrheit und die Thatkraft wahren christlichen Lebens. Es giebt keine ewige, bindende Form, die im Neuen Testament vorgeschrieben wäre, dagegen lehren Stellen, wie 1. Kor. 9, 20, 22, 1. Kor. 12, 4—7, Gal. 3, 26—28, Gal. 5, 6, 2. Tim. 4, 2. und Jud. 22, 23, daß wir vollkommen frei sind in der Wahl unserer Formen und Ceremonien, sofern sie nur den Bedingungen und Verhältnissen der Hörer angepaßt sind. Das ist das einzige, was der große Heidenapostel uns lehrt. Gilt es die Massen zu gewinnen, so gilt es, diejenigen Formen zu wählen, die ihnen am angemessensten sind, und die darum den größten Erfolg versprechen. Das, was den größten Erfolg erzielt, das, wodurch man die Leute am meisten anzieht, wird das Beste sein. Daher der Lärm, das ganze Reclamewesen. „Wir glauben, lehrt Frau Booth, daß alle vernünftigen Maßregeln, alle diejenigen welche die Menschen in Rücksicht auf diese Welt einschlagen, wenn sie gesetzlich und gut sind, vermöge der Heiligung, die in den

Motiven liegt und der Veränderung, die der Zweck erfordert, auf das Reich Gottes übertragen werden dürfen; ja, wir sind dazu verpflichtet, und haben auch ein Recht dazu, auf Erfolge zu rechnen, und wir sind entschlossen, alle gesetzlichen Mittel zu ergreifen, und alle möglichen Anstrengungen zu machen, um sie zu sichern. Wenn Prozessionen und Musik das Volk besser zusammenbringen als anderes, um die frohe Botschaft zu hören, warum soll man sie nicht anwenden? Wer ist so werth eines Banners als unser König? Wem gehört alle Musik im Himmel und auf Erden, wenn nicht ihm? Ich behaupte, der Teufel hat kein Recht auch nur auf eine einzige Note, und wir wollen sie ihm bald alle abgenommen haben. Die Massen wollen wir erreichen, dem Teufel entreißen und Christo gewinnen, darum sind diejenigen Mittel anzuwenden, welche für die Massen am geeignetsten sind. Was Erfolg hat, das ist angebracht. Das ist das durchschlagendste Princip; wodurch am meisten erreicht wird, das ist das beste Mittel, gleichviel, ob es gegen alle kirchlichen Gewohnheiten ist oder nicht. Die Leute sagen, wir wollen ruhige, anständige, würdige Gottesdienste haben. Wo ist die Autorität dafür? Spricht doch das einzige Kapitel, wo im neuen Testament von solchen Gottesdiensten die Rede ist, nämlich 1 Kor. 14 mehr für die Armee-Gottesdienste als die kirchlichen. Man wirft uns Lärm und den Eclat vor, aber wenn man das Objekt sieht, wird man erkennen, daß sie unvermeidlich sind, weil wir diejenigen erreichen wollen, die auf andere Weise nicht zu erreichen sind."[1])

Weßhalb aber die militärische Form, wozu eine Armee? Einfach, weil es unerläßlich nothwendig ist, daß ein allein und absolut gebietender Wille bei der Leitung des Volkes Gottes herrscht. Zudem entspricht diese Form und Organisation ganz und gar dem „im alten Testamente geschilderten und eingeführten Regierungssystem". „Eine Organisation, welche es vermag, einen Wütherich aus einem Wirthshaus herauszuschleppen und ihn innerhalb 12 Stunden rein und ordentlich durch die Straße mit Gesang marschiren zu lassen, unter dem Kommando Eines, der vor wenigen Monaten sich in demselben Zustande befunden hatte, eine Organisation, die, falls jener anfangs auch noch so unwissend wäre oder noch so sehr stotterte, im Stande ist, ihn dazu zu bringen, zu Tausenden in der Stadt zu predigen, ehe sie den früheren Trunkenbold vergessen haben — solch eine Organisation kann ruhig jede Kritik herausfordern, denn nur die Kraft Gottes konnte sie schaffen oder erhalten." [2])

Es dürfte sich daher der Mühe lohnen, diese Organisation etwas näher zu betrachten. An der Spitze der Armee steht also der General

[1]) Kolde a. a. O. S. 45—49.

[2]) Kolde S. 52.

(Booth) mit den ausgedehntesten Rechten und über ihm steht niemand. Seinen Befehlen haben alle Glieder der Armee zu gehorchen. Es ernennt zu seinen Lebzeiten seinen Nachfolger, der bei seinem Tode sofort an seine Stelle tritt. Ihm zur Seite steht der Stabschef, von einer großen Anzahl von Stabsoffizieren umgeben, der die umfassenden Bureaux für die innern und äußern Angelegenheiten leitet. Jeder Distrikt ist einem höhern Offizier unterstellt, dem einer oder mehrere Adjutanten zur Dienstleistung beigegeben sind. Jedes Corps wird von einem Hauptmann mit einem oder zwei Lieutenants dirigirt. Ein Unterschied zwischen den Geschlechtern wird nicht gemacht, im Gegentheil werden fast vorzugsweise Mädchen zu Offizierstellen berufen. Bei jedem Corps stehen endlich noch eine Anzahl Sergeanten, nicht besoldete Unteroffiziere, welche den Offizieren soweit es die Zeit, welche sie nicht ihrem bürgerlichen Berufe zu widmen haben, gestattet, bei ihren vielfachen Arbeiten behilflich sind. Eine besondere Verwaltungsabtheilung bildet die Leitung der Training Homes, eine andere die der Rettungshäuser u. s. w. — In den Training Homes erhalten die Offiziere ihre Ausbildung oder vielmehr Abrichtung. In der bedeutendsten Anstalt dieser Art zu Clapton sind 150—200 Cadetten beiderlei Geschlechtes untergebracht, welche getrennt lebend, die beiden Flügel des weitläufigen Gebäudes bewohnen. Ihre Lebensweise ist eine sehr einfache; die jungen Leute beiderlei Geschlechtes werden systematisch an Entbehrungen, harte Arbeit, an Hitze und Kälte, Regen und Wind gewöhnt; denn die Armee braucht Leute, die zu jeder Stunde und unter allen, namentlich klimatischen Verhältnissen ihren Platz ausfüllen. Viermal des Tages ist Gebetzeit. Täglich um 12,30 wird von allen Heilssoldaten des ganzen Erdkreises für den Erfolg und die Ausbreitung der Armee gebetet. In die Zwischenzeit fallen der Unterricht, vor allem praktische Uebungen, welche die verschiedensten Benennungen tragen: Knee-drill, Sharpshooling, Bombarding, speaking drill, leading drill, War-cry selling, rescue-work, visiting (Knieübungen, Scharfschießen, Bombardierübung, Exerzitium im Reden, im Leiten einer Versammlung, Verkauf des Kriegsrufes, Rettungswerk und Besuchsübung). Es sollen somit, wie ein Bericht sagt, die Kriegsschulen keine theologischen Seminarien, sondern Schulen des Lebens und der Lebenskunst sein. Die Cadetten sind in drei Rangstufen abgetheilt. Die Zöglinge der untersten Klasse bilden die Hoffnungsbrigade. Sind sie zum Vorrücken tauglich, so gelangen sie nach Befähigung in die Hilfs- Glaubens- oder Feuerbrigade. Die oberste Rangklasse heißt die königliche; in diese werden all die versetzt, die innerhalb einer Stunde bereit sind, zum Felddienst überzugehen. Auch Versetzungen der Offiziere sind principiell sehr häufig und jeder Offizier muß jeden Augenblick, d. h. innerhalb einer Stunde bereit sein, einem Befehle zu gehorchen, der ihn möglicherweise

nach einem entfernten Welttheil beordert. Dieses Uebungssystem erlitt indeß mancherlei Aenderungen, was nicht befremden darf, da der Zweck ist: Erfolge erzielen. Der Aufenthalt in der Kriegsschule ist auf drei Monate beschränkt, so daß die in Clapton allein im Stande wäre, jährlich 600 Offiziere zu liefern, wobei es mitunter an Stümperei nicht fehlen kann. Selbst die Kenntniß des Lesens und Schreibens ist oft mangelhaft, und andere gründliche Kenntnisse werden nicht gefordert. So wurde z. B. 1886 ein gewöhnliches Dienstmädchen mit einem Lieutenantspatent ausgerüstet und sofort zur Dienstleistung bei einem kleinen Corps kommandirt. Für unsere gewöhnliche Begriffe ist freilich der Schritt vom Dienstmädchen zum Heilsarmeeoffizier, d. h. zum modernen Propheten oder Apostel ein gewaltiger! — Das Centrum der Armee ist das Hauptquartier, welches in 17 Departements getheilt ist und wo nicht selten an einem Tage 2000 Briefe und Depeschen eingehen. Der Divisionscommandant bekleidet den Rang eines Obersten und steht unmittelbar unter dem General; unter ihm stehen die Districtcommandanten, unter diesen die Sectionscommandanten und unter diesen wieder die Hauptleute der verschiedenen Corps. Ganz besondere Vorschriften werden dem Divisionsoffizier für den Fall eines Besuches seitens des Generals und eine damit zusammenhängende Demonstration gegeben. Da ist vor allem ein Kriegswagen (War chariot) zu beschaffen, bestimmt den General aufzunehmen; eine besondere Garde soll für ihn aufgestellt werden; auf der Eisenbahnstation, wo er aussteigen soll, muß für einen möglichst feierlichen Empfang gesorgt werden. „Die Ewigkeit wird es einst an den Tag bringen, welch' ungeheuren Einfluß der War cry auf alle Schichten der Bevölkerung ausgeübt hat." Daher ist sein Verkauf auf alle Weise zu befördern und der Divisionscommandant muß deßhalb von seiner Division anregende und Aufsehen machende Berichte an die Redaktion einsenden und diejenigen Soldaten, welche nur einigermaaßen des Schreibens kundig sind, ermuthigen, kurze Aufsätze, Lieder, Balladen oder Berichte von Versammlungen und Bewegungen anzufertigen. Für das Handelsdepartement und die Finanzverwaltung bestehen wieder eingehende Vorschriften und der Divisionscommandant muß auch diese beiden Zweige besonders unterstützen. So gliedert sich die Armee in Divisionen und Corps und zählt außer dem General Booth Generallieutenants, Oberste, Majore, Capitäne, Lieutenants, Fahnensergeanten, Zahlmeister, Secretäre, Cadetten, Sergeanten und einfache Heilssoldaten. Wird das Corps einer Stadt zu groß, so wird eine Theilung vorgenommen, mit bestimmter Begrenzung. So finden sich in den schon länger besetzten Städten Englands mehrere Corps, fünf bis sechs in einer Stadt. Daneben bestehen seit einigen Jahren in sehr vielen Orten unter dem Commando von Erwachsenen Kindercorps.

Jedes Corps hat sich vermittelst der bei jeder Versammlung zu veranstaltenden Collecte selbst zu erhalten; nur in seltenen Fällen z. B. wo es sich um den Bau von Gebäuden handelt, deren Ausführung sich als nothwendig erweist, aber die Kräfte des Corps übersteigt, tritt das Hauptquartier, an welches alle Ueberschüsse abgeliefert werden müssen, ein. Für jedes Land besteht ein Hauptquartier.

Mit dem Eintritt in die Heilsarmee werden nicht die geringsten Rechte erworben. Bevor die Aspiranten eine Stelle antreten, müssen sie einen schriftlichen Revers ausstellen, daß sie keine gesetzlichen Ansprüche an das Hauptquartier oder an eine andere Autorität in der Armee in Bezug auf Gehalt oder Belohnung haben. Damit kommen sie in vollkommene Abhängigkeit von der Person des Generals, der rechtlich im alleinigen Besitz des gesammten Vermögens ist, in dessen Hand alle Schenkungen fließen und der darüber allein verfügt. Das Höchste, was ein Hauptmann an Gehalt erhält, ist, falls er ein alleinstehender Mann ist, 21 Schilling wöchentlich, ein weiblicher Hauptmann dagegen nur 15, ein verheiratheter 27 Schilling und 1 Schilling für jedes Kind für die Woche, was allerdings nicht sehr viel ist. Dazu kommt, daß ein Offizier, wenn er keinen Erfolg aufzuweisen hat, seine Anstellung verliert. Ohne Genehmigung des Generals darf keine Verehelichung, ja nicht einmal eine Verlobung der Offiziere stattfinden. So ist die Verheirathung zwar gestattet, und es gibt viele verheirathete Offiziere, doch ist es sehr wahrscheinlich, daß man die Neigung dazu eher unterdrückt als fördert, da unverheirathete, besonders weibliche Offiziere natürlich „brauchbarer und billiger" sind. [1])

Es gehört denn auch wohl der größte Theil der Heilsarmee dem weiblichen Geschlechte an. Die Frage, ob die Verwendung der Frauen zum Predigen nicht im Widerspruch stehe mit den ausdrücklichen Lehren der Bibel, ob es weiblicher Bescheidenheit gezieme, daß junge Mädchen und Frauen öffentlich auftreten, und ob es ohne Nachtheil für diese sei, wird auf Grund zahlreicher Bibelstellen des Alten und Neuen Testamentes geprüft und dahin beantwortet, daß in den Vorzügen, Pflichten und Verantwortlichkeiten im Reiche Christi alle Unterschiede in Bezug auf das Geschlecht aufgehoben seien, und daran anschließend gesagt: Wir haben keine üblen Folgen aus dem Auftreten von Frauen und jungen Mädchen entstehen sehen. Wir glauben, daß auf dem ganzen Erdboden kein bescheidenerer, anständigerer Kreis von jungen Mädchen und Frauen gefunden werden kann, als unsere weiblichen Offiziere; sie werden von allen, die sie kennen, bewundert und geachtet. „Wenn wir nach den gesegneten Erfolgen urtheilen, welche das Predigen von Frauen fast ausnahmslos

[1]) Kolde a. a. O. S. 56. Pestalozzi S. 50—67.

aufweisen kann, sagt Frau Booth, so wird am großen Tage der Abrechnung ohne Zweifel gefunden werden müssen, daß eine mißverstandene und ungerechtfertigte Auslegung der Stelle „Eure Weiber lasset schweigen in der Gemeinde" der Kirche mehr Schaden zugefügt, der Welt mehr Schlimmes gebracht und Gott mehr verunehrt hat, als irgend einer der Irrthümer." Gott gab, sagt Frau Booth weiter, dem Weibe eine schöne Gestalt und ein einnehmendes Aeußere, gewinnende Formen, eine überzeugende Art zu reden und mehr als das, ein feinfühliges, weiches Wesen, alles Dinge, die in ganz eminenter Weise zum Sprechen in der Oeffentlichkeit zu qualifizieren scheinen.[1]) Hiernach wäre die schönste Frau auch die geeignetste zum Predigtamt. Ob damit die Heilsarmee für die in England vielverlangte Frauenemanzipation arbeitet, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist der Ehrgeiz das innerste Motiv dieses Verlangens nach dem Predigtamt der Frauen.

Die jüngern weiblichen Mitglieder der Armee, die bei den gottesdienstlichen Versammlungen das Tamburin schlagen und das oft sich wiederholende Halleluja singen und sonstige Gesänge aufführen, werden in der Sprache der Heilsarmee als „H a l l e l u j a m ä d c h e n" (the Hallelujah lasses) oder wie neuerdings der „Heilsruf" den englischen Ausdruck übersetzt als die „Halleluja weiblichen Soldaten" bezeichnet. Die Halleluja Mädchen sind, wie ein Schriftsteller der Heilsarmee bemerkt, eines der hauptsächlichsten Beförderungsmittel der Armee;[2]) öfter erscheinen dieselben in den gottesdienstlichen Versammlungen, um das Publikum anzuziehen, in Verkleidung, namentlich in Zigeunerinnenkostüme.

Gewisse Segensrufe werden als „Salven" und das gelobende Aufheben der Hände bei gottesdienstlichen Feierlichkeiten wird als „Aufpflanzen der Bajonette" bezeichnet. Das kleine englische Gesangbuch der Heilsarmee hat für seine sechs Abtheilungen die folgenden charakteristischen Ueberschriften: Rufe zur Uebergabe, Schweres Geschütz, Friedensfahnen, Freudenschüsse, Königliche Märsche, Schlachtrufe. Nach dem schon erwähnten Grundsatz, daß die Armee im Gegensatze zu anderen Predigern des Evangeliums nicht zu denen geht, die sie hören wollen, sondern die sie nicht hören wollen und erst dazu gezwungen werden sollen, muß vor allen Dingen ein Offizier sich vorhalten, daß er ausgesendet ist, eine Stadt oder einen Distrikt zu e r o b e r n. Zu diesem Behuf muß er zuerst eine R e c o g n o s c i r u n g anstellen, d. h. Erkundigungen über Personen und Verhältnisse einziehen und den Befund an das Hauptquartier und den General berichten. Ehe der Offizier die Stadt verläßt, ist es weise, kleine

[1]) Pestalozzi. S. 40. S. 84 f. S. 101. Kolde. S. 94 f. S. 96.
[2]) Railton, Heathen England p. 29 ff.

Plakate anzuschlagen mit den Worten: „Die Heilsarmee kommt" oder „Meetings im Freien bei jedem Wetter", „Großer Angriff mit aufgepflanztem Bajonett", „Frühere Raufbolde als Priester", „Große Ausstellung von Hallelujamädchen" u. s. w. Da es zunächst darauf ankommt, um jeden Preis die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen, so ist jedes Mittel der Reklame recht. Auf die Frage, wie man Anschläge anbringt, antwortet der Katechismus der Heilsarmee: „Mache sie auffallend in allem, was darauf steht, in der Art des Druckes, der Farbe des Papiers, der Art, wie sie angebracht sind u. dergl. Sie können auf einem Regenschirm getragen werden oder am Hute, ringsherum um den Leib, wie eine Kirchenglocke, aus der oben der Kopf und unten die Füße heraussehen, auf einer Riesenkiste, die von einem Mann geschoben oder von einem Esel gezogen wird und in tausend andern Formen. Erfinde selbst welche!" Ist das Hauptquartier mit dem Bericht zufrieden, sind die nöthigen Lokale gesichert, so kann der „Angriff" beginnen. Ein Offizier mit ein paar Leuten genügt dazu. Anschläge an allen Ecken, Zettel, die auf den Straßen vertheilt werden, laden das Publikum auf einen Sonntag zu einer Versammlung ein. Die Frist bis zum Sonntag muß dazu benützt werden, um sich der Stadt bekannt zu machen und Neugierde zu erregen. Freitag oder Samstag findet ein Marsch durch die Stadt und ein Meeting im Freien statt, wobei alle Extravaganzen zu vermeiden sind. In heuchlerischer Weise sucht man zunächst den wahren Charakter zu verbergen, um die Beihilfe ernster Christen zu gewinnen. Endlich bedient man sich so viel als möglich der Presse zur Reklame. Dabei schadet es nichts, wenn die Zeitungsnotiz eine feindlich gehaltene ist, wenn nur überhaupt davon geredet wird, und wo etwa zwei Blätter in einer Stadt einander gegenüberstehen, kann leicht eine Correspondenz in dem einen eine Entgegnung in dem andern zur Folge haben. In der Regel ist es leicht, gerade in den ersten Versammlungen eine Anzahl Proselyten zu machen. Das Ungewöhnliche der Erscheinung, die Neuheit des allenthalben wohl überlegten Verfahrens, auch die Bußpredigt in Sprache und Ton des Volkes pflegen selten ohne Erfolg zu sein, und so kann man bald zur Bildung eines Corps schreiten. Einige Tage bevor die Armee an einem Ort ihren Einzug hält, werden Plakate an den Mauern angeschlagen mit Wendungen wie: „Halloh, halloh! Sie kommen! Wer? Nun, die Heilsarmee. Wann? Nächsten Sonntag in der Exercierhalle und sie werden 81-Tonnen Kanonen mit sich führen. . . . Alle Arten von Sündern sind willkommen. Amen." Oder: „Um 11 Uhr Herabkommen des hl. Geistes. Um 2½ Uhr große Gemüthlichkeit, um 6½ Uhr großer Angriff auf den Teufel, um 9 Uhr Hallelujah-Galopp." In den Berichten und Telegrammen über stattgefundene gottesdienstliche Versammlungen heißt es z. B.: „Der Gesang der beiden Fräulein

Emma und Eva Booth nahm die Hörer mit Sturm. . . Darauf großer Angriff der drei Bataillone . . . Das Bombardement begann . . . Dann Friede erklärt. . . . Unsere Fahnen aufgehißt. . . . Viele Freiwillige strömten zu ihnen . . . Tausende kommen, um den General und die Sieger zu sehen. . . . Viele Seelen schrieen laut um Gnade, Soldaten jauchzten, Gott, Engel und Heilsarmee triumphirten." „Sonntag war der Tag aller Tage, denn die Leute stürzten förmlich übereinander, um unsere zwölf Hallelujah-Mirjams zu sehen, die in Zigeunerinnenkostüme gekleidet waren. Meine Frau mit ihrem Riesentamburin stand an der Spitze. . . . Wir werden siegen, ob auch Erde und Hölle sich widersetzen. Sieg oder Tod ist unsere Losung." [1]) Uns erscheint dieses ganze Reklamewesen widerlich und unwürdig.

Die gottesdienstlichen Versammlungen der Armee werden theils im Freien (Open air meetings), theils in eigenen oder gemietheten geschlossenen Räumen (In door meetings, nach dem Sprachgebrauch der Armee Kaserne, Barake) gehalten, wozu mit Vorliebe Tanzsäle, Circusräume und Theater gewählt werden, so weit die Armee nicht eigene Kasernen besitzt. An den Wochentagen werden täglich 3—4, an den Sonntagen sieben solcher religiösen Versammlungen gehalten. Diese werden indeß auch auf ganze Nächte ausgedehnt; es sind dies die sogenannten „Gebetsnächte" (Nights of Prayer), zu welchen Nichtmitglieder der Armee gewöhnlich nur unter bestimmter Controle zugelassen werden.

Die Vorgänge einer Versammlung im Freien wurden also geschildert. Mitten auf dem Platze kniet um eine blutrothe Fahne eine Schaar von Männern und Frauen. Einer betet mit lauter Stimme, während die andern ihm fortwährend Beifall spenden, so it is, yes, oder ihn durch furchtbar eintöniges Amen, bisweilen durch Hallelujah und ähnliche Zurufe, die seinen Eifer anspornen, unterbrechen. Darauf wird eine lustige Melodie in möglichst raschem Tempo gesungen, wobei der einzige Cornettist ein paar Töne vorbläst und dirigirt. Dann folgen immer abwechselnd mit möglichst lautem, schreiendem Gesang eine Reihe von Ansprachen. Die Heilssoldaten, theils in Uniform, theils in Arbeiterkleidern stehen dabei in einem Kreise, während der Sprecher innerhalb desselben in ziemlich schnellem Schritte auf und ab geht. Es sind fast durchgängig sehr eindringliche Rufe zur Buße, meistens aus der Biebel, oder Ausmalungen des jüngsten Gerichts, die am Ende jeder Ansprache, von denen keine länger als 2—3 Minuten dauert, immer dringender werden und unter Hinweis auf das eigene frühere Sündenelend und die jetzige glückliche Gewißheit der Seligkeit zur sofortigen Bekehrung auffordern, „denn heute, so ihr seine Stimme höret,

[1]) Schramm a. a. O. S. 18 ff. Kolde S. 61 f. Pestalozzi S. 142 ff.

verstockt eure Herzen nicht." Das ist das Thema, das sich in allen Ansprachen wiederholt, aber doch in den verschiedensten Variationen. Die Frauen sprechen übrigens bei weitem geschickter als die Männer und wissen auch mehr Abwechslung hineinzubringen. Da war alles berechnet. Die jüngste unter den Frauen, eine hübsche Erscheinung, die Frau eines Briefträgers, begann mit einem Sologesang, den sie mit einer wundervollen Stimme vortrug, während die andern den Chor mitsangen. Erst nachdem sie so die Aufmerksamkeit der Umstehenden erhöht hatte, hielt auch sie in warmen, einfachen Worten eine Ansprache, der man die Ueberzeugung anmerkte, und in einer Sprechweise, die wohl gerade auf rohe Gemüter Eindruck machen konnte. Nachdem so ziemlich alle gesprochen, sah der Führer nach der Uhr, die Zeit war abgelaufen, noch ein letzter Appell an die Umstehenden und die Aufforderung ihnen zu folgen, und dann zog die kleine Schaar, die auf dem Wege Verstärkung erhielt, unter Musik und lärmenden Gesang, die Fahne schwingend und nach der „Kaserne" um dort ein anderes Meeting zu halten.[1]) So mannigfaltig die Abänderungen sind, welche die Armee fortwährend in ihren Formen trifft, wird diese Schilderung aus dem Jahre 1881 doch auch heute noch ihre volle Geltung haben; es sollen nämlich, namentlich bei den Straßenaufzügen, immer neue, Aufsehen erregende Formen ausfündig gemacht werden, um die Anziehungskraft zu bewahren. Der Gesang ist eines der wichtigsten Mittel der Heilsarmee. Schön, sagen Ohrenzeugen, ist er nicht, sind es ja doch meist Stimmen von Arbeitern und Leuten aus dem Volke, oft ist es mehr ein Kreischen oder Brüllen, das auf gebildete Kenner der Musik gerade keinen angenehmen Eindruck macht, aber man erreicht den Zweck, — „die Leute zu fangen." Die Heilssoldaten geben selbst zu, daß es mehr Lärm als Gesang ist, „ein fröhlicher Lärm im Herrn," aber sie halten das Mittel doch für gut. Wenn die Leute, schreibt Railton, den Geschmack an dieser Art des Gesanges verlieren, dann verlieren sie den Geschmack am Gesang überhaupt, und an lebendiger, pünktlicher, mächtiger, Religion zugleich, das ist unsere stets gleiche Erfahrung. Gesang hat ja selbst bei ermüdeten Truppen immer etwas erfrischendes. Das wissen die Leiter der Heilsarmee sehr wohl, darum legen sie einen so hohen Werth auf den Gesang, und sorgen auch dafür, ihre kurzen Ansprachen und Zeugnisse immer wieder durch Gesang zu unterbrechen, um alle frisch zu erhalten. denn alles nur nicht langweilig, ist ja eine ihrer Hauptmaxime beim Gottesdienst. Es kommt häufig vor, daß ein Redner, der beim Aufstehen eine gewisse Müdigkeit oder nicht die gehörige Aufmerksamkeit bei seiner Zuhörerschaft bemerkt, sich selbst unterbricht und ein Lied an-

[1]) Kolde S. 1 und 81 f.

stimmt, das dann gewöhnlich seine Wirkung nicht verfehlt. Das Wichtigste dabei ist die Melodie und die Art des Vortrags. In England nun singt man die Kirchenlieder viel schneller als in Deutschland, und das Frische und Fröhliche des englischen Kirchengesangs wird von der Heilsarmee absichtlich übertrieben. Das ist nicht mehr ein kirchlicher Gesang, sondern mehr oder weniger Kriegs- und Triumphgeschrei, und zu Zeiten, wenn alles mit den Füßen stampft, in die Hände klatscht, die Taschentücher [1]) und Hüte schwingt, die Frauen oder Mädchen das Tamburin schlagen, den Körper hin und her bewegen und hier und da ein lauter Aufschrei das Jauchzens sich in den Gesang mischt, da würde niemand denken, sich in einer religiösen Versammlung zu befinden. General Booth denkt darüber anders; gerade dieser Mark und Bein erschütternde Gesang ist einer der stärksten Angriffe gegen den Teufel, nnd Frau Booth weiß aus der Schrift dieses lärmende Treiben zu rechtfertigen, z. B. aus der Stelle Hesekiel, 37, 8 (die ganze Weisagung findet übrigens nach Frau Booth ihre Erfüllung in der Heilsarmee.) Alles, was an den Kirchenton erinnert, erregt Anstoß. Sollen die Leute Freude am Gesang haben, so muß er den Ton des Volkes treffen. Darum legt man mit Vorliebe Melodien von Volksliedern den Armeegesängen zu Grunde. Die reiche Armeepoesie endlich ist weiter nichts als eine elende Reimerei und bewegt sich in den sinnlichsten Vorstellungen von Himmel und Hölle; der Kampf mit dem Teufel spielt auch darin selbstverständlich eine große Rolle. [2])

Die Zahl der regelmäßigen und vorgeschriebenen Gottesdienste ist eine sehr beträchtliche. Am Sonntag ist regelmäßig Gebetsversammlung nicht später als 7 Uhr. Um 10 Uhr im Freien. Von da um 11 Uhr Prozession zur Versammlung im Gebäude. Um 2 Uhr im Freien. Um 3 Uhr Prozession zur Versammlung im Gebäude, die aber nicht länger als bis 4 Uhr 30 Minuten dauern soll. Um 6 Uhr im Freien. Um 7 Uhr Prozession zur Versammlung im Gebäude, die dann bis in die Nacht hinein fortgesetzt wird. In der Woche soll womöglich für diejenigen die auf Arbeit gehen, am Morgen eine Gebetsversammlung gehalten werden, am Mittag, wenn die Leute zum Mittagessen nach Hause gehen, an irgend einem Orte, wo man eine Zuhörerschaft erwarten kann, ein Open air meeting, dem womöglich eine Versammlung im Gebäude folgen soll. Nachmittags in irgeud einem Hause. Um 7 Uhr im Freien, um 8 Uhr im Gebäude. Einmal in der Woche findet eine sog. Heiligkeitsversammlung (Holiness meting) statt, bei der nur Mitglieder der Armee

---

[1]) In Melbourne kommandirte Oberst B. Booth: „Schwingt die Taschentücher und wer keines hat, der borge sich eines von seinem Nachbar."

[2]) Kolde S. 72—80.

anwesend sind u. s. w.[1]) Obwohl der Individualität des Einzelnen, falls sie Resultate erzielt, möglichst viel Spielraum gelassen wird, bestehen doch auch sehr bestimmte Regeln dafür, wie es im Einzelnen bei den Versammlungen zu halten ist. Wo es irgend angeht, geleitet man jeden Ankömmling zu seinem Platz. Es ist Vorschrift, die Leute so eng als möglich zusammenzupressen. Das hindert sie daran, jeden Augenblick das Lokal zu verlassen, macht auf die Anwesenden den Eindruck der größeren Theilnahme von Seiten des Publikums, erhöht wohl auch die beabsichtigte Erregung. Der Gesang ist wie gesagt eine Hauptsache und alle müssen zur Theilnahme an demselben veranlaßt werden; daher werden Gesangbücher für 10 Pf. angeboten. Das Publikum muß fortwährend beschäftigt sein und zwar mit Auge und Ohr. Jeder soll den Hauptmann sehen können. Er hat dafür zu sorgen, daß die Plattform, die so viel als möglich mit Soldaten besetzt sein muß, fortwährend ein anderes Bild aufweist, bald einen Halbkreis wie im Freien, bald einen offenen Raum, in dem sich der Sprecher hin und her bewegen kann u. s. w. Doch alles ohne daß man sich Zeichen gibt, was ein grober Fehler wäre. Abwechslung ist dringend geboten, um die Aufmerksamkeit zu erhalten. Daher wird auch kurzes, scharfes Sprechen verlangt, reich an Thatsachen und Illustrationen, eine Fülle von Attitüden, den Mund weit auf, die Worte gut ausgesprochen. Und in dieser Beziehung wird in der That Großes geleistet. Prediger in unserm gewöhnlichen Sinne gibt es nicht, wie auch ausdrücklich der Sprecher an kein Schriftwort gebunden ist. Größere Reden, denen dann auch wohl ein Schriftwort zu Grunde liegt, scheinen nur bei besonderen Gelegenheiten und dann in der Regel von Mitgliedern der Familie Booth, vor allem von Frau Booth gehalten zu werden. Sonst begnügt man sich mit einer Reihe von kurzen Ansprachen (adresses), von denen selten eine zehn Minuten lang ist, gewöhnlich sogar unter fünf Minuten dauert, und gelten die kürzesten als die besten. Die Menge der auftretenden Personen muß den Ausschlag geben. Das gilt in noch höherem Grade von den „Zeugnissen oder Erfahrungen“ (experiences), jenen kurzen Selbstbekenntnissen, die einen Hauptbestandtheil der gottesdienstlichen Versammlungen bilden und vom War cry und Heilsruf in großer Anzahl gesammelt werden. Dieselben sind sehr verschieden an Länge und Umfang, in der Regel bestehen sie aber nur aus ein paar Sätzen, so daß es vorkommen kann, daß in einer Versammlung 50—60 Personen das Wort ergreifen. Je mehr und je kürzer desto besser, und Railton bezeichnet als das Höchste, was darin erreicht zu sein scheint: „66 Männer und Frauen sprachen, wir sangen zehn Mal, ein Mann

[1]) Kolbe S. 65.

bekam die Krämpfe, eine Frau wurde ohnmächtig, der Segen wurde ertheilt, alles in 67 Minuten und wir gingen heim und priesen Gott." Natürlich geht alles rasch vor sich und beschränken sich die Einzelnen nur auf kurze Ausdrücke der Freude über ihren jetzigen Zustand im Gegensatz zum früheren, sündhaften. „Ich bin glücklich erlöst und im Blute des Lammes gewaschen zu sein", das ist der Refrain. Mitunter fehlt auch das Triviale nicht. Da lesen wir z. B.: „Vor sieben Wochen verdiente ich die Hölle, aber ich fand Jesus. Ich hatte keine Kleider zum wechseln, aber heute habe ich einen anständigen Anzug und meine Frau und Kinder sind auch ordentlich gekleidet." „Kameraden, wie ihr wißt, bin ich ein Trunkenbold und Dieb gewesen und habe meine Frau geprügelt, aber Jesus hat mich von allem erlöst. Ich bin glücklich, Jesus lebt in mir." „Ich habe dem Teufel 40 Jahre gedient, aber er gab mir nur zerbrochene Beine und logirte mich im Gefängniß von Oxford ein, jetzt aber hat der liebe Heiland Besitz von mir genommen." „Ein Bruder sagte, seit er bei der Heilsarmee wäre, hätte er ein oder zwei Schweine im Stalle, bevor er erlöst war, wäre nur ein betrunkenes Schwein gewesen, jetzt aber wäre er ein Kind Gottes." „Eine Schwester erklärte, sie hätte zweimal geheirathet, aber das letztemal, als sie sich verheirathete, hätte Jesus sie geheirathet, Hallelujah." „Eine andere Schwester sagte, sie priese Gott, denn sie sei so glücklich wie eine Fliege im Syruptopf." „Einer sagte, als er seinem Weibe erzählte, er wolle das Rauchen aufgeben, hätte sie gedacht, er würde immer schlechter Laune sein, aber als er es aufgegeben hatte, nahm Gott ihm allen Appetit darnach und die schlechte Laune war fort, Jesus war nun im Hause und sie waren immer vergnügt." „Gott sei Dank, Freunde, ich bin gerettet. Die Tische und Stühle kommen mir jetzt nicht mehr in den Weg und ich trage jetzt nicht mehr am Zahltage in der einen Tasche das Geld für den Schnapswirth, in der andern das für meine Frau. Meine Wohnung war die eines Trunkenbolds, aber jetzt ist, Gott sei Dank, alles verändert und ich versuche nicht mehr in den Kamin zu steigen, wenn ich in mein Bett will." „Mit dem Bier und dem Tabak bin ich nun fertig, und wo ich sonst meine schmutzige Tonpfeife hinlegte, lege ich jetzt meine Bibel hin, daß sie zur Hand ist u. s. w." [1])

Zwischen die Selbstbekenntnisse hinein ertönen kurze Gesänge der Hallelujahmädchen, in deren Refrain die Versammlung einstimmt. Daran schließt sich eine unter sämmtlichen Anwesenden abgehaltene Geldkollekte an, während welcher wiederum gesungen wird. Hierauf kommt die Hauptaktion, das Gebet, das die Gebetsweise der Methodisten noch übertrifft.

---

[1]) Kolde S. 67—72. Pestalozzi S. 145 f. und der „Heilsruf" fast in jeder Nummer.

Alles liegt auf den Knieen. Wer eine Bank oder einen Stuhl in der Nähe hat, wirft sich mit dem Oberkörper darauf, wer nicht, deckt das Gesicht mit den Händen oder er streckt das Antlitz mit zusammengepreßten Augen in die Höhe. Ganz leise und mit halb gedämpfter Stimme spricht der Hauptmann die ersten Worte, bald hebt sich die Stimme, Amen, Hallelujah, O God, o Lord! hallt es von allen Seiten. Die Worte werden immer schneller, die Stimme immer lauter, immer wilder, immer kreischender: das ist kein Beten mehr mit dem Herzen, das ist ein Ringen mit Leib und Seele, der ganze Körper ist daran betheiligt, die Bewegungen der zum Himmel erhobenen Arme werden immer heftiger, als wollten sie Gott leibhaftig herniederzerren, um die Sünder zur Bußbank zu bringen. Die Erregung des Beters ergreift die ganze Versammlung. Es ist alles in Bewegung, auch die Neugieriegen, die Zurufe werden häufiger, das Seufzen lauter, das Schluchzen der Weinenden durchdringender, das Gebet, herniederzufahren, alle mit der Kraft des hl. Geistes zu erfüllen, den Teufel zu demüthigen, die Sünder niederzuwerfen, immer gewaltiger. Dazwischen werden bald vereinzelt, bald im Chore Stimmen laut, die Gebetsseufzer und Gebetsrufe ertönen lassen: O God, o Lord! Lord be blessed! Amen! Hallelujah hallt es von allen Seiten. Das war anstrengend. Man erhebt sich. Der Hauptman wischt sich den triefenden Schweiß ab. Es ist der Augenblick allgemeiner Erschöpfung. Aber zur Erholung wird einem keine Zeit gelassen. Gerade dieser Augenblick der Erregtheit und der Erschöpfung muß benutzt werden. Kaum hat sich der Hauptmann erhoben, als auch schon von neuem der Ruf an die Sünder erschallt, nunmehr ernst zu machen mit der Bekehrung, hervorzutreten an die Bußbank, einzutauchen in die „Quelle des Bluts." „Wollt Ihr in Euren Sünden sterben? Wollt Ihr dem Teufel weiter dienen oder unter der Fahne des Herrn Jesus fechten? Seht auf uns! O wie glücklich sind wir. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, ich glaube es nicht nur, nein ich weiß, daß mein Erlöser lebt, ich weiß es ganz gewiß. Wollt Ihr es nicht auch erfahren? Kommt herzu, aber gleich, schnell, rasch! Aber Ihr müßt sofort kommen, sogleich, hört Ihr nicht?" In diesem Tone, bald bittend, bald befehlend, geht es fort. Manche Offiziere, namentlich die weiblichen, die sich oft wie rasende Furien geberden, entwickeln hierbei eine wahrhaft erschütterde Beredsamkeit. Unterdessen hat sich die Scene verändert. Die Bühne ist leer, nur ein oder zwei Soldaten unterstützen den Hauptmann in seinen Rufen; die übrigen haben sich im Saale vertheilt, um die „Erschlagenen und Verwundeten" aufzusuchen. Bei wem nur irgend eine Spur der Erregung oder der Rührung oder größerer Theilnahme entdeckt werden konnte, auf den dringt man jetzt ein. Die Männer gehen zu den Männern, die Weiber zu den Frauen und

Mädchen. Liebevoll schlingt man den Arm um den Hals des Bekümmerten und preßt ihn an sich. „Willst Du nicht kommen? Gib den falschen Stolz auf!" Wie sehr er sich auch wehren mag, man läßt ihn nicht sogleich los, spricht immer wieder in ihn hinein. Gleichwohl ist der Erfolg manchmal sehr gering. Tritt Jemand an die Bußbank heran, so ertönt es aus dem Munde der Offiziere und Soldaten: „Glory Glory! O God, save them! Hallelujah! Amen!" Und der die Versammlung leitende Offizier läßt eine „Salve", ein dreimaliges Hallelujah „abfeuern". [1])

Die Bußbank ist unterhalb der Plattform angebracht. Noch während einer an der Bußbank kniet, wird ihm auseinandergesetzt, wenn er es noch nicht weiß, daß er fortan alle geistigen Getränke, Tabak und modische Kleidung aufzugeben hat. Es kommt vor, daß sogleich die Tabakspfeife, Hutfedern, Ringe und andere Schmucksachen abgegeben werden. Name und Adresse des Betreffenden werden sogleich in ein Buch eingetragen. Fortan hat er an beiden Seiten seines Kragens ein S (für die Deutschen ist ein H als Erkennungszeichen bestimmt) und so „überall seine Farbe zu zeigen". Fortan ist er mit Leib und Seele der Armee verfallen. Ohne Zweifel ist die Gefahr des Abfalles um so größer, je schneller die Bekehrung bei ihm vor sich gegangen ist. Freunde und Verwandte werden ihn abzubringen suchen. Der Weg von der Arbeit zu dem in den meisten Fällen ungemüthlichen Heim führt in der großen Stadt vielleicht an hundert Kneipen vorbei. Und was thun in der freien Zeit am Abend? Wie groß ist die Verführung! Es ergibt sich daher die Nothwendigkeit, den Neubekehrten keinen Tag aus den Augen zu lassen. Schon am nächsten Morgen wird entweder der Hauptmann, der täglich mindestens 2 Stunden zu Besuchen verwenden muß, oder ein Sergeant zu ihm kommen, um nach dem Zustand seiner Seele zu fragen und ihn über seine Pflichten zu belehren. Jeden Abend muß er die Versammlung besuchen, damit er keine Zeit zu etwas Anderem habe. Das Corps soll dem Neubekehrten auch sogleich zur Familie werden. Diesem Zwecke dienen auch die Theeabende, die Hallelujathee's, Hallelujafrühstück, durch welche das Gefühl der Zusammengehörigkeit gestärkt werden soll. Jeder Neubekehrte hat die Verpflichtung, für die Armee zu wirken, er ist Soldat und hat zu kämpfen. Sobald als möglich wird er zu eigener Thätigkeit herangezogen, zum Thürhüten, Sammeln u. s. w.; er kann zum Sergeanten, Cadetten u. s. w. vorrücken. [2])

Man sendet die Soldaten auch den Unbekehrten in's Haus, um die Leute zu gewinnen. Ebenso geht man den gefallenen Mädchen nach;

---

[1]) Kolde S. 5 f.; Schramm S. 11 ff.; Pestalozzi S. 135.

[2]) Kolde, S. 83 f.

es werden an den Gefängnißthüren Posten ausgestellt, um die daraus Entlassenen aufzugreifen, mit ihnen von Jesu zu reden und sie nach und nach zur Plattform zu bringen.

Die Straßenaufzüge und Straßenpredigt kommen hier noch in Betracht; sie sind geradezu Lebensbedingung für die Heilsarmee. Es ist, sagt Frau Booth, eine allgemein anerkannte Thatsache, daß ein großer Theil von allem Schändlichen, was vorkommt, auf der Straße verübt wird. Wenn so viele Tausende die Kirche nicht besuchen, so muß man sie dort aufsuchen, wo sie zu finden sind, auf der Straße, in den Schnapskneipen oder an schlechten Orten. Und die Bemühungen der Heilsarmee in diesen Beziehungen sind in der That bewundernswerth. Ihre Offiziere zeigen sich vor allem in den ärmsten Straßen, wo die erbärmlichsten Menschen wohnen. Sie ziehen aus, lassen alle Schmähungen über sich ergehen, wenn sie auch mit faulen Aepfeln, Unrath u. s. w. beworfen werden, unbekümmert um Wind und Wetter; rücksichtslos, ob da Schnee liegt oder die Straße von Schmutz voll ist, kommen sie wieder, um für ihre Feinde zu beten und stürmische Ermahnungen zur Buße an die Leute zu richten. Sie predigen, wo es nur immer sein kann, zum Fenster, zur Thüre hinein. Weist man sie fort, gehen sie unverdrossen wo anders hin, um bald wieder zu kommen. Sie lassen Niemand in Ruhe. Das Evangelium muß den Leuten aufgedrängt werden. [1])

Der Kindercorps ward bereits erwähnt. Daß den Kleinen das Soldatenspielen noch mehr gefällt als den Großen, ist begreiflich. Die Anzahl dieser Corps muß ungemein gestiegen sein. Die Berichte melden Massenbekehrungen, denn alle die Tausenden, die diesen Corps als kleine Soldaten eingereiht sind, müssen, wie klein sie auch sind, an der Bußbank gekniet und dort bekehrt worden sein. Die Organisation ist dieselbe wie bei den Erwachsenen; sie haben ihre Uniformen, Fahnen, ihre Märsche, Versammlungen im Freien, wie andere Meetings. Können sie als kleine Soldaten nicht Lieutenants und Hauptleute werden, so doch Sergeanten und Corporale und werden sie als solche auch als kleine Evangelisten verwendet. Ihre Versammlungen, die von Erwachsenen geleitet werden, haben ganz denselben Apparat, wie die der übrigen Heilssoldaten, nur daß hier Kinder auftreten, singen, beten und ihre Erfahrungen mittheilen. Da liest ein siebenjähriger Knabe den 32. Psalm vor, und dann kommt der kleine Karl oder die kleine Mary und erzählt, wie glücklich sie ist, daß sie erlöst ist, und wie traurig, daß ihre Brüder oder Schwestern noch nicht erlöst seien, oder daß sie früher unartig gewesen, gelogen habe oder aus der Schule fortgelaufen wäre. Da gibt ein Knabe an, daß er Fußtritte und Prügel bekäme, weil er zur

---

[1]) Kolde, S. 80 f.

Heilsarmee gehöre, aber er wolle bei Jesus bleiben, so lange er lebe. Und diese mündlich vorgetragenen Zeugnisse können die Kinder dann am nächsten Tage in dem „Kleinen Soldaten" (the little soldier), dem Organ der Kindercorps, lesen und dahin kennen sie auch ihre eigenen Berichte einsenden. Die Kinder werden auch dazu angehalten, selbst unter sich Bekehrungsversuche anzustellen. Freilich wird auf diese Weise in den jungen Gemüthern noch mehr als bei den Erwachsenen eine Selbstgerechtigkeit und Heuchelei herangebildet, die nur die verderblichsten Früchte tragen, niemals aber zu einem wirklichen Christenthum führen kann.[1])

Der „War cry" und sein Abklatsch, der deutsche „Heilsruf" sucht mit seinen selbstberäuchernden Berichten zugleich Reclame zu machen und durch alle Mittel die Aufmerksamkeit auf sich zu wenden. Das zeigt schon eine Reihe von Ueberschriften als: Ein spazirender Teufel; Faule Heilige; Sechzig Jahre voll Sünde; Ein Schuß für den Teufel; Scharfe Schüsse aus Dorfkanonen; Massenbombardement; Evangelium-Schießpulver geht im Regen auf; Löwen in Lämmer verwandelt u. s. w. Entsprechend der Forderung des General Booth an seine Untergebenen sucht man stets nach neuen Methoden, um die Aufmerksamkeit immer wieder auf die Armee zu lenken. Das Neueste sind wohl die Berichte über die wunderbaren Gebetsheilungen, d. h. Heilungen der Krankheiten und körperlichen Gebrechen in Folge des Gebetes der Heilssoldaten. Dutzendweise kommen nach den officiellen Berichten die Kranken heran, besonders in Manchester, um vor der versammelten Menge die Wunder an sich vollziehen zu lassen, übrigens gewöhnlich in Nachtversammlungen. Man hat indeß keinen Anstand genommen, das Ganze für Schwindelei zu erklären.[2])

Specifisch Christliches außer den zahllosen Bibelsprüchen kennt und verfolgt die Heilsarmee kaum. Ein Theil der Meetings ist der geistlichen Stärkung und dem Gebet gewidmet. Nach den ursprünglichen Regeln sollte dabei auch das Abendmahl gefeiert werden und zwar womöglich erst um Mitternacht oder zu ungewöhnlich später Stunde, weil das einen tiefen Eindruck auf alle machen würde, was aber nach den neuern Auslassungen des Generals über das Abendmahl kaum noch in Uebung sein dürfte. Auf die Frage, was die Armee von dem Herrenmahle lehrt, antwortet der Katechismus von 1881: „Falls eine solche Einrichtung den Glauben unserer Soldaten befördert, empfehlen wir ihre Annahme", man verwahrt sich aber sogleich dagegen, daß das Abendmahl etwa für die Armee oder das Heil (Salvation) wesentlich wäre. „Nur ein heiliges Leben, überströmende Liebe zu Gott und Menschen, hervorgerufen und erhalten durch die Kraft des hl. Geistes, durch den Glauben an das Blut

[1]) Kolde, S. 88 ff.

[2]) Kolde, S. 93 f.; Pestalozzi S. 202 f.

Christi, ist wesentlich zum Heil", und da das Abendmahl in der Armee selbst nicht gefeiert wird, der Besuch der Kirche nur corpsweise gestattet ist, bei dem jetzigen Gegensatz zur Kirche überhaupt kaum vorkommen dürfte, so ist das Abendmahl eine abgethane Sache für die Heilsarmee.

Noch grundsätzlicher ist das mit der Taufe der Fall. Sie ist nach der Meinung der Jünger des General Booth eine Cermonie, die, wie manche andere jüdische Sitte, keineswegs für uns bindend ist. Darum ist es durchaus keine Pflicht, seine Kinder taufen zu lassen. „Die Armee betrachtet nur eine Taufe als wesentlich zum Heil, d. i. die Taufe des hl. Geistes. Wenn Jemand seine Kinder taufen läßt, so erklärt er damit seine Absicht, sie für Gott und die Armee auferziehen zu wollen." Thatsächlich aber hat die Armee in ihren Reihen die Taufe abgeschafft; an ihre Stelle ist eine Darstellung der Kinder getreten, durch welche die Eltern ihre Kinder zum Dienste in der Armee darbringen, wofür der General einen eigenen Ritus festgestellt hat.[1] Da ferner Frau Booth bei jedem Anlaß betont, daß alle Lehren gleichgültig, alle Formen sich sehr ähnlich sind, so nimmt die Heilsarmee Muhammedaner, Buddhisten und andere Heiden in ihre Reihen auf.

Auch für die Hochzeitsfeierlichkeiten gibt es ein besonderes Ritual, und müssen die Brautleute besonders geloben, ihren ganzen Dienst der Armee zu widmen und ihre Kinder für denselben zu erziehen. Ebenso ist ein besonderes Begräbnißritual vorgeschrieben.[2]

Die Heiligung selbst wird bewirkt durch Entsagung (Renunciation) oder Aufgeben alles dessen, über dessen Werth man im Zweifel ist, (doubtful things) unter Berufung auf Röm. 14, 23. Daraus folgt die alt-methodistische Forderung des Aufgebens des Rauchens, des Genusses von geistigen Getränken jeder Art, auch des Weines und modischen Kleidung. Unter den Begriff der „unreinlichen Gewohnheiten", die eines Nachfolgers Christi" unwürdig sind, gehört besonders das Tabakrauchen, wogegen schon Jesaia (Kap. 52, 11 und Paulus 2, Corinth. 6, 17. 18) eifern. Die zweite Bedingung der Heiligung ist vollständige Hingabe von Leib und Seele, Hab' und Gut an Gott, oder genauer vollständige Hingabe an die große Aufgabe, das Königthum Gottes, der in den Herzen vieler Menschen von seinem Thron gestoßen worden ist, wieder aufzurichten. Das ist ganz wörtlich zu verstehen. Nur in der Selbstaufopferung zum Zwecke der Bekehrung (im Sinne der Heilsarmee) besteht das, was man sonst als gute Werke bezeichnet. Als letzte Bedingung tritt wieder der Glaube ein, und zwar ein specieller, nämlich der, daß wenn Jemand die eben genannten Bedingungen der Entsagung und Selbstaufopferung erfüllt, das Blut

[1] Kolde, S. 106 f.
[2] Kolde, S. 109 — 116.

Jesu Christi ihn sofort reinigt von aller Sünde. Man hat daher irrthümlich der Armee den Vorwurf gemacht, daß ihre Lehre wesentlich auf römischem (!) Boden steht. [1])

Werfen wir einen Blick auf die umfassende, unermüdliche Thätigkeit, welche die Heilsarmee entfaltet, um den Hilfsbedürftigen aller Art Trost und Linderung zu bringen, so muß derselben Lob, ja Bewunderung gespendet werden. Mit der größten Selbstverläugnung und Anfopferungsfreudigkeit gehen ihre Mitglieder den Unglücklichen, von aller Welt Verlassenen nach, suchen das Elend in seinen entferntesten und abstoßendsten Schlupfwinkeln auf. Wenn man blos diesen Theil der Leistungen der Heilsarmee betrachtet, so ist man versucht, den Vorwurf zurückzuweisen, daß sie ein ungesunder Auswuchs am Baume des Christenthums sei. Kann es ja nicht geleugnet werden, daß die Heilsarmee viele, durch aufrichtigen Ernst und bewunderungswerthe Eigenschaften hervorragende männliche und weibliche Offiziere zählt, daß es ihrer unermüdlichen Thätigkeit gelungen ist, viele tausende religiös und sittlich verkommene Individuen beiderlei Geschlechts wieder auf einen besseren Weg zu führen und sie wieder zu brauchbaren Gliedern der Gesellschaft zu machen und deren leibliches und bürgerliches Glück zu schaffen, besonders durch die Bekämpfung der Trunksucht. Nicht minder groß sind ihre Verdienste, namentlich der Gefängnißthorbrigade, um die Fürsorge für entlassene Sträflinge, sodann der Heimstätten für die Besserung und Wiederversorgung der gefallenen Mädchen, die sonst in immer tieferes sittliches und leibliches Elend gefallen wären. Tausende von Arbeitern und Arbeiterfamilien sind durch sie wieder zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangt. Daß dies eine sociale Bedeutung hat, ist nicht zu bestreiten, ebenso, was es für den nationalen Wohlstand sagen will, wenn so viele Menschen, die früher sich und die Ihrigen durch die Trunksucht zu Grunde richteten, nun auf den Genuß aller geistigen Getränke verzichten und nur ihrem und der ihrigen Wohl leben. Glaubt ja sogar Frau Booth, daß die Heilsarmee ein sicherer Damm gegen das Ueberfluten des Socialismus bilden könne, und dieser Ausspruch eines übertriebenen Selbstbewußtseins hat nicht verfehlt, auf weite Kreise Englands, besonders in den besitzenden Mittelklassen, großen Eindruck zu machen. Ob freilich die Heilsarmee bei dieser in der That drohenden, furchtbaren Revolution ein wirkliches, konservatives Element abgeben würde, muß mindestens fraglich erscheinen.

Betrachtet man nämlich die Heilsarme ganz in der Nähe und ihrem innersten Wesen nach, so erscheint sie als eine Sekte ganz eigener Art von trauriger Verirrung, als eines der häßlichsten Zerrbilder des Christestthums.

[1]) Kolde S. 103 — 105.

Sie lehrt eine Religion der falschen Sicherheit, der Selbstgerechtigkeit, des Hochmuthes, der Selbstüberhebung und der Selbsttäuschung, welche unter gänzlicher Verkennung der wesentlichsten Bestandtheile aller christlichen Kirchen namentlich aller Sakramente, mit aller Frechheit gepredigt und den Massen aufgedrängt wird. Von allen Denominationen der protestantischen Kirche hat allein die Heilsarmee, die freilich keine Kirche ist und keine sein will, weil sie sich sonst den Gesetzen des Staates unterwerfen müßte, keine Sakramente. Auch das Grunddogma des Christenthums, das Mysterium der Trinität, gilt nichts bei ihr. Trotz ihrer willkürlichen und gewaltthätigen Auslegung und Behandlung der hl. Schrift werden auch noch solche Stellen, die gegen die Lehren der Heilsarmee zeugen, keiner Erwähnung gewürdigt. So führt sie wohl das Wort: „Gehet hin und lehret die Völker," an, allein das weitere: „und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes" läßt sie unberücksichtigt. In bewußter und unbewußter Selbsttäuschung beruft sich der General stets auf das Eingeben des hl. Geistes und nimmt damit die vollste Unfehlbarkeit in Anspruch, welche ihn zum unumschrankten Diktator seiner Armee macht. Die Tugend der Demuth ist dieser völlig unbekannt. Bedenken wir, mit welcher Schnelligkeit und mit welchem Minimum von Aufwand an Belehrung Angehörige aller Religionsbekenntnisse, vom Muhamedaner bis zum Feueranbeter in Christen verwandelt werden, so werden wir wohl oder übel zu der Erkenntniß gelangen müssen, daß innerhalb der Heilsarmee selbst ein Wirrwar von religiösen Ansichten und Begriffen entstehen muß, der an's Unglaubliche streift, zumal, da mit der Anpassungstheorie, auf welche so hoher Werth gelegt wird, jeder Einzelne wieder zum Religionsstifter werden kann,[1]) wodurch der Wirrwar nur noch wachsen müßte. Auch das weibliche Offiziertthum muß, wenn es sich bis jetzt auch eines guten Leumundes erfreut, in mehr als einer Beziehung als ein ungesundes, unnatürliches und bedenkliches Element erscheinen. Dasselbe gilt auch von der weiblichen Predigt. Die Idee der Welteroberung unterstützt einen nicht minder bedenklichen Grundsatz: der Erfolg rechtfertigt jedes Mittel, und in der Roheit, Plumpheit und Verachtung, womit die hl. Geheimnisse des christlichen Glaubens dem Spott und Gelächter preisgegeben werden, kann schwerlich ein ruhiger und besonnener Christ das Walten des hl. Geistes oder auch nur des geringsten Maßes christlicher Liebe und Duldsamkeit erkennen. Ihre hochmüthigen Ansprüche auf eine geistige Weltherrschaft entbehren aller innern und äußern Berechtigung und eine solche würde nie und nimmermehr das geistige und sittliche Glück der Menschheit begründen, müßte vielmehr dieser bald die Unzulänglichkeit

[1]) Pestalozzi S. 223.

ihres ganzen Systems aufdrängen. Die Selbsttäuschung der Armee und ihr Fanatismus läßt sich wohl auf Andere aus den Massen übertragen, wird aber bei wahrhaft religiös denkenden und fühlenden Geistern und Gemütern nicht Wurzel schlagen. Trotz ihrer strammen militärischen Organisation wird ihr die Spaltung, Zerklüftung und Auflösung nicht erspart bleiben, und je bälder diese erfolgt, desto besser. Wir Katholiken haben übrigens von der Heilsarmee im ganzen nichts zu fürchten und dürfen uns von Herzen freuen, daß an dem kerngesunden Organismus unserer Kirche solche ungesunde Auswüchse nicht zu besorgen sind; denn alles, was aus dem Organismus unserer Kirche heraus sich gestaltet, hat Leben und Kraft und belebt und stärkt ihren Organismus selbst auf die mannigfachste und oft wunderbarste und augenfälligste Weise.

Wie stellt sich dagegen die Heilsarmee zur protestantischen Kirche? Darüber äußert sich ein besonderer Beurtheiler: „Die Erscheinung der Heilsarmee ist unbedingt ein kräftiger Mahnruf an die Kirche, sich von der Veräußerlichung, in welche sie verfallen ist, loszumachen. Vorab die evangelische Kirche sollte durch Betrachtung dieser wunderbaren (!) Erscheinung zur Erkenntniß gelangen, daß sie dieselbe mit veranlaßt hat, um nicht zu sagen, verschuldet. Sie sollte ganz besonders es fühlen, daß ihren Dienern vielfach der wahre Ernst, die wahre Gotteskraft fehlt, weil sie, anstatt in niedriger Knechtsgestalt, wie ihr Herr und Heiland, in Hoheit und Würden einhergehen, und anstatt allein die Ehre Gottes und seines Namens zu suchen, das Ansehen der Kirche und ihre Macht, ihren äußeren Einfluß heben wollen." [1])

Was soll überhaupt aus der Heilsarmee werden? Darauf antwortet ein anderer Protestant: [2]) „Darauf wird sich schwer eine bestimmte Antwort geben lassen. Daß sich die Heilsarmee nach und nach wie der Methodismus zu einer gewöhnlichen Kirche ausbilden oder nach dem Tode ihres Stifters rasch verfallen werde, halte ich für sehr unwahrscheinlich. Näher liegt eine andere Vermuthung. Das Bewußtsein, über eine so große, blind und fanatisch gehorchende, gut organisirte Gesellschaft die absolute Macht zu haben, dürfte für jeden General etwas Verführerisches haben. Wie, wenn ein geschickter politischer oder socialer Agitator es verstände, sich dieser Bewegung zu bemächtigen? Gegen diese Schwärmer würde die kleine englische Armee sammt ihren vielgerühmten Volonteers einen schweren Stand haben. Und würde man auch der Heilsarmee Unrecht thun, wollte man ihr zur Zeit irgend welche politischen Tendenzen unterschieben, so ist doch daran zu erinnern, daß, wie die Geschichte lehrt, bisher noch immer

[1]) Pestalozzi, S. 278.
[2]) Kolde, S. 123.

jede auf den Enthusiasmus erbaute Religionsgemeinschaft früher oder später politischen Bestrebungen verfallen ist. Wer bürgt dafür, daß die Heilssoldaten nicht eines schönen Tages als moderne Puritaner eine Rolle spielen? Sie hätten das von den alten voraus, nicht erst eine Armee bilden zu müssen, sondern sie schon zu haben. Man muß sich wundern, daß man sich in England von dieser so naheliegenden Analogie nicht warnen läßt." Sicherlich hat diese Anschauungsweise gewisse Berechtigung. Heutzutage bietet die Heilsarmee in den verschiedenen Ländern ihre Hilfe auch bei Bekämpfung des Socialismus an; wer bürgt aber dafür, daß sie nicht früher oder später für denselben eintritt und sogar ihre kecke Schriftauslegung zu seinen Gunsten einsetzt, zumal sie sich hauptsächlich auf die Massen stützt? Auch ihr Verhalten zur Politik und zu den politischen Parteien kann sich ändern und so erscheinen die oben ausgesprochenen Mahnungen und Warnungen aller Beachtung werth zu sein.[1])

Anmerkung. Außer den schon angeführten Schriften über oder gegen die Heilsarmee, sind noch zu nennen: Schriften des Generals Booth, bei dennen indeß nicht zu entscheiden ist, was aus seiner oder seiner Frau Feder geflossen ist, als: Orders and regulations for the Salvation Army, Part I. (1878); The Doctrines and Disciplines of the Salvation Army prepared for the Training Homes (1881); Songs of the Salvation Army, formerly called the Christian Mission; ein Auszug davon ist The Salvation Soldier's Song Book; Salvation Music containing 540 Tunes for these Songs; How to train children to be Saints and Soldiers. Von den Reden, Tractaten und Schriften der Frau Booth nennen wir: Aggressive Christianity; A Pure Gospel; The Worlds Need; Adaption of Measures; Practical Religion; Adresses to Business Gentlemen; The Salvation Army in relation to the Church and State; Godliness; Life and Death mit dem Anhange What is the Salvation Army? How to exalt the Masses. Geschichtsschreiber der Heilsarmee ist der schon genannte Railton in dem schon genannten Werke: Heathen England u. s. w. siehe oben Seite 4 Anmerkung 1; 5. Auflage (1884); seither ist wohl eine neue Auflage erschienen. Twenty one year's Salvation Army (1886). Die offiziellen Kriegsberichte werden jährlich veröffentlicht in The Salvation War und das periotische Organ ist der War cry. Deutsche Uebersetzungen oder Bearbeitungen englischer Schriften der Heilsarmee sind: Was ist die Heilsarmee? Liederbuch der Heilsarmee; Das reine Herz, Vergebung und Reinheit, Folgen der Heiligung! Drei Zeugnisse über die Erlangung des vollen Heils in Christo Jesu; Aggressives Christenthum; alle diese Schriften zum Theil ohne Jahresangabe gedruckt, sind zu beziehen durch die Hauptquartiere in London und Stuttgart. Der Deutsche „Heilsruf" früher in Zürich herausgegeben, .rscheint seit 1887 in Stuttgart monatlich zweimal. — The Contemporary Review, London vol. XLII., Juli — December 1882, enthält Artikel über die Heilsarmee von General Booth, Frances Power Cobbe, Raudall T. Davidson (175—199) und Cardinal Manning. (335—342.) Vergl. noch den trefflichen Artikel „Heilsarmee" im Freiburger Kirchenlexikon (1887) von Hundhausen und die Charakteristik des General Booth und der Heilsarmee im „Katholik" 1891, I. S. 425.

In neuester Zeit sind mehrere Schriften erschienen, welche das Gebaren und Treiben des General Booth und sein philantropisches Wirken in sehr bedenklichem Lichte erscheinen lassen, obwohl der General selbst in seinem genannten Buch: In Barkest England and the Way Out für seine Sache auf's neue Reclame gemacht hat. Auf der andern Seite ist General Booth durch die Zuversicht, mit der er seinen eigenen Plan behufs Hebung der Armen anpreist, der Gegenstand zahlreicher Angriffe geworden. Einige der Gegner finden seinen Plan ungeeignet, ja unmöglich und verderblich, andere haben seinen persönlichen Charakter angegriffen und manche Einzelheiten an's Licht gezogen, die General Booth in Stillschweigen zu begraben gewünscht hätte. Huxley zeigt in seinem Buche „Sociale Krankheiten und noch verderblichere Heilmittel" London 1891, daß Booth für die Durchführung des von ihm als allgemeine Heilmittel angeführten Planes die geeignete Persönlichkeit nicht sei; daß der Plan nur dazu diene, mehr Macht in seinen Händen und in seiner Familie zu vereinigen; daß in der Heilsarmee Offiziere und Soldaten zu willenlosen Werkzeugen herabgewürdigt würden, Beschuldigungen, die von unbescholtenen, ehemaligen Offizieren der Heilsarmee vorgebracht wurden, namentlich in der Schrift: „Das neue Papstthum oder hinter den Coulissen von einem ehemaligen Stabsoffizier der Heilsarmee" [1]) (von Sumner). Es wird hier u. A. ausgeführt, daß der ursprüngliche Geist aus der Armee verschwunden sei, ihre evangelische Wirksamkeit fast aufgehört habe und zwar auf Kosten des materiellen Wohlstandes. Dieselben Anklagen bestätigt: S. H. Hodges in seiner Schrift: „General Booth, seine Familie und die Heilsarmee, eine Darstellung ihres Ursprungs, Fortschrittes, ihres geistigen und moralischen Verfalles." Manchester 1890. Der Verfasser war Major in der Armee und Privatsekretär Booth's und konnte daher die Wahrheit wissen. Die von ihm angeführten Beispiele können wir übergehen, da schon der Titel des Buches seinen Inhalt andeutet. Die Flugschrift Sumner's war um so gefährlicher, als derselbe in Canada allgemein geachtet war und sie unwiderlegbare Thatsachen vorführte. Deßhalb wurde die Schrift von einem höheren Offizier der Armee gekauft und wurden dem Verfasser und Drucker die Unkosten vergütet. Ein Exemplar wurde gerettet. Schweigen wäre wohl für die Armee das Beste gewesen; allein statt dessen erklärten ihre Behörden die Stelle, welche Huxley aus der Broschüre angeführt hatte, für eine Fälschung und ließen durch Booth Clibborn erklären, Sumner habe sich von einigen Feinden der Salutisten bestechen lassen, habe aber die von ihm geschriebene Bro-

[1]) The New Papacy. Behind the Scenes in the Salvation Army by an ex Staff. Offizier. Toronto (in Canada) 1889.

schüre unterdrückt, weil die Heilsarmee ihm einen höheren Preis geboten. In ähnlicher Weise wurde Hodges verdächtigt, und von seinen eigenen Behörden verleumdet. — Die von uns ausgesprochene Ansicht über das Verhältniß der Heilsarmee zum Socialismus theilt auch Ben Tillet, der Führer der Arbeiter in den zahlreichen Strikes, ein warmer Vertheidiger der Salutisten, in den Worten: „Ich habe die Heilsarmee immer als einen der mächtigsten Faktoren der socialistischen Bewegung gehalten und finde das durch Huxley bestätigt. Wie könnte es anders sein? Die phantastische religiöse Seite der Heilsarmee wird verschwinden, was wird dann übrig bleiben? Eine große Zahl von Männern und Frauen, die gut organisirt und geschult sind, die etwas Besseres erwarten als die gegenwärtigen Zustände, geübt im Reden und furchtlos. Hier findet sich der Rostoff für eine Socialisten-Armee." Leider hat sich auch Kardinal Manning auf Booth's Seite gestellt, und in einem Briefe vom 2. Januar 1891 erklärt: „Weil General Booth sich der Armee annehme, die nähren und kleiden will, welche von andern verlassen sind, deßhalb glaube er (der Kardinal) sicher zu sein, daß der Herr und die Apostel das Werk Booth's segnen würden." Wenn auch nicht bestritten werden will, daß Booth für die Armen und Verlassenen manches Gute geleistet hat, so wird ihm doch der Mangel an richtiger Kenntniß der Armenpflege vorgeworfen und darauf hingewiesen, daß die katholische Kirche in ihren Organen auch in dieser Beziehung weit höher steht als der ganze Apparat der Heilsarmee. [1])

---

[1]) Vgl. besonders A. Z.: Zur Charakteristik des General Booth und der Heilsarmee im Katholik, Jahrg. 1891 I. S. 425—432.

Der heilige Rock zu Trier.

Von

Dr. Joseph Bach.

Im Jahre 1844 wurde der heilige Rock in Trier zum letzten Male ausgestellt. Tausende von frommen Pilgern wallfahrteten damals in malerischen Prozessionen aus allen Theilen Deutschlands und den angrenzenden Ländern nach der altehrwürdigen, reizend gelegenen Bischofsstadt Trier; Berge und Thäler hallten wieder von den frommen Gebeten und Gesängen gläubiger Pilger. Es war eine gnadenreiche Zeit; überall konnte man eine Neubelebung des Glaubens und Hebung der Sittlichkeit wahrnehmen. Es ist daher keineswegs zu verwundern, daß infolge der Erinnerung daran bei den Bewohnern der Rhein- und Moselgegend die Sehnsucht nach einer neuen feierlichen Ausstellung der verehrungswürdigen Reliquie von Tag zu Tag größer wurde. Diesem Verlangen gab der hochwürdigste Bischof Dr. Koppes von Luxemburg auf einer glänzenden Katholikenversammlung zu Trier im Jahre 1887 einen beredten Ausdruck, indem er den hochwürdigsten Bischof Dr. Korum in öffentlicher Versammlung bat, er möge das verehrungswürdige Kleid unseres Heilandes, das seine Kathedrale berge, den Gläubigen zur Verehrung wieder zeigen. Die Antwort des Trierer Oberhirten, er werde das mit Freuden thun, sobald es die Zeitverhältnisse erlaubten, versetzte alle in die freudigste Hoffnung, daß das Ereigniß bald eintreten werde. Was der hochwürdigste Herr damals versprach, das hat er gehalten. Durch den Hirtenbrief vom 1. Juni 1891 setzt er den Beginn der neuen Ausstellung auf Mitte August, die Dauer derselben auf sechs Wochen fest. Es werden nunmehr, wie früher, so jetzt zu dieser religiösen Feier ungezählte Schaaren frommer Wallfahrer hineilen, um dem Kleide des Herrn, in dem er auf Erden umhergewandelt ist, ihre Verehrung zu bezeugen. Es ist das in der menschlichen Natur tief begründet. Wenn wir, einem natürlichen Drange unseres Herzens folgend, Gegenstände, die unsern Eltern oder sonstigen theuern Personen angehörten, in hohen Ehren

halten und sorgfältig aufbewahren, wenn man viel Mühe und Geld darauf verwendet, in großartigen Museen die Gegenstände, die von unsern Vorfahren herrühren, zu sammeln und von der Nachwelt bewundern zu lassen, wer wird es da der katholischen Kirche verübeln, daß sie es für gut und heilsam hält, die Reliquien der Heiligen und namentlich die des Heilandes zu verehren? Wer wird uns tadeln wollen, wenn wir jenes Kleid in frommer Andacht beschauen, das der göttliche Heiland auf seinem heiligen Körper trug und durch seine Berührung heiligte? Diese Verehrung gilt ja nicht dem Kleide an sich, sondern zielt in erster und letzter Beziehung auf den göttlichen Träger desselben hin.

Hierbei entsteht aber, wie bei der Verehrung einer jeden Reliquie, in uns von selbst die Frage: Ist denn jener Rock, der in Trier zur Verehrung ausgestellt wird, wirklich das ungenähte Gewand, welches nach dem Tode des Heilandes von den Soldaten verloost wurde? Ist die Trierer Ueberlieferung richtig, oder ist sie ein Irrthum oder eine Fälschung betrügerischer Menschen? Die Lösung dieser Frage ist um so wichtiger, als von den verschiedensten Seiten, nicht nur von Andersgläubigen, sondern auch von Katholiken, die Echtheit des Trierer Rockes in Zweifel gezogen worden ist. Diese Frage soll im folgenden beantwortet werden, indem zugleich die Geschichte des Rockes bis auf unsere Zeit kurz berichtet wird. [1])

I. Historische Zeugnisse.

Ueber das in Frage stehende Gewand des Heilandes berichtet die Bibel nicht viel. Den ausführlichsten Bericht enthält das Evangelium des hl. Johannes (19, 23—24): „Nachdem nun die Soldaten Jesum gekreuzigt hatten, nahmen sie seine Kleider und machten vier Theile daraus, für jeden Soldaten einen Theil, und den Rock. Der Rock aber war ohne Naht, von oben her durchaus gewebt. Da sprachen sie zu einander: Wir wollen diesen nicht zerschneiden, sondern das Loos darüber werfen, wessen er sein soll, damit die Schrift erfüllt würde, welche sagt: Sie theilten meine Kleider unter sich, und über mein Gewand warfen sie das Loos." Was wird nun der

[1]) Wer sich genauer über alle hierher gehörigen Fragen belehren will, dem sei aus der reichhaltigen Literatur empfohlen: Beissel, Geschichte des hl. Rockes (Trier 1889) und Willems, Der hl. Rock zu Trier (Trier 1891). Insbesondere hat Beissel die Einwürfe der Gegner ausführlich besprochen und widerlegt.

Soldat, dem das Gewand durchs Loos zufiel, mit demselben angefangen haben? Für ihn hatte es keinen Werth, da er als Soldat es nicht verwenden konnte. Er wird zufrieden gewesen sein, wenn er es zu einem hohen Preise verkaufen konnte. An einem Käufer fehlte es aber gewiß nicht; die Anhänger und Freunde des Herrn legten ohne Zweifel einen hohen Werth auf alles, was dem Heilande gehört hatte; sie kauften also von den Soldaten seine Kleider, und so kam der hl. Rock in den Besitz einer christlichen Familie, die sich glücklich pries, in demselben ein theures Erinnerungszeichen an den göttlichen Meister zu besitzen.

Nun hören wir fast drei Jahrhunderte lang bis auf die Zeiten des ersten christlichen Kaisers Constantin (306—337) nichts mehr von dem heiligen Gewande. In Anbetracht der Christenverfolgungen der drei ersten christlichen Jahrhunderte ist dies leicht erklärlich. Während jener Verfolgungen suchten Juden und Heiden alles das, was den Christen lieb und theuer war, ihre heiligen Bücher, die Ueberreste ihrer Glaubenszeugen, also auch wohl die Reliquien, die vom göttlichen Heilande herrührten, zu vernichten. Daß deshalb die Christen diese ihre heiligen Bücher und Reliquien sorgfältig verborgen hielten und den Augen ihrer heidnischen Verfolger entzogen, ist selbstverständlich und historisch nachgewiesen. Als aber durch die Bekehrung Constantins das Christenthum öffentlich sich zeigen durfte, da tritt sofort das heilige Gewand in den Kreis der geschichtlichen Nachrichten; denn es war jetzt kein Grund mehr vorhanden, dasselbe verborgen zu halten. Hier nun setzt sofort die Trierer Tradition ein, indem sie berichtet, die fromme Kaiserin Helena, die in Trier geboren sei, habe den hl. Rock nebst anderen Reliquien aus Palästina gebracht und durch den hl. Bischof Agritius in einem kostbaren Schreine ihrer Vaterstadt Trier übersandt. Welche geschichtlichen Zeugnisse haben wir für die Glaubwürdigkeit dieser Tradition der Trierer Kirche?

Zunächst ist es leicht glaublich, daß jene Familie im Morgenlande in der Freude darüber, daß die Christenverfolgungen aufhörten und die christliche Religion zur Staatsreligion erklärt wurde, der Kaiserin Helena, der Mutter Constantins, welche die Haupturheberin dieses weltgeschichtlichen Umschwunges der Verhältnisse war, jenen ungenähten Rock des Heilandes geschenkt habe. Ebenso erklärlich ist es, daß die Kaiserin diese kostbare Reliquie der Trierer Kirche übersandte. Helena ist einer verbürgten Tradition zufolge in Trier

geboren. Ist auch die Richtigkeit dieser Nachricht noch nicht ganz erwiesen, so ist sie doch auch nicht widerlegt. Und selbst wenn Helena nicht aus Trier stammte, so stand sie doch ohne Zweifel zu dieser Stadt in den innigsten und bedeutsamsten Beziehungen. Zum Beweise dafür dient unwiderleglich der Umstand, daß fast alle Münzen verschiedener Prägung zu Ehren der hl. Helena — wir kennen deren ungefähr 20 verschiedene Arten — in Trier geschlagen sind; keine einzige stammt aus Rom. Ferner weilte Constantin in den Jahren 306—331 sehr häufig und mit Vorliebe in Trier. Diese Stadt gehörte zu den ersten im Rheingebiet und in Gallien, die das Christenthum angenommen hatten. Infolge ihrer politischen Bedeutung nahm sie auch in kirchlicher Beziehung eine besondere Stellung unter den Bischofsstädten ein. Der Bischof von Trier hatte einen besonderen Vorrang vor den übrigen Bischöfen Galliens und Germaniens. Ist es da zu verwundern, daß die Kaiserin Helena dieser von ihr bevorzugten, durch die Verhältnisse gehobenen Stadt, welche sozusagen die zweite des Reiches war, dieses nach dem hl. Kreuze kostbarste Kleinod unter den christlichen Reliquien übersandte, um sie so noch mehr auszuzeichnen? Wie Rom, der Sitz des Oberhauptes der Kirche, einen großen Theil des hl. Kreuzes erhielt, so sollte Trier, die zweite Stadt des Römerreiches, die Hüterin des ungenähten Rockes werden, der von jeher als ein Sinnbild der Einheit und Unzertheilbarkeit der Kirche angesehen wurde.

Ist aus diesen Gründen schon die Tradition der Trierer Kirche bezüglich des ungenähten Rockes nicht nur glaubwürdig, sondern im höchsten Grade wahrscheinlich, so liegen auch noch folgende historische Zeugnisse dafür vor.

1. Schon um das Jahr 880 schreibt Altmann von Hautvilliers in seiner Lobrede auf die hl. Helena, diese habe einen Schrein mit sehr kostbaren Reliquien nach Trier geschickt; die Reliquien selbst außer dem Abendmahlmesser des Herrn nennt er nicht. Durch dies Zeugniß steht also so viel fest, daß man damals an eine Reliquiensendung durch die hl. Helena nach Trier glaubte.

Deutlicher schon fließt die Nachricht in der Lebensbeschreibung des hl. Bischofs Agritius von Trier. Dieselbe ist nach der Ansicht angesehener Geschichtsforscher ein „kostbares Denkmal der Trierischen Geschichte"; sie ist um die Mitte des 11. Jahrhunderts (1050) verfaßt. In derselben erzählt der Verfasser, der hl. Agritius, ein würdiger Nachfolger des Apostelschülers Eucharius, habe die Reliquien

des hl. Mathias, das Abendmahlmesser, den hl. Nagel und andere Reliquien des Herrn im Auftrage des Papstes und der hl. Helena nach Trier gebracht. Dann fährt er wörtlich fort: „Daß er aber auch noch andere Reliquien des Herrn trug, die nicht weniger verehrungswürdig sind als der Nagel, bezeugt das früher genannte Privilegium (des Papstes Silvester); die in der Stadt Trier zu Ehren der Apostelfürsten von ihm eingeweihte Kirche rühmt sich, dieselben in ihrem Schatzbehälter aufzubewahren. Welch' große Ehrfurcht aber diesen Reliquien gebührt, wird offenbar, wenn ich einen Beweis ihrer Heiligkeit, den sie gegeben, in's Gedächtniß zurückrufe. Durch die sehr wahrheitsgetreue Ueberlieferung der Voreltern haben wir vernommen, daß einst einem sehr frommen Bischof dieser Metropole (Trier) verschiedene Meinungen der Leute über jene Reliquien des Herrn zu Ohren gekommen; die einen sagten, in dem Reliquienschrein der Helena befinde sich der ungenähte Rock; andere behaupteten, es sei das Purpurkleid, welches der Herr in seiner Leidenszeit getragen habe; andere aber glaubten, jenes Liebespfand bestehe in der Fußbekleidung (caligae) des Weltheilandes." Da habe sich der Bischof entschlossen, den Schrein öffnen und untersuchen zu lassen, aber der fromme Mönch, der damit beauftragt war, sei nach der Aufhebung des Deckels sofort erblindet; darauf habe niemand mehr gewagt, den Schrein zu öffnen; er sei also ununtersucht geblieben. Aus dieser Erzählung folgt dreierlei:

a) Man wußte zur Zeit der Vorfahren des Agritiusbiographen, daß außer dem Kreuzigungsnagel und dem Abendmahlmesser noch andere Reliquien des Herrn in Trier waren und zwar Kleidungsstücke; welches Kleidungsstück es war, blieb jenen Vorfahren und auch dem Agritiusbiographen unbekannt; sicherlich aber war es entweder der hl. Rock oder das Purpurkleid oder die Fußbekleidung.

b) Man kannte ganz genau den Ort; die Reliquien befanden sich in einem von Agritius gebrachten Schreine in der Schatzkammer des Trierer Domes.

c) Nach der Erzählung der Vorfahren stand der Schrein schon seit Menschengedenken in dieser Schatzkammer. Es muß schon ein langer Zeitraum liegen zwischen der Zeit der letzten Oeffnung und der Zeit der Vorfahren; denn sonst hätte die Kenntniß von dem Inhalte des Schreines, die man ohne Zweifel früher



einmal hatte, nicht verloren gehen können. Leider ist es nicht möglich, aus den jetzt vorhandenen Geschichtsquellen die Zeit der versuchten Eröffnung und Untersuchung des Schreines zu ermitteln.

Der Agritiusbiograph gibt uns also ein zuverlässiges Zeugniß dafür, daß zu seiner Zeit ein Reliquienschrein in der Schatzkammer des Trierer Domes vorhanden war, als dessen Inhalt schon die Vorfahren den Rock des Herrn vermutheten. Der Rock muß auch in jener früheren, für uns unbestimmbaren Zeit darin gelegen haben, denn als man den Schrein später öffnete, fand man ihn darin.

2. Die Gesta Trevirorum sind eine von Anfang des 10. (oder 11.) Jahrhunderts meist von Zeitgenossen in Trier geschriebene, gewissermaßen officielle Geschichte Triers, welche bei den Geschichtsforschern ein hohes Ansehen genießt. Dieselben erzählen in dem Theile, der mit dem Jahre 1101 abschließt und bald nachher geschrieben ist, bei ihrem Berichte über die Thätigkeit des hl. Agritius, der hl. Rock sei von demselben in den Dom gebracht worden: „Die Gebeine des Apostels Mathias wurden (von Agritius) neben den Leibern des hl. Eucharius und seiner Gefährten beigesetzt, der Rock des Herrn, ein Nagel und die übrigen Reliquien wurden in dem Hause (= Kirche) des hl. Petrus hinterlegt.“ Dieser Bericht beweist also, daß man um das Jahr 1100 in Trier glaubte, der hl. Rock sei von dem hl. Agritius in den dortigen Dom gebracht worden. Der Verfasser dieses Berichtes mußte wohl ältere Anhalts- und Stützpunkte für seine Angaben gehabt haben; jedenfalls benutzte er ältere Werke, die diese Nachrichten enthielten.

3. Ein anderes, um 50 Jahre jüngeres Zeugniß, liefert der Brief des Kaisers Friedrich I. an den Erzbischof Hillin vom Jahre 1157. Der Kaiser war in heftigen Streit mit dem Papste Hadrian IV. gerathen und forderte deshalb in einem sehr erregten Briefe den Erzbischof Hillin auf, bei Wahrung der Interessen der Kirche in Deutschland ihn gegen den Papst zu unterstützen. Die auf den hl. Rock bezügliche Stelle lautet: „Weil Ihr nun Primas diesseits der Alpen sei und Eure Metropole, das berühmte Trier, Herz des Reiches ist und hervorragt durch den Besitz des u n g e n ä h t e n R o c k e s d e s H e r r n, so wollen wir mit Rath und That von Eurer Seite den höchsten und mystischen Rock des Herrn, das ist Emath (die Kirche Christi), von der Hand jenes Amorrhäers, des Papstes, erretten.“

Dieser Brief wird jetzt zwar von einigen Gelehrten als unecht, d. h. als nicht vom Kaiser, sondern von irgend einem andern geschrieben betrachtet; andere dagegen vertheidigen die Echtheit desselben. Doch diese Streitfrage ist ohne Belang für unseren Zweck. Denn ohne Zweifel beweist der Brief, daß sein Verfasser, der um die angegebene Zeit lebte, — der Brief findet sich in Handschriften des 12. Jahrhunderts — an die Echtheit des hl. Rockes glaubte; und zwar glaubte nicht nur er daran, sondern auch seine Zeitgenossen, sonst würde er das Vorhandensein dieser hohen Reliquie in Trier nicht in dieser Weise erwähnt und für den Zweck des Kaisers verwerthet haben.

Den hier vorkommenden Vergleich der ungetheilten Kirche mit dem ungetheilten Rocke des Herrn, der seit der Zeit der Kirchenväter stets sehr gewöhnlich war, finden wir auch bei einem Schriftsteller des 12. Jahrhunderts. Ekkehard schreibt um 1125 hinsichtlich der Streitigkeiten, welche 1122 zwischen dem Kaiser Heinrich V. und der Kirche ausgebrochen waren, folgendes: „Gott verabscheute das Zerreißen seines ungenähten Kleides. Unter vielen Schlägen, wodurch der Erdkreis für ihn kämpfte, ist erwähnenswerth, daß im Bisthum Trier während des Monats Juni ein Unwetter entstand, und ein wunderbar großes Hagelwetter eintrat, welches sowohl Häuser umstürzte, als auch andere Gefahren brachte.“ Daraus, daß an dieser Stelle dieser Vergleich und die Erwähnung der Trierer Kirche sich dicht neben einander finden, darf man wohl ganz sicher schließen, Ekkehard, habe gewußt, der hl. Rock (nicht etwa ein Theil desselben) werde in Trier aufbewahrt.

4. Eine weitere Nachricht bietet der gegen das Jahr 1186 von dem Benediktiner Lambert von Lüttich geschriebene Bericht über die Auffindung und Wunder des hl. Mathias: „Die hl. Helena gab dem (Bischof) Agritus durch die Hand des Papstes Silvester herrliche Reliquien, nämlich den ungenähten Rock des Herrn mit einem Nagel und dem Messer Jesu, ferner den hl. Apostel Mathias, den sie vom Jordan herübergebracht, damit er sie nach ihrer Stadt (d. i. Trier) übertrage.“

5. Die Gesta Trevirorum berichten, daß in dem vom Erzbischof Hillin neu erbauten Ostchore des Trierer Domes der Erzbischof Johannes I. (1190—1212) in dem Jahre 1196 den Hochaltar neu geweiht und den hl. Rock dahin übertragen habe. Der höchst schlichte und einfache Bericht lautet: „Am Tage der Domweihe,

welche auf den Festtag der (Apostel) Philippus und Jakobus (also auf den 1. Mai) fällt, weihte der Erzbischof (Johannes I.) den Hochaltar mit großer Feierlichkeit und Andacht und legte den Rock des Herrn (tunicam Domini) mit großer Ehrfurcht und Verehrung guter Männer an dem genannten Tage in den Altar des hl. Petrus. Dies geschah im Jahre 1196 nach der Geburt des Herrn." Zugleich gab der Erzbischof seiner hohen Achtung gegen den hl. Rock einen schönen Ausdruck durch die Bestimmung, daß sieben Lampen vor dem Hochaltar, in welchen er das hl. Kleid des Herrn gelegt hatte, brennen sollten, und durch die Gewährung der dazu nöthigen Mittel aus seiner eigenen Kasse.

Es war das erwähnte Ereigniß keineswegs eine Auffindung des hl. Rockes, noch weniger eine feierliche Ausstellung. Auffindungen von Reliquien erregten im gläubigen Mittelalter das größte Aufsehen und wurden in besonderen Schriften gefeiert, deren wir noch heute eine große Zahl besitzen. Ohne Zweifel würde auch die Auffindung des hl. Rockes die größte Erregung hervorgerufen haben und ebenfalls in einer besonderen Schrift gebührend geschildert worden sein. Wir hören aber nichts von dergleichen. Daraus geht hervor, daß schon vor der damaligen Zeit das Vorhandensein dieses Rockes in Trier bekannt war. Ja auch der Ort, wo bis dahin der Rock geborgen lag, war damals so sehr bekannt, daß der Verfasser der Gesta es nicht einmal für der Mühe werth hielt, in seinem Bericht mitzutheilen, woher der Erzbischof den Rock genommen habe. Er theilt uns sogar nicht einmal mit, ob der Schrein geöffnet worden sei. Er vermerkt einfach und schlicht die Thatsache der Uebertragung; nur dies war für seine Zeitgenossen neu und wissenswerth; alles andere, Anwesenheit, bisheriger Ort der Aufbewahrung, waren längst bekannte Dinge.

6. In den erwähnten Berichten des Agritiusbiographen, der Gesta Trevirorum und des Lambert von Lüttich ist eine Urkunde enthalten, in welcher der Papst Silvester (314—335) dem Trierer Bischof den Vorrang über die übrigen Bischöfe Galliens und Germaniens überträgt und auch den ungenähten Rock in Trier erwähnt. Diese Urkunde lautet: „Wie im Heidenthum durch eigne Kraft, so übernimm auch jetzt, o Trierer Primas, den Vorrang über Gallien und Germanien. Petrus, das Haupt der Kirche, hat durch seinen Stab vor allen Bischöfen dieser Völker in den ersten Verkündern der christlichen Lehre (in Trier nämlich), Eucharius,

Valerius, Maternus, denselben als Dir gebührend bezeichnet, indem er seine eigne Würde gleichsam verminderte, um Dich derselben theilhaftig zu machen. Ich Silvester, Knecht und unwürdiger Nachfolger desselben, erneuere und bestätige ihn (d. i. den geistlichen Vorrang des Trierer Bichofs) durch den Patriarchen Agritius aus Antiochien zur Ehre der Vaterstadt unserer Herrin und Kaiserin Helena (d. i. Trier), welche ja dieser Metropole entstammt, und dieselbe selbst in glücklicher und herrlicher Art bereichert und besonders begünstigt hat durch den aus Judäa übertragenen Apostel Mathias und durch die übrigen Reliquien, nämlich d e n R o c k und einen Nagel des Herrn, durch das Haupt des Papstes Cornelius, einen Zahn des hl. Petrus und die Sandalen des hl. Apostels Andreas."

Wenn dieser Wortlaut der Urkunde echt ist, so haben wir in ihr ein werthvolles, bis in den Anfang des 4. Jahrhunderts hinaufreichendes vollgiltiges Zeugniß für die Echtheit des hl. Rockes in Trier. Nun aber wird von den meisten Gelehrten die Echtheit dieser Urkunde bezweifelt. Es existiren nämlich neben dem mitgetheilten Wortlaute noch andere kürzere Fassungen derselben. In der kürzesten Fassung, die gegen das Ende des 11. Jahrhunderts uns begegnet, werden zwar Reliquien des Herrn im allgemeinen erwähnt, der hl. Rock aber nicht besonders genannt. Es entsteht nun die wichtige Streitfrage: Welche Form ist die richtige? Abgesehen von der dritten Möglichkeit, daß keine der beiden Fassungen echt ist, leuchtet jedem sofort ein: Entweder ist die weitere Fassung, in welcher vom hl. Rock des Herrn gesprochen wird, die echte, und die andere ist durch Verkürzung daraus entstanden, oder die kürzere Fassung, in welcher nicht speciell der Rock, sondern nur Reliquien des Herrn im allgemeinen erwähnt werden, ist die ursprüngliche, und die andere ist daraus durch Zusätze hervorgegangen. Es haben nun zahlreiche Gelehrte diese Urkunde genau und sorgfältig nach allen Richtungen hin untersucht und erörtert. Darnach ergibt sich für uns folgendes Resultat als wahrscheinlich: Die Fassung mit dem weiteren Inhalt geht zurück auf den Bischof Volusian, der um 470 den Trierer Bischofsitz innehatte; er ließ, da die ursprüngliche Urkunde verloren war, dieselbe zur Wahrung der Vorrechte seiner Kirche erneuern. Dabei wiederholte er den Inhalt der ersten Urkunde des Papstes Silvester mehr oder minder wörtlich. Der Inhalt der heute vorliegenden Urkunde (mit dem weitesten Inhalt) geht daher in der That auf Silvester zurück. Wir besitzen also in derselben

ein gleichzeitiges historisches Zeugniß aus dem Anfang des 4. Jahrhunderts dafür, daß die hl. Helena den ungenähten Rock aus Palästina gebracht und ihn durch den hl. Bischof Agritius der Trierer Domkirche übersandt hat.

Zusammenfassung.

Fassen wir das Gesagte über die historischen Zeugnisse kurz zusammen, so ergibt sich Folgendes:

1. Der Rock des Herrn blieb bei der Kreuzigung ungetheilt und kam in die Hände eines Christen.

2. Aus der Zeit bis auf Constantin hören wir nichts über denselben, da er mit Rücksicht auf die Christenverfolgungen verborgen gehalten wurde.

3. Zur Zeit Constantins brachte seine Mutter, die heilige Helena, den Rock aus Palästina und sandte ihn durch den hl. Bischof Agritius nach Trier, wo er seitdem aufbewahrt wird. Diese Trierer Tradition wird uns noch heute durch folgende Zeugnisse bestätigt:

a) durch das Diplom, das der Papst Silvester (314—335) dem hl. Agritius ausstellte. Dasselbe ist zwar im Originale nicht mehr vorhanden, die Richtigkeit des Inhaltes kann aber nach sorgfältiger Erwägung aller in Betracht kommenden Momente nicht in Abrede gestellt werden;
b) durch die Lebensbeschreibung des hl. Agritius um das Jahr 1050;
c) durch die Nachricht der Gesta Trevirorum um das Jahr 1101;
d) durch den um das Jahr 1157 geschriebenen Brief des Kaisers Friedrich Barbarossa an Erzbischof Hillin;
e) durch die Nachricht des Lambert von Lüttich aus dem Jahre 1186;
f) durch die Nachricht von der Weihe des Hauptaltars im Dome und durch die Uebertragung des hl. Rockes in diesen Altar, durch den Erzbischof Johann im Jahre 1196.

Die Echtheit des hl. Rockes ist also historisch so gut wie jede andere geschichtliche Thatsache bezeugt, während die Unechtheit trotz vieler Versuche von niemanden erwiesen worden ist. Mehr Beweise darf man billiger Weise nicht verlangen. Die früheren Menschen wußten ja nicht, daß eine so kritische und ungläubige Zeit wie die unsrige die Echtheit in Zweifel ziehen würde. Sie kamen deshalb nicht auf den Gedanken, durch Urkunden uns dieselbe zu bezeugen.

Man kann nicht erwarten, daß der Soldat dem christlichen Käufer des Rockes eine Urkunde darüber ausstellte; daß die Besitzer desselben stets den nächstfolgenden die Echtheit notariell bezeugten; daß dasselbe die hl. Helena, die Bischöfe von Trier u. s. w. thaten. Wer derartige Beweise für eine historische Thatsache verlangt, der verlangt etwas Unmögliches. Auch darf man sich nicht darüber wundern, daß wir aus der Zeit von Constantin (300 n. Chr.) bis in die Mitte des elften Jahrhunderts keine Nachrichten über den hl. Rock haben und daß die seit 1050 vorhandenen Nachrichten so kurz und lückenhaft sind. Einmal kam niemand auf den Gedanken, für uns eine Geschichte desselben zu schreiben; manches, das uns heute interessirt, hatte für die damaligen Menschen durchaus kein Interesse. Dann aber sind uns bekanntlich sehr viele geschichtliche Denkmäler aus jener Zeit, besonders solche, die gerade die Trierer Kirche betreffen, in Folge von Krieg und anderen unglücklichen Ereignissen verloren gegangen. Es wird das eigens von mittelalterlichen Schriftstellern bezeugt und tief beklagt. Daher sind die vorhin aufgezählten Zeugnisse für die Echtheit des Trierer Rockes nur zufällig erhaltene, die nicht zu dem Zwecke geschrieben sind, uns die Echtheit zu beweisen, die aber gerade aus diesem Grunde eine desto größere Glaubwürdigkeit verdienen.

II. Archäologische Untersuchung des hl. Rockes.

Nun haben wir aber für die Echtheit des hl. Rockes noch einen andern Beweis, den uns die Beschaffenheit der in Trier verehrten Reliquie an die Hand gibt.

Ueber die frühere Beschaffenheit und den jetzigen Zustand des Trierer Gewandes waren viele irrige Ansichten verbreitet; deshalb wurde von vielen an der Echtheit desselben gezweifelt. Namentlich hat der Trierer Domherr von Wilmowsky, der im Jahre 1844 den Rock während etwa „15 Minuten" untersucht hatte, behauptet, das, was für den hl. Rock gehalten werde, sei „ein großes und weites Prachtgewand von Seide mit reicher Musterung". Als eigentliche Reliquie betrachtete er ein kleines, im Innern dieses Prachtgewandes angeheftetes Gewandstück, das „ansehnlich groß, mildgrau, ungemustert, mehr seine Wolle als Seide" erschien; im Laufe der Zeit habe man die Umhüllung mit der Reliquie selbst verwechselt. Dieser Behauptung widersprechen schon die oben angeführten historischen Nachrichten, in welchen stets vom ganzen Rocke, nie von einem

Theile desselben die Rede ist. Um aber diese ärgerliche Streitfrage entgiltig zu entscheiden, entschloß sich der hochwürdigste Bischof Korum, die ganze Reliquie einer genauen und sorgfältigen Untersuchung zu unterziehen. Dieselbe fand vom 6.—11. Juli 1890 statt in Gegenwart des Bischofs, des Weihbischofs Dr. Felten, des Domkapitels, zweier Sachverständigen, nämlich des Jesuitenpaters Beissel und des Domherrn Schnütgen aus Köln, des Oberbürgermeisters de Nys und des Dombaumeisters Wirtz. Bei der Oeffnung des Schreines waren noch zugegen der Schlosser Vonolfen und der Domküster Mai. Ueber diese Untersuchung wurden mehrere Protokolle abgefaßt. Was ist nun deren Resultat?

Man muß bei der Reliquie, wie sie jetzt im Trierer Dom aufbewahrt wird, folgende drei um einander geheftete Stofflagen unterscheiden:

1. die Reliquie selbst;

2. in derselben zur Trennung der Vorder- und Rückseite eine Einlage aus ungemusterter Köperseide, an welcher im Innern sich Webekanten befinden;

3. ein das Ganze umhüllendes Gewand, dessen Vorderseite aus einem gemusterten Seidenstoff, dessen Rückseite aus einem gazeartigen Stoffe besteht.

Die Reliquie selbst besteht jetzt nur mehr aus „lückenhaft zusammenhängenden Stofftheilen, welche zwischen den beiden Stofflagen sich ausbreiten. Diese lückenhaften Stofftheile haben ohne Zweifel ursprünglich das ganze Gewand gebildet." Dasselbe ist also theilweise verletzt, aber doch vollständig vorhanden. Bei der Ausstellung wird man den eigentlichen Rock nur durch die fadenscheinig gewordene Umhüllung sehen können. Aus was für einem Stoffe besteht nun die Reliquie selbst? Das Protokoll sagt in Uebereinstimmung mit vielen derjenigen, die früher die Reliquie gesehen und kurz untersucht hatten (Weihbischof Enen 1512, Generalvikar Cordel 1810, Tuchfabrikant Ney und von Wilmowsky 1844): „Das Material dieses ungemusterten, bräunlich gefärbten Gewebes ist allem Anscheine nach Linnen oder Baumwolle."

In Bezug auf das Alter der Reliquie kann man natürlich auf Grund des Stoffes und der Gewebeart, da jegliche Musterung, die einen Anhalt geben könnte, fehlt, zu keiner festen Entscheidung kommen. Das Protokoll bemerkt: „Das Alter dieses Mittel- und Kerngewebes ist gar nicht bestimmbar, jedenfalls ist dasselbe älter,

als die es bedeckenden Stoffe. Offenbar hatten Unter- und Oberstoff die Bestimmung, das zwischen ihnen liegende Gewand zu konserviren, weßwegen dieselben auch zu bestimmten Zeiten je nach Bedürfniß eingefügt zu sein scheinen. Aus der Beschaffenheit dieser schützenden Stoffe aber erhalten wir wichtige Fingerzeige für das Alter der Reliquie. Auf der Vorderseite der Umhüllung finden sich quadratische Figuren mit ziemlich kunstlosen Vogelgestalten. Daraus schließt von Wilmowsky, daß die umhüllenden Stoffe aus dem fünften oder sechsten Jahrhundert herrühren. Das Protokoll der jüngsten Untersuchungskommission sagt darüber: „Für den Ursprungsort des gemusterten Seidenstoffes wird der Orient, für die Ursprungszeit das 6.—9. Jahrhundert angenommen werden dürfen." Wenn aber die obere Schutzdecke aus dem 5. oder 6. beziehungsweise aus dem 6.—9. Jahrhundert herrührt, so muß natürlich die jedenfalls ältere Einlage, d. h. das heilige Gewand ohne Zweifel in eine höhere Zeit hinaufreichen, noch weit höher, als sich durch die unbezweifelten mittelalterlichen Ueberlieferungen ermitteln läßt. Die Umhüllung also bietet uns einen untrüglichen Beweis für das hohe Alter dieser Reliquie.

Hat nun der göttliche Heiland ein derartiges Kleidungsstück getragen? Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir zunächst über die Kleidung der Juden zur Zeit Christi sprechen. Nach der Bibel und anderweitigen Nachrichten trugen die besser situirten Juden und an Festtagen wohl auch die ärmeren Juden drei Kleidungsstücke: 1) ein Unterkleid, das sehr eng anlag, etwa unserm Hemde entsprechend, 2) ein Oberkleid (tunica, chiton) und 3) einen Ueberwurf oder Mantel pallium oder toga). Das Oberkleid (tunica) war weit und faltenreich und fiel bei den höhern Klassen bis auf die Füße herab. Durch einen Gürtel konnte es aufgeschürzt werden. Während der göttliche Heiland in seiner Verborgenheit zu Nazareth, in der Werkstätte seines Pflegevaters die Kleider der ärmeren Leute trug, war er zur Zeit, wo er als Lehrer (Rabbi) öffentlich auftrat und mit den höheren Klassen, mit den Schriftgelehrten, Pharisäern u. s. w. verkehrte, besser gekleidet und trug ohne Zweifel die drei vorhin genannten Gewandstücke. Dies geht unzweideutig daraus hervor, daß nach dem biblischen Berichte Frauen, keineswegs arme Frauen, für den Unterhalt des Heilandes, also auch für seine Kleidung Sorge trugen und dabei, weil sie ihn als göttlichen Meister erkannten und verehrten, gewiß nicht geizten; bei Lucas (8, 2—3) lesen wir:

„Einige Frauen, ... Maria genannt Magdalena und Johanna, die Gattin des Chusa, des Prokurators des Herodes, und Susanna und viele andere dienten ihm mit ihrem Vermögen". Auch in alten Darstellungen z. B. auf der Paneasgruppe wird der Heiland mit einem aufgeschürzten Gewande dargestellt. Das Kleid, welches die Soldaten verlooſten, war das Oberkleid, der Rock, da es im Griechischen chiton genannt wird.

Stimmen nun die Maaße des Trierer Rockes mit der Größe eines derartigen Oberkleides? Der Trierer Rock hat folgende Größenverhältnisse:
Länge vorn 1,48 m (= 4' 9"), auf der Rückseite 1,57 m (= 5'),
Breite oben 0,70 m (= 2' 3"), unten 1,09 m (= 3' 6"),
Aermel lang 0,46 m (= 1' 6"), breit 0,31 m (= 1').
Wenn man bedenkt, daß das Oberkleid meist durch einen Gürtel aufgeschürzt getragen wurde und doch noch bis auf die Knöchel herabhing, so stimmen offenbar diese Maaßverhältnisse.

Ebenso entsprechen Herstellungsart und Stoff der Trierer Reliquie dem Oberkleide (tunica) des Herrn. Von allen Evangelisten wird übereinstimmend hervorgehoben, daß das Kleid ohne Naht war; ebenso ist der Trierer Rock ungenäht. Das Protokoll der vorigjährigen Untersuchung sagt über diesen Punkt: „Was an Nähten sich vorfindet, betrifft nur den Unter- und Oberstoff (d. h. die Schutzumhüllung) und macht größtentheils den Eindruck von späteren Nothnähten. Material und Technik geben in Bezug auf die das Gewand betreffende Ueberlieferung kein Bedenken." Der Stoff ist nach der Mittheilung derjenigen, die früher das Kleid gesehen, und nach dem Protokoll Leinen oder Baumwolle. Nun waren die Kleider der Juden, wenigstens derjenigen Bevölkerungsklasse, in welcher der Heiland als Lehrer wirkte, wie uns überliefert wird, aus Wolle oder Leinen verfertigt. Wenn, wie die Legende sagt, die seligste Jungfrau ihrem göttlichen Sohne das Gewand verfertigte, so wird sie ihm in ihrer Mutterliebe nur ein solches Kleid gegeben haben, das seinem erhabenen Berufe entsprach. Rührte es hingegen etwa von den erwähnten frommen Frauen her, die für den Unterhalt des Herrn „mit ihrem Vermögen dienten," so ist dazu wohl sicher der beste Stoff gewählt worden. Durch die Ergebnisse der Untersuchung ist also mit aller Bestimmtheit jeder Gedanke an eine mittelalterliche Fälschung vollständig ausgeschlossen. Alles, Stoff, Herstellungsweise, Form und Größe, weist auf ein hohes Alter hin

und stimmt genau mit den Berichten der Bibel. In späteren Jahrhunderten war besonders die Kenntniß jener Technik verloren gegangen. Auch würde eine Fälschung offenbar das Gepräge ihrer Zeit als Verräther an sich tragen. Die Commission faßt daher ihr abschließendes Urtheil in dem Satze zusammen, „daß die Untersuchung nichts geliefert hat, was mit den uralten Traditionen der Trierischen Kirche im Widerspruch sich befindet." Also legt der hl. Rock selbst durch seinen jetzigen Zustand ein unanfechtbares Zeugniß für seine Echtheit ab.

III. Wunder.

Für Christen, die nicht nur an die Möglichkeit der Wunder glauben, sondern auch der Ansicht sind, daß noch heute Wunder vorkommen und daß der Heiland oft das Vertrauen derjenigen, die zu seinen Gnadenstätten wallen, durch wunderbare Heilung belohne, kommen ferner die Wunder in Betracht, durch welche der Heiland selbst wie durch ein göttliches Siegel die Echtheit seines hl. Gewandes bei der Ausstellung im Jahre 1844 beglaubigt und bestätigt hat. Damals wurden zahlreiche Kranke unerwartet von ihren Uebeln und Gebrechen befreit. Achtzehn dieser wunderbaren Heilungen beschreibt uns der Königlich-Preußische Stadtkreisphysikus Dr. Hansen in Trier in seinem 1845 erschienenen Buche: „Aktenmäßige Darstellung wunderbarer Heilungen." Da Dr. Hansen recht gut wußte, daß sein Buch bei allen Ungläubigen Anstoß und Widerspruch erregen würde, so schrieb er in dem Vorworte: „Wohl weiß ich, daß in einem solchen (so zweifelsüchtigen) Jahrhundert ein Unternehmen wie das meinige von vielen, wo nicht für albern und lächerlich, mindestens für nicht mehr zeitgemäß gehalten wird . . . Aber dies alles konnte mich nicht abhalten, dem Drange meines Innern zu folgen und als Arzt mit bedächtig ernstem, aber unverzagtem Muthe die Thatsachen zu prüfen und eine historisch getreue und doch gegen die Regeln der Arzneiwissenschaft nicht verstoßende Darstellung der Thatsachen zu liefern . . .; als Arzt glaube ich die Befähigung zu haben, die mancherlei Einwendungen und Erklärungsweisen, die man sonder Zweifel versuchen wird, von medizinischem Standpunkte aus zu prüfen und, wo es nöthig erachtet wird, Gegengründe vorzubringen; endlich habe ich einige der Geheilten im Momente ihrer Heilung oder doch kurz darauf selbst gesehen und so eine lebendige Anschauung der Sache gewonnen. Sollte es

auch manche geben, die in diesen Thatsachen nicht eine unmittelbare Betheiligung göttlicher Allmacht und Gnade erblicken, sondern glauben mögen, sie anders erklären zu können: es bleiben auch für sie Thatsachen, außerordentlich in ihrer Art, von denen der menschliche Geist demüthig bekennen muß, daß er nach den gewöhnlichen Erfahrungen ihren Causalzusammenhang nicht zu erklären vermag, — Thatsachen, die auch solchen mindestens die unendliche Kraft des Glaubens bekunden.“ Ein anderer Arzt beschrieb 11 solcher Heilungen, ein dritter sogar 23 Fälle. Auch liegen jetzt im Trierer Domarchiv zahlreiche ausführliche Zeugnisse, Gutachten und Berichte von Aerzten, Bürgermeistern, Pfarrern u. s. w., protokollarisch gegebene Aussagen von eidlich vernommenen Zeugen und der Geheilten selbst vor; sie bilden zwei große Aktenbände. Ferner hat der hochw. Herr Bischof Arnoldi von Trier nach Schluß der Heiligthumsfahrt von heiliger Stätte aus es laut und offen verkündet, daß leibliche Wunder vorgekommen seien; der ebenso gewissenhafte und fromme wie gelehrte Bischof hätte das nicht gethan, wenn er sich vorher nicht von der Wahrheit überzeugt hätte. In seiner Schlußpredigt sagt er nämlich: „Auch leibliche Wunder sind geschehen; ja, ich verkündige es Euch von dieser heiligen Stätte, daß der Herr gezeigt hat, daß seine Rechte nicht aufhört, durch Wunder den armen Sterblichen zu Hilfe zu kommen, und daß er in der katholischen Kirche diese barmherzige Kraft will leuchten lassen bis an das Ende der Zeiten.“

IV. Anderweitiges Vorkommen von Kleidungsstücken des Herrn.

Gegen die wohlverbürgte Echtheit des ungenähten Rockes wird nun von Gegnern als Gegenbeweis angeführt, daß noch an vielen Orten der hl. Rock vorkomme und daß dort ebenfalls behauptet würde, er sei echt. Namentlich haben zwei frühere Bonner Professoren (Gildemeister und von Sybel) ein Buch gegen die Trierer Ueberlieferung geschrieben, das den höhnischen Titel führt: „Der hl. Rock zu Trier und die 20 anderen heiligen ungenähten Röcke.“ Daraus wollten sie folgern, daß keiner echt sei. Ganz abgesehen von der Falschheit dieses Schlusses — es kann doch wenigstens einer der rechte sein — sind sie den Beweis dafür schuldig geblieben und haben sich in ihrem Uebereifer selbst schwer getäuscht. Wenn sie nämlich gelesen oder gehört haben, daß irgendwo ein Theil

eines Kleides des Herrn vorkomme, haben sie flugs daraus jenen ungenähten, von den Soldaten bei der Kreuzigung verloosten Rock gemacht und auf diese Weise 21 heilige Röcke zu Stande gebracht.

Bei der Beurtheilung dieser Frage muß man zunächst vor Augen halten, daß der Heiland nicht ein Kleidungsstück, sondern außer dem Oberkleide noch wenigstens ein Unterkleid und einen Mantel hatte. Es wird von allen Evangelisten bezeugt, daß die Soldaten aus seinen Kleidungsstücken vier Theile machten und daß außerdem als fünfter Theil der Rock verloost wurde. Dazu kommen ferner der Purpurmantel, den die Soldaten dem Erlöser umhängten, das weiße Spottgewand des Herodes, das Leudentuch, das Schweißtuch der Veronika, die Grabtücher u. s. w. Auch trug der Heiland vor seinem öffentlichen Auftreten als Lehrer, wie schon bemerkt, andere minder gute Kleider, nämlich die Kleidung der Handwerker; endlich hatte er in seiner Knabenzeit andere Kleider als zur Zeit, wo er herangewachsen war. Die Nachricht nämlich, daß seine Kleider durch ein Wunder mit ihm gewachsen seien, ist nur eine fromme Legende und widerspricht durchaus dem Verhalten des Welterlösers, der nicht durch Wunder Nahrung, Wohnung und Rettung vor seinen Feinden suchte und für seinen eigenen Unterhalt sich nie eines Wunders bediente. Er aß und trank wie andere Menschen, er kleidete sich auch nicht anders. Berichtet doch der Evangelist ausdrücklich, daß fromme Frauen für ihn sorgten und „mit ihrem Vermögen ihm dienten". Es ist daher nicht nur möglich, sondern auch im höchsten Grade wahrscheinlich, daß wie der ungenähte Rock, in dem der Heiland sein Erlösungswerk vollbrachte, so auch die übrigen Kleidungsstücke auf die christliche Nachwelt kamen und nunmehr als Reliquien verehrt werden. Hieraus leuchtet ein, daß das Vorkommen von mehreren Gewändern des Herrn an sich nicht genügt, die Wahrheit der Trierer Ueberlieferung hinfällig zu machen.

Unter den verschiedenen, an anderen Orten vorkommenden Reliquien von Kleidern des Herrn, deren Echtheit keineswegs in so unzweideutiger Weise, wie die des Trierer Rockes erwiesen ist, wird am meisten der Rock in Argenteuil bei Paris gegen die Trierer Ueberlieferung ins Feld geführt. Wie ist nun diese Frage zu lösen? Höchst einfach dadurch, daß man die Nachricht über jenen Argenteuiler Rock so nimmt, wie sie gegeben wird. Der älteste Bericht über jene Reliquie sagt, daß Erzbischof Rudolf von Rouen mit zehn



Bischöfen und zehn Aebten im Jahre 1156 im Kloster Argenteuil „das Kleid des Knaben Jesu (cappam pueri Jesu), welches unter den Schätzen jener Kirche von alten Zeiten her mit gebührender Ehrfurcht niedergelegt war, gesehen, erhoben und zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt hat.“ Es handelt sich also hier um ein Gewand aus der Knabenzeit des Heilandes; ferner ist es kein den ganzen Körper bedeckendes Gewand, sondern gemäß der Bedeutung des Wortes cappa nur eine Art Casel oder Ueberwurf. Diese Reliquie, ihre Echtheit vorausgesetzt, widerspricht also nicht der Ueberlieferung der Trierer Kirche, die sich rühmt, den ungenähten, von den Henkersknechten verlooften Rock zu besitzen. Aehnlich verhält es sich mit anderen Kleidungsstücken oder mit Theilen von Kleidungsstücken des Herrn, wie sie vorkommen oder vorkommen sollen z. B. in der bischöflichen Kapelle zu Trier, im Aachener Münster, in Schaffhausen, in Frankfurt a. M., in Oviedo in Spanien, in Moskau, Konstantinopel und an anderen Orten. Bei einigen Reliquien, die der Trierer Ueberlieferung entgegen zu stehen scheinen, läßt sich nicht nur ihre Echtheit nicht beweisen oder auch nur wahrscheinlich machen, sondern vielmehr die Falschheit der Nachricht darthun, so z. B. bei dem ungenähten Rocke, der im Lateran zu Rom sein soll; heute weiß Niemand in Rom, wo diese Reliquie sich befindet. Auch gibt es dort kein Dokument, das der Trierer Ueberlieferung irgendwie widerspräche.

Fassen wir alles Gesagte zusammen, so ergibt sich, daß die Wahrheit der Trierer Ueberlieferung nicht nur nicht widerlegt, sondern durch untrügliche Beweise, welche keine ungläubige Kritik zu erschüttern vermag, erhärtet ist. Wenn auch das Vorhandensein des hl. Rockes in Trier kein Glaubensartikel der Kirche und deßhalb der Zweifel daran erlaubt und sündlos ist, so werden wir doch gut thun, an der Hand der vorliegenden Beweise daran zu glauben und nicht klüger sein zu wollen als unsere Vorfahren und als ungezählte, gelehrte und fromme Männer, welche die Echtheit des hl. Rockes mit gläubigem Sinne angenommen haben; wir werden uns in unserem Glauben nicht irre machen lassen durch die Zweifelsucht einer ungläubigen Zeit.

V. Legenden und Volkssagen.

Zum Beweise der Wahrheit der Trierer Tradition über den hl. Rock dienen, wenngleich es auf den ersten Blick als widersinnig



erscheint, auch die Volkssagen, die sich an diese Reliquie so zahlreich wie an keine andere angelehnt haben. Denn bevor diese Sagen sich im Munde des Volkes bilden konnten, mußte der Glaube an das Vorhandensein des hl. Rockes tief in den Geist desselben eingedrungen sein; und zwar muß dies lange vor der Periode der öffentlichen Ausstellungen geschehen sein, weil es sonst unerklärlich wäre, daß dieselben sich in Einzelnheiten von der geschichtlichen Ueberlieferung entfernt haben. Nur dadurch, daß die geschichtlichen Thatsachen durch die Länge der Zeit verblassen, ist die Entstehung von Sagen, die sich an geschichtliche Ereignisse anlehnen, möglich.

Die Sagen über den hl. Rock lassen sich in drei Klassen eintheilen:

a) solche, die den Ursprung des hl. Gewandes erzählen;
b) solche, die berichten, wie die hl. Helena in den Besitz desselben gekommen;
c) solche über dessen spätere Geschichte seit seiner Anwesenheit in Trier.

1. Die Legende und auch viele Erklärer der hl. Schrift sagen, Maria habe jenen ungenähten Rock, über den die Soldaten das Loos geworfen, selbst gewebt. Dafür spricht die Sitte der älteren Zeit, nach welcher die Hausfrauen für ihre Hausgenossen die Kleider mit eigenen Händen verfertigten. In den Sprichwörtern wird ausdrücklich jene Frau gelobt, die für ihre Hausgenossen die Winterkleider mit eigenen Händen webt. Auch das Orendelgedicht besagt dasselbe:

„Der graue Rock gewirket war
Von eines schönen Lämmleins Haar;
Es spann die Edle selber ihn,
Maria, die himmlische Königin."

Im Gegensatz hierzu stehen die Sagen, nach welchen das hl. Gewand des Herrn vom Himmel gekommen ist. Der Dichter Otfried von Weißenburg (im 9. Jahrhundert) sagt in seinem herrlichen Heldengesang „Der Christ", daß die göttliche Liebe (Charitas) die Fäden spann, aus welchen das Kleid des Herrn gewebt ward. Gottfried von Viterbo (zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts) berichtet in seiner Weltchronik, nach der Abreise der hl. drei Könige habe Gott der Vater dem Jesuskind einen ungenähten Rock von wunderbarer Farbe übersandt; nachdem derselbe bei der Flucht nach Aegypten zurückgeblieben, habe ihn Christus zur Zeit seines Lehr-

amtes wieder erhalten und getragen; er sei gewachsen gewesen, so daß er zur Größe und Gestalt des Heilandes paßte. Diese sehr oft wiederholte Sage läßt sich vielleicht auf ein Mißverständniß der biblischen Worte, er sei „von oben her gewebt" gewesen, zurückführen.

2. Ueber die Art, wie die hl. Helena in den Besitz des Kleides gekommen, bestehen verschiedene Trierer Sagen; nach einer derselben kaufte ein Jude dasselbe von einem Kriegsknecht und warf es in seine Rumpelkammer. Bei ihm diente eine christliche Magd, Namens Helena. So oft sie in die Rumpelkammer kam, bemerkte sie, daß es einen wunderbaren Glanz von sich gab; sie schloß daraus, daß es der Rock des Herrn sei. Auf ihre Bitten erhielt sie ihn statt des Lohnes von dem Juden und brachte ihn auf wunderbare Weise in die Domkirche zu Trier. Nach einer zweiten Sage war der Rock in den Besitz des Königs Herodes gekommen, bei dem Helena als Magd diente; sie erhielt von ihm den Rock und führte ihn mit sich nach Trier. Laut einer dritten Sage bewohnte Helena, als sie noch eine Heidin war, in der Saarbrücker Gegend (bei dem heutigen Dorfe Freymingen) einen Palast. Einstens reiste sie nach dem Morgenlande, wurde dort Christin und kam in den Besitz des hl. Rockes. Nachdem sie denselben nach Trier gebracht hatte, kehrte sie an ihren früheren Wohnort zurück, bewohnte aber nicht mehr ihren glänzenden Palast, sondern eine ärmliche Hütte, in der sie ihre Tage beschloß. In jener Gegend steht noch heute eine St. Helena-Kapelle.

Die am weitesten ausgesponnene Sage über den hl. Rock ist in dem mittelalterlichen Liede vom König Orendel oder „Grauer Rock" enthalten. Darnach ist der Rock von der hl. Maria mit Hilfe der hl. Helena gearbeitet:

„Der graue Rock gewirket war
Von eines schönen Lämmleins Haar;
Es spann die Edle selber ihn,
Maria, die himmlische Königin.
Unsere liebe Frau ihn selber spann,
St. Helene aber ihn zu wirken begann.
Er ward gewirkt und nicht genäht,
Soll währen, so lang die Welt besteht."

Der weitere Inhalt ist kurz folgender: Nach der Kreuzigung kam der Rock in den Besitz eines Juden; dieser wollte ihn durch Waschen von den Blutflecken reinigen, doch vergebens:

„Unser Herr Jesus aber gebot,
Daß sein rosenfarben Blut so roth,
Wie es noch wohl ist kund,
An dem grauen Rocke stund.“

Das Kleid wurde deshalb in einen steinernen Sarg gelegt und ins Meer versenkt, später aber, als der Behälter geborsten war, ans Gestade gespült und von einem frommen Pilger gefunden. An den Blutflecken, die auch er vergeblich abzuwaschen suchte, erkannte er, daß es der Rock des Heilandes sei; da sprach er:

„Ach Du himmlischer Herrgott mein,
Dies mag wohl Dein Rock sein.
Den Rock geziemt mir nicht zu tragen,
Und kein Sünder darf es wagen.“

Er warf ihn wieder ins Meer, wo er von einem Wallfisch verschlungen ward. — Nicht lange nachher herrschte in Trier König Oegel. Als sein Sohn Orendel heirathen wollte, da glaubte er, daß nur die schöne Königin Breide, die Herrin des hl. Grabes in Jerusalem, seiner würdig sei. Orendel zieht daher aus, um sie zu freien. Als er durch einen Sturm seine Schiffe und Leute verloren hatte, wird er Knecht bei dem Fischer Eise. Dieser fängt jenen Wallfisch, hält den Rock für ein Herzogskleid und verkauft ihn dem Orendel für dreißig goldene Pfennige. Orendel, der von jetzt an den Namen „Der graue Rock“ erhält, wird durch ihn unbesiegbar. Er verläßt den Fischer und kommt, nachdem er mancherlei Abenteuer siegreich bestanden, nach Jerusalem. Da er sich hier in verschiedenen Turniren ausgezeichnet, wird er Bräutigam der Königin Breide und kehrt mit ihr zu seinem Vater nach Trier zurück. Als er im Begriffe steht, wieder nach Jerusalem zu gehen, erhält er von einem Engel folgende Weisung:

„'Du sollst den grauen Rock nicht mehr führen,
Von nun an soll er die Stadt Trier zieren;
Damit will Gott einst richten auf des Thrones Stufen.
Er wird der Sünder viele vor sich rufen;
Er wird in jenen Stunden
Zeigen seine heil'gen Wunden,
Die er durch unsere Sünden hat empfangen,
Als er einst am Kreuz gehangen.
Das geschieht zu Josaphat in dem Thal,
Wann er wird richten überall'.
Da hieß der junge König ohne Verweilen
Drei Priester herbei eilen;

Den grauen Rock er gar hart barg
In einem steinernen Sarg.
Er empfahl ihn seinem Vater und dem Trierer Land.
Von dannen schied der Weigand" (Held).

Darauf kehrte der Ritter mit Breide nach Jerusalem zurück, führte mannigfache Heldenthaten aus und starb dann zugleich mit Breide eines seligen Todes.

Die Literarhistoriker setzen die Entstehung dieses herrlichen Gedichtes meist in den Anfang des 12. Jahrhunderts; die Sage selbst ist natürlich noch älter als das Gedicht. „Allgemein verbreitete Volkssagen kommen nicht über Nacht, und man kann sie nicht in den Mund der Volksmassen einschwärzen, wie man z. B. Stellen in Bücher einschwärzt ... Jahrhunderte vor dem 12. Jahrhundert waren diese Volkssagen vom hl. Rocke da." (Laven.) Mit Recht sagt daher Professor Kraus: „Ich muß in dem Lied von dem grauen Rock . . . eine Bestätigung dafür sehen, daß der Glaube an den hl. Rock in Trier um das 12. bis 13. Jahrhundert längst lebendige Wurzeln im Volke geschlagen hatte."

3. Als der Kurfürst Balduin von Trier (1307—1356) am Aussatze erkrankt war, ging er auf sein bei Trier gelegenes Landgut, Balduinshäuschen genannt, und besuchte dort täglich die St. Helena-Kapelle, um zu beten. Eines Tages vernahm er daselbst eine weibliche Stimme, die zu ihm sprach: „Gehe nach Trier in die Domkirche und vollziehe da neun Tage hintereinander Deine Andacht zu Ehren des hl. Rockes, den ich dorthin gebracht habe." Der Kurfürst gehorchte vertrauensvoll der Stimme und erlangte seine frühere Gesundheit wieder.

In uralter Zeit wollten Diebe den hl. Rock stehlen. Ein Einwohner Triers, den sie für ihren Plan gewonnen hatten, führte sie nachts in die Schatzkammer des Domes. Sie erbrachen die Schreine, packten Gold und alle Werthsachen ein und machten sich fort. Indeß hatte ein frommer Mann folgenden Traum: Die hl. Helena, mit Kreuz und Krone geschmückt, trat vor ihn und meldete, der hl. Rock werde soeben aus dem Dome geraubt, die Räuber zögen schon zum Thor hinaus. Sofort sprang der Mann aus dem Bette und rief die Bürger der Stadt zu den Waffen; sie eilten den Räubern nach und entrissen ihnen nach einem hitzigen Gefechte den hl. Rock sammt den übrigen Kostbarkeiten.

Alle diese alten Sagen weisen auf eine viel frühere Zeit hin,

in welcher der Glaube an den hl. Rock in Trier bereits vorhanden war. Erst später hat das Volk diesen Glauben mit einem Kreis von Sagen umsponnen, den dann noch später die Dichter für ihre Zwecke verwertheten.

VI. Schicksale des hl. Rockes seit 1196.

Seit 1196, wo Erzbischof Johann I. den hl. Rock erhoben und in den Hauptaltar des Domes übertragen hatte, blieb derselbe über 300 Jahre daselbst unberührt liegen; eine Erhebung oder öffentliche Ausstellung lag nicht in den Sitten und Gebräuchen des Mittelalters. Trotzdem erhielt sich die lebendige Erinnerung daran beim Volke, wie uns Abt Trithemius von Sponheim, ein geborener Moselaner, und andere berichten. Hier und da wurde zwar eine Ausstellung des hl. Rockes angeregt, unter anderen von Schavard, Propst des Klosters St. Paulin in Trier. Zur Verwirklichung dieser Wünsche bedurfte es jedoch eines außerordentlichen Anlasses. Dieser stellte sich im Jahre 1512 ein. Damals hielt der fromme Kaiser Maximilian I. einen Reichstag in Trier ab, wozu viele Fürsten des Reiches erschienen waren. Derselbe hatte in alten Büchern viel über den hl. Rock gelesen, auch die bestimmte Nachricht, daß er im Hochaltar des Domes geborgen sei. Deshalb bat er den Erzbischof Richard von Greifenklau, der erst kurz vorher gewählt worden war, er möchte den Altar öffnen und ihm die kostbare Reliquie zeigen. Dieser hohen Bitte willfahrte der Erzbischof nach Berathung mit seinem Domkapitel. Vorher hatte er nach dem Berichte des Weihbischofs Enen „mit besonderem Fleiße in allen Klöstern den geistlichen Personen in und außer der Stadt Trier ernstlich befohlen, daß sie Gott, den Allmächtigen, wollten anrufen und bitten, auf daß das hl. Kleid zum Heile und Troste der Menschen durch den Willen des milden Gottes möchte offenbart werden. Und nach so vieler andächtiger Menschen Gebet hat der . . . Herr Erzbischof . . . in eigener Person mit etlichen Herren vom Kapitel im Jahre 1512 am Mittwoch der Osterwoche (14. April) den Hochaltar aufbrechen lassen, worin der hl. Rock sich nach dem Zeugnisse der Urkunden befinden sollte. . . . Man fand darin drei Kisten. In der ersten Kiste auf der rechten Seite des Altars wurde aufgefunden der hl. ungenähte Rock unseres Herrn." Auf der Kiste befand sich die Aufschrift: „Das ist der ungenähte Rock unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi;" an derselben erschien

das große Siegel des Erzbischofs zum Zeichen der Echtheit. Am 3. Mai, dem Feste der Kreuzerhöhung, wurde die Reliquie den zahlreich versammelten Fürsten und der herbeigeströmten Volksmenge in feierlicher Weise gezeigt, zunächst nur in Falten, sowie sie gefunden worden war. Dann ließ sich der Erzbischof durch allseitige Bitte bewegen, den hl. Rock ganz ausgebreitet auszustellen. „Das hat", berichtet Enen weiter, „manche bis zu Thränen gerührt; denn in den 23 Tagen, während welcher man den hl. Rock zeigte, waren an vielen Tagen . . . über 100 000 Menschen gegenwärtig; und unter diesen waren gar wenige, welche nicht zu Thränen bewegt waren beim Anblick des hl. Kleides." Einen wie tiefen und nachhaltigen Eindruck dies freudige, lang ersehnte Ereigniß auf die Gemüther machte, geht unter anderm schon daraus hervor, daß in den Jahren 1512—1517 nicht weniger als 28 Heiligthumsbücher erschienen, die entweder den hl. Rock allein oder zugleich mit andern Trierischen Reliquien behandeln.

Um diesen Ausstellungen noch eine höhere kirchliche Bedeutung zu geben und den frommen Eifer der Christen noch mehr zu beleben, verlieh auf Bitten des Erzbischofs Richard Papst Leo X. in einer Bulle vom 26. Januar 1515 allen Pilgern, die zur Feier im Trierer Dome herbeiströmten, einen vollkommenen Ablaß, wenn sie „vorher ihre Sünden bereut und gebeichtet oder mit dem Entschlusse hierher kommen, ihre Sünden wahrhaft zu bereuen und zu beichten". Zugleich wurde bestimmt, daß die öffentliche Ausstellung alle sieben Jahre im Anschlusse an die berühmte Heiligthumsfahrt in Aachen stattfinden sollte. Daher wiederholte sich die Ausstellung in den Jahren 1517, 1524, 1531, 1538 und 1545 und zwar stets vierzehn Tage lang. Dann aber hörten in Folge von Kriegen, namentlich zwischen Deutschland und Frankreich, diese alle sieben Jahre stattfindenden Ausstellungen auf. Erst nach einer 40jährigen Unterbrechung wurde die Reliquie wieder im Jahre 1585, aber nur drei Tage vom 6.—8. Mai gezeigt. Während der Gräuel des 30jährigen Krieges schien Trier nicht mehr sicher genug; man flüchtete daher das kostbare Kleinod im Jahre 1640 nach Köln, von wo es aber bald wieder nach Trier zurückgebracht wurde. Nach Beendigung dieses Krieges fand unter dem Erzbischof Karl Kaspar von der Leyen im Jahre 1655 am 1., 6., 16. bis 27. Mai und am 24. bis 29. Juni, also 20 Tage lang, wieder eine öffentliche Ausstellung statt. Es zogen im Ganzen weit über 200 000 Pilger an der

Reliquie betend vorüber. Zur Erinnerung daran ließ der Kurfürst eine Münze schlagen, auf der die hl. Helena das kostbare Kleinod ausgebreitet vor sich hält.

Nach dieser Zeit mußte der hl. Rock der Kriegsverhältnisse wegen öfters geflüchtet werden. Im Jahre 1657 und zehn Jahre später im Jahre 1667 wurde er aus Furcht vor den Franzosen nach der zum Kurstift Trier gehörigen Feste Ehrenbreitstein gebracht. Nun hört man viele Jahre lang nichts mehr von ihm, außer daß er in den Jahren 1680, 1713 und 1725 vornehmen Personen im Stillen gezeigt wurde und daß in den Jahren 1731—1733 der Erzbischof Franz Joseph einen kostbaren Schrein zur Aufnahme des hochverehrten Kleinods anfertigen ließ und daß er 1734 einige Tage dem Volke zur Verehrung ausgestellt wurde. Als 1759 während des siebenjährigen Krieges Ehrenbreitstein von den Hannoveranern bedroht wurde, brachte man die Reliquie nach Trier zurück, 1765 jedoch wieder nach Ehrenbreitstein, wo sie vom 4. Mai ab wiederum einige Tage dem Volke vorgezeigt wurde. 1790 wurde der hl. Rock auf Bitten des Magistrats nach Trier zurückgesandt, blieb aber wieder nicht lange hier. Denn da die furchtbaren französischen Revolutionstruppen in Deutschland einbrachen, wurde er 1792 nach Ehrenbreitstein, 1794 nach Würzburg, Bamberg und Böhmen, bald wieder nach Bamberg in Sicherheit gebracht. Im Jahre 1802 verzichtete der letzte Erzbischof Clemens Wenzeslaus auf das Kurstift Trier und ging nach Augsburg, dessen Bischofsstuhl er schon seit 1768 einnahm. Hierhin ließ er im Jahre 1803 in aller Stille das hl. Gewand flüchten. Auf Bitten des neuen Trierer Bischofs Karl Mannay (1802—1816) und unter dem mächtigen Einflusse Napoleons überlieferte er im Jahre 1810 die Reliquie den beiden Trierer Abgesandten, dem Generalvikar Cordel und einem Domherrn, welche, von einer großen Procession begleitet, dieselbe am 9. Juli zur größten Freude der Bürgerschaft in die Trierer Domkirche zurückführten. Hieran schloß sich nach einer mehr als 150jährigen Unterbrechung vom 9.—27. September eine feierliche Ausstellung. Zum ersten Mal wurde der Rock auf der prachtvollen Marmortreppe hinter dem Hochaltar gezeigt. Nicht weniger als 227 000 Pilger bezeugten demselben ihre Verehrung.

Die großartigste von allen Ausstellungen war aber die letzte, vom Jahre 1844, welche sechs Wochen dauerte. Kaum hatte der gelehrte und fromme Bischof Arnoldi den Stuhl des hl. Eucharius

bestiegen, so gab er den flehentlichen Bitten seiner Diöcesanen nach und bestimmte als Anfang der feierlichen Ausstellung den 18. August, das Fest der hl. Helena, welche diese kostbare Reliquie der Trierer Kirche geschenkt hat. Ueberallher zogen die Gläubigen in jener eisenbahnlosen Zeit singend und betend nach Trier. Mehr als eine Million Pilger beherbergte damals die schöne Moselstadt, darunter elf fremde Bischöfe; und doch herrschte überall die größte Ruhe und Ordnung. Die Ausstellung brachte die herrlichsten Früchte: Belebung des Glaubens, Hebung der Sittlichkeit, Bekehrung verstockter Sünder und Aussöhnung von bis dahin unversöhnlichen Feinden. Es sind diese geistigen Wunder größer und herrlicher als die oben erwähnten leiblichen. Daß demnach die Ausstellung ihren erhabenen Zweck erfüllt, mußte selbst der Unglaube zugeben. Die Gefühle der Freude über diesen großen Erfolg und seinen Dank zu Gott, der dem Werke das rechte Gedeihen verliehen, drückte der hochw. Herr Bischof Arnoldi bei der Schlußfeier am 6. Oktober in seiner Predigt mit folgenden Worten aus: „. . . . Wohl wußte ich, daß unsere Zeit noch reich sei an Gläubigkeit und Andacht, wenn sie auch oft überschrieen wurde von den Stimmen der Thoren; aber auch meine höchsten Erwartungen sind übertroffen; es ist ein Zeugniß abgelegt worden vor dem Herrn, das da dauern wird bis in die spätesten Zeiten. . . . . . Auch die innere Kraft dieses (katholischen) Glaubens hat sich glorreich erwiesen, die Kraft der Wunder. Nur der Herr weiß es, wie viel der Wunder geschehen; wir vermögen sie nicht zu erkennen und zu zählen. Denn gerade der größten Wunder, der unsichtbaren Wunder, sind die meisten gewirkt worden. Oder ist es nicht ein größeres Wunder, an der Seele als am Leibe zu genesen? . . . . Wie viele Sünder sind bekehrt worden, wie viele und wie große Freuden haben die Engel gesehen in diesen Wochen! . . . . Endlich, sagte ich Euch, sei mir diese Feier auch ein Bild von der Freudigkeit des katholischen Glaubens gewesen. Denn nicht düster, nicht stumpf und starr macht unser heiliger Glaube, sondern heiter, munter und lebensfroh, obsiegend über die Leiden der Welt, weil hinblickend auf die Seligkeit der Vollendung. . . . Und nun, Herr Gott meiner Väter, erhalte diesen Sinn in Deinem Volke und laß ihre Herzen stets gerichtet sein zu Dir! Ich danke Dir für die unzähligen Wunder Deiner heiligen Gnade, die Du in den Herzen der Gläubigen gewirkt hast; ich danke Dir für die leiblichen Tröstungen,

Linderungen und Heilungen, die Du hast angedeihen lassen; insbesondere aber danke ich Dir für die vielen guten Beispiele, die Du meinem Volke, das Du mir anvertraut, in diesen Zeiten bereitet hast. O Gott, erhöre mein Gebet und bekräftige meinen Segen!"

Möge von gleichem Erfolge auch die jetzige Ausstellung des hl. Rockes begleitet sein!





Erzabt Bonifaz Wimmer.

Das Bild eines deutschen Mannes in Amerika.

Von

Bernhard Lesker.

Am Feste der unbefleckten Empfängniß Mariens im Jahre 1887 schloß im fernen Westen, in der Abtei St. Vincent in Pennsylvanien, ein Mann die müden Augen, der, ein Patriarch an Jahren, auch thatsächlich ein Patriarch genannt werden konnte, weil er der geistige Vater zahlreicher Kinder geworden. Es war das der Erzabt Bonifaz Wimmer aus dem altehrwürdigen Orden des hl. Benediktus, den er nach Amerika verpflanzt hatte. Der Erziehung und Bildung nach gehörte Wimmer Baiern an; das Hauptfeld seiner Wirksamkeit bildeten die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, wo er ein Menschenalter hindurch, nämlich 41 Jahre lang, eine so segensreiche Thätigkeit entwickelte, daß sein Name für immer in der Kirchengeschichte Nordamerika's eine rühmliche Stelle einnehmen wird.

Es ist deshalb nur eine Ehrenpflicht, wenn man dem deutschen Volke das Bild dieses bedeutenden Mannes in kurzen Zügen vorführt. Denn obwohl seine Wirksamkeit einem fernen Lande angehörte, war er doch deutsch seinem Ursprung nach und blieb deutsch bis zum Greisenalter. Auch der Schreiber dieser Zeilen erfüllt nur eine Ehrenpflicht, denn er legt mit diesen Blättern einen bescheidenen Tribut schuldiger Verehrung auf das Grab eines Mannes, den er jahrelang zu beobachten Gelegenheit hatte. Trotzdem wäre diese kleine Skizze ungeschrieben geblieben, wenn nicht jüngst der Prior von St. Vincent in Pennsylvanien, P. Oswald Moosmüller O. S. B., ein Lebensbild des Verewigten bei den Gebr. Benziger in New-York veröffentlicht hätte.[1]) Der Autor wird sicherlich keinen Einwand erheben, wenn ich aus seinem schönen Werke einige Blätter pflücke,

---

[1]) **Bonifaz Wimmer, Erzabt von St. Vincent in Pennsylvanien.** Ein Lebensbild unserer Zeit. Von P. Oswald Moosmüller O. S. B., Prior von St. Vincent, Pa. New-York, Cincinnati und Chicago. Benziger Brothers. 1891.

um daraus einen bescheidenen Kranz zu flechten. Er wird auch seine Zustimmung geben, wenn ich wage, aus meinen Erinnerungen und aus der trefflichen Benediktiner-Quartalschrift [1]) noch einige Blümlein hinzuzufügen.

I. Beruf und Vorbildung.

Eine schlimme Zeit war es, da Sebastian Wimmer — das war der Taufname des späteren Erzabtes von St. Vincent — in Thalmassing bei Regensburg das Licht der Welt erblickte, nämlich im Jahre 1809. Das Jahr fiel in die Franzosenzeit, die Tage der größten Erniedrigung Deutschlands, in die Zeit der Aufklärung und Klosterstürmerei, welche mit den edelsten Denkmälern der deutschen Geschichte wie mit werthlosem Plunder aufräumte und der Pietät und den Sitten der Lebenden so tiefe Wunden schlug. Eine aufgeklärte Obrigkeit regierte bis in das Innerste des Heiligthums hinein. In den Schulen, besonders in den hohen Schulen, gehörte eine seichte Theologie zum guten Ton. Die Nöthen der Kriegszeit waren auch wenig geeignet, die Blicke der Menschen nach oben zu richten.

Sebastian Wimmer hatte jedoch das Glück, schlichte und gottesfürchtige Eltern zu besitzen. Sein Vater, der Tafernwirth in Thalmassing, war ein biederer Mann, und seiner frommen Mutter gedachte er später oft pietätvoll in guten Stunden, besonders im Kreise seiner lieben Studenten. Auf dem Schoße der Mutter sog er den Glauben und die Frömmigkeit ein, und in Feld und Wiese, beim Hüten des Viehes und bei der ländlichen Arbeit wurde er gewandt und stark, so daß seine Schüler oft bewunderten, mit welcher Gewalt und welchem Geschick noch in gereiften Jahren der hochwürdige Abt auf der sogenannten Chestnut-Ridge, einem Waldgebirge bei St. Vincent, die Axt zum Fällen der Bäume zu gebrauchen wußte.

Wie auf dem Spielplatze zählte Wimmer auch in der Schule stets zu den ersten. Noch sind ehrenvolle Zeugnisse aus seinen Schuljahren in Regensburg vorhanden. In diese Stadt hatten nämlich die Eltern den talentvollen zwölfjährigen Knaben gethan, damit er zu seinem Beruf als Priester die nöthigen Kenntnisse sammle. 1826 bis 1827 studirte Wimmer im Lyceum in Regensburg

[1]) Studien und Mittheilungen aus dem Benediktiner- und Cistercienser-Orden mit besonderer Berücksichtigung der Ordensgeschichte und Statistik. Haupt-Redakteur: P. Maurus Kinter O. S. B., Stiftsarchivar zu Raigern. Druck der Raigerner Benediktiner-Buchdruckerei in Brünn.

Philosophie, dann in München, wo er Görres und Döllinger hörte, aber auch Schelling und andere Geister. Mehr wie das Studium beschäftigte ihn damals jedoch die Burschenschaft und die Kneipe, so daß er, wie so viele andere Studenten, am Schlusse des Semesters bedeutende Lücken nicht nur im Geldbeutel, sondern auch in den zum Examen nöthigen Kenntnissen entdeckte.

Damals hatte die fromme Mutter in Thalmassing die Hoffnung fast aufgegeben, daß ihr Sebastian Priester werden würde. Wimmer selbst hatte sich schon zur Rechtswissenschaft entschlossen. Ja, eine Zeitlang ging er mit dem Gedanken um, sich nach Griechenland als Freiwilliger anwerben zu lassen. Der Tod des Vaters hatte ihm damals fast alle Mittel zum Studium geraubt. Die Mutter jedoch hoffte weiter gegen alle Hoffnung und betete auch weiter, und siehe: ihr Sebastian wurde, fast gegen seinen Wunsch, in das Georgianum in München aufgenommen, kam dann in das Clerikalseminar in Regensburg, damals noch unter der Leitung des heiligmäßigen Bischofs Michael Wittmann, und wurde 1831 zum Priester geweiht. Göttliche Fügung war es jedenfalls, daß Wimmer nach der Primiz an der altehrwürdigen Gnadenstätte Altötting als Wallfahrtsgeistlicher seine priesterliche Laufbahn begann; denn hier an der Gnadenstätte der lieben Gottesmutter empfing er den Beruf zum Ordensstand. 1832 trat er zusammen mit dem späteren Erzbischof Gregor Scherr in das Benediktinerkloster Metten.

Metten war kaum wieder aus den Ruinen, welche die Säkularisation verursacht hatte, erstanden. Zwei alte, ehedem säkularisirte Söhne des hl. Benedikt hatten nach geraumer Unterbrechung dort das monastische Leben wieder begonnen. Um sie schaarten sich nach und nach junge Männer voll guten Willens. Aber mit wie vielen Schwierigkeiten hatten sie zu kämpfen! Die baierische Regierung wollte keine Orden zur Pflege des innerlichen Lebens, sondern nur Lehrorden. Alle Häuser der baierischen Benediktiner sollten nach dem Willen der Regierung der neuen Abtei St. Stephan in Augsburg unterstellt werden. Den Geist aber, welcher damals noch in St. Stephan herrschte, charakterisirte der baierische Minister Wallerstein am besten, wenn er dessen Bewohner „die heiteren Benediktiner" nannte. Metten dagegen „war ihm zu fromm: der König wolle keine Kopfhänger." Ueber Metten war darum auch schon das Urtheil gesprochen, indem der Minister bei einen Besuch dieses Klosters in die Worte ausbrach: „Metten, aus dir wird nichts!" Aber



gerade aus Metten wurde etwas, und P. Bonifaz Wimmer, der selbst eine Zeitlang in Augsburg wirken mußte und dann an das sogenannte Holländische Institut in München versetzt wurde, trug wesentlich bei, daß Metten seine Unabhängigkeit von St. Stephan in Augsburg erlangte.

In München beschäftigte sich P. Wimmer in Mussestunden viel mit den Berichten über ausländische Missionen, besonders denen von Nord-Amerika. 1845 machte er die Bekanntschaft des amerikanischen Missionärs Heinrich Lemke, der als protestantischer Theologe aus Mecklenburg in Regensburg bei dem spätern Kardinal Diepenbrock convertirt hatte, dann nach Amerika ging und im westlichen Pennsylvanien als Gehülfe des Fürsten Demetrius Gallitzin die Katholiken sammelte. Dieser eigenartige Mann gab den nur vagen Plänen unseres Wimmer neue Nahrung, aber auch eine bestimmte Richtung.

Die erste Frucht war ein Artikel in der „Augsburger Postzeitung." Wimmer legte in demselben schon ganz genau das Programm nieder, für dessen Verwirklichung er später sein ganzes Leben einsetzte. „Für jeden Katholiken, dem sein Glaube werth ist," schrieb er in der Einleitung des Artikels, „muß die Sache der Missionen eine theure Herzensangelegenheit sein; für jeden deutschen Katholiken aber besonders die der Missionen in Nordamerika, weil dort zu dem Interesse für die hl. Religion auch das Moment des Patriotismus sich gesellt, indem es uns wohl nimmermehr gleichgültig sein kann, wie unsre deutschen Mitbrüder in religiöser Beziehung in jenem Lande der Freiheit gestellt sind. Ich meinerseits habe nie die verschiedenen, meist traurigen Nachrichten über die geistliche Verwahrlosung unserer Landsleute jenseits des Ozeans lesen können, ohne den lebhaftesten Wunsch zu empfinden, diesem bedauernswürdigen Zustande der Verlassenheit nach Kräften abhelfen zu können. Was vor allem Noth thut, ist unschwer zu errathen, es liegt auf der Hand — Vermehrung der Missionäre deutscher Zunge. Es kann also darüber nur noch weiter die Frage entstehen: wie man es anzugehen habe, um eine hinlängliche Anzahl deutscher Missionspriester für Nordamerika zu erhalten, und welche Priester wohl die geeignetsten zu dem Missionswerke sein dürften?" Wimmer setzte dann im Verlauf des Artikels auseinander, wie nur deutsche Ordenspriester in Nordamerika Aussicht auf Erfolg hätten, Weltpriester dagegen durch ihre Isolirung allen Gefahren ausgesetzt seien. Endlich

machte er darauf aufmerksam, daß gerade ein Benediktinerkloster, das sich, wie in alten Zeiten zunächst dem Landbau widme, auch in Amerika auf eigenen Füßen stehen und die Mittel für Missionen, Schulen und Seminare aufbringen könne, und daß gerade ein solches Benediktinerkloster jetzt in Amerika wie ehedem in Europa der Mittelpunkt für zahlreiche Ansiedler werden würde.

Der Artikel war so nüchtern und praktisch geschrieben, daß er Eindruck machen mußte. Die Leute, welche nur die gewohnten, breitgetretenen Wege zu wandeln pflegten, hielten natürlich Wimmers Pläne für phantastisch, die man höchstens belächeln könne. Sie prophezeiten nichts als Mißerfolg. Andere aber sahen tiefer und glaubten, daß gerade Wimmer der rechte Mann sei, um die rechten Pläne zur Abhilfe einer großen Noth auszuführen.

Von hervorragender Seite befragt, ob er auch bereit sei, seinen Vorschlag ins Werk zu setzen, willigte Wimmer mit Freuden ein. Mächtige Gönner räumten alle Hindernisse aus dem Wege, und so konnte P. Wimmer 1846 die Reise antreten. Vier Studenten und fünfzehn junge Handwerker und Bauern waren seine Begleiter. Sie hatten sich ihm angeschlossen, um die Fundamente eines neuen Klosters in den Vereinigten Staaten zu legen und der geistlichen Noth ihrer Landsleute abzuhelfen. „Man kann wohl kühn behaupten," sagt P. Moosmüller, „daß auch nicht einer von allen diesen die Wichtigkeit des Unternehmens, noch die Ausdehnung der geistlichen wie zeitlichen Vortheile, welche für ihn selbst und für so viele andere daraus erwachsen würden, auch nur im entferntesten ahnen konnte." Wimmer selbst wußte nicht, wie zeitgemäß sein Unternehmen sei. Er konnte nicht ahnen, daß nach dem Jahr 1848 Deutschlands Söhne zu Hunderttausenden nach Amerika wandern würden.

II. Des Klosters Gründung.

Der erste Eindruck, welchen die kleine Schaar zukünftiger Ordensleute bei ihrer Landung in Amerika gewann, war kein hoffnungsvoller und viel versprechender. Wo immer P. Wimmer in New-York anklopfte, zuckte man zu seinem Unternehmen die Achseln. „Mit solchen Leuten ein Kloster gründen, das gehe nicht!" das war das Urtheil erfahrener Priester, welche Wimmer um Rath fragte. Man sagte ihm geradezu: er solle seinen Plan nur aufgeben, denn mit ein paar ungeschickten Studenten und mit einer Schaar armer Handwerker und Landarbeiter lasse sich in Amerika kein Kloster und

Seminar gründen — das sei ein abenteuerliches Unternehmen. Das beste wäre, so hieß es, die Brüder zu entlassen, die Studenten in einem Seminar unterzubringen und selbst die Seelsorge einer deutschen Gemeinde zu übernehmen. Sie kannten die zähe baierische Natur und das Gottvertrauen des P. Wimmer nicht, sonst würden sie nicht so gerathen haben.

Wimmer ließ sich nicht abschrecken: einen Versuch wenigstens wollte er machen. Theils mit der Eisenbahn, theils mit dem Canalboote, theils zu Fuß legte er mit seinen Gefährten den weiten Weg zurück zu der Ansiedlung, welche er im Alleghany-Gebirge im Herzen Pennsylvaniens als Sitz des neuen Klosters erkoren hatte. Es war das heutige Carrolltown, eine Gründung des Fürsten Gallitzin und des Missionärs Heinrich Lemke, den er in München hatte kennen lernen. Aber — je mehr die Pilger sich dem Ziele näherten, um so zahlreicher wurden die Felsen, mit denen das Land wie besäet erschien, um so zahlreicher die riesenhaften dürren Bäume, welche drohend auf den Feldern ihre kahlen Aeste zum Himmel streckten. Die Felsen waren im Gebirgsland ganz natürlich, und die abgestorbenen Bäume sahen zwar den Deutschen schreckhaft aus; aber dennoch war es auch mit ihnen ganz natürlich zugegangen. Anstatt die Bäume zu fällen und auszuroden, hatten nämlich die Farmer Feuer angelegt, sie zum Absterben gebracht und dann ihr Korn um den Stamm gesäet. Das Ausroden hatten sie auf eine günstigere Zeit verspart.

Wie lange auch die Reise dauerte, sie nahm doch ein Ende. Plötzlich hieß es: „Jetzt sind wir hier!" Als man jedoch den Fremdlingen eine unscheinbare Bretterhütte als Kapelle und ein ärmliches Blockhaus als Wohnung zeigte, „da glaubten sie mit eigenen Augen zu sehen, daß sie nicht in ein Land gekommen, das von Milch und Honig fließt." Die Stadt, als deren Gründer sich Vater Lemke in München vorgestellt hatte, entpuppte sich als ein unscheinbares Dorf von etwa einem halben Dutzend Blockhäusern. P. Wimmer war fast entmuthigt.

Gott hatte jedoch schon einen besseren Platz bereitet. Der Bischof von Pittsburgh Michael O'Connor, in dessen Diöcese sie sich befanden, war nämlich selber überzeugt, daß Carrolltown für die neue Gründung nicht der passende Ort sei. Er bot deswegen dem P. Wimmer St. Vincent an, wo bereits eine Gemeinde mit Kirche blühte und die fromme Stiftung eines deutschen Missionärs aus dem vorigen Jahrhundert den Unterhalt des Geistlichen sicher stellte.

P. Wimmer, vom Bischof persönlich hingeführt, sah sofort, daß St. Vincent ganz andere Aussichten auf Erfolg bot wie Carrolltown. Er zögerte daher nicht mit der Uebersiedelung. Am 24. Oktober 1846 wurde auch der Grundstein zum geistigen Bau von St. Vincent gelegt, indem P. Bonifaz seinen Gefährten das Ordenskleid gab. Selbst die Einkleidung ging nicht ohne Schwierigkeiten vorüber, denn für vierzehn Brüder waren nur sechs Habite vorhanden.

Im Februar 1847 erschien in der Augsburger „Sion" ein Schreiben des P. Wimmer, welches ein anschauliches Bild von der neuen aufblühenden Klostergemeinde ab. „Bald werden es vier Monate," so berichtete der Schreiber, „seitdem wir hier weilen und wirken, arbeiten, bauen, beten. Während Schmied und Schlosser den Ambos schlagen, daß es weithin schallt, fällen bei günstiger Witterung 4—6 Mann Bäume im Walde oder spalten Schindeln unter sicherem Dache, wenn es draußen tobt und stürmt. Aus der Hand des Sattlers gingen bereits vier neue Pferdegeschirre und zwei Reitsättel hervor, obgleich er nebenher viel Arbeit hat, die Schuhe und Stiefel auszubessern, die allmählich aus den Fugen gehen. Der Schneider ist noch nicht fertig mit allen Habiten und deren Zubehör, weil er zugleich Binder oder Schäffler ist, und überdies auch noch zuweilen die Hacke oder Säge führen muß. Denn jeder arbeitet zwar für gewöhnlich in seiner Profession; aber auf mein Geheiß greift er überall zu, wo es etwas zu thun gibt. Mit vier Pferden (ich sollte zehn haben) werden von einem Bruder Steinkohlen, Brenn- und Bauholz herbeigefahren oder Dünger ausgeführt, während ein anderer Bruder das Rindvieh, die Schafe und Schweine besorgt. Zwei Brüder beschäftigen sich mit dem Baue einer Sägemühle, zwei sind in der Küche, d. h. mit dem Kochen beschäftigt (denn bis jetzt haben wir noch keine eigene Küche). Der Bäcker hat, da Brod unsere Hauptnahrung, der Backofen aber zu klein ist, genug damit zu thun, hinreichend Brod zu liefern und zugleich die Wäsche zu besorgen, wozu er jedoch einen Gehülfen bekommt. Meine vier Studenten sind mit geistigen Arbeiten vollauf beschäftigt, werden aber, wenn gutes Wetter ist und die Umstände es erfordern, auch zu körperlicher Beschäftigung angehalten. So liegt die Reinigung der Kirche an allen Samstagen ihnen ob; zu Hause wird ihnen diese Arbeit gewöhnlich zutheil; auch besorgen sie die Sakristei, das ewige Licht und was in das Fach des Sakristans einschlägt. Meine Wenigkeit leitet das Ganze, und es ist die Leitung nicht schwer, weil alle willig folgen, brüderlich zu-





sammenstehen und zusammenhalten, gern arbeiten und nicht unbeschäftigt sein können.

„So rührig aber die Hände bei der Arbeit sind, so legt doch jeder sein Werkzeug sogleich aus der Hand, wenn die Glocke zur Kirche ruft, um dort vor dem Allwissenden die vergangenen Stunden des Tages zu überblicken, zu verbessern, wo es Noth thut, zu bereuen, was gefehlt war, zu kräftigen, was gut gewesen; oder um Jesu Christo im allerheiligsten Sakramente jene Anbetung, Ehrfurcht und Liebe zu bezeigen, die Er so vollkommen verdient! Antrieb dazu haben wir genug; denn im ganzen schönen Ländchen Westmoreland ist außer der unserigen keine Kirche, worin das Hochwürdigste aufbewahrt wird; und auch zu der unsrigen kommt eine ganze Woche kein anderer Mensch als ich und meine Brüder! So lästig es mir daher auch schon manchmal geworden ist, wenn es entweder gewaltig stürmt oder schneit, oder wenn Regen in Strömen herunterstürzt, oder der schmelzende Schnee jeden Schritt auf dem Weg zur Kirche schmutzig macht, oder der schneidende nordamerikanische Polarwind Mark und Bein durchdringt — täglich siebenmal (und zwar das erstemal morgens vier Uhr und das letztemal abends halb acht Uhr) in die Kirche zu gehen — so gab ich der Versuchung, es zuweilen zu unterlassen, doch nie nach, weil mich die Verlassenheit zu sehr schmerzt, in der das allerheiligste Sakrament, resp. Jesus Christus in demselben hier ist, und es ist nicht der geringste Trost für mich, daß es mir und meinen Brüdern gleichsam als Antheil zugefallen, diesem Uebelstande abzuhelfen und die Lauigkeit der Katholiken und den Unglauben der Protestanten zu ersetzen. O möchte es mir gegönnt sein, die Zahl der Anbeter Jesu Christi zu vermehren und diese Kirche zu einem Mittelpunkt zu machen, von dem aus nach allen Seiten hin katholischer Glaube und frommes Leben sich verbreitet! Hoffnung dazu ist viel vorhanden. . .

„Meine Pfarrei erstreckt sich über ein ganzes County von 42 000 Einwohnern, in neunzehn Städten und einzelnen Höfen zerstreut. Wie lange muß es anstehen, bis der Hirt da seine Schafe kennen lernt; acht bis neun Stunden haben die Entfernten zur Kirche! Nur wenn mehr Kirchen und kleinere Pfarreien werden, ist eine eigentliche Seelsorge möglich. Doch sind die Leute herzlich zufrieden, daß doch alle Sonntage Gottesdienst ist, während vor wenigen Jahren nur alle vierzehn Tage einer gehalten wurde. Es fehlt nur an Priestern, an sich aufopfernden Priestern, die nur um Seelen zu gewinnen hierher kämen — Arbeit würden sie überall genug finden

und den schönsten Lohn dafür im gesegnetsten Erfolge ernten. An Priestern fehlt es aber eben hier am meisten. Zwar bin ich nicht mehr der einzige Benediktiner: die heiligste Jungfrau führte mir am 8. Dezember, dem Feste ihrer unbefleckten Empfängniß, einen Mitbruder zu in der Person des irischen Geistlichen Michael Gallagher, der vor meiner Ankunft zwei Jahre lang die hiesige Pfarrei versehen, zu Gunsten des zu errichtenden Klosters bereitwilligst dieselbe an mich abgetreten hatte und nur zur Aushülfe der englisch redenden Katholiken hier geblieben war. Er beobachtete zuvor im Stillen unser Treiben, machte dann den Chor und die religiösen Uebungen alle mit, und hielt an jenem Tage, nachdem wir vereint mit ihm um Licht zu Gott gefleht hatten, nach der hl. Messe um den Habit an, den ich ihm mit Freuden ertheilte. . . .

„Da hier zu Lande vom 2—9. Februar Ablaßtage sind, so benützte ich diese zur Feier einer achttägigen Andacht zu Ehren der seligsten Jungfrau um ihren Schutz für unser junges Kloster. Schon der dritte Tag brachte uns die Freude, einen lieben Mitbruder zu erhalten, den Schullehrer A. Pühler aus Zorneding, der unverdrossen alle Hindernisse niedergekämpft hatte, die sich seiner Abreise entgegengesetzt hatten. Er kam mir ungemein gelegen, weil ich aus Mangel an einem Organisten bisher auf die Feier der Kirchen- und Ordensfeste im Chore gänzlich hatte verzichten müssen. Auch einen Oberpfälzer nahm ich auf, der schon fünf Monate hier war, und zwei arme Knaben, so daß unser jetzt fünfundzwanzig Köpfe sind. Entlaufen ist mir noch keiner, obwohl man es vielfach prophezeite; meines Wissens sind sie vielmehr alle wohl zufrieden, und ich bin es auch mit ihnen. Möge es Gott mit uns allen sein!"

Den interessanten Artikel, der auf die Gründung des St. Vincent so hübsche Streiflichter wirft, schloß Wimmer mit einer Aufforderung an Theologen und Handwerker in Baiern, sich ihm anzuschließen. Charakteristisch ist die Warnung vor leichtsinniger Auswanderung, welche er hinzufügt: „Es möge sich aber keiner goldene Berge vorstellen; Amerika ist nicht Deutschland, und es gibt nur Ein Baiern. Wenn die bairischen Auswanderer, die hier, wenn sie auf dem Lande sind, immer Wasser trinken müssen, dasselbe auch zu Hause thäten, so hätten sie meistens keinen Anlaß auszuwandern. Ich traf schon viele, denen es schlecht geht; die meisten schlagen sich mit vieler Mühe und genauer Noth durch, daß sie gerade auskommen; der Glücklichen sind, wie überall, wenige."

III. Prüfungen und Kämpfe.

Während in der neuen Welt die Fundamente des Klosters gelegt wurden und die jungen Ordensmänner unter Wimmers Leitung studirten und arbeiteten, waren in der alten Heimat treue Freunde am Werk, um Hilfe an Geld und Menschen herbeizuschaffen. Der treueste Freund war der Hofkaplan Joseph Ferdinand Müller, der Geschäftsführer des Ludwigs-Missionsvereins. Er hauptsächlich trieb die nöthigen Geldmittel auf; er reiste in den bairischen Benediktinerklöstern herum und stellte den Aebten vor, wie es doch ihre Pflicht sei, den guten P. Bonifaz, den sie allein hatten ziehen lassen, doch wenigstens zeitweilig durch einige Patres zu unterstützen. Wie glücklich fühlte sich der treffliche Mann, als auf seine Bemühungen das Kloster Scheyern den P. Petrus Lechner, einen gediegenen Ordensmann und trefflichen Schriftsteller, zur Aushilfe sandte. Mit 18 Brüder-Candidaten langte P. Lechner im August 1847 in St. Vincent an. Es war ein Freudentag für die Erstlinge wie für die Neulinge. Alle eilten in die Kirche, um dem lieben Gott Dank zu sagen.

In P. Lechner erhielt Wimmer den rechten Mann zur geistlichen Erziehung der jungen Ordensfamilie und zur Leitung der Studien. Das war auch überaus nothwendig, da irdische Sorgen, welche den Bestand der neuen Stiftung in Frage stellten, schwer auf P. Wimmer lasteten. Der Grund und Boden, welchen die neue Communität in Benutzung hatte, war Kircheneigenthum, war sogar durch einen Act der pennsylvanischen Gesetzgebung als solches sichergestellt. Aber durch denselben Act war er auch unter die Verwaltung von Trustees, Kirchenvorstehern, gestellt, und gerade von der Vergangenheit dieser Trustees von St. Vincent hatte Wimmer schon gar manches Unliebsame vernehmen müssen. Es fehlte der Ordensfamilie von St. Vincent „nicht an kräftigen Armen; es fehlte nicht an kunstfertigen Händen; mehr als dreißig willige Laienbrüder harrten mit Sehnsucht seines Wortes, den Bau des Klosters zu beginnen. Allein wie sollte er seinen Klosterbau auf einem Grundstücke unternehmen, dessen Besitz weder seiner Person, noch seinem Orden einverleibt oder gesichert war? Vor dem kirchlichen und weltlichen Gesetze war der Besitz des zur Kirche von St. Vincent gehörigen Landgutes nur dem jeweiligen Pfarrer dieser Gemeinde zugewiesen. P. Bonifaz aber war vorläufig nur Pfarrer auf Ruf und Widerruf; verlor er seine Stellung, was jeder Zeit möglich war, so hatte er keinen Benediktiner zum Nachfolger!" Das waren gewichtige Bedenken, die P. Wimmer

Ende 1847 zum Entschluß brachten, St. Vincent aufzugeben und irgendwo in Amerika ein Stück Land zu kaufen, wo der Orden von Niemanden abhängig sei. Wimmer that sogar den ersten Schritt, indem er zu Pferde eine längere Reise antrat, um die von den Redemptoristen begründete Colonie St. Marys in Elk-County kennen zu lernen, die ihm als Muster-Colonie vor Augen schwebte. Von St. Marys aus wollte er dann ein neues Plätzchen für sich und seine Brüder suchen.

Allein in St. Marys (das bald darnach von den Redemtoristen wieder aufgegeben und von P. Wimmer aus Barmherzigkeit übernommen wurde) überzeugte sich der praktische Blick unseres Benediktiners, wie riesengroß die Schwierigkeiten einer Ansiedlung mitten im Urwald seien, und wie gering die Aussicht auf Erfolg, wenn nicht die Colonie an einer Wasserstraße oder der großen Heerstraße liege. St. Vincent erschien ihm wieder in hellerem Lichte. Ueberdies überzeugte ihn der Bischof, der es herzlich gut meinte und der Wimmer mit seinen Leuten nur ungern verlor, daß die Schwierigkeiten meistens aus Wimmer's Unkenntniß der amerikanischen Verhältnisse und Gesetze entsprangen. Um ihn noch mehr zu beruhigen, stellte der Kirchenfürst verschiedene Urkunden aus, in denen er dem jeweiligen Obern des Klosters die Pfarrei St. Vincent mit den dazu gehörigen Gütern übertrug. Auf Grund dieser Urkunden suchte Wimmer dann beim hl. Stuhle in Rom um Bestätigung des Klosters nach.

Es war ein wahres Glück, daß Wimmer in St. Vincent blieb. Eine passendere Stelle hätte er kaum gefunden, und ein dritter Versuch, eine zweite Auswanderung hätte wahrscheinlich die Brüder entmuthigt, das ganze Unternehmen scheitern lassen.

Als die Sorgen verschwunden, die P. Wimmer's Blick eine Zeit lang getrübt hatten, kehrte auch die alte Energie, die alte Unternehmungslust zurück. Zunächst begann der Bau des eigentlichen Klosters; bis dahin hatte die heranwachsende Klostergemeinde sich mit dem engen Pfarrhaus und dessen Nebengebänden begnügt. Neue Scheuern wurden geplant und gebaut, um den Erntesegen unterzubringen, den Gott den fleißigen Mönchen schenkte. Zugleich dehnte sich die seelsorgliche Thätigkeit von Tag zu Tag aus. Wie hätte ein Mann wie P. Bonifaz Wimmer ungehört die Hilfrufe seiner Landsleute verhallen lassen können, deren geistige Noth ihn nach Amerika getrieben. Schon 1847 hatte er die Katholiken der beiden Counties Westmoreland und Indiana mit Ausnahme eines kleinen Bezirks zu

pastoriren. Dazu kamen Ende 1848 die Deutschen in Johnstown, das vor kurzem durch Wasserfluth so schrecklichen Untergang gefunden. Wohl mehrte sich langsam die Zahl der Priester in seiner klösterlichen Familie, aber dieselbe genügte nicht den Bedürfnissen der zahlreichen Deutschen und Iren, die damals einwanderten. Ihre geistige Verlassenheit, die Gefahr des Abfalles, welche vielen von ihnen drohte, spornte zu fast übermenschlichen Anstrengungen. Werktags waren die wenigen Ordenspriester in St. Vincent in der Schule, deklinirten und conjugirten, lasen Cicero oder Philosophie und Moral; am Samstag und Sonntag aber saßen sie im Sattel, die Reitpeitsche in der Hand, um ihre entfernten Missionen aufzusuchen und den Katholiken das Lebensbrod zu brechen.

Mit scharfem Blick hatte Wimmer schon in Deutschland erkannt, daß die Zukunft der amerikanischen Kirche von der Bildung eines einheimischen Klerus abhing. Darum beschränkte er sich nicht blos auf die Seelsorge, wie sehr sie ihn auch in Anspruch nahm; sein Hauptaugenmerk war auf die Gründung einer guten Klosterschule gerichtet, auf die Heranbildung von Abkömmlingen der deutschen Einwanderer. Von den eingeborenen Amerikanern nahm man damals noch an, daß sie für die Herrlichkeit des Priesterthums, das weder Ehre noch Dollars einbrachte, in ihrer Mehrheit kein Verständniß hätten — eine Ansicht, die sich erfreulicher Weise als Täuschung erwies. Schon 1849 hatte St. Vincent eine Lateinschule von 13 Schülern. Ihre Zahl war 1851 auf 30, zwei Jahre später auf 90 Zöglinge gestiegen, von denen die wenigsten volles Kostgeld zahlten, viele noch Kleider und Bücher erhielten. Daß zu ihrem Unterrichte die wenigen Priester, die noch dazu mit Seelsorge überhäuft waren, nicht ausreichten, war selbstverständlich. Aber Wimmer verstand auch die Studenten auszunützen und jeden auf den rechten Fleck zu stellen. Je nach ihren Fähigkeiten mußten sie wieder andere unterrichten. In der einen Stunde hörte der junge Kleriker Philosophie oder Dogmatik, in der andern docirte er Arithmetik oder den Cäsar. Spielraum müsse man den jungen Leuten gewähren, damit ihre Talente sich entwickeln könnten — das war Wimmer's Grundsatz. Jeder, der bei Wimmer anklopfte und lehren oder lernen wollte, war ihm willkommen. Freilich, manchmal ging die Sache nicht gut, manchmal kamen auch ungeeignete Persönlichkeiten. „Wie in der Arche Noa's", schrieb Wimmer einmal an den Erzbischof von München, „sammelt sich allerhand Geflügel von allen Seiten her unter unserm Dache,

manchmal auch unnütze Gäste, die dann über eine Weile von selbst wieder gehen oder entlassen werden. Wer anklopft, dem wird aufgethan. Manche gehen bald, andere nach einigen Monaten fort; manche kommen zurück und werden zuweilen wieder eingelassen. Was bleibt, ist gut."

Dem seeleneifrigen Manne war es nur darum zu thun, Priester zu bekommen, tüchtige Priester heranzubilden. „Priester, brave Priester sind hier nothwendig," schrieb Wimmer schon 1849 an einen deutschen Theologen, der sich zum Eintritt gemeldet hatte. „Tausende gehen jährlich an die Sekten und mehr noch an die Freimaurer verloren, und besonders steht die Jugend in Gefahr. Es ist eine Thatsache, daß bisher die katholische Religion selten sich im dritten Gliede noch in der Familie forterbt, und man berechnet sechs Millionen Apostaten!! Trotz der ungeheuren Einwanderung zählen wir nicht viel über eine Million, weil die Jugend fast immer verloren geht. Und die Ursache ist nur der Mangel an Priestern. Leicht könnten wir im entgegengesetzten Falle ebenso viele Convertiten haben. Wer sollte also nicht wünschen, hier als Priester zu wirken, wenn er so viele Verluste verhindern, so viele Eroberungen hoffen kann? Die Bischöfe wissen selbst nicht, was thun, um einen frischen Nachwuchs an Geistlichen zu bekommen: sie haben entweder keine Seminarien oder keine Professoren oder keine Zöglinge, oder überall zu wenig! Da müssen die geistlichen Orden ins Mittel treten. Hört es, ihr deutschen Jünglinge, ihre deutschen Theologen und Priester! unsere deutschen Knaben, die Priester werden wollen, haben keine einzige Anstalt, wo sie studiren könnten, wo sie zu Priestern herangebildet werden könnten, um ihre deutschen Brüder im Glauben zu erhalten. Doch nein — sie haben eine, jetzt eine einzige, eine solche, wo auch der Arme, der ganz Arme, der nicht einmal Bücher und Kleider mitbringt, zum Priester gebildet werden kann: und diese ist St. Vincent, wo fünf Benediktiner-Priester und 36 Benediktiner-Brüder im Schweiße ihrer Hände ein Seminar eröffnet haben, in dem heuer dreizehn Knaben Unterricht und Unterhalt fanden, nachdem sie mit den Kreuzern, welche bairische Hausväter und Dienstboten zum Missionsverein beigesteuert, ein armes Klösterlein erbaut und eingerichtet haben."

Für die Deutschen in Amerika war P. Wimmer der rechte Mann. Vor 1848 war die Zahl der katholischen Einwanderer aus Deutschland noch verhältnißmäßig gering. Aber in dem Jahrzehnt



1850—1860 wanderten 950,000 Deutsche ein, von denen mindestens ein Viertheil, also wenigstens 237,000, Katholiken waren. Für das folgende Jahrzehnt 1860—1870 berechnete man die katholischen Einwanderer aus Deutschland auf 268,000 Seelen. Da galt es zuzugreifen, Gemeinden zu sammeln und Kirchen zu bauen, bevor die Mehrzahl der Einwanderer der Religion entfremdet war. Wimmer's Wahlspruch war: „Vorwärts!“ Je mehr die Zahl seiner Priester wuchs, um so größer wurde auch die Zahl der Missionsstationen, die er ins Leben rief oder auf Wunsch der Bischöfe übernahm. Wenn er an seine Freunde in Deutschland schrieb, entwickelte er gewöhnlich so viele Pläne, daß den bedächtigen Deutschen angst und bange wurde. „Nur langsam,“ rief ihm sein bester Freund und Gönner zu, der Hofkaplan Müller in München, „bringen sie erst das Haus in St. Vincent in guten Stand!“ Aber Wimmer wußte, daß jeder verlorene Augenblick eine verlorene Position bedeute. Er legte die Fundamente. Ihm kam es z. B. nicht darauf an, ob die nackten Backsteinmauern seiner Neubauten im Inneren jahrelang des Bewurfes entbehrten. Er überließ den Ausbau der Zukunft, und er hat weise gehandelt. „Wie unsere Lage hier ist,“ schrieb Wimmer 1851, „so ist es nicht möglich stille zu stehen und auf einen bestimmten Kreis oder Platz oder Zahl sich zu beschränken: wir müssen vorwärts, wir müssen zugreifen und uns ausbreiten, selbst ehe wir noch Zeit gehabt haben, uns auf einem Punkte recht zu befestigen. Ein Haus wäre so schwer nicht zu dirigiren, besonders wenn einmal alles im geregelten Gange ist. Aber einerseits wächst alljährlich unser Convent so sehr an Personal, daß ich mich wieder nach neuem Material umsehen muß, um es zu versorgen und zu beschäftigen, und andererseits drängen uns Geistliche und Weltliche da oder dort zu helfen, wo sonst niemand zur Hilfe vorhanden oder willig ist; und so muß ich alle Jahr etwas neues kaufen oder anfangen, das eben, weil jeder Anfang schwer ist, wieder neue Sorgen und Arbeiten zu den schon bestehenden hinzufügt.“

IV. Erhebung zur Abtswürde.

Einen einstweiligen Abschluß bekam die Klostergründung von St. Vincent durch die päpstliche Bestätigung, welche im Sturmjahre 1848 ausgestellt, wegen der Revolution erst am Schutzengelfeste 1850 eintraf. Bald darauf entschloß sich P. Wimmer zu einer Reise nach Deutschland, um neue Geldmittel und Hilfskräfte zu gewinnen. Seine Hoffnung wurde nicht getäuscht, denn er fand in Baiern offene

Herzen und Hände. König Ludwig schenkte ihm 10,000 Gulden, überdies Bücher und Kirchengeräthe. Außerdem schlossen sich ihm 21 Ordenscandidaten, darunter sieben Kleriker, an.

Am 7. Juni 1851 begrüßte Wimmer mit seiner Schaar wieder sein liebes St. Vincent. „Nachdem wir zuvor alle dem Herrn der Heerschaaren gedankt, der mich glücklich hin- und hergeführt, zog ich wieder in mein bescheidenes Klösterlein ein, und zwar unter schallender Musik, weil es unsere Zöglinge sich durchaus nicht wehren ließen, mir Proben ihrer Fortschritte abzulegen und dadurch ihre Freude zu bethätigen über meine Rückkehr und die Ankunft so zahlreicher Genossen."

Der Erfolg, welchen P. Wimmer in Deutschland errungen, machte Muth, nach Höherem zu streben. Gerade in jener Zeit traf König Ludwig von Baiern, der große Wohlthäter von St. Vincent, Vorkehrungen für eine Reise nach Italien. Wimmer benutzte die Gelegenheit und legte dem wohlgeneigten Fürsten ans Herz, wie vortheilhaft die Erhebung des Klosters zur Abtei für die junge Pflanzung sein werde. König Ludwig ließ sich die Sache auch angelegen sein, hatte auch erfahren, daß der hl. Vater prinzipiell nicht abgeneigt sei; aber einen Erfolg errang er nicht. Rom in seiner Erbweisheit ging überaus vorsichtig zu Werk, zumal Klagen gegen St. Vincent eingelaufen waren. Nach baierischer Sitte hatte man daselbst eine Brauerei errichtet, und das hatte großen Anstoß erregt. Die rigorosen Puritaner schmiedeten daraus sogar Waffen gegen die Katholiken, was Rom übel vermerkte.

Wie kühl die Römer die neue Stiftung betrachteten, geht deutlich aus dem Berichte hervor, den der Nuntius Cajetan Bedini der Propaganda über St. Vincent abstattete. Er hatte das Kloster am 9. Dezember 1853 besucht. „Ein feierlicher Empfang wurde dem hohen Gaste bereitet. Die Novizen, Scholastiker, Kleriker, sowie die Säcular-Studenten begrüßten ihn mit Anreden, jede Abtheilung in einer andern Sprache." Das alles erkannte Bedini auch an. „Der Obere (P. Wimmer)", so berichtete er, „sei voll Thätigkeit und Eifer, er habe ungefähr ein Dutzend Profeßreligiosen und ebenso viele Novizen; sie betreiben Musik, Ackerbau, Handwerke, Künste und theologische Studien. Jedoch alles sei verhältnißmäßig noch arm. Der Mönche Streben gehe zwar schon dahin, einen Abt zu erhalten; dieses scheine ihm noch zu früh, denn das ganze trage noch zu sehr

das Gepräge der Kindheit an sich, obwohl es immerhin Aufmunterung verdiene."

Wimmer gehörte nicht zu den Leuten, welche sich von einem durchdachten Plane durch Hindernisse leicht abschrecken lassen. Er beschloß im Frühjahr 1855 persönlich Rom aufzusuchen. Er fand kühle Aufnahme; denn man glaubte in Rom, daß Wimmer in der Brauerei-Angelegenheit es an der nöthigen Discretion habe fehlen lassen, daß er die öffentliche Meinung mißachtet und dadurch die Religion und seinen Orden an Ehre und gutem Ruf bei der katholischen wie protestantischen Bevölkerung schädige. Aber er fand auch einen tapferen Anwalt in dem General-Prokurator der Cassinenser Congregation, dem Abte Pescetelli von St. Paul. In überaus geschickter Weise verwies derselbe auf das Beispiel von Solesmes in Frankreich, das 1837 unter Gregor XVI. zur Abtei erhoben wurde. „Dieses Kloster war damals noch weit entfernt, daß es die Anzahl von Mönchen und ein solches Besitzthum, wie St. Vincent jetzt aufweist, besaß, und die Errichtung geschah unter unzähligen Hindernissen seitens der Regierung, der Bevölkerung und des Episkopats. Jedermann kennt die großen Vortheile, welche für die Kirche, und welcher Trost für den hl. Vater aus dieser Abtei entsprossen sind. Er vermöge nicht einzusehen, warum das nicht jetzt in Amerika geschehen könne, was 1837 in Frankreich geschehen ist. Amerika sei ein jugendliches Land, welches in seiner zunehmenden Größe katholische Institute aller Art hervorbringen könne, und in welchem jene Beispiele des Mittelalters wieder aufleben können, da die Abteien beinahe die einzigen Anstalten gewesen, welche das Volk in der Religion, in den Wissenschaften, in den mechanischen und in den freien Künsten und im Ackerbau unterrichteten, was auch in der That durch die Mönche in Pennsylvanien geschah. Wenn wir ihre Berichte lesen über ihre monastischen Uebungen, über ihre wissenschaftlichen Beschäftigungen, über ihre Arbeiten in Künsten und Ackerbau, so sehen wir jene längst vergangenen Tage wieder aufleben, welche so rühmlich für die Kirche waren. Möge daher diesen wohlverdienten Einsiedlern ihre Bitte genehmigt und ihnen dadurch ein neuer Antrieb zu ihrem Eifer, für die Ehre des Ordens und zur Verbreitung des Christenthums und wahrer Bildung in Amerika zu wirken, gegeben werden."

In gleich kluger Weise benutzte Pescetelli die günstigen Zeugnisse des Diöcesanbischofs. Offen hatte der Bischof anerkannt, daß St. Vincent die wichtigste Anstalt seiner Diöcese sei, so lange es gut ge-

leitet werde; keine Anstalt verspreche so erfolgreich in der Heranbildung eines jungen Klerus zu sein wie sie. „Wenn aber der Bischof den Vorschlag mache, nur einen Abt für kurze Dauer und ohne die Zeichen der Abtswürde zu bestellen, so könne er (Pesectelli) damit nicht übereinstimmen. Amerika müsse sich in solchen Dingen nach den Gebräuchen Rom's richten und nicht Rom nach den Gebräuchen Amerika's. Es sei auch zu fürchten, daß die Communität von St. Vincent, welche nach dem Zeugnisse des Bischofs so fromm, so erbaulich und der Kirche so nützlich sei, diesen Aufschub als eine Censur für Vater Wimmer, den Gründer und Obern jener klösterlichen Niederlassung, betrachten werde. Sollten diese Zweifel, welche, nach den neuesten Briefen zu urtheilen, bereits auftauchten, in den Gemüthern vieler einmal Wurzel fassen, sollten Leidenschaften und Ehrgeiz in dieser Körperschaft erwachen, welche noch nicht fest organisirt sei, dann werde das Gute, das bereits zustande gebracht worden, auf einmal verloren gehen und ebenso das größere Gut, das man in Zukunft von diesen so thätigen und intelligenten Arbeitern noch erwarten dürfe."

Endlich empfahl Pesectelli gerade P. Wimmer zum Abt. Der Bischof von Pittsburgh „habe ihm 1846 die Pfarrei St. Vincent übertragen, sowie die beiden Landgüter, von welchen jedoch der ehemalige Pfarrer nur mit Mühe seinen Lebensunterhalt hätte erlangen können. Des Pfarrers Wohnung habe in zwei Zimmern bestanden, und Pater Bonifaz und seine Genossen hätten sich genöthigt gesehen, 6 Monate lang in einem sehr kalten Winter auf dem Dachboden ihre Schlafstelle aufzuschlagen. Ungeachtet der rauhen Witterung und der Entfernung von 300 Schritten habe er nie unterlassen, sechsmal des Tages in die Kirche sich zu begeben, um mit seiner Klostergenossenschaft das hl. Officium zu recitiren, beginnend um 4 Uhr morgens. Die ersten eilf Monate habe er in solcher Armuth verlebt, daß 100 Gulden, die er aus Baiern erhalten, ihm ein Schatz gedünkt hätten." „Im Verhältnisse zu den Mitteln, die er vom Ludwigs-Missionsverein erhalten, habe er Aecker gekauft, ein Kloster gebaut, drei Priorate errichtet, Mühlen und mehrere Häuser gebaut, welche er mit Mönchen und Laienbrüdern besetzte. Diese alle habe er der Strenge der monastischen Disciplin unterworfen, ihnen den Geist seiner eigenen Thätigkeit mitgetheilt und einem jeden eine Beschäftigung zugewiesen, entweder zu predigen oder zu lehren, oder Handarbeit zu verrichten. Er habe ein Collegium, ein Seminar eröffnet, welches vorzüglich den Armen zugänglich sein solle. Er habe eine klassische Schule im Kloster errichtet, in der die alten und neuen Sprachen,

Grammatik, Moral, Theologie, canonisches Recht und Kirchengeschichte nach den Textbüchern der bewährtesten Autoren gelehrt würden. Einigen seiner Mönche und Laienbrüder, welche sich in Deutschland Fähigkeiten und Kenntnisse in der Musik, im Malen, in Bildhauer- und Gold-Arbeiten erworben hätten, habe er Gelegenheit gegeben, dieselben zu entfalten und nutzbar zu machen. Er habe eine Genossenschaft von 81 Laienbrüdern in Handwerken und Feldarbeiten geleitet, und zwar in großer Ordnung und Disciplin, ohne je den klösterlichen Uebungen im geringsten zu vergeben, was alles der höchsten Bewunderung würdig sei. Als er seinen letzten Brief, datirt am 10. Dezember 1854, geschrieben, habe er 42 Mönche, 18 Novizen, 81 Laienbrüder, 100 Studenten und Seminaristen gehabt. Außer dem Hauptkloster seien ihm drei Priorate, welche je 28, 55 und 115 Meilen von St. Vincent entfernt liegen, untergeben gewesen. Sein Kloster besitze 3600 Tagewerk Land, eine Bildergallerie, eine Bibliothek, alle Arten von Musik-Instrumenten, Gewerk- und Ackerbau-Maschinen. Alle Summen, welche er vom Ludwig-Missionsvereine oder von König Ludwig selbst erhalten, und worüber er genaue Rechenschaft ablege, habe er zum Ankauf von Ländereien verwendet. Den Unterhalt für die Mönche, für die Laienbrüder, für die Seminaristen (welche beinahe alle Freistellen hätten), für die Priester, welche im Kloster Unterricht ertheilten, für die Armen und für die Reisenden, erwerbe er aus den Aeckern, befruchtet durch den Schweiß der Laienbrüder und häufig der Mönche selbst. Er verbreite die Wohlthaten des Evangeliums, die Tröstungen der Religion über ein Gebiet, so groß wie das Großherzogthum Toskana, und mit vielem Nutzen, wie der Bischof selbst bezeuge. Er sei sehr erfahren in der Verwaltung der Geschäfte und klug in der Regierung seiner zahlreichen Klosterfamilie, so daß der Bischof selbst behaupte, „die Genossenschaft könne unter der Leitung eines andern keine solchen Fortschritte machen". Werde ein Mann, der in dem kurzen Zeitraum von acht Jahren solche Wunder gewirkt, nicht die Klugheit besitzen, die ein Abt haben soll? Ein Mann, der so viele zum klösterlichen Berufe angeleitet habe, der sie zu einem so strengen Leben herangebildet, zu einem Leben, welches gänzlich der Ehre Gottes und der Liebe des Nächsten gewidmet sei, möchte wohl im Stande sein, auch die geistlichen und nicht allein die zeitlichen Geschäfte zu leiten."

Die Bemühungen Pescetelli's wurden noch unterstützt durch König Ludwig von Baiern, der sich gerade damals in Rom aufhielt. So konnte ein günstiger Ausgang nicht fehlen. Am 24 August 1855

wurde St. Vincent zur Abtei erhoben durch Breve des hl. Vaters Pius IX. und am 17. September P. Bonifaz Wimmer „in Anbetracht dessen, was er zum Gedeihen dieses Klosters ruhmvoll gewirkt,“ für drei Jahre zum Abte ernannt. Der Bischof von Pittsburgh wünschte dem neuen Abt Glück und bemerkte: obwohl er selber die Erhebung des Klosters zur Abtei für verfrüht erachtet, so habe er doch seine herzliche Zustimmung gegeben, sobald der heilige Stuhl diesen Schritt für angemessen hielt; er selber habe es nur als Frage der Zeit erachtet, wann es geschehen solle. Er vertraue fest, daß der Abt durch seine Klugheit und Discretion alles in schönster Ordnung leiten werde.

Mit der Erhebung zur Abtswürde schien der Eifer Wimmer's noch zu wachsen. Gerade in jener Zeit entwickelte sich die große Völkerwanderung in die reichen und fruchtbaren Prärien jenseits des Missouri, welche bis dahin noch der unbestrittene Tummelplatz der Indianer gewesen. Von Minnesota und von Kansas ergingen Einladungen an den Abt, Priester für die deutschen Einwanderer zu schicken. Wimmer hätte seine Natur verleugnen müssen, falls er solchen Einladungen nicht hätte entsprechen wollen. 1857 ging er selber schon zur Visitation der neuen Benediktiner-Niederlassungen nach Kansas und Minnesota. Aus Doniphan in Kansas berichtete er nach München; aber die Antwort glich auf's Haar einem kalten Wasserstrahl. „Ich habe Ihre beiden Briefe erhalten“, schrieb der Hofkaplan Müller, „auch Se. Excellenz (der Erzbischof von München) erhielt den seinen. Er ist ungehalten über Sie, weil Sie gar zu viel anfangen und sich in eine ungeheure Schuldenlast hineinstürzen. Wenn Se. Excellenz Amerika nicht so kennt wie ich, so muß doch auch ich mit einstimmen und sagen: befestigen Sie das bisher Geschaffene. Wie, wenn Sie nicht mehr zum Abte gewählt würden, wer ist dann im stande, dieses alles fortzuführen? Wer wird dann auf Sie hören, wenn ein anderer befiehlt? Lassen Sie sich doch nicht gar so sehr vom Unternehmungsgeist hinreißen. Sie haben bereits so viel geschaffen, wie andere kaum in fünfzig Jahren thun würden.“ Wie gut es auch die Münchener Freunde meinten, so kannten sie doch eben nicht den ganzen Umfang der geistigen Noth, der in den neuangesiedelten Gegenden herrschte. Da mußte geholfen werden, wenn nicht alles für die katholische Kirche verloren gehen sollte. Deßhalb vermochten auch die Freundesworte den kühnen Ordensmann nicht in seinem wohl durchdachten Plane irre zu machen. Im September desselben Jahres schildert er dem Hofkaplan, der ihm



so ernste Mahnung geschickt hatte, die Ausdehnung seines Werkes: „Es sind gerade zwölf Jahre, daß ich mit meinen 4 Studenten und 15 zu Laienbrüdern bestimmten Bauern und Handwerksburschen diese Stadt verließ, um im Innern von Pennsylvanien einen schicklichen Platz zu einem Kloster zu suchen. Die göttliche Vorsehung führte mich hierher, und nun nach zwölf Jahren stehe ich an der Spitze einer Abtei, die 43 Priester, 12 Kleriker, 15 Novizen und ebenso viele Scholastiker, nebst dem aber über 100 Laienbrüder zählt, ein Gymnasium und Lyceum hat mit einem Seminarium puerorum und einem weltlichen Knabenseminar, und dessen Priester nun an verschiedenen Plätzen, vom Ufer des atlantischen Meeres bis an die äußersten Grenzen der Civilisation im Westen an den großen Strömen Mississippi und Missouri, ihre seelsorgliche Thätigkeit entwickeln. Es sind nämlich gegenwärtig 3 Priester unseres Ordens in Newark an einer Bucht des atlantischen Ozeans im Staate New-Jersey; in Bellefonte im Staate Pennsylvanien und Diöcese Philadelphia sind 2, in St. Marien-Stadt sind 3, und 1 in Cooper-Settlement, Diöcese Erie; 2 befinden sich in Carrolltown, 1 in Indiana, 1 in Greensburg, 2 in Buttler, Diöcese Pittsburgh; 3 sind in Covington im Staate Kentucky; 1 in Leavenworth, 2 in Doniphan in Kansas, und 1 in Omaha-City, Hauptstadt des ungeheuren Territoriums Nebraska. Endlich sind 6 Priester im Staate Minnesota (2000 englische Meilen von St. Vincent entfernt), Diöcese St. Paul; nämlich 1 in St. Paul selbst, 1 in Shakopee, 4 in St. Cloud; sie werden heuer noch zwei Mitbrüder zur Unterstützung in der Seelsorge bekommen. Vereinigungspunkt für alle diese mehr als 2000 Meilen weit von einander entfernten Missionsstationen ist das Mutterkloster St. Vincent. Jeder von uns hat Arbeit genug; aber die größte Last liegt doch auf dem Abte, um so mehr, da ich, weil die Nachfrage nach Priestern so groß ist, alle, die ich nur irgend entbehren konnte, entsendet habe und daher die Regierungs- und Verwaltungssorgen größtentheils allein tragen muß.“ In einem früheren Briefe bemerkte der Abt noch: „Wir haben nun 27 Weltpriester und 44 Benediktiner herangebildet. Ist das nicht viel für ein so junges Kloster?“

Es war deswegen nur recht und billig, wenn seine Mitbrüder nach Ablauf der drei Jahre, in denen er nach dem Willen des Papstes den Abtsstab geführt hatte, ihn fast einstimmig wieder wählten. Der Wahl gingen geistliche Uebungen voraus, über welche Wimmer folgendes bemerkt: „Da auf die Abtwahl unmittelbar die Abhaltung des Generalcapitels zu folgen hatte und beide Acte von

großer Wichtigkeit für die Wohlfahrt und das Gedeihen des Benediktiner-Ordens in Amerika waren, so berief ich den berühmten Jesuiten P. Wenninger, uns zuvor geistliche Exercitien zu geben. Alle nahmen Antheil, auch die Laienbrüder. Es sind gerade um diese Zeit die Feldarbeiten am dringendsten; aber ich wollte sie doch der Freude und des Trostes nicht berauben, die tief ergreifenden Vorträge des gottbegeisterten Missionärs zu hören. So waren denn 150 Benediktiner eine ganze Woche hindurch in strengstem Stillschweigen mit Erwägung der wichtigsten Wahrheiten und Ringen im Gebete beschäftigt, um sich im Geiste zu erneuern." — Auch im Jahre 1862 wurde Wimmer wiederum zum Abt erwählt, von Rom jedoch nicht auf Lebenszeit bestätigt, wie man erwartet, sondern ad beneplacitum Apostolicae Sedis, auf unbestimmte Zeit.

Ende Januar 1865 unternahm Abt Wimmer die zweite Romreise. Es drängte ihn Rechenschaft abzulegen über sein fast zwanzigjähriges Wirken. Ueberdies waren Fragen zu erledigen und Schwierigkeiten hinwegzuräumen, welche in einer so schnell wachsenden Communität mit Naturnothwendigkeit entstehen mußten. Sechzehn Monate dauerte sein Aufenthalt in der ewigen Stadt, der endlich mit vollem Erfolg gekrönt wurde. Die Benediktiner-Colonie in Minnesota wurde Abtei, Wimmer lebenslänglicher Abt in St. Vincent und Präsident der amerikanischen Congregation. Pius IX. erwies sich überaus gnädig. „Evviva l'Abate Wimmer colla barba magnifica!" rief er in der Abschiedsaudienz dem Abte mit dem langen, ehrwürdigen Barte zu. Die köstlichste Frucht des römischen Aufenthalts war jedenfalls die Gründung eines Studienhauses in Rom, das schon 1866 ins Leben trat, und aus dem die blühende Benediktiner - Studienanstalt von San Anselmo erwuchs, an der hauptsächlich Benediktiner von St. Vincent und Beuron dociren. Zur Gründung der Anstalt konnte Wimmer die Summe von 40,000 Lire zeichnen. So hatte sich die Benediktiner-Congregation von St. Vincent gekräftigt.

V. Die Zeit der Ernte. — Schluß.

Jahre saurer Arbeit waren es gewesen, die Abt Wimmer in Amerika zurückgelegt hatte. Mühseligkeiten und Sorgen waren sein Antheil gewesen. Jede neue Gründung hatte neue Plagen im Gefolge gehabt, so daß er sich kühnlich den geplagtesten Menschen nennen durfte. Aber der Same, den er mit seinem Schweiße befeuchtet, entwickelte sich auch und trug herrliche Blüthen. Manches Unter-

nehmen war freilich mißglückt; manche Station hatte er wieder aufgeben oder vielmehr nach vielen Opfern Weltgeistlichen überlassen müssen, weil sie für ein wirkliches Kloster nicht die nothwendigen Bedingungen besaß. Andere entfalteten sich um so herrlicher.

Die erste von St. Vincent ausgegangene Colonie, welche sich zur selbstständigen Abtei entwickelte, war die St. Johannis-Abtei in Minnesota. 1856 war P. Demetrius, ein geborener Graf Marogna, mit zwei neugeweihten Priestern und etlichen Laienbrüdern in das ferne Land gezogen, das kurz zuvor der Einwanderung eröffnet und noch Tummelplatz der Indianer war. Binnen drei Jahren hatten sie die Gläubigen an dreißig verschiedenen Orten gesammelt und ebenso viele Kirchen und Kapellen erbaut, freilich die meisten von Holz. Wild genug waren damals noch die Verhältnisse. Als Abt Wimmer 1859 zum Besuch kam, konnte einer dieser jungen Missionäre, ein ehemaliger Schweizer Sonderbunds-Officier, zwei junge gezähmte Bären, die frei herumliefen, als Novizen vorstellen.

In demselben Jahre 1859 errichteten die Patres aber auch schon eine Lateinschule. So schnell entwickelte sich die Colonie, daß 1866 P. Rupert Seidenbusch, ein Münchener, zum Abt erwählt wurde. Segensreich wirkte derselbe, sodaß er 1875 zum Apostolischen Vicar des nördlichen Minnesota bestimmt wurde. Sieben Jahre später, also ein Vierteljahrhundert nach der Gründung, konnte schon eine herrliche Stiftskirche geweiht werden. Ein ehemaliger Alumnus von St. Vincent, der Pfarrer Ferdinand Hundt, ein Mann, der sich besonders um die Pflege der deutschen Sprache in Amerika verdient gemacht, begrüßte die Abtei damals mit folgenden schönen Versen:

> Von St. Vincent's Mutterkloster sind die Töchter ausgezogen,
> Folgend deutschen Wanderstromes immerfort erneuten Wogen;
> Und die älteste der Töchter feiert heute froh verwundert
> Schon das Silberjubiläum eines Viertels vom Jahrhundert.
>
> Die Abtei von St. Johannes ist im großen weiten Westen
> Schon der blühendste und stärkste von des Ordensbaumes Aesten;
> Prächtig ihre Bauten lagern in der Bucht von sanften Hügeln,
> Und der Kirche Thurmesspitzen sich im nahen See bespiegeln.

Seitdem haben die Väter von St. John's Abbey nicht gerastet. Ihre Hauptthätigkeit haben sie den deutschen Einwanderern gewidmet. Aber auch unter den zahlreichen Indianern haben sie eine gesegnete Wirksamkeit entfaltet.

Gleichzeitig mit den Benediktiner-Pionieren von Minnesota zogen auf Geheiß des Abtes Wimmer drei Patres, Wirth, Seitz

und Lemke, nach Kansas. P. Lemke war derselbe, welcher dem P. Wimmer zur Auswanderung nach Amerika den Anstoß gegeben und später selber das Benediktinerkleid genommen hatte. Wirth und Lemke ließen sich anfangs in Doniphan, später in dem viel versprechenden Atchison nieder. P. Seitz gründete in Leavenworth eine Kirche für die Deutschen. Das Kloster in Atchison machte schnelle Fortschritte und wurde 1858 ein unabhängiges Priorat. P. Wirth gründete als Prior voll Eifer und Geschick ein Colleg für höhere Studien und begann den Bau einer Stiftskirche, welche alle Kirchen der Congregation an Größe und Schönheit übertreffen sollte. Allein die Mittel reichten nicht, und wenn nicht Abt Wimmer mit unerschöpflicher Geduld und nie versiegender Großmuth Beistand geleistet hätte, wäre der Bestand des Klosters ernstlich in Frage gestellt worden. Dafür wurde ihm der Trost, daß der folgende Prior von Atchison, P. Ludwig Fink, zum Apostolischen Vikar von Kansas und später zum Bischof von Leavenworth ernannt wurde. 1876 hatte die Niederlassung sich so weit gekräftigt, daß sie zur Abtei erhoben und P. Innocenz Wolf zum ersten Abt erwählt werden konnte.

Die dritte Abtei St. Mary's in Newark im Staate New-Jersey ging aus einer Pfarrkirche hervor, welche ein Benediktiner von St. Peter in Salzburg schon 1841 ins Leben gerufen hatte. Als die Gemeinde wuchs, begehrte derselbe Hilfe von P. Wimmer. Obwohl grundsätzlich gegen die Uebernahme von Gemeinden in großen Städten, wich doch P. Wimmer hier aus Liebe zum Ordensbruder von seinem Prinzip ab. Kaum war die Hilfe aus St. Vincent eingetroffen, als die Bewegung der sogenannten Knownothings ausbrach. Auch in Newark griffen diese amerikanischen Fanatiker aus Haß gegen die Ausländer, und besonders die katholischen Ausländer, die Marienkirche an. Die Benediktiner retteten nur durch schleunige Flucht ihr Leben, die Kirche aber wurde jämmerlich verwüstet. Noch ist in Newark das Bild der unbefleckten Empfängniß vorhanden, dem die Knownothings (d. h. Nichtswisser) Kopf und Hände abschlugen.

1856 übertrug Bischof Bayley, der spätere Erzbischof von Baltimore, die St. Marienkirche förmlich den Benediktinern von St. Vincent mit dem Wunsche, daß sie bei derselben ein Kloster und Colleg für höhere Studien errichten möchten. Das Kloster entwickelte sich so trefflich, daß 1885 P. Jakob Zilliox zum Abt erwählt wurde. Ihm folgte nach kaum zwei Jahren der jetzige Abt P. Hilarius Pfrängle, welcher schon eine Reihe von Neugründungen ins Leben rief.

Eine der aussichtslosesten Stiftungen des Abtes Wimmer war

jene, welche er 1876 in Nord-Carolina unternahm. In keinem Staate der Union ist der Katholicismus so weit zurück wie in jenem, weil kein Staat weniger Einwanderung hat. Alle Welt prophezeite sicheres Mißlingen. Aber Wimmer nahm die Mission in Angriff, wie er selber sagte, „wegen der Armuth und Verlassenheit der Katholiken in Nord-Carolina." Darum fehlte auch der Segen nicht. Heute steht in Belmont (früher Garibaldi genannt) in Gaston-County die Abtei von Maria-Hilf (Mary Help Abbey), und alle Welt bewundert nicht blos die Opferwilligkeit, sondern auch die Klugheit und Fernsicht, mit der Abt Wimmer zur rechten Zeit Hand ans Werk gelegt hatte. Zur Abtei erhoben wurde die Stiftung 1884. Als ersten Abt erwählten die Väter einen geborenen Amerikaner, P. Leo Haid, der mit so viel Klugheit und Frömmigkeit wirkte, daß der hl. Stuhl ihm drei Jahre später die Verwaltung des Apostolischen Vicariats Nord-Carolina übertrug — der dritte Bischof, der von St. Vincent in wenigen Jahren ausging.

Zur Maria-Hilf-Abtei gehört die Negergemeinde in Savannah mit der Negerschule in Isle of Hope und die Ackerbauschule für Neger auf der Insel Skidaway im Staate Georgia. Französische Benediktiner hatten auf Einladung des Bischofs von Savannah 1874 sich in dieser Stadt niedergelassen und die Negerschule begründet. Aber das gelbe Fieber raffte zwei Jahre später die Mehrzahl derselben hin, und das Mutterkloster Pierre-qui-vire in der französischen Diöcese Sens weigerte sich Ersatz zu senden. Da wandte sich der Bischof an Abt Wimmer. Die Armuth der Neger und die Hoffnung, sie zu guten Christen und Ackerbauern erziehen zu können, ließ den Abt alle Schwierigkeiten und Gefahren vergessen. Er sandte sofort Priester und Laienbrüder und machte selbst binnen zehn Jahren viermal den weiten Weg, um zu ordnen und zu helfen. Was Abt Wimmer für die armen Neger durch diese Mission gethan, wird dereinst eine der glänzendsten Perlen in seiner Krone bilden.

Das letzte größere Werk, welches Abt Wimmer in Angriff nahm, war die Gründung eines böhmischen Priorats in Chicago, wo er schon dreißig Jahre früher ein Priorat zum hl. Joseph für die Deutschen begründet hatte. Veranlassung zu dieser neuen Stiftung gab eine Mission, welche Patres von St. Vincent in der böhmischen Kirche St. Prokop in Chicago hielten. Vorher schon hatte er polnische und böhmische Kirchen durch seine Ordenspriester, welche der Sprache mächtig waren, verwalten lassen. Für alle diese slavischen Gemeinden einen Centralpunkt zu schaffen, hielt Wimmer für überaus nothwendig.

Darum sandte er fünf böhmische Priester nach St. Prokop und legte ihnen die Gründung einer Lateinschule hauptsächlich für slavische Studenten auf — eine Einrichtung, welche von überaus segensreichem Einflusse auf die religiösen Verhältnisse der slavischen Einwanderer zu werden verspricht. Wie überall, wo Wimmer anfing, hatte er auch in St. Prokop erst die nöthigen Gebäulichkeiten für Geistliche und Schulen herzurichten; denn das Pfarrhaus war klein und beschränkt, dabei persönliches Eigenthum des böhmischen Pfarrers. Alle Kosten wurden von St. Vincent bestritten. Die letzte Petition, welche Wimmer nach Rom schickte, betraf die canonische Errichtung des Priorates St. Prokop. Das Apostolische Breve mit der Bestätigung traf noch während seiner letzten Krankheit in St. Vincent ein.

Als der müden Hand des nimmer rastenden Hirten der Abtstab schon zu entgleiten drohte, kam noch eine Bitte um Priester aus Ecuador in Südamerika. Bischof Schuhmacher von Puertoviejo aus dem Lazaristen-Orden war durch einen jener Theologen, welche, in St. Vincent gebildet, in seine Diöcese traten, auf das fruchtreiche Wirken des Abtes aufmerksam geworden. Er knüpfte brieflich mit demselben an, kam persönlich nach St. Vincent; aber Abt Wimmer vermochte keine augenblickliche Hilfe zu leisten, da er gerade damals mehrere Professoren an das Collegium St. Anselm in Rom senden mußte. Nochmals legte der Bischof vor seiner Abreise nach Europa dem Abte die dringende Bitte um Ordenspriester ans Herz. „Es fehlt uns, schrieb er, ein religiöser Orden; es fehlt dem Klerus die Stütze einer religiösen Familie, welche ihm Halt geben und Hilfe leisten könnte in den Mühen und Beschwerden des priesterlichen Berufes. Das Volk in Ecuador hat noch tiefen religiösen Sinn bewahrt, der nur der Anregung, Belehrung und besonders des guten Beispiels bedarf, um die schönsten Früchte hervorzubringen". Erst nach Wimmer's Tode konnte sein Nachfolger eine Colonie von drei Priestern, 1 Kleriker, 2 Scholastikern und 2 Brüder-Candidaten aussenden, welche sich am 20. Juli 1888 in New-York einschifften in demselben Boote, auf welchem sich General Flores, der Präsident von Ecuador, zufällig befand. Sie ließen sich in Bahia in der Nähe des Aequators nieder, wo sie wenige Monate später schon ein kleines Collegium von 40 Zöglingen eröffneten.

Die letzten Lebensjahre des tapfern Prälaten waren noch reich an Arbeiten, aber auch reich an Ehren. 1880 ging er zum viertenmal nach Rom, hauptsächlich um an der vierzehnten Centenarfeier des hl. Benedikt, seines Ordensstifters, theilzunehmen. Im Jahre darauf feierte Abt Wimmer im Kreise seiner Söhne und umgeben von

mehreren Bischöfen und zahlreichen Weltgeistlichen seine Sekundiz, zwei Jahre später sein fünfzigjähriges Profeßjubiläum. Der heilige Vater schmückte ihn bei dieser Gelegenheit mit dem Titel eines Erzabtes. Alte Alumnen von St. Vincent, die als Bischöfe und Priester in Amerika wirkten, hatten diese Auszeichnung in Rom erwirkt.

Noch vier Jahre gewährte ihm Gott nach der Sekundiz zur Vorbereitung auf die Ewigkeit; das letzte Jahr war eine Leidenszeit, in welcher er die Mauern des Klosters nicht mehr überschritt. Am Feste der unbefleckten Empfängniß 1887, während des Hochamtes, wurde er aus seiner irdischen Laufbahn abberufen. 79 Jahre hatte ihm Gott geschenkt. Es waren köstliche Jahre gewesen, voll Mühen, voll Arbeit, voll Leiden, aber auch voll Segen. An seiner Bahre standen 5 Bischöfe und 5 Aebte, außerdem etwa 100 Priester. Der Weihbischof von Pittsburgh, Richard Phelan, celebrirte das Requiem, Bischof O'Hara von Scranton hielt die Leichenrede. Die Thränen und Gebete vieler, denen der Entschlafene Freund und Wohlthäter gewesen, folgten ihm in die Ewigkeit. Was Erzabt Wimmer im Stillen Gutes gethan, das wird erst jenseits offenbar werden. Viele Weltgeistliche bekannten, daß sie ohne seine thatkräftige Hilfe nie zur Gnade des Priesterthums hätten gelangen können. Auch in anderen Kreisen trocknete er viele Thränen und half, wo er helfen konnte. Kein Undank, wie oft er ihn auch erntete, konnte ihn vom Wohlthun abhalten. Mit Recht sang deswegen Pfarrer Hundt bei der Sekundiz von ihm:

„Der Wissenschaft und Kunst stets hold, ein wahrer Freund der Armen,
Siehst du in Deiner Liebe Strahl manch' edles Herz erwarmen,
Und alles Lob, das heute strömt so reichlich dir entgegen,
Es ist des Dankes freier Zoll, es ist der Herzen Segen."

Für den Benediktiner-Orden, wie für die ganze Kirche in Nordamerika war sein Tod ein herber Verlust. Auf ihn und sein Werk kann man getrost das evangelische Gleichniß vom Senfkörnlein anwenden. Wie unscheinbar war der Anfang. Ergraute Männer, die Amerika kannten, schüttelten den Kopf, als er sie um Rath fragte, und ihr Rath ging dahin, bescheiden eine Pfarrei anzunehmen und die paar Studenten und Handwerker zu entlassen, mit denen er voll Vertrauen nach Amerika gekommen war, um seinen im Glauben bedrängten Landsleuten zu helfen. Doch Wimmer war voll eiserner Beharrlichkeit. Sein Grundsatz war: „Beruf fordert Aufopferung und diese ist Liebe!" Im Vertrauen auf den Beruf, den er von Gott empfangen, streute er seinen Samen aus. Langsam, langsam wuchs das

Samenkorn, das er in die amerikanische Erde gelegt hatte, bis es sich endlich zu einem mächtigen Baume voll Blüthen und Früchte entfaltete.

Als Wimmer nach St. Vincent kam, fand er eine unscheinbare Backsteinkirche ohne Thurm, die ihm freilich köstlich erschien im Vergleich zu den Blockhäusern und Bretterhütten, in denen auf dem Lande gewöhnlich die hl. Geheimnisse gefeiert wurden. Bei seinem Begräbniß aber stand sein Sarg in einer reich geschmückten Stiftskirche, deren Thurm weithin das Lob des Erbauers verkündete und den Bewohnern des Westmoreland-County das Sursum corda zurief. Als er mit seinen 19 Begleitern 1846 von St. Vincent Besitz ergriff, fand er ein kleines Pfarrhaus mit etlichen Nebengebäuden, in denen sich die kleine Colonie, so gut und schlecht es ging, einrichtete. Unter dem Schindeldache schlugen sie ihr Dormitorium, ihren Schlafsaal, auf; oft deckte der Schnee mitleidig ihr ärmliches Lager. Das Pfarrgut, welches Wimmer übernahm, war so verwildert, daß die Nachbaren ihre Brombeeren darauf sammelten: es konnte kaum den Einen Priester ernähren. Als aber Wimmer die müden Augen schloß, umrang ein Complex von mächtigen Gebäuden die Kirche, und zum Kloster gehörten 99 Priester, 4 Diakonen, 1 Subdiakon, 23 Kleriker, 6 Novizen und 76 Laienbrüder. Mehr noch: das Kloster, welches Wimmer in St. Vincent gegründete hatte, war zum Mutterkloster, zur Erzabtei geworden, aus der zahlreiche Töchter hervorgegangen waren: die St. Johannes-Abtei im Staate Minnesota mit 57 Priestern, 9 Klerikern, 5 Novizen und 34 Laienbrüdern, die St. Benediktus-Abtei in Kansas mit 34 Priestern, 13 Klerikern, 5 Novizen und 16 Laienbrüdern, die St. Marien-Abtei in Newark, New-Jersey, mit 18 Priestern, 5 Klerikern, 1 Novizen und 3 Laienbrüdern, die Maria-Hilf-Abtei in Nord-Carolina mit 14 Priestern, 7 Klerikern, 9 Novizen, 10 Laienbrüdern und 12 Laien-Novizen, und endlich das unabhängige Priorat St. Prokop in Chicago, Illinois, mit 6 Priestern und 4 Laienbrüdern. Ueber dies waren dem entschlafenen Erzabt an Ordensmitbrüdern im Tode schon vorausgegangen 70 Priester, 16 Novizen und Kleriker und 88 Laienbrüder. Gar viele derselben hatten sich im Dienste Gottes und ihrer Nebenmenschen vorzeitig aufgerieben. So ist denn Wimmer thatsächlich in der neuen Welt ein Patriarch für seinen Orden geworden, und mit Recht hat der Vater der Christenheit ihn und seinen Nachfolger mit dem Namen eines Erzabtes geschmückt.

Wer kann endlich ermessen, welchen Segen Wimmer's Werk den deutschen Einwanderern gebracht hat? Ihretwegen war er hauptsächlich nach Amerika gegangen. Ihre geistliche Noth hatte sein Herz gerührt und ihn zum Entschlusse gebracht, um ihres Seelenheiles willen die Heimat

und deren Annehmlichkeiten zu verlassen. Es war göttliche Fügung, daß er es gethan. Die Verhältnisse in Amerika zwangen ihn zwar später, auch anderen Katholiken als den deutschen die hilfreiche Hand zu reichen — aber seine Hauptsorge blieb bis zum Ende seines Lebens den deutschen Landsleuten gewidmet. Tausende und Abertausende verdanken ihm, daß sie das herrlichste Gut, den Glauben, nicht verloren haben.

Gar viele deutsche Einwanderer verdanken ihm aber noch ein anderes Gut: sie verdanken ihm, daß sie den Schatz ihrer Muttersprache nicht eingebüßt haben. Wimmer und seine Söhne fanden bald heraus, was jeder deutsche Priester in Amerika schmerzlich beklagt, daß nämlich die Deutschen mit deutscher Sprache und Sitte gewöhnlich auch die Religion abstreifen. Schon deswegen pflegten die deutschen Ordenspriester von St. Vincent die Muttersprache und predigten mit Vorliebe in der Muttersprache. Auf dem deutsch-amerikanischen Katholikentage, der im September 1890 in Pittsburgh gehalten wurde, waren die Benediktiner von St. Vincent zahlreich vertreten, sogar durch den würdigen Nachfolger des entschlafenen Prälaten, Erzabt Andreas Hintenach. Der Apostolische Vicar von Nord-Carolina, Abt Leo Haid, ein geborener Amerikaner, aber in St. Vincent deutsch erzogen, hielt auf demselben eine Rede über „die Folgen des Culturkampfes in Deutschland in ihrer Beziehung auf die Kirche der Vereinigten Staaten", und ein Professor von St. Vincent, P. Mauritius Käder, sprach über „die Lieblichkeit und Schönheit der katholischen Kirche." Sie zeigten dadurch, daß der Geist ihres Stifters sie beseelt, daß sie sich eins wußten mit den Deutschen und berufen fühlten, als Deutsche für die Deutschen zu wirken, ohne jedoch andere auszuschließen. Der alte König Ludwig von Baiern, der große Wohlthäter St. Vincent's, hatte schon 1849 von Berchtesgaden an P. Wimmer geschrieben: „Sehr richtig bemerken Sie, daß, damit die Teutschen in Nordamerika teutsch bleiben, Bildung teutscher Priester erforderlich ist; daß Religions- und Schulunterricht in teutscher Sprache ertheilt werde f o r t w ä h r e n d, ist nothwendige Bedingung des Fortbestandes teutschen Wesens. Gottes Segen ruhe ferner auf der teutschen Missionen Wirken." Das war Wimmer's Richtschnur im Leben gewesen, das blieb auch seiner Söhne leitender Gedanke.

Möge der Name des P. Bonifaz Wimmer als eines Wohlthäters der Deutschen in Amerika für immer gepriesen werden; möge sein Werk bis in die fernsten Zeiten fortleben. Möge es immer vollkommener werden und sein und bleiben der Hort der wahren Religion und der Zufluchtsort deutscher Treue und Biederkeit.

